
Google





Inhaltsverzeichniß.

*

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

Guido Görres.

Fünfundzwanzigster Band.

München, 1850.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

*

Seite

I.

Neujahrsbetrachtungen.

Nach alter guter Gewohnheit hat eine historisch-politische Zeitschrift das Recht und die Pflicht: beim Jahreswechsel vorwärts, rückwärts und rund um sich blickend, mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Abrechnung zu halten. Wir folgen diesem frommen Brauche der Journalistenwelt, obgleich wir über die Vergangenheit, zumal die nächste, viel Schmachvolles, über die Gegenwart wenig Trostreiches, und über die Zukunft wenigstens nichts Erheiterndes und die rosenfarbene Laune unsrer Leser Auffrischendes zu sagen wissen; es sei denn das Eine: daß der alte Gott noch lebt, und daß demzufolge, eins in's andere gerechnet, der Weltlauf aller Wahrscheinlichkeit nach, im Jahre 1850 ziemlich derselbe bleiben wird, wie er seither vom Tage der Austreibung der ersten Eltern aus dem Garten Gottes bis auf diese Stunde gewesen. Gewiß ist es wenigstens, daß Der oder Diejenigen, die etwa am vorjährigen Neujahrstage sich der Hoffnung ergeben hatten: nachdem der deutschen Menschheit der vormärzliche Zopf so rasch und glücklich weggeschoren worden, werde jetzt irgend ein Parlament, wie man die Hand umkehrt, das Paradies zurückdecretiren; es

komme eben wieder nur auf kühne Griffe an, auf einen glücklichen Wurf, auf die Verfertigung einer noch nicht gehörten, recht volltönenden, klingenden Phrase, auf einen genialen Constitutionsentwurf, wie er noch nicht da gewesen; es ist gewiß, sage ich, daß Der oder Diejenigen, welche sich vor einem Jahre solcher Hoffnung ergaben, sich arg getäuscht gesehen, und ihre Rechnung nicht gefunden haben. Wir tragen sogar ein ernstes Bedenken: ob sie im jetzt beginnenden Jahre besseres Glück haben werden. Denn, abgesehen auch von der alten Erbkrankheit unsers Geschlechts, das besondere Uebel, woran die heutige westeuropäische Menschheit, zumal die deutsche, leidet, dieß Uebel ist kein leichter, rheumatischer Fieberschauer, den ein gesunder Schweiß über Nacht spurlos hinwegnähme. Eine Erkältung des Herzens, wie die bisherige Pathologie sie noch nicht gekannt, und wie die Weltgeschichte bis jetzt noch von keiner ähnlichen Meldung gethan, hat zerstörend in die innerste Werkstätte des Lebens gegriffen, und die Zerrüttung der edelsten leiblichen Organe hat ihren unheilvollen Rückschlag im Reiche der Intelligenz gefunden. Darüber sind denn, wie es eben zu geschehen pflegt, nach dem Vorgange der Gefühle und Leidenschaften, auch die Gedanken und Folgerungen der bekannten symbolischen Person des ehrenwerthen Repräsentanten der deutschen Nation, Hrn. Piepmeyer, in merkliche Unordnung gerathen. Man sagt: er sei tiefsinnig darüber geworden, daß er nicht längst schon mit dem Ehrenprädicate: Edler von Phrasenreich in den Adelstand erhoben wurde. Seitdem habe er seinen Beruf als gelehrter Sammler und Lexicograph vernachlässigt; nichts als französische Zeitungen gelesen; sich für den Bluthund Robespierre gehalten; von einer Guillotine gesprochen, die zwei Millionen Zeitgenossen die Köpfe abhacken werde; beständig mit seinen eigenen Erinnerungen, seinen Antecedentien, und seiner Herkunft aus dem uralten, bürgerlichen Geschlechte derer Deutschmichel „brechen" wollen; einen Kalabreserhut und Schleppsäbel getragen und mit einer rothen Hahnenfeder gespielt. Die Vorsehung, so lautet weiter die Chronik des verwichenen Jahres, habe den Unfug

nicht länger unthätig mit ansehen können; sie habe, wie ein besonnener Arzt, Vorkehrung getroffen, und sich genöthigt gefunden dem wild phantasirenden Kranken einstweilen die kriegs- und belagerungsständliche Zwangsjacke anlegen zu lassen, auf daß er, sich oder Andern, in seinen volkssouveränen Freiheitsträumen kein Leid anthue. Wir fürchten, nachdem die Gedanken des Patienten einmal so völlig, wie es geschehen, aus dem logischen Scharniere gegangen, werden sie schwerlich anders als durch eine „Pferdecur“ wieder eingerenkt werden können. Das alte medicinische Waidsprüchlein wird auch dießmal sein Recht behaupten müssen: Quod medicina non sanat, ferrum sanat; möge der weitere Beisatz nicht nöthig werden: si ferrum non sanat, ignis sanat. Gewiß scheint es wenigstens, daß, wenn die Ekelcur nicht anschlägt, welche die tägliche Abfütterung mit deutschen Kammerverhandlungen, Zeitungen und Klubbreden bezweckt, so wird dem Kranken schwer zu helfen seyn ohne langwierige Anwendung scharf angreifender, schmerzhafter Mittel, als da sind: gewaltige, schweißtreibende Bewegung auf militärischen Retiraden, magere Kost, abtödtendes Lager, Höherhängen des Brodkorbes, fremde Einquartierung u. dgl.

Aber ist es nicht eine gottlose Grausamkeit und ein Zeichen undeutscher Gesinnung, mit unserm eigenen Unglück, mit der Schande unsers Volkes noch obendrein Scherz zu treiben? Im Gegentheil! Grade darin, daß ein Theil der Deutschen noch der Selbstironie fähig geblieben, liegt eine letzte schwache Hoffnung und eine Art Heilmittel. Die Ironie ist die einzige, ausgiebige Waffe gegen die hohle Sentimentalität des durch und durch lügenhaften Pathos, z. B. der Correspondenten der allgemeinen Zeitung; sie ist ein bei der Nachwelt niedergelegter Protest gegen jene Fratze, welche der Auswurf des Judenthums, der sich mit der heutigen deutschen Tageslitteratur verquickt hat, täglich als spezifische Deutschheit zu Markte bringt. Dagegen hilft nur der Spott; und daß diese beginnende Reaction einer richtigen nationalen Selbsterkenntniß dem Wahnsinn der herrschenden Tageslüge gegenüber noch (oder schon wieder) möglich ist, dieß

1*

möge den Fremden zum Zeugnisse dienen, daß Deutschland noch nicht ganz verloren sei.

Begreiflicherweise ist es unsre Absicht nicht, durch das eben Gesagte im Geringsten zu läugnen, daß die heutige Weltlage nicht auch der tiefernstesten Betrachtung würdig, und daß grade die Unsicherheit und die schwankende Lage jeder Existenz und jeder Habe in Europa die dringendste Mahnung zu einer solchen Betrachtung sei. Denn dieß ist die Signatur dieser Zeit: Niemand ist mit der Gegenwart zufrieden, und Jeder mißtraut der Zukunft. Wir haben es oben schon gesagt: dieses Unbehagen ist keineswegs ein vorübergehender Fieberschauer. Eine langwierige Krankheit, welche in ihren ersten Entstehungsgründen Jahrhunderte weit hinaufreicht, und sich an andere große, welthistorische Gegensätze und Zerwürfnisse anschließt, deren Ursprung die Nacht der Zeiten deckt, — diese große Krankheit der christlich-europäischen Menschheit macht jetzt eine ihrer Crisen. Hieraus erhellt: daß die Wurzeln der Uebel, die uns drücken, gar nicht auf dem Gebiete des Staates liegen, und daß gegen diesen Feind mit rein politischen Mitteln, mit Wahlgesetzen, mit Kammerverhandlungen, mit Constitutionen und sonstigen, bloß papiernen Gesetzen so gut wie gar nichts ausgerichtet ist. Eben so gewiß ist es, daß unsre Krankheit keine ausschließlich oder auch nur vorzugsweise deutsche ist, obwohl in Deutschland, als in dem Lande, wo die Reformation und deren Fortbildung: der rationalistisch-pantheistische Philosophismus, der Revolution den Boden bereiteten, sich die unheilvollen Strömungen von allen Ecken der Windrose her begegnen und kreuzen. Der Gräuel der Verwüstung, welcher heute im praktischen Leben über uns kommt, war längst schon auf dem Gebiete des Glaubens und der Wissenschaft eine vollendete Thatsache; das was heute in der Region des Staates, als politische Revolution vor sich geht, ist nichts als die unausbleibliche Verkörperung von Principien, die in der Sphäre des Geistes, in der Religion und in der Wissenschaft, längst schon Gestalt gewonnen und ihren verderblichen Einfluß geltend gemacht hatten. Daß die politische Re-

Der große Haufe der Diplomaten und Bureaukraten hält in seiner kurzsichtigen Befangenheit und Unkenntniß des Lebens, selbst heute noch, diese Seite der Zeit für ein, der Politik völlig fremdes, den modernen Staat gar nicht berührendes Gebiet. In Wahrheit aber ist der große, kirchlich religiöse Kampf, der durch die Jahrhunderte geht, die Achse, um welche sich die gesammte, auch die neuere Geschichte dreht.

Die Kirche ist heute dieselbe geblieben, die sie von jeher und zu allen Zeiten war. Nur ihre Stellung zum Staate ist insofern eine andere geworden, als es heute keinen christlichen Staat im kirchlichen Sinne mehr, und höchstens nur noch einzelne Trümmer und Ruinen desselben giebt, mit deren Abtragung und Aufräumung Regierungen und Demokraten gerade jetzt alle Hände voll zu thun haben. Die Bausteine werden an die Juden verkauft.

Der Kirche gegenüber ist eine antichristliche Religion, oder wenn man diese Bezeichnung ablehnen sollte: eine christusfeindliche Antireligion in's Daseyn getreten, deren bloße Möglichkeit alle weisen Meister in Israel vor dreißig Jahren noch schlechtweg geläugnet, und als absurde Chimäre einiger schwarzsehenden Ultramontanen und Pietisten behandelt hätten. Heute aber hat jene Gegenkirche schon einen Theil der Massen gewonnen, und in dem vierten Stande, dem Proletariat oder dem Niederschlage des Pöbels der Städte, sich eine Glaubensarmee herangezogen, von deren Thaten Wien, Paris und Berlin ein Mehreres erzählen können. Aus dem bereits zurückgelegten Abschnitte der Bahn, der als vollendete Thatsache vor uns liegt, läßt sich der weitere Weg der Secte, und die Geschwindigkeit ihrer Bewegung, mit ziemlicher Genauigkeit berechnen. Ihre Dogmen, wie Proudhon, Feuerbach, Voigt aus Gießen, Ruge, Heinzen u. s. w. sie predigen, lauten sehr einfach. Es ist kein Gott. Die Unsterblichkeit der Seele und das Jenseits sind abgeschafft. Wir verlangen für diese verdienstliche Erkenntniß den Himmel auf Erden. Zu diesem Ende wird Jeder von uns künftig nur sich

selbst gehorchen. Es soll die Gemeinschaft der Güter und der Weiber eingeführt werden. Langes Leben und eisenfeste Gesundheit für alle Bekenner des neuen Islam sind in Aussicht gestellt, wenn die bisherige christliche Gesellschaft, die an allem Ungemach der Menschheit Schuld ist, nur erst vollständig zertrümmert seyn wird.

Zwischen diesen beiden Endpunkten, der vollen christlichen Wahrheit, welche die Kirche aufbewahrt, und des zur vollen und letzten Entwickelung gediehenen Abfalls von der Kirche hat sich eine weiche breiartige Masse gelagert; jener jämmerlichen Seelen Chor, von denen Dante Alighieri singt, daß sie Gott und seinen Feinden mißbehagen. Es läßt sich von dieser Mitte nur im Allgemeinen sagen: daß sie beide, die Wahrheit und die Lüge, das Gute, wie das Böse, Gott und den Teufel nicht will, daß sie (denn sie ist vor Allem unpartheiisch!) beide als Extreme wahrhaft verabscheut, daß sie beide vermitteln, oder da dieß leider nicht wohl möglich ist, beide doch nach Kräften niederhalten, und wenn auch dieß nicht anginge, wenigstens mit heiler Haut zwischen beiden durchschlüpfen möchte. In dieser Mitte der Weisheit und Mäßigung steht zuvörderst die Legion Derer, denen der Bauch ihr Gott ist, und die mit unsäglicher Verachtung und gewissenhafter Consequenz jedweden Gedanken an Gott und göttliche Dinge von sich fern halten, andrerseits aber doch nicht ohne „conservative" Besorgniße sind: die atheistische, rothe Demokratie könnte ihren friedlichen Genuß stören. Ihnen reihen sich an die Männer der Staatsomnipotenz, die mit ehrenwerther Folgerichtigkeit im Wesentlichen, nach dem Siege der Revolution, die nämlichen geblieben sind, die sie gestern unter dem bureaucratischen Absolutismus waren. Diese wollen ja eine Religion (denn, mein Gott! der Pöbel muß doch eine Religion haben!) aber eine vom Staate abhängige und gelegentlich verbesserte, sich dem Staatszwecke anbequemende, von den Büreaux der Beamten aus regierte, dem Beamtenthum unweigerlich auf den Wink gehorchende. Unter diesem Banner ficht mit seltenen Ausnahmen die Bureaucratie,

wobei im practischen Leben der Unterschied als der wenigst bedeutende kaum hervortritt: ob sie febronianisch-josephinisch wie Herr v. Pillersdorf, oder protestantisch-territorialistisch, wie der Herr Minister v. Ladenberg, gefärbt ist. Zu unserm tiefsten Schmerze müssen wir endlich noch in dieser unwürdigen Mitte eine kleine Zahl von Protestanten erblicken, die durch Muth, Geist, Character, religiösen Ernst und Aufopferungsfähigkeit einer bessern Gesellschaft, ja der Gesellschaft der Besten aller Zeiten würdig wären. Jetzt aber dienen sie, ohne es zu wissen und zu wollen, dennoch der Verneinung, indem sie hartnäckig an dem Irrthum hängen bleiben: es sei, ohne der Strömung des Widerspruchs zu verfallen, möglich zwischen „dem Wesentlichen und Unwesentlichen im Christenthum" zu unterscheiden und einzelne christliche Dogmen festzuhalten, oder mit Verzichtleistung auf alle festen Dogmen, einen gewissen Christianismus vagus zu retten, zugleich aber sich vom Gehorsam der Kirche loszusagen und die Gewalt als bloßes Menschenwerk zu bekämpfen, welcher Christus selbst die Hut seiner Heerde anvertraute. Daß die Parthei der Berliner Kreuzzeitung, die in unsern Augen in demselben Maaße an Achtbarkeit gewinnt, in welchem der Zorn ihrer Gegner steigt, noch immer von jenem einseitigen und mangelhaften Standpunkte einer gebrochenen Wahrheit aus die Revolution siegreich bekämpfen zu können wähnt, und daß sie diesem Irrthume nutzlos die edelsten Kräfte opfert, dieß müssen wir als ein spezifisch deutsches Nationalunglück beklagen, welches wir, wie so vieles andre Unheil, unsrer confessionellen Spaltung verdanken.

Werfen wir, nach diesem Abrisse einer Statistik der sich auf kirchlichem Boden befehdenden Principien, einen Blick auf die politische Weltlage.

Dieselben Gegensätze, die wir so eben als religiöse und antireligiöse Richtungen kennen lernten, treten uns in der europäischen Politik als politische Partheien entgegen. Doch muß hier gleich von vornherein eines wichtigen Unterschiedes gedacht

[illegible]. Es giebt eine von Christo eingesetzte katholische Kirche, und es giebt kein politisches Gegenstück derselben, keinen, der Kirche entsprechenden katholischen Staat, der die Offenbarung Gottes hinter sich, und die Verheißung der Dauer bis zum Ende der Zeiten vor sich hätte. Selbst das Reich hat diesen Anspruch nur theilweise gemacht. Dennoch ist es der Sache und dem Namen nach untergegangen. Haben die Legitimisten in Frankreich dem Königthum des ältern Zweiges der Bourbonen eine ähnliche Bedeutung zu leihen gesucht, so war dieß ein Irrthum, der sich bitter rächte und den wir in diesem Augenblick für aufgegeben halten. Es giebt demnach also keine berechtigte katholisch-politische Parthei, die der Gemeinschaft der Gläubigen auf dem kirchlichen Gebiete entspräche. Jeder wahre Katholik soll und wird, in jedem Lande der Welt und unter jeder Regierungsform, die Dogmen der Revolution verabscheuen, und jeder Obrigkeit, die Gewalt über ihn empfangen hat, in Allem, was Recht, Gottesfurcht und Ordnung fördert, freudig und willig die Hand bieten. Aber er wird an keinen Normalstaat glauben, unter keiner menschlichen Regierungsform ein himmlisches Jerusalem suchen, keinen politischen Zustand für etwas anderes, als einen zeitlichen und vergänglichen Durchgangspunkt halten, niemals die Kirche für abhängig von dieser oder jener Einrichtung des Staatswesens erklären. Ob es im Rathe Gottes beschlossen sei, daß einst noch ein mächtiger Fürst das Banner des Kreuzes erhebe, um die Ketten der Lüge und des Truges, in denen heute die politische Welt gefangen liegt, mit der Schärfe des Schwertes zu zerhauen, und noch einmal vor dem Ende der Tage ein Reich zu gründen, dessen Fundament die Gerechtigkeit, dessen Säule der wieder in sein Reich eingesetzte Glaube, dessen schirmende Kuppel die von Gottes Gnaden verliehene Macht wäre, dieß hat die Weisheit des Allerhöchsten den Blicken der Menschen verborgen. So viel ist gewiß, wenn je die Vorsehung einen zweiten Karl den Großen erwecken sollte, an dem Tage würde es auch eine katholisch-politische Partei und eine katholische Politik geben, denn alle Christenherzen vom

Aufgange bis zum Niedergange würden in ihm den irdischen Retter der Kirche und ihren von Gott gesetzten Herrn begrüßen. Bis dahin aber werden und müssen die Katholiken unter jedem Himmelsstriche jede Staatsordnung, auch die mangelhafteste, so lange sie überhaupt nur irgend eine Sicherheit der Person und des Eigenthums gewährt, als ein schirmendes Nothdach verehren, und mit Dank die Wohlthat erkennen, die ein solches dem Erdenpilger bietet. Begreifen sie diese, ihnen durch die göttliche Fügung angewiesene Stellung, benutzen sie dieselbe, um unausgesetzt für das Eine zu arbeiten, was Noth thut, so gewährt gerade diese politische Interesselosigkeit ihnen eine Macht, wie keine andere bloß politische Partei sie besitzt.

Das Mutterland des politischen Systems, welches heute den romanischen und germanischen Westen von Europa beherrscht, ist England. Hier wurde in den Bürgerkriegen des siebzehnten Jahrhunderts das Repräsentativsystem geboren. Das alte Königthum aus der katholischen Zeit erlag dem Versuche der hohen Vasallen, die im Interesse ihrer Unabhängigkeit für den Protestantismus Partei ergriffen hatten. England wurde eine aristokratische Republik, mit dem Scheine und dem hohlen Namen eines, jeder wirklichen Macht beraubten Königthums an der Spitze. Unmerklich hat sich dieses Reich des großen Adels in eine Uebermacht des Vermögens umgesetzt, welches in Wahrheit und der Sache nach, ganz im Gegensatze mit den demokratischen Wahnbegriffen des Continents, auf den brittischen Inseln unumschränkt regiert. Ist also die englische Verfassung einfach eine Herrschaft der Reichen, und Reichthum dort allein Macht, so war die natürliche Folge davon der gähnende Riß, der den Reichen von dem Armen trennt. Und diese täglich tiefer und breiter werdende Kluft wird den künstlichen Bau des englischen Staatsthums zersprengen. England wird nicht den pseudophilosophisch-theoretischen Folgerungen aus den falschen Vordersätzen seines Constitutionalismus erliegen, an denen Frankreich zu Grunde gegangen ist; dagegen hat sich der praktische Verstand des englischen

Volkes und das in dessen Charakter liegende Element von Tüchtigkeit und moralischer Kraft zu sichern gewußt. Aber es wird dem Fluche, der auf dem Reichthume lastet, und der sich an die nothwendige Kehrseite des Ueberflusses hängt, es wird der, durch falsche, volkswirthschaftliche Principien, vor Allem aber durch das Uebermaß des Industrialismus erzeugten Verarmung der untern Klassen erliegen. Noch herrscht dort, wenn auch in ganz anderm Sinne als auf dem Continent, die Fiction des Repräsentativsistems. Aber seine Stunden sind gezählt, und der Tag ist nahe, wo England von der Last der Blutschuld und der Thränen erdrückt werden wird, die der Chef des jetzigen Kabinets, welcher in der großen Krise von 1848 und 1849 Europas böser Genius gewesen, auf sein Land, wie auf sein eigenes Haupt geladen hat.

Die europäischen Continentalstaaten haben den Repräsentativstaat erst aus zweiter Hand, über Frankreich erhalten. Von dort aus hat die Revolution, nachdem sie auf den russischen Eisfeldern schon einmal einer höhern Macht erlegen war, in einer neuen Maske ihren zweiten Umzug durch die Welt begonnen. Heute beherrscht, nach den halb freiwilligen Revolutionen in Wien und Berlin, das „constitutionelle System", den Westen des Festlandes so gut wie ohne Widerspruch. Seiner Substanz nach besteht dasselbe 1) aus einer Doctrin, welche sich der politische Rationalismus, von den wirklichen, historischen und thatsächlichen Grundlagen und Stützen der englischen Verfassung absehend, aus unvollständigen und unwahren Schilderungen der letztern abgezogen hat und 2) aus einer dreiunddreißigjährigen, französischen Praxis, die mit der Verleihung der quasimonarchischen Charte von 1814 begann, und mit dem Sturze des Julithrones und der Wiedereinführung der absolut demokratischen Republik endete. Fünfzehn Jahre lang hatten die immer noch zahlreichen Anhänger des alten historischen Königthums gegen die Entwickelung eines verderblichen Princips, und gegen die naturnothwendigen Folgen einer falschen und unmöglichen Stellung gekämpft, in welche Ludwig XVIII. sie und

sich selbst versetzt hatte. Den rücksichtslosen Angriffen einer Partei gegenüber, welche aus ihrem tiefen Hasse gegen das Königthum der Bourbonen kein Hehl machte, waren die Royalisten in der peinigenden Lage, eine unwahre und unmögliche Anhänglichkeit an ein Product der mittelrevolutionären Doctrin betheuern zu müssen, an welche weder sie selbst, noch die Feinde des Thrones glaubten. Als sie endlich im Jahre 1830 der Halbheit und Unentschlossenheit Karl's X. und der Unfähigkeit seiner Minister erlegen waren, trat der alte Royalismus vom Kampfplatze, aber das constitutionelle Schachspiel wurde unter den übrigbleibenden Theilnehmern fortgesetzt; nur war es in ein anderes Stadium getreten. Die Partei des dritten Standes, welche ursprünglich die Revolution gegen Krone, Adel und Geistlichkeit begonnen, sah sich jetzt, einen „Bürgerkönig“ an der Spitze, einem entschlossenen, vor keinerlei Folgerungen aus den Grunddogmen der Revolution zurückschreckenden, rastlos und mit jedem Mittel seinem Ziele zustrebenden Feinde gegenüber in die Vertheidigung gedrängt. Dennoch hat dieser Kampf, jede billige Wahrscheinlichkeitsberechnung täuschend, achtzehn Jahre lang gedauert, bis endlich die, von constitutionellen Fictionen lebende Doctrin der rauhen Wirklichkeit des 24sten Februar erlag. Wir hoffen jetzt, daß in Frankreich für alle Zeiten davon nicht mehr die Rede seyn wird: ein auf dem Gleichgewichte dreier Gewalten ruhender Thron sei möglich; ein König neben der demokratischen Volkssouverainetät sei denkbar, der aber niemals selbst handeln dürfe; dessen oberste Diener müßten allein den Repräsentanten des souverainen Volkes verantwortlich seyn, und in diesem Allen liege eine Versöhnung zwischen Königthum und Republik!

Das eben geschilderte System der „constitutionellen Monarchie“ hatte, während seiner dreiunddreißigjährigen Herrschaft in Frankreich, auf dem europäischen Continent durch eine Art Verjährung nahezu die Würde und Bedeutung eines Musterstaates gewonnen. Bei der ungeheuern Macht, welche Frank-

reich seit Ludwig XIV., als unumschränkte Beherrscherin der Mode besessen hatte und heute noch besitzt, darf dieß Niemanden sonderlich verwundern. Wie die kleinen Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts vor Scham vergangen wären, wenn sie nicht, gleichsam als Emblem der souverainen Gewalt, nach dem Vorgange des französischen Hofes, ihre Maitresse gehalten hätten (selbst wenn sich, wie bei König Friedrich I. in Preußen der kindliche Umgang mit der als Hof- und Staatsmaitresse fungirenden Gräfin v. Wartensleben, auf einen regelmäßig abgehaltenen, höchst unschuldigen täglichen Spaziergang in einer einsamen Allee des Lustgartens beschränkte!), so hielt sich jeder Staat und jedes Städtlein gegen die Mitte des neunzehnten, für hinter der Zeit zurückgeblieben, wenn es nicht seine Kammerdebatten, seine rechte und linke Seite, seine Thronreden und seine Opposition aufweisen konnte. Dieß Alles war, als im Herkommen gegründet, gewissermaßen in der Ordnung und nicht anders zu erwarten. Daß aber, nachdem das Repräsentativsystem in Frankreich am 24sten Februar das Prognostikon erfüllt, welches vereinsamt stehende Kenner desselben ihm längst gestellt hatten, und nachdem auf dem großen Mustertheater zu Paris der Vorhang schon gefallen war, daß da noch Deutschland und Italien, mit verdoppeltem Eifer, die constitutionell-monarchische Komödie zu spielen beginnen würden, deren Geheimniß und Ende ja schon alle Welt kannte, — dieß durfte selbst Jene überraschen, die längst wußten, was von der politischen Bildung beider Länder zu halten sei. — Die heutige Aufgabe der Staaten, die sich in diese Bahn geworfen, ist die: denselben monarchischen Constitutionalismus unter den ungünstigsten Bedingungen und Voraussetzungen aufrecht zu erhalten, an welchem Ludwig Philipp, auf dem günstigsten Terrain und mit den reichsten Mitteln ausgestattet, als an einem unlösbaren Problem zu Grunde ging. Jedenfalls aber kann die deutsche Revolution einen hohen und heiligen Eid schwören, daß sie seit ihren Märztagen nichts Anderes gewollt und nichts Anderes gethan habe, als, ohne sich irgendwie den Erfolg

zur Warnung oder Bekümmerniß dienen zu lassen, Alles, was Schlechtes oder Verkehrtes in Frankreich geschehen war, sklavisch zu copiren, und hierbei auch auf solche Errungenschaften der ersten und zweiten Revolution zurückzugreifen, die das französische Volk selbst schon wieder um jeden Preis los seyn möchte. Kopfzahlwahlen, Sturm gegen die Pairskammern, Reichsräthe oder ersten Kammern, Verbot der Fideicommisse und Substitutionen, Theilung des Grundeigenthums in's Unendliche, Zerstörung aller grundherrlichen Rechte, Gewerbefreiheit, Judenemancipation, Verfolgung der Jesuiten, — ach nichts, aber auch gar nichts ist auf unserm eigenen Boden gewachsen! Als am 26. Mai 1848 in Wien die Generalprobe einer Verbarrikadirung abgehalten wurde, sagte einer der Helden der Aula: „Jetzt müssen wir noch die Eisenbahnen zerstören." Selbst die zum Dienste der Revolution aufgebotenen Arbeiter fanden diesen Gedanken abgeschmackt und unsinnig. Der aber, welcher ihn gehabt hatte, sagte ganz verstimmt, zur Rechtfertigung seines Vorschlags: „ich meine nur, man hat das doch in Paris gethan, und wir dürfen nicht zurückbleiben." Unter diesen Umständen ist der beste Rath: den Himmel mit Gebeten zu bestürmen, daß er die Franzosen erleuchte. Vielleicht kömmt dann noch einmal die Stunde, wo auch ihre Affen, langsam und widerstrebend zwar, aber dennoch im Gehorsam gegen die Pariser Mode, wieder zur Vernunft kommen. Auf eigene Hand und ohne französischen Erlaubnißschein Recht zu thun und bessern Rath anzunehmen wagen sie nicht, besonders seit dem die Jahn-Arndt'sche Nationalität eingeführt wurde.

Getragen wird der „monarchische Constitutionalismus" von einer politischen Partei, welche der oben geschilderten, ihr entsprechenden, auf dem religiösen Gebiete zum Verwechseln ähnlich sieht, jener nämlich, welche zwischen vollem Glauben und vollendetem Unglauben eine Mitte sucht. In der That ist es eine und dieselbe. Sie fürchtet sich gleichmäßig vor der „Reaction" und vor der rothen Republik. Sie will keine Präventivmaßregeln gegen Aufruhr, Hochverrath und Bürgerkrieg,

denn sie hat sich einreden lassen, daß es „constitutionell“ sei, den Stall erst zu bessern, wenn das Pferd gestohlen ist. Ist aber das Unheil geschehen, dann ist sie es, die am lautesten nach Amnestie schreit, weil man doch vor Allem daran denken müsse, die Gegner zu versöhnen. Daher auch die, auf alle sogenannte politischen Verbrechen gesetzte Prämie der Straflosigkeit. Dieselbe Mittelpartei will auch die Juden emancipiren, weil der alte Todhaß dieses Volkes gegen die christliche Gesellschaft, wie er sich noch jüngst in der Revolution von 1848 zu Tage gelegt, gar zu grimmig und entsetzlich sei, und man daher, statt auf Maßregeln der Vertheidigung, daran denken müsse, ihn durch unbedingte Aufnahme derer, die ihn hegen, zu begütigen. — Umgekehrt sind aber die Anhänger der entschiedenen, consequenten Demokratie und des Communismus, welche den Himmel auf Erden und die rothe Republik in Deutschland fordern, die nämlichen, welche wir oben als Partei des Atheismus in der Religion kennen lernten.

Unter allen Umständen und zu allen Zeiten ist die Natur immer stärker gewesen, als die Thorheit der Menschen, und in der Gegenwart keimt immer schon die Saat der Zukunft. Wahrscheinlich wäre der Continent von Europa, und insbesondere Deutschland schon während der ersten Revolution einer neuen Barbarei erlegen, wenn nicht der Krieg die Welt gerettet, und das militärische Regiment, welches er in seinem Gefolge führt, der Fäulniß der Gesellschaft gewehrt hätte. Aufmerksamen Beobachtern konnte es, schon vor den glorreichen Märztagen, nicht entgehen, daß während in Portugal und Spanien der Repräsentativstaat in den Freimaurerlogen und Kammern grünte und blühte, in der thatsächlichen Wirklichkeit allmählig, wie in Südamerika, ein ganz anderer Zustand Platz griff. Inmitten des Geschwätzes der Redner wurden die Armeen gleichzeitig der Heerd der Revolution, und das einzig Maßgebende und entscheidende Element im Bürgerkriege. — Dießseits der Pyrenäen ist es bis jetzt noch glücklicherweise anders gekommen. Wenn in Frankreich, Deutschland und Italien die Gesellschaft

noch nicht in einem allgemeinen Blutbade und einer Universalplünderung zu Grunde gegangen ist, so verdankt sie dieß allein und lediglich den stehenden Heeren, in welche Ehre und Treue, Muth und Gehorsam, Ordnung und gesunder Menschenverstand sich flüchteten, als die bürgerliche Welt in ihre Atome zergehen zu wollen schien. Vergessen wir aber auch nie, daß der Geist der Heere kein unveränderliches Factum, und daß jede Armee, auch die beste, nur ein Werkzeug ist. Ob dieß zum Heil oder zum Verderben gebraucht werde, — das hängt von den Händen ab, in denen der lange Arm des Hebels ruht.

Dieß ist das wenig erfreuliche Bild des romanischen und germanischen Westens auf dem europäischen Continent. Daneben steht im Osten die russische Monarchie, welche durch den Zuschnitt, den seit tausend Jahren die Vorsehung der Weltgeschichte gegeben, der Culturentwickelung des Westens und seinen Parteikämpfen entrückt ist. Jenes Reich ist dadurch von vornherein in eine andere Bahn gelenkt, und ein anderes Ende ist ihm vorgezeichnet, wenn es seine Sendung erfüllt haben wird. Einstweilen ist es gewiß, daß Rußland sich nicht erst in eine absolute, militärische Herrschaft umzusetzen braucht, sondern daß es diesen Typus bereits seit seinem Auftreten als europäische Macht an sich trägt. Seit Peter dem Großen ist Rußland ein ungeheures, auf militärische Rangordnung gegründetes, vom Haupte bis zur Fußspitze militärisch organisirtes Lager.

Dieß ist Alles, was wir über die Gegenwart zu sagen haben. Der geneigte Leser kann sich aber, so scheint es uns, nach diesen Daten seine Rechnung auf die Zukunft selbst machen. Die Folgerungen liegen zu nahe, wir brauchen sie nicht auszusprechen. Wir sind auch nicht die Einzigen, die trüb und düster in Deutschlands Zukunft sehen. Einer der geistvollsten politischen Schriftsteller unserer Epoche, — der Wenigen Einer, die da sehen, und die den Muth haben zu sagen, was sie sahen, — Franz v. Florencourt sagt im norddeutschen Correspondenten Folgendes.

„So lange noch der Umsturz jeder äußeren Ordnung bedroht war, war es schwer, ein theilnahmloser, resignirter Zuschauer zu bleiben, es war schwer, nicht lebhafte Partei für diejenigen Männer zu ergreifen, die wenigstens das thaten, was für den Augenblick am nöthigsten war, die dem offenen Verbrechen und der offenen Gewalt wieder Gewalt entgegensetzten. Jetzt aber, nachdem der Sieg der Ordnung über den gewaltthätigen Aufruhr errungen ist, nachdem das Leben wieder in seine ruhigen Kreise zurückgekehrt ist, und man ohne alle Aufregung ruhig betrachten und überschlagen kann, welche Kräfte zu einem höheren, sittlichen Volksleben und zu einem rechtlichen Staatsleben noch vorhanden sind, jetzt hat mich die allertiefste Hoffnungslosigkeit erfaßt; denn jetzt tritt die gränzenlose Armuth, die völlige Ab- und Ausgelebtheit des deutschen Wesens klar zu Tage; jetzt, wo durchaus kein äußeres Hinderniß, wo keine Furcht, kein leidenschaftlicher Taumel die sogenannten Besten des Volkes mehr abhält, das zu bekennen, was sie für gut und recht halten, und darnach die Einrichtungen im Staate zu gestalten, jetzt zeigt sich, was wir besitzen. Und das Resultat dieser Betrachtung, wie es wenigstens unzweifelhaft vor meinen Augen dasteht, ist ein vollständiger sittlicher und politischer Auflösungsprozeß des deutschen Volkes, ohne daß auch nur ein noch so unscheinbarer Keim eines Neuen und Bessern, aus welchem sich eine Erhebung, eine Hoffnung für die Zukunft entnehmen ließe, zu entdecken sei."

„Die letzten Trümmer einer sittlichen und religiösen Weltanschauung wehren sich nur noch schwach und verzweifelt gegen die überhand nehmende Fäulniß; sie selbst sind schon angefressen, während sie in dem verzeihlichen Bestreben, sich Muth zu machen in einem Kampfe, der über ihre Kräfte geht, mit vollen Backen Siegeslieder anstimmen, und von einem höhern Aufschwunge Deutschands sich angenehme Träume vorgaukeln."

„Ohne es zu wissen, gerathen sie dadurch immer mehr in dieselbe Unwahrheit hinein, die sie bekämpfen wollen, und

doch können sie fast nichts anders, wenn sie noch auf ihrem Kampfe beharren, und nicht, gleich mir, sich mit Ergebung in den Untergang Deutschlands, als in den Willen Gottes, fügen wollen. Es ist nicht möglich, gegen die Unsumme von Lügenhaftigkeit und Ungerechtigkeit, von der alle unsere Verhältnisse und Persönlichkeiten durchdrungen sind, offen aufzutreten und ihre Beseitigung zu verlangen. Man würde dann weder in der Kammer sitzen, noch im Staatsdienste verharren können. Man muß vorläufig manches Unrecht für Recht anerkennen, manche Lüge für Wahrheit annehmen, wenn man überhaupt noch einen praktischen Boden unter seinen Füßen haben will, auf welchen man weiter zu schreiten gedenkt."

„Durch diese Illusion, durch diese Verläugnung seines eigenen Princips, gefährdet man sich aber nur selber, ohne daß man irgend etwas nützt. Wie ich wenigstens Gottes moralische Weltordnung anschaue, sehe ich keine Möglichkeit ein, wie sich aus Unwahrheit Wahrheit, aus Unrecht Recht entwickeln kann."

„Je mehr man die Lüge übertüncht und mit einzelnen Brocken von Wahrheit versetzt, desto mehr stützt man sie und verewigt ihr Reich. Man streitet für den Thron, für das historische Königthum, und will nicht einsehen, daß es weder in dem Herzen der Menschen, noch in den bestehenden Verhältnissen mehr existirt."

„In den preußischen Kammern sitzen Männer, welche vor kaum einem halben Jahre das historische Königthum abschaffen wollten, welche das ehrliche Recht des Königs nicht mehr anerkannten, und nur noch aus Willkür und Gnade einen Wahlkönig, der zufällig mit dem erblichen König dieselbe Person war, gestatteten. Daß diese Thatsache vorhanden ist, daß Niemand Anstoß an derselben nimmt, weder der König selbst, noch seine Minister, noch die übrigen Mitglieder der Kammer, noch das ganze Volk, das ist für mich hinlänglicher Beweis von der vollständigen Lügenhaftigkeit dieses Verhältnisses."

„Es mag etwas auffallend klingen, aber es ist mein bitterster Ernst, wenn ich sage: „„daß Dahlmann und Consorten längst am höchsten Galgen hängen müßten, wenn noch ein Rechtsbewußtseyn und eine wirkliche Ueberzeugung für das Königthum im Volke vorhanden wäre."" Es ist die eckelhafteste Lüge, die mir je in der Geschichte vorgekommen, wenn die Gerichte, mit dem Heuchlerschein des Gesetzes an der Stirn, arme Schlucker wegen Majestätsbeleidigung und Hochverrath verurtheilen, während diejenigen, welche sich die Hoheitsrechte des Königs im vollsten Umfange angemaßt, als legale Gesetzgeber figuriren. Das ist ein Fall. Ich könnte deren Tausende anführen, wo jeder einfache, sittliche und rechtliche Grundsatz, zu dem man sich mit dem Munde noch bekennt, im Leben von Jedermann, von sämmtlichen Behörden und Privatpersonen verleugnet wird, weil sich Jeder die Unmöglichkeit seiner Durchführung stillschweigend eingesteht. Was unmöglich ist, will auch ich nicht möglich machen, aber ich will mir auch nicht selber vorlügen, daß es möglich sei."

„Aufrichtige Ergebung in den Stand der Dinge, wie er wirklich ist, ohne alle Schminke und Selbsttäuschung, das ist das Einzige, was dem übrig bleibt, der mit der Wahrheit und Gottes Geboten kein täuschendes Spiel treiben will. Es ist das aber keine ganz leichte Sache. Welche Schmerzen und Qualen mußten vorhergehen, ehe man so ganz sich auf sich selbst stellte, und auf alle Förderung durch seine Mitmenschen auf alles edlere Zusammenleben in Staat und Kirche verzichtete."

„Nachdem man auf diese Weise einmal gründlich gestorben ist, ist der gewöhnliche Tod, die Auflösung des Leibes, eine unendlich gleichgültige Sache. Wer, wie ich, klar zu erkennen glaubt, daß es mit dem Rechte, mit der Kunst, mit der Wissenschaft, mit der Religion vorbei ist, daß das Menschengeschlecht in Deutschland nur noch existirt, um zu essen und zu trinken und sich fortzupflanzen, um sich, unter legalen

Formen, zu belügen und zu betrügen, damit jeder so viel sinnliche Reize vom Leben und auf Kosten anderer erschnappe, als irgend möglich, der muß allerdings durch Gottes Gnade einen unvertilgbaren Fond von Gottes Freudigkeit von Haus aus mit bekommen haben, wenn er sich nicht unglücklich fühlen soll."

Wir wollen diesem betrübenden Gutachten über unsern sittlichen und politischen Befund nur eine kurze Bemerkung von unserem Standpunkte aus beifügen. Der geistvolle und wahrheitsliebende Verfasser hat unzweifelhaft Recht, wenn man bloß auf das Gesetz der Natur und den ordentlichen Lauf der geschichtlichen Entwickelung sieht. Aber er hätte Unrecht, wenn er auf die göttliche Gnade verzichtete. Dort herrscht freilich die Nothwendigkeit, aber im Reiche der Gnade ist die göttliche Freiheit Herr. Und diese, aber auch nur diese, kann sich unseres Elendes erbarmen und wider alle menschliche Hoffnung helfen, wenn wir Deutsche, unsere Hülflosigkeit erkennend, zum Gotte unserer Väter zurückkehren, den wir im maßlosen Dünkel unserer Hoffart verlassen haben. — Uebrigens bleibt die Kirche, wenn auch die Nationen untergehen. Hat uns aber die Trennung von der Kirche auf den Punkt gebracht, wo wir nach Florencourt's unwidersprechlich richtiger Schilderung heute stehen, so ist doch auch wieder durch die Wiedervereinigung im wahren Glauben ein Mittel der Sühne und der Wiedererhebung aus dem Abgrunde unserer Schmach in die Hand unseres Volkes gelegt. Freilich ist bis jetzt wenig Aussicht vorhanden, daß wir die Hülfe dort suchen werden, wo sie allein zu finden ist. Aber einstweilen ist die Hoffart doch an sich selbst irre geworden, und das ist, wenn auch nicht viel, doch schon Etwas!

II.

Literatur.

Vorbemerkung.

Indem wir dem hochverehrten Einsender der nachstehenden literarischen Anzeige eines Werkes, welches großes und verdientes Aufsehen erregt, unsern freundlichen Dank sagen, müssen wir derselben die Bemerkung vorausschicken, daß der Standpunkt der historisch-politischen Blätter theilweise nicht der des Herrn Verfassers jener Schrift ist. Wer sich die Mühe geben will das, was wir (im 21sten und 22sten Bande dieser Zeitschrift und später bei einzelnen Gelegenheiten) über die Ursachen der Revolution in Oesterreich gesagt haben, mit der „Genesis der Revolution in Oesterreich" zu vergleichen, wird leicht herausfinden, wo und in wie weit beiderlei Darstellungen mit einander zusammentreffen, wo sie auseinandergehen. Auch wir fühlen uns nach Lesung der „Genesis" nicht veranlaßt, unsere Ansicht zu ändern oder aufzugeben. Dieß hält uns jedoch in keiner Weise ab, anzuerkennen, daß in der hier beurtheilten Schrift, wie in der Kritik derselben, sehr viel Wahres und Richtiges treffend und mit musterhafter Klarheit gesagt ist. Wir freuen uns zum Bekanntwerden beider auch im Kreise unserer Leser beitragen zu können, und werden auf die „Genesis" wohl noch bei andern Gelegenheiten zurückkommen.

Die Redaction der hist.-polit. Blätter.

Vor Kurzem ist eine merkwürdige Schrift unter dem Titel: „Genesis der Revolution in Oesterreich im Jahre 1848.“ Leipzig, bei Friedrich Fleischer, erschienen, und befindet sich seit einigen Wochen im Buchhandel.

Nach unserm Erachten verdient solche die größte Aufmerksamkeit. Wenn wir nicht die allgemein anerkannte Wahrheit in Zweifel setzen wollen, daß die Geschichte, als Darstellung vergangener Begebenheiten, die Lehrerin der Zukunft ist, und ihre Kenntniß eigentlich nur dazu dient, die Verirrungen vergangener Geschlechter hinfort vermeiden und erreichte edle, für die Menschheit wohlthätige Zwecke nachahmen zu lehren: so muß das Studium jener Schrift von wesentlichem Nutzen für die Nachwelt seyn. Jedenfalls wird es von den bestehenden Regierungen selbst abhängen, die darin enthaltenen Lehren anzuwenden, oder wenigstens zu erkennen, wie sie ihren Umsturz vermeiden können.

Das Werk zerfällt in eine Einleitung, sieben Abschnitte einschließlich des Schlußes, und einem Anhang mit zehn Beilagen.

Uns scheint, es sei nicht möglich, eine logischere Eintheilung zu beobachten, als hier beobachtet worden ist. Der Verfasser setzt uns zunächst in genaue Kenntniß der Verhältnisse der Centralbehörden der österreichischen Monarchie, wobei eine Charakterschilderung des verewigten Kaiser Franz als Regenten vorausgeschickt wird. Er macht uns auf die Mängel der Regierungsform und die aus solchen entsprungenen Nachtheile in der Verwaltung aufmerksam. Sein Urtheil spricht sich mit Schärfe, aber auch mit Schonung und Rücksicht aus. Er verfehlt nicht, weiterhin gerechter Weise in die Anerkennung aller dem öffentlichen Besten gewidmeten und erreichten Zwecke einzugehen. Und erst nachdem er den Stand der Regierungsverhältnisse, welche am 13. März obwalteten, uns genau bezeichnet hat, geht er zur Darstellung der vorbereitenden Bewegung, und sodann zur Schilderung des Umsturzes selbst vom 13. bis 15. März über.

Die Leser der folgenden Kritik werden uns ohne Zweifel Dank wissen, wenn wir in specielle Betrachtungen über den Inhalt der „Genesis der Revolution in Oesterreich" eingehen. Entweder ist ihnen diese Schrift bereits bekannt, — und diesem Theile des Publikums wird es nicht unzweckmäßig erscheinen, wenn wir versuchen, hier und da manche inhaltschwere Stelle auszuheben, solche mit eigenen Bemerkungen zu versehen und sie nochmals der Aufmerksamkeit zu empfehlen, — oder mehrern Lesern der „historisch-politischen Blätter" lag selbige noch nicht vor. Diese dürften durch den gegenwärtigen Aufsatz vielleicht veranlaßt werden, von ihr Kenntniß zu nehmen.

Der Verfasser sagt (Seite 4): „Die österreichische Regierung habe in der Meinung gestanden, daß, wie sie einst das Bollwerk der Civilisation gegen den Islam, sie gegenwärtig der Damm gegen die Propaganda der Revolution gewesen sei." Ob sie dieß ernstlich gemeint, könnte dahin gestellt bleiben. Oefters hat sich der Fürst Metternich in seinen Staatsschriften des Ausdruckes bedient que l'Autriche défendrait et tomberait sur la brêche. Dieß setzt voraus, daß man an die Möglichkeit des Falles gedacht habe, und faktisch ist es, daß die alte Gestaltung der österreichischen Monarchie die letzte war, die auf der Bresche fiel, und mit ihr vor allen andern Staatsmännern der Fürst Metternich.

Seite 9 heißt es: „Der König von Preußen habe sich entschlossen, die Regierungsgewalt mit den Reichsständen in einigen Punkten zu theilen, und so sei es vorauszusehen gewesen, daß in Oesterreich und in Preußen der Umsturz der bestehenden Regierungen bald erfolgen werde." Von Seiten des österreichischen Cabinets wurden diese Folgen keineswegs übersehen und alle mögliche Kraft der Ueberredung angewandt, um schon nach den ersten Aeußerungen des Königs Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Huldigung in Königsberg 1840 demselben die Gefahr deutlich zu machen, welche seine königliche Macht bei Fortsetzung dieses Systems zu treffen drohte. Die in Berlin gedruckten vier Reden des Königs bei Eröffnung eben so

(S. 25) die Möglichkeit einer ...
...ischen Regierungsform beim Regierungs-
Ferdinand I. andeutet, so war dieß die
Zahl denkender Männer; und wenn dieß nicht
man es kaum, selbst im Interesse der damals
. Was konnte es für das allgemeine Beste und
lichkeit der Minister zu decken, bei der Persön-
s Ferdinand Zweckmäßigeres geben, als einen
welchem die Departements-Chefs Sitz und
wichtige Entschließungen in Erörterung nah-
iser zur Entscheidung vorlegten?
6 bis 49 befindliche Schilderung der österrei-
aschine ist mit tiefer Sachkenntniß gezeich-
um die ganze Schrift vollständig zu verste-
Aufmerksamkeit des Lesers.
s 60 finden wir eine Darstellung ...
ärz ohne Einsicht und Schonung ...
r Tagespresse über die vormärzlichen ...
und ihre Ungerechtigkeit wird durch treffende
t gestellt.
r Verfasser die Vorwürfe, welche man der
g als Unterlassungssünden gemacht hatte, von
mit der höchsten Unparteilichkeit verzeichnet
lt er eben so wenig aus Gerechtigkeitsgefühl
Einwirkung der vormärzlichen Regierung auf's
zu gedenken. Wäre Billigkeit in dem Urtheile

: eines fremden Gesandten ein gedrucktes Ehrendenk-
sei.

vieler ständischen Versammlungen und Kammern geben den Beweis, in wie kurzer Frist die Ansprüche der königlichen Regierungsgewalt heruntersanken. Es wäre ein Irrthum, vorauszusetzen, daß Fürst Metternich in dieser Beziehung seine Ueberredungsgabe überschätzt habe. Personen, die er mit seinem Vertrauen beehrte, könnten dieß bezeugen, als er sich im Jahre 1845 nach dem Wunsche des Königs und auf Befehl des Kaisers an den Rhein begab.

Die Schilderung des Kaisers Franz auf Seite 13 ist vortrefflich, der Wahrheit gemäß und scheint uns ein Meisterstück psychologischer Beobachtungen.

Wir lesen auf der folgenden Seite: „Die Finanzmaßregel, die Verloosung der älteren Staatsschuld eintreten zu lassen, sei auf ein Trugbild des Rechtes begründet gewesen." Schreiber dieses ist weit entfernt, zu glauben, daß er fähig sei, in die Erörterung dieser statsrechtlichen Frage einzugehen; er erlaubt sich nur die Bemerkung: wie wäre es möglich gewesen, den durch frühere Finanzoperationen seit dem Jahre 180? so tief gesunkenen Staatscredit Oesterreichs ohne diese Maßregel zu heben, und auf einen so hohen Grad zu bringen, daß die fünfprocentigen Staatsschuldverschreibungen fünfzehn Procent Agio hatten?

Auf Seite 17 wird die große Wahrheit klar auseinandergesetzt, wie das „System des unbeugsamen Widerstandes gegen alle Beschränkung der kaiserlichen Regierungsgewalt" die Grundlage des Systemes des Kaisers Franz selbst, und keineswegs das Princip des Fürsten Metternich war, wie es so oft die öffentliche Meinung bezeichnete, eines Systems, welches bei dem Monarchen nicht aus Selbstsucht, sondern aus Gewissenspflicht entsprang. Bedürfte diese Wahrheit noch eines Beleges, so würde sich dieser durch die im zweiten Theile des Portfolio S. 489 veröffentlichte Depesche des polnischen Generals Krasinski vom 8. Juni 1829 finden *).

*) Ein Verehrer des Fürsten erlaubte sich einst ihm zu sagen, daß

Die Deutung (S. 24) derjenigen Phrase, die der Kaiser Franz in seinem Testamente aussprach, und die auf dessen Standbild mit amorem meum populis meis angebracht ist, ist die natürlichste, und geht von der Überzeugung aus, daß er die Liebe seiner Völker besessen habe, und diese seinem Nachfolger vermache.

Wenn der Verfasser (S. 25) die Möglichkeit einer Umwandlung der österreichischen Regierungsform beim Regierungsantritt des Kaisers Ferdinand I. andeutet, so war dieß die Ansicht einer großen Zahl denkender Männer; und wenn dieß nicht geschah, so begreift man es kaum, selbst im Interesse der damals regierenden Minister. Was konnte es für das allgemeine Beste und um die Verantwortlichkeit der Minister zu decken, bei der Persönlichkeit des Kaisers Ferdinand Zweckmäßigeres geben, als einen Ministerrath, in welchem die Departements-Chefs Sitz und Stimme hatten, wichtige Entschließungen in Erörterung nahmen, und dem Kaiser zur Entscheidung vorlegten?

Die Seite 26 bis 49 befindliche Schilderung der österreichischen Staatsmaschine ist mit tiefer Sachkenntniß geschrieben und verdient, um die ganze Schrift vollständig zu verstehen, die höchste Aufmerksamkeit des Lesers.

Seite 58 bis 60 finden wir eine Darstellung der sogleich nach dem 13. März ohne Einsicht und Schonung ausgesprochenen Urtheile der Tagespresse über die vormärzlichen Verhältnisse; ihr Unsinn und ihre Ungerechtigkeit wird durch treffende Beweise in's Licht gestellt.

Nachdem der Verfasser die Vorwürfe, welche man der früheren Regierung als Unterlassungssünden gemacht hatte, von Seite 62 bis 71 mit der höchsten Unparteilichkeit verzeichnet hat, so ermangelt er eben so wenig aus Gerechtigkeitsgefühl der wohlthätigen Einwirkung der vormärzlichen Regierung auf's allgemeine Beste zu gedenken. Wäre Billigkeit in dem Urtheile

---

diese Depesche eines fremden Gesandten ein gedrucktes Ehrendenkmal für ihn sei.

der Zeitgenossen zu erwarten, so wäre vielleicht die Seite 64 ausgesprochene Ansicht, „daß die österreichische Regierung den Vorwurf verdient habe, hinter den Fortschritten anderer Regierungen geblieben zu seyn", nicht hinreichend bewiesen, und man könnte dreist fragen, welches sind denn die Regierungen, wo die Unterthanen, — um den veralteten Ausdruck zu gebrauchen, — glücklicher und zufriedener waren, als in Oesterreich?

Wenn Seite 68 der Thätigkeit des gegenwärtigen Ministeriums vollständige Gerechtigkeit gezollt wird, so wird eben so richtig bemerkt, daß ihm keine Hemmungen, wie dem frühern, in den Weg treten, deren bei dieser Gelegenheit namentlich Erwähnung geschieht.

Auf Seite 71 sagt der Verfasser: „daß das im Jahre 1840 erschienene Stempelgesetz den Reichen begünstigt habe." Dieß Urtheil muß man unbedingt annehmen; jedoch bleibt es immer ein Problem, wie eine väterliche Regierung dem Stempelgesetze diese Richtung hat geben können. Wahrscheinlich lag es bereits in der Absicht der Regierung, als sie ihren Mißgriff erkannte, selbigen durch einen nachträglichen Erlaß zu verbessern.

Die Erklärungen, welche Seite 73 und 74 über die Verhältnisse des im Winter von 1846 ausgebrochenen Aufruhrs in Galizien gegeben werden, scheinen uns der Wahrheit ganz angemessen. Hat der Erzherzog, welcher als General-Gouverneur der Verwaltung von Galizien vorstand, die Gefahr nicht erkannt, so ist dieß wohl mehr einem Irrthum seines Herzens als des Verstandes zuzuschreiben.*) Es war allerdings höchst

*) Die in der „Genesis" (S. 73, 74) dem Erzherzog Ferdinand nicht ohne einen gewissen Anflug von Ironie gemachten Vorwürfe, scheinen uns zum mildesten ausgedrückt: der Begründung zu entbehren. Nach den Aussagen anderer, sehr genau unterrichteter Kenner jener Verhältnisse wäre der Erzherzog nichts weniger als „umgarnt", sondern über die Heuchelei und Lügenhaftigkeit des revolutionären pol-

jallend, daß sich eine zahlreiche bäuerliche Bevölkerung gegen Aufruhr zu Gunsten der Regierung aussprach, und diese würdige Erscheinung wurde dazumal von den Machthabern ein Beweis der Anhänglichkeit der Unterthanen an die nastie vielfältig geltend gemacht. Allein wir haben Grund glauben, daß die Ursache dieser Erscheinung und die Verdenheit, welche in den Verhältnissen der galizischen Bau-, verglichen mit denen der übrigen Theile der österreichischen narchie, obwaltet, dem Scharfsinne jener Männer nicht ging.

---

nischen Adels völlig im Reinen gewesen, habe aber gemeint, derselbe werde, bei der bekannten Stimmung der Bauern nicht muthwillig, und lediglich auf seine eigene Gefahr und Kosten, in sein sicheres Verderben rennen wollen. Darüber, daß jede derartige Schilderhebung, selbst ohne Verstärkung der kaiserlichen Militärmacht, in Galizien in der Geburt erstickt werden würde, hat Erzherzog Ferdinand, wie das Factum beweist, sich wenigstens nicht getäuscht. Auch darf billigerweise nicht ausser Acht gelassen werden, daß die Verschwörung, welche schon damals Oesterreich und halb Europa umgarnt hielt, es gerade darauf angelegt hatte, die disponiblen Truppen aus Italien weg, auf den Marsch nach Polen zu ziehen. Hat Erzherzog Ferdinand, wie es heißt, Truppenverstärkungen nach Galizien zu senden widerrathen, so beweist dies nur daß er tiefer und klarer blickend, wie viele Andere, nicht in die Falle ging. Die falschen Folgerungen, welche die hohe Bureaukratie nachher aus den, der Regierung günstigen Ereignissen in Galizien bezüglich auf andere Provinzen zog, diese hat nicht der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Este zu vertreten. Zur Notiz für Jene, die es vergessen zu haben scheinen, bemerken wir noch, daß dieser Enkel der Kaiserin Maria Theresia derselbe ist, welcher sich im Jahre 1805 nicht in die berühmte Kapitulation von Ulm einschliessen lassen wollte, sondern es vorzog, sich an der Spitze einer kleinen Truppenabtheilung, den Säbel in der Faust, mitten durch die ungeheure französische Uebermacht nach Böhmen durchzuschlagen. Seine tief katholische Gesinnung war, wie billig, der herrschenden voltairisirten Bureaukratie zu allen Zeiten gleichmäßig ein Aergerniß und eine Thorheit.

Anmerkung der Redaction der hist. pol. Bl.

Bei Betrachtungen der Verhältnisse in Italien (S. 74 u. f.) spricht der Verfasser tiefe Kenntniß der dortigen Zustände aus. Allerdings wurden die österreichischen Heere in den beiden italienischen Königreichen bedeutend verstärkt, allein, wie es scheint, dennoch unzureichend. Auch waren alle Städte dermassen besetzt, daß zur Garnison von Mailand nur acht Bataillone und zu der von Venedig nur vier verwendet werden konnten; vielleicht aber, hatte der commandirende General zu viel kleinere Städte unzureichend besetzt. Ob das Kastell von Mailand mit grobem Wurfgeschütz versehen war, wissen wir nicht; allein man darf bei dessen möglicher Anwendung nicht vergessen, daß es ein schwerer Entschluß für eine Provinzialregierung ist, eine Stadt wie Mailand mit mehr denn hundert tausend Bewohnern, zu zerstören, und daß der Aufruhr daselbst fast gleichzeitig mit der Kriegserklärung des Königs von Sardinien und mit dem Aufstande in Venedig zusammentraf, so daß wir der Meinung sind, es wäre unter allen Umständen dem Feldmarschall Radetzky nichts anders übrig geblieben, als, wie er es that, sich bis an den Mincio zurückzuziehen. Vergessen wir auch nicht, daß die italienischen Regimenter die sich im lombardisch venetianischen Königreiche befanden, größtentheils abfielen und daß deren Uebergang zu dem Feind diesen um so viel verstärkte, als er die Kräfte des österreichischen Heeres verminderte.

Seite 86. wird des Zugeständnisses erwähnt, das die Regierung den Wünschen der Ungarn gemacht hatte, nämlich „nach einem Zeitraume von sechs Jahren auch für die ungarischen Kronländer (Croatien und Slavonien) statt der bisher üblichen lateinischen Sprache die magyarische in den Landtags-Verhandlungen einzuführen.“ Es gränzt an Wahnsinn: eine vollständig entwickelte Geschäftssprache zu verlassen, und eine ungebildete dafür anzunehmen, die aus Mangel einer Literatur lange ungebildet bleiben und daher zu Mißdeutungen Anlaß geben mußte!

Die Schilderung des verstorbenen Erzherzoges Palatin

kann in wenigen Worten, nicht mit mehr Vollständigkeit und Wahrheit gegeben werden, als es Seite 91 der Fall ist. So ist auch Seite 94 das Gemälde der ungarischen Zustände, so wie der darauf folgenden bömischen, mit tiefer Sachkenntniß und Klarheit geschrieben. Die am Ende von Seite 96 ausgesprochene feine Satyre erfreut hier und an mehreren andern Stellen den Leser.

Der Sprachenhader der bei dieser Gelegenheit von den Czechomanen erregt wurde, characterisirt sowohl in Böhmen als in Ungarn entweder den Unsinn der Zeit, oder die damals schon bestehende geheime Absicht, die österreichische Monarchie in Bruchstücke aufzulösen. Was hätte es für einen Staat wie dieser, der einmal aus verschiedenen Nationalitäten besteht, für ein anderes, erwünschteres Bindemittel geben können, als das einer allgemeinen Geschäftssprache, in welcher die Gesetze verfaßt, und aus welcher sie in die anderen provinciellen übertragen worden wären, und auf diese Weise legale Kraft erhalten hätten? Jeder österreichische Patriot muß bedauern, daß dieser Weg nicht eingeschlagen worden ist.

Die Aufgabe, welche sich der Verfasser Seite 117. gestellt hat, nachzuweisen, welchen Angriffen die vormärzliche Gestaltung Oesterreichs unterlag, hat er in seiner Schrift vollständig gelöst.

Soll (S. 123) die Bemerkung, „daß der Bundestag seit dreißig Jahren kein einiges und starkes Deutschland zu schaffen gewußt habe,“ ein Vorwurf gegen den Bundestag seyn, so erlauben wir uns zu erwiedern, daß dieß Urtheil vielleicht zu streng ist. Die Wehrkraft des Bundes war zweckmäßig organisirt und wurde mit Sorgfalt beaufsichtigt. Vielleicht könnte man auch die Frage stellen: wollten die beiden mächtigsten Staaten Deutschlands, Oesterreich und Preußen, daß das übrige Deutschland einig und stark werde? Zeigte nicht eine Macht der zweiten Ordnung in Deutschland das beständige Streben nach Selbstständigkeit? Und kann es unter diesen Umständen verwundern, daß man nicht vom Staatenbunde zum Bundesstaat überging, nachdem durch die Wehrverfassung

Deutschlands Vertheidigung gegen die fremden Feinde sicher gestellt war?

Alle Seite 124 und 125 aufgestellten Bemerkungen sind nur zu wahr. Zu den Ansprüchen, welche an die Finanzverwaltung gemacht wurden, müssen wir den Bau von Eisenbahnen rechnen, welche die commerciellen Verhältnisse Oesterreichs unbedingt erforderten. Die unzeitige und unpassende Erwähnung der Möglichkeit eines Staatsbankerottes ging allerdings von hochgestellten Männern aus, die weiser gethan hätten, diese Möglichkeit nicht zu berühren.

Mit wenigeren und bündigeren Worten die Folgen des Ereignisses vom 24. Februar zu schildern, als dies von Seite 129 bis 140 geschehen, ist nicht gut möglich.

Die Erwähnung des Gastwirths Faster in Prag und seine Erhebung zum Staatsreformator ist mit Laune geschildert; sie wäre belustigend, wenn die Folgen solcher Verirrungen nicht das Herz mit Betrübniß erfüllten!

Auch die Schilderung des Zustandes der Dinge (S. 154 bis 158), welche dem 13. März vorangingen, ist so mit Wahrheit, wie mit Milde und Nachsicht gegeben. Indeß ist man der Meinung, daß die Ereignisse des 12. März und der vorhergehenden Tage von allen obern Behörden nicht als wichtig genug betrachtet worden sind, und daß vielleicht geringe Vorsichtsmaßregeln die Explosion vom 13. März verhindert haben würden.

Die Darstellung der Begebenheiten des 13., 14. und 15. März läßt an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig. Dabei hat der Verfasser mit seltner Kritik die wesentlichen Umstände von den unwesentlichen zu trennen gewußt, und den wichtigen Moment der Verdrängung des Staatskanzlers von seiner hohen Stelle durch die Wortführer des Volkes, mit der Würde eines klassischen Geschichtschreibers verzeichnet.

Die Haltung des Fürsten Metternich (S. 177), mit der er den Antrag, seiner Stelle zu entsagen, annahm, und diese Entsagung selbst aussprach, scheint von einem Augenzeuge ge-

[illegible]lert; sie wird in den Tafeln der Geschichte aufbewahrt erden, und kann mit dem Fall eines Feldherrn verglichen [illegible]den, der an der Spitze eines im Kampfe begriffenen Hee[illegible] einer Kugel weggerafft wird. — Die Anwendung der [illegible] schönen Stelle aus den Oden des Horaz auf den [illegible]rnich ist schmeichelhaft, aber verdient. Sie scheint [illegible] wahrer, als wir veranlaßt sind, zu glauben, daß [illegible] Schrift weder ein Schmeichler des Staatskanz[illegible] war, noch besondere persönliche Verbindlichkeiten gegen [illegible] hatte.

Die Betrachtungen (S. 189), welche sich auf den Werth es Ausdruckes Constitution und dessen Vermeidung in der Kundmachung vom Morgen des 15. März beziehen, sind so tief durchdacht, daß sie den Verfasser als einen Mann bezeichnen, welcher mit dem Staatsleben und seiner praktischen Seite vollkommen vertraut ist. Und wenn Seite 195 erwähnt wird, daß es späterhin gewissen Leuten gelang, das Wort Constitution als Substantivum in der später folgenden Proclamation aufzuführen, so ist dieß ein Beweis mehr, wie richtig in [illegible]ner Zeit die Männer der Revolution den Werth gewisser Schlagworte erkannten, und wie geschickt sie solche als Errungenschaften den Regierungen abzuzwingen vermochten.

Seite 191 haben wir mit lebhaftem Interesse die Schilderung jener Fahrt des Kaisers und der Kaiserin durch die Stadt Wien gelesen. Der „schmerzliche Ausdruck in den Zügen der Kaiserin Maria Anna" wird dem Schreiber dieses [illegible]ts erinnerlich seyn: er schien das Gepräge der Ahndung der [illegible]Mai-Ereignisse zu tragen. Der Verfasser stimmt, als er der [illegible]tsamen Erscheinung eines edlen Grafen zu Roß vor dem [illegible]aiserlichen Wagen erwähnt, in die Ansichten jener Tausende [illegible]in, die Zeuge dieser unberufenen Begleitung waren.

Auf Seite 199 finden wir Citate aus der Denkschrift des Grafen Montecuculi, welche er unterm 5. Juli 1848 als Rechtfertigung an die Reichsversammlung richtete; sie rufen uns unwillkürlich eine andere Stelle (S. 4) aus dieser Schrift

in's Gedächtniß, in welcher sich der edle Graf ausdrückli rühmt, „daß er seit dem 15. März mit Niemanden von d kaiserlichen Familie und ihrer nächsten Umgebung in Berü rung gekommen sei und dieß auch sorgfältig vermieden habe. Ein zu jener Zeit allerdings geeignetes Geständniß, um si bei der damals herrschenden Partei in ein so günstiges Lich als möglich zu stellen.

Der Verfasser ist Seite 202 der Ansicht, „daß gewaltsa mer Widerstand gegen die Bewegung vom 15. März die Vol bringung der Absichten der Ruhestörer nur hätte hinausschi ben, aber nicht verhindern können." Er wird aber darin m uns einig seyn, daß selbst eine Aufschiebung dem allgemein Besten würde Vortheil gebracht haben, weil seiner früher aus gesprochenen Meinung nach, die Verwandlung eines absolut Staates in einen constitutionellen, um heilsam zu seyn, pr gressiv hätte erfolgen müssen.

Von Seite 207 an legt uns die Schrift (V.) die Er eignisse bis zu Ende März vor. Sie stellt solche mit de selben Gründlichkeit und Sachkenntniß dar, die wir früher ha ben beloben müssen, und gibt uns hier und da höchst merk würdige historische Notizen. Dahin gehört unter Anderm, da der Kaiser schon am 17. März an die damals noch bestehend vereinigte Hofkanzlei ein Kabinetsschreiben erließ, in welche diese den Auftrag erhielt, provisorische Vorschriften über B handlung von Preßvergehen, welche durch freisinnige Justi männer nach den Bestimmungen des allgemeinen Strafgese buches entworfen und vom Kaiser schon genehmigt waren, so gleich veröffentlichen zu lassen. Diesem Kabinetsschreiben wurd nicht gehorcht, die Vorschrift nicht verlautbart, und der zu Minister des Innern ernannte Staatsmann hielt es für ang messener, den kaiserlichen Befehl bei Seite zu legen.

Auf Seite 214 begnen wir einer Schilderung der Eigen schaften des Erzherzogs Ludwig, die uns von einer meisterha ten und unparteiischen Feder entworfen scheint; und Seite 21 wird unserer Meinung nach klar hingestellt, wie durch d

Errichtung eines Ministerrathes die Eigenschaften und große Sachkenntniß des Erzherzogs hätten ferner benützt werden können, ohne daß dessen Unentschlossenheit, die aus den reinsten Absichten entsprang, einen raschen Geschäftsgang gehemmt und verzögert haben würde.

Alle, denen das Wohl der österreichischen Monarchie am Herzen liegt, werden das Seite 216 bis 219 Gesagte mit dem höchsten Interesse lesen, so wie die Betrachtungen, die der Verfasser über die Persönlichkeiten der neuen Minister Pillersdorf und Kübeck anstellt. Mit Schonung für erstern erörtert er die Frage: was für Motive die unheilvollen Resultate seines Ministeriums herbeigeführt haben können? Und obgleich der Verfasser in dem Vorworte Seite VI sagt: daß die Genesis vor dem Erscheinen der „Rückblicke von F. v. P.“ geschrieben worden sei, so würde doch auch ohne diese Versicherung der ganze Inhalt der Schrift diesen Beweis liefern. Indeß ist es nicht wenig merkwürdig, daß derjenige Theil derselben, welcher die Zeit des Ministeriums Pillersdorf umfaßt, eine vollständige und scharfe Kritik desselben enthält, und somit im voraus eine siegreiche Widerlegung jener Broschüre wurde, in welcher F. v. P. unter dem Titel „Rückblicke“ die Rechtfertigung des Ministeriums des Freiherrn v. Pillersdorf versuchte.

Weiterhin entwickelt der Verfasser, von S. 223 an, die Schwierigkeit, die für die Regierung des österreichischen Kaiserstaates darin lag, und wohl noch liegt, die verschiedenen Nationalitäten in Eine Staatseinheit zu vereinigen. Er zeigt uns, wie in Frankreich alle Regierungssysteme immer nur mit einer Nation zu schaffen hatten, und somit das französische Nationalinteresse, das Wohl der Nation, ohne Widerspruch fremdartiger Theile, derselben geltend machen konnten. Hiedurch werden wir auf die Betrachtung der vier Hauptnationalitäten, der deutschen, magyarischen, slavischen und der italienischen hingeführt, und erhalten mannichfaltige politische Aufklärungen über diesen wichtigen Gegenstand.

Der Seite 233 und 234 aufgestellte Vergleich der Verhältnisse der Niederlande im Jahre 1790 und Ungarns 1848, und des Betragens des Erzherzogs Carl mit demjenigen des Erzherzogs Stephan als Palatin, ist glücklich aus der neuern Geschichte ausgehoben. Der Verfasser bezweifelt nicht, daß letzterer die Krone Ungarns, wäre sie ihm angeboten worden, eben so wie der Erzherzog Carl die Krone des Burgundischen Königreiches, zurückgewiesen haben würde: eine Ansicht, die wohl die höchste Schätzung der Charakter-Eigenschaften des Erzherzogs Stephan beweiset, denn Recensent wagt nicht, diese Parallele als Ironie zu betrachten.

Seite 236 weiset der Verfasser wiederholt auf den berüchtigten Gastwirth Faster in Prag als Reformator der Zeit hin. Es war uns lieb, diesen Helden jener Tage der Vergessenheit entzogen zu sehen, damit die Nachwelt wisse, welchen Vertretern des Zeitgeistes sie ihren Dank für die gewonnenen Errungenschaften schuldig sei.

Wir können nicht genug der Aufmerksamkeit der Leser die Entwickelung der Forderungen (S. 239 bis 250) empfehlen, welche sowohl die Böhmen, als die vereinigten drei Königreiche Dalmatien, Croatien und Slavonien an die Regierung stellten. Darunter fand sich zum Heile Oesterreichs die der Wahl des Ban's Jellachic. Der Schilderung dieses Mannes wird jeder Wohlgesinnte beistimmen, so wie den kurzen und gehaltvollen Bemerkungen, die sich Seite 248 auf die kaiserliche Armee in Italien und ihren würdigen Feldherrn beziehen.

Der Verfasser bezeichnet in dem Abschnitt VI vierzehn Thatsachen, die das Glück, welches Oesterreich aus den im März ergangenen Verfügungen der Regierung zu erreichen träumte, in namenloses Unheil verwandelten. Jeder dieser vierzehn Punkte wird von Seite 255 bis 331 gründlich und umständlich durchgeführt.

Es werden einer Seits die mannichfaltigen Unterlassungs-

den, und anderer Seits die genommenen Maßregeln des Ministers des Innern und spätern Ministerpräsidenten v. Pillersdorf mit strenger Kritik im Verlaufe jener vierzehn Punkte ertheilt. Und wenn Seite 259 und 260 die Verirrungen der Jugend in der Aula mit Nachsicht besprochen werden, so werden ihre Verführer mit desto schärferer Geißel gezüchtigt.

Der zweite Punkt beschäftigt sich mit der Vernichtung der ständischen Verfassung in Böhmen, und ruft uns den Anfang der dortigen Wirren in richtiger Zeitfolge in's Gedächtniß zurück. Der Verfasser übergeht keineswegs die Petition, welche die großen Grundbesitzer unterm 2. April an den Kaiser richteten, und in welcher sie die czechische Nationalität und die größte Ausdehnung der Vertretung auf dem Landtage oder sonstigen Landesversammlungen erbaten. Unter jenen großen Grundbesitzern finden wir die Namen der berühmtesten böhmischen Geschlechter; aber wir vermissen unter den erstern den erlauchten Namen Liechtenstein. Man vermißt ihn jedoch nie in den Annalen Oesterreichs als Stütze der Regierung, und wenn es sich darum handelt, Gut und Blut zum Opfer zu bringen.

Der dritte Punkt erwähnt der Octroyirung der Verfassung vom 25. April, welche hier treffender Weise ein Bastard des Wiener Radikalismus und der Ministereitelkeit genannt wird. — Hier, wie überhaupt beim Lesen dieses Werkes, das einen so ernsten Gegenstand behandelt, sind wir öfters durch Äußerungen feiner, humoristischer Laune zum Lächeln gebracht worden. Die auf Seite 267 und 268 erwähnte Veränderung der persönlichen Stellung derjenigen Staatsmänner, welche an der Entstehung des Patentes vom 15. März Theil genommen hatten, ist nicht zu übersehen: der Staatsrath war beseitigt, Graf Kollowrat am 19. April des Vorsitzes im Ministerrathe entbunden, statt des Erzherzogs Ludwig unterstützte damals der Erzherzog Franz Carl den Kaiser in den Geschäften.

Seite 271 ist von den Gewaltthätigkeiten die Rede, welche dem vorsitzenden Minister im Ministerrathe und Minister der

auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Fiquelmont, am 2. u
3ten Mai zur Abdankung veranlaßten, und später ruft un
uns die Proclamation des Kaisers vom 4. Mai, von Piller
dorf contrasignirt, in Erinnerung, so wie den merkwürdig
Besuch, den dieser Minister der Gräfin Fiquelmont am Ta
nach den Ereignissen, die ihren Gemahl aus dem Ministe
entfernten, abstattete. Ob dieser Mißgriff von seiner Unkenn
niß der geselligen Formen herrührte, oder ob er als Versu
gelten sollte, Denjenigen zu versöhnen, den er zum wenigst
durch seine Passivität aus seinem Posten verdrängt hatte, wo
len wir dahin gestellt seyn lassen.

Kurz nach diesem Vorgang wird Seite 277 des Eintrit
neuer Minister in den Ministerrath erwähnt, und namentli
des Freiherrn v. Doblhoff. Die glückliche Anwendung der b
kannten Antworten eines Zeugen in dem Prozesse der Königi
Caroline von England: non lo so! non mi ricordo! auf d
Antworten, welche Freiherr v. Doblhoff späterhin öfters a
Interpellationen im Reichstage gab, muß die Heiterkeit d
Leser erwecken.

Der fünfte Punkt Seite 279 stellt die Reihenfolge der ve
schiedenen Associationen auf, welche vom Anfang Mai a
nach und nach einen ausschließlichen Einfluß auf die Kron
und das Ministerium ausübten; vorzugsweise hebt der Verfa
ser Seite 293 den merkwürdigen und in einem constitutionell
Staate nie eingetretenen Fall aus, daß ein Ministerium, we
ches den Monarchen veranlaßte, gewissen Wünschen des Volk
nachzugeben, sich, als es sich um die Ausführung seines e
theilten und angenommenen Rathes handelte, zurückzog. Die
Erklärung gab das Ministerium am 16. Mai, setzte aber sei
Amtsführung bis zum Zusammentritt des Reichstages fort.

Seite 279 und 280 wird gesagt: „der Brennpunkt d
Unzufriedenheit, des Mißtrauens ꝛc. ꝛc. sei das politische Ce
tralcomité der Wiener Nationalgarde gewesen.“ Wir sind w

lfernt, diesem Vereine nicht die vollständigste Rechtmäßigkeit zuzumessen, müssen jedoch auch auf den bemerkenswerthen Beweis hinweisen, welcher bis Ende October bei verschiedenen Gelegenheiten eine bedeutende Rolle spielte, und den wir nur in der vorliegenden Schrift Seite 316 im Vorbeigehen erwähnt finden.

Mittlerweile war die Abreise des Hofes nach Innsbruck erfolgt, und die Wiederaufnahme der Thätigkeit des Ministeriums war, wie oben gesagt, nur als interimistische Maßnahme erfolgt.

Der siebente Punkt stellt uns in Kürze den Versuch der Reaction vor Augen, den das Ministerium Pillersdorf am 25. und 26. Mai ohne Erfolg unternahm, und durch dessen Mißlingen der Muth des Aufruhrs erhöht, der „Ausschuß der Bürger, Nationalgarde und Studenten Wiens für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung, und Wahrung der Rechte des Volkes“ gebildet, und dieser durch eine abermalige Erklärung des Ministeriums vom 27. Mai für unabhängig von jedweder andern Behörde erklärt wurde.

Der achte Punkt bis zum vierzehnten (Seite 303 bis 329) schildern den weitern Verlauf der Ereignisse bis zum Sturze des Ministeriums Pillersdorf, welches vielleicht stillschweigend durch alle spätern Proclamationen und durch eine vom Kaiser an Pillersdorf gerichtete Aufforderung: noch in seiner Stellung auszuharren, nach seinem interimistischen Verhältniß wieder als permanent gelten konnte. Bei dieser Gelegenheit wird Seite 305 gesagt, „daß der Fürst Metternich mit dem Baron Wessenberg seit der Mission des letzteren nach London im Jahre 1830 zerfallen gewesen sei.“ Allein dieß ist ein Irrthum. Baron Wessenberg hatte das Mißfallen des Kaisers erregt. Bei seiner temporären Sendung nach London, wo er durch die bekannten Protokolle die Verhältnisse zwischen dem Königreiche der Niederlande und Belgien, im Einverständniß mit dem französischen, russischen, englischen und preußischen Kabi-

nete regeln sollte, hatte der Kaiser die Meinung gefaßt, er habe (im Jahre 1831) bei Unterzeichnung eines gewissen Protokolls seine Instruction überschritten.

Im neunten Punkt, Seite 308 bis 315, finden wir die Prager Juniereignisse genau wiedergegeben, obgleich hier, so wie in allen uns bekannt gewordenen Darstellungen derselben uns nie klar geworden ist, wie es dem Fürsten Windischgrätz nach den am 15. Juni gemachten Concessionen dennoch gelang, schon am 16. die unbedingte Unterwerfung der Stadt zu erreichen?

Seite 312 wird versichert, daß der Fürst Windischgrätz neben seiner Gemahlin gestanden sei, als sie durch einen Schuß todt zu Boden gestreckt ward *).

Der Verfasser hebt Seite 321 mit seinem gewohnten Scharfsinn den merkwürdigen und unerhörten Umstand aus, daß zwei Stellvertreter, mit allen Souverainetätsrechten ausgestattet, vom 16. Juni an im österreichischen Kaiserstaate auftraten; der Eine in Ungarn und Siebenbürgen, der Andere

*) Die nähern Umstände dieses unglücklichen Ereignisses sind folgende: Das Gebäude des General-Commandos in Prag, liegt dem Gasthofe zum goldenen Engel gegenüber und bildet einen stumpfen Winkel, an dem ein Zimmer gelegen, was zum Vorzimmer diente; in diesem befand sich die Fürstin, als der verhängnißvolle Schuß fiel; er kam nicht aus dem Wirthshause, sondern aus einem Hause, das in einer auf das General-Commando einmündenden Straße rechter Hand liegt. Der Schuß fiel aus dem zweiten Stock, welches die Richtung, die die Kugel nahm, bewieß. Die Fürstin hatte ein hellblaues Kleid an, welches durch die herabgelassene Marquise durchgeschimmert haben kann, und daher hat der Schuß wahrscheinlich dem Fürsten gegolten, welcher die hechtgraue Generalsuniform trug. Er selbst war nicht in jenen Vorzimmern, sondern in Conferenz mit andern Generalen, in seinen eigenen Gemächern, die auch nach der Straße heraus gelegen waren.

in der Person des Erzherzogs Johann für alle übrigen Theile der Monarchie. Beide standen in mannichfaltigen Conflicten dieser beiden Hälften des Reiches einander gegenüber; dabei ein verantwortliches Ministerium! — Die Anomalie dieser Verhältnisse weist die Schrift mit großer Klarheit nach.

Eben so treffend bringt uns der Verfasser die Verschiedenheit, ja die Widersprüche zur Anschauung, die sich zwischen der Begründung der Constitution vom 25. April und dem Beruf eines constituirenden Reichstages in den verschiedenen Proclamationen, vom 16. Mai, vom 5. und 25. Juni kund gaben. Nach der vom 16. Mai sollte die Constitution vorläufig der Berathung des Reichstages unterzogen werden, und zwar solle dieser erste Reichstag nur in Einer Kammer zusammentreten. In der vom 5. Juni sagt das Ministerium des Innern ausdrücklich, „erst nach dem Ergebnisse der Berathung über die zu ertheilende Verfassung könne in Frage gestellt werden, ob auch weitere Gegenstände der Gesetzgebung und der Verwaltung vom Reichstage in Erörterung zu nehmen wären?“ Endlich spricht die Proclamation des Erzherzogs Johann vom 25. Juni gar nicht von der Revision der Verfassung, sondern erwähnt nur die Nothwendigkeit eines neuen Grundbaues, der Veränderung der Gesetzgebung in allen ihren Zweigen und der Eröffnung neuer Hülfsquellen für dringende Staatsbedürfnisse.

Liefert je die Geschichte irgend einer Regierung das Beispiel eines schwankenderen und unregelmäßigeren Ganges?

(Schluß folgt.)

III.

Actenstücke und Zeugenaussagen zur Beurtheilung der neudemokratischen Diplomatie.

I.

Fürst Wallerstein spricht:

(Wörtlich aus dem stenographischen Bericht über die Verhandlungen der bayerischen Kammer der Abgeordneten. Neunzehnte Sitzung vom 6. November 1849. Seite 448.)

„Keiner Ihrer Redner, meine Herren! hat nur das Wort Demokratie genannt, ohne wenigstens später gleichsam sich selbst berichtigend beizufügen, er spreche nicht von der edlen, sondern nur von der entarteten Demokratie."

„Meine Herren! das ist recht; aber wenn es eine edle Demokratie gibt, so hat Niemand das Recht, Andern die unedle, entartete an den Kopf zu werfen, und Richter über die Gewissen seiner Mitbürger zu seyn."

„Meine Herren! gibt es eine edle Demokratie, so kann man Demokrat seyn, und der gesetzlich bestehenden constitutionellen Monarchie huldigen, ich sage sogar mehr, die künftige Form unserer bürgerlichen Gesellschaft ist die Demokratie, denn die Privilegien sind erloschen, die Gleichheit ist gegeben."

„Also man kann Demokrat seyn, und ist deßwegen noch kein Wühler und Anarchist, kein Mann des Blutes, und es

ist unwürdig, solche Begriffe zu verwechseln, um Richtungen zu verdächtigen."

Dr. Döllinger antwortet:

(Wörtlich aus demselben stenographischen Bericht Seite 454.)

„Ein Wort muß ich noch sagen über die Beschuldigung der Ungerechtigkeit, die uns von dieser Seite gemacht wird, daß wir nicht unterscheiden wollten zwischen der edlen und unedlen Demokratie. Wenn uns die edle Demokratie gezeigt wird, wenn uns die Züge ihres Edelmuthes augenscheinlich vorgeführt werden, dann — aber bis dahin müssen wir die Anerkennung verschieben! Leider aber muß ich sagen, daß die Repräsentanten der Demokratie, die wir bisher von jener Seite vernommen haben, uns von den edlen Zügen der Demokratie sehr wenig oder nichts gezeigt haben. Der eine Herr hat den pfälzischen Aufstand und implicite den damit zusammenhängenden badischen Aufstand in Schutz genommen; er hat uns das ganze System vorgelegt und vertheidigt, aus welchem diese Aufstände als nothwendige Folge hervorgegangen seien. Derselbe Herr hat uns zu verstehen gegeben, daß wenn noch einmal dieselbe Lage einträte, dieselben Personen auch noch einmal so handeln würden. Ist das die edle Demokratie? Haben wir überhaupt in diesen Auswüchsen der deutschen Revolution und Demokratie so viel edle Züge wahrgenommen? Da, meine ich, dürfte man mit der Diogenes-Laterne herumgehen, um edle Züge zu finden. Ein Redner vorher hat uns ganz andere Züge der Demokratie, die nicht unter den Begriff Edelmuth fallen, angeführt. Ein anderer Wortführer der Demokratie hat ausgesprochen, daß die Glaubenskraft der europäischen Nationen jetzt ein anderes Object zum Ziele haben müsse, nachdem es mit dem Glauben an das Christenthum zu Ende sei, sie müßten nämlich an die Demokratie glauben, und diese mit aller Energie durchführen. Ich erinnere Sie daran, daß, während die Nationalversammlung in Frankfurt versammelt war, ein großer Congreß der deut-

schen Demokratie in Frankfurt so zu sagen unter unsern Augen gehalten wurde, zu welchem auch Abgeordnete aus Bayern sich einfanden. In diesem Congreß wurde als erstes Princip aufgestellt: die deutsche Demokratie bestehe in der Durchführung der socialen Republik in ganz Deutschland. Auf demselben Congreß der deutschen Demokratie wurde ganz ernsthaft berathen, ob man die Ehe und Religion abschaffen solle, und endlich wurde der Beschluß gefaßt: vorläufig diese Punkte noch auf sich beruhen zu lassen. So steht es mit den edlen Qualitäten der deutschen Demokratie, die wir anerkennen sollen!"

II.

Depesche des Gesandten der französischen Republik in Baden vom 16. Mai 1849.

(Vorgelesen in den Pariser Verhandlungen der gesetzgebenden Versammlung vom 25. und 26. Juni 1849 von dem französischen Minister des Außern, Herrn v. Tocqueville.)

„Ich halte es für nützlich, Herr Minister, Ihre Aufmerksamkeit auf eine Thatsache zu lenken, die ich verbürgen kann. Herr Savoye, früher Geschäftsträger der französischen Republik in Frankfurt, hatte sich am 13ten nach Offenburg begeben; er hat die Tribüne bestiegen und in deutscher Sprache eine Rede gehalten. — Er hat gesagt, er sei Delegirter der französischen Socialisten und Ledru-Rollins, um ihren deutschen Brüdern ihre Sympathien zu versichern, sie zu energischer Ausdauer zu ermuntern, und ihnen ihre brüderliche Unterstützung zu versprechen. — Diese Worte haben Jubel erregt."

III.

Der Abgeordnete Binder spricht:

(Wörtlich aus den stenographischen Berichten der bayerischen Abgeordnetenkammer Num. 19 vom 6. Nov. 1849. S. 442.)

„Meine Herren! Wenn Sie dem Laufe der Debatte des Herrn Vorredners" (Dr. Heine) „gefolgt sind, so werden Sie

einen Passus bemerkt haben, in dem er sagt, daß die Volkspartei unser wackeres Militär mit Groschen und Sechsern verführt hat.“

„Meine Herren! Bei der Amnestiefrage wird das von bedeutendem Rückschlage seyn, und ich frage den Herrn Redner, ob er denn nicht weiß, wer die Gulden gezahlt hat, damit sich eben unser wackeres Militär an dem Eigenthum und Leben seiner Staatsbürger vergreife.“

Dr. Heßke antwortet:

(Ebendaselbst.)

„Ich lebe in einer Garnisonsstadt und jedes Kind weiß, wie dort mit dem Militär und auf wessen Anrathen so verfahren worden ist. Ich hatte auch Gelegenheit, im vorigen Sommer öfters nach Mannheim und Heidelberg zu kommen, ich weiß, daß nicht bloß Kreuzer und Sechser im Gange zu solchem Zwecke waren, auch Guldenstücke, ich glaube, daß diese Guldenstücke noch wo anders herstammten, als von deutschen Beiträgen, deren sich die deutsche Flotte kaum in solch freigebigem Maße erfreut hat. Zweifelsohne hatte sie das Ausland zur Unterhaltung unserer politischen Einigkeit hergeschossen, welche letztere heute noch so wenig wie damals vor der Gefahr aus hohen Träumereien und niederer Gehässigkeit sicher steht.“

IV.

Demokratische Urtheile über die Frankfurter Reichsversammlung, ihre Reichsverfassung und ihre Centralgewalt unmittelbar vor der Erhebung zur Durchführung der Reichsverfassung.

Aus dem Bericht des Abgeordneten Prinz.

(Stenographische Berichte der bayerischen Abgeordnetenkammer Num. 32 vom 30. November 1849. S. 294.

„Unter solchen Einflüssen“ (von Robert Blum, Karl Vogt, Schilling aus Wien, Jordan aus Berlin, welche die Pfalz im Mai bereisten) „erhielten die Volksvereine“ (der Pfalz) „allmählich eine demokratische Färbung, an vielen Orten stell-

ten sich Demagogen an die Spitze. Zuletzt wurden sie von einer Anzahl von Rechtskandidaten von Frankenthal, die für die social-demokratische Republik wirkten, geleitet, worauf das Volksvereinsblatt in's Leben trat. Man darf, ohne kühn zu seyn, sagen, daß ohne jene Rechtskandidaten, die ihre Plane mit berechnender Schlauheit verfolgten, beständig mit den Centralvereinen correspondirten, zugleich aber mit Frankfurt in Verbindung standen, die beklagenswerthe Empörung nicht ausgebrochen seyn würde."

„Im September 1848 herrschte in diesen Regionen ein unbeschreiblicher Haß gegen die Centralgewalt und die Nationalversammlung. Man organisirte sogar an gewissen Orten bewaffnete Züge, um Germain Metternich zu unterstützen, und das Parlament zu sprengen. Damals wurden Die, welche sich des Parlamentes annahmen, hie und da, in Rede und Schrift, auf die niedrigste Weise angegriffen. Ja in einer Gemeinde ging dieser Pöbel so weit, denjenigen die Fenster einzuwerfen, welche in einer an die Nationalversammlung gesandten Adresse erklärt hatten, daß sie an ihr und der Centralgewalt treulich halten wollten, — und dieß, meine Herren! sind dieselben Menschen, die ein halbes Jahr später diejenigen schmähten, welche an der Allmacht des Parlamentes einigermaßen zu zweifeln wagten."

Zeugnisse aus dem Hauptblatte der Pfälzer Demokratie.

Aus einer Correspondenz „des Boten für Stadt und Land, redigirt von dem Parlamentsmitglied, Nik. Schmitt von Kaiserslautern", hier heißt es: „Frankfurt, 27. April 1849. Schon längst war die Nationalversammlung todt für das deutsche Volk; gestern hat sie selbst ihr Todesurtheil förmlich unterzeichnet. Einen schmachvolleren Beschluß, als den gestrigen, hätte sie nicht fassen können. Nicht einmal zu dem „„Schatten eines Entschlusses"" hat sie sich aufzuschwingen vermocht", sagt treffend ein öffentliches Blatt. —

„Mit einem Worte, die Nationalversammlung hat sich gestern ein Zeugniß der Ohnmacht, der Feigheit und der Geistesarmuth ausgestellt, das nicht erbärmlicher ausfallen konnte. — „„Schreiben Sie über die Paulskirche Convent““ — rief gestern Raveaux der Mehrheit zu, „„und kein Mensch wird's Ihnen glauben, so lange Sie darin sitzen.““ — Wer mag sich rühmen, Mitglied dieser Versammlung gewesen zu seyn? — Hole der Teufel die ganze Wirthschaft; das sollte jetzt der Stoßseufzer jedes wackern deutschen Mannes seyn.“

Aus einem Aufruf desselben demokratischen „Boten für Stadt und Land“ vom 29. April 1849: „Pfälzer! der König von Bayern hat, wie Ihr aus nachstehender Note erseht, offen erklärt, er erkenne die Reichsverfassung nicht an. Auf! zwingt ihn, die Verfassung anzuerkennen. **Wir verachten die Frankfurter Versammlung.** Aber ein Fürst bedroht sie. Ist das nicht Grund genug, sie zu schützen? sagt das Organ der rheinhessischen Demokratie, die Mainzer Zeitung, und einzig und allein, weil ein Fürst die Verfassung bedroht, müssen wir sie durchführen um jeden Preis. — Unter dem Drucke der Säbelherrschaft wird das Volk gebeugt, und fürstliche Willkür saugt das letzte Restchen vom Wohlstande des Volkes, welches fürstliche Verschwendung und Sinnenlust übrig gelassen, aus. Nur zwei Wege also: „„entweder den Trotz des Königs gebeugt, oder verhungert!““ Darum Pfälzer steht fest zusammen, vereinigt Euch alle, um den Trotz des Königs, der auch dem schlichtesten Begriffe von Recht und Gesetz Hohn spricht, zu brechen, und haltet die Hand an die Waffen.“

Aus dem Bericht der „Speyerer Zeitung“ von Kolb über die Volksversammlung zu Kaiserslautern am 6. Mai 1849:

„Olly aus Darmstadt: Er biete nicht bloß Zustimmung an, sondern man werde die Regierung Hessens auch zur Hülfe

zwingen. Er sei Republikaner, und die Reichsversammlung genüge ihm nicht. Aber man soll dieselbe zur Barrikade machen. Er tadelt vielfach die Nationalversammlung, d. h. deren Mehrheit; aber er hege Achtung vor dem Principe, auf dem sie beruhe — dem der Volkssouverainetät. Der Preußenkaiser sei aus einem Geschlechte, das nicht durchlauchtig, sondern ausgelaugt sei. Betrachtet die Fürsten als die besten Wühler für die Demokraten."

„Greiner: Endlich sind die Würfel gefallen; — dieser Völkerstrom endigt nur mit der Republik. Bloß weil unsere Beschlüsse energisch waren, hat man sich in Frankfurt darum bekümmert. Sonst hätte man uns zusammenkartätschen lassen."

„Rockmann (aus Düsseldorf): Die Rheinpreußen haben die größte Sympathie für die Rheinbayern. Schildert, wie Friedrich Wilhelm wiederholt sein Wort gebrochen habe; so alle Fürsten. Ist gegen die Reichsverfassung als „„im Käskorbe zu Frankfurt gefertigt."" Aber man müsse sich an etwas anklammern. Man benütze die Verfassung als Brücke, über welche hinweg man weiter schreite. Die Beamten müßten durch den Landesausschuß beeidet oder verhaftet, d. h. unschädlich gemacht werden. Gehe der Ausschuß nicht voran, so müsse man ihn durch einen andern ersetzen. Die Republik sei sofort zu proclamiren. Er reise eben nach Rheinpreußen ab, um auch dort in diesem Sinne zu handeln! (Großer Beifall.)"

„Weber (von Neustadt): Warnt vor den Reichskommissären; sie haben immer die Rolle von Todeskäuzchen gespielt. Von der Centralgewalt habe man nichts zu erwarten; sie könne sich selbst nicht helfen. Die Mehrzahl will die Republik; aber damit sei nicht gesagt, daß dieselbe augenblicklich proclamirt werde. Die Verfassung müsse man als Barrikade benützen, aber nicht bei ihr stehen bleiben. Geld thue noth. Der Ausschuß soll eine progressive Einkommensteuer augenblicklich ausschreiben. — Sind Sie

einverstanden damit? (Viele: Ja!) Jeder Kanton soll dem Ausschusse einen Abgeordneten beigeben, der als Konvent handle."

V.

Aus dem Aufruf des Pfälzer Landesvertheidigungs-Ausschusses vom 5. Mai 1849.

„Die Pfalz hat über die Siege der ruhmbedeckten Magyaren gejubelt, das heldenmüthige Wien angestaunt, die einmüthige Erhebung der Schwaben gepriesen. Versteht die Pfalz nur zu jubeln und zu staunen ob der Großthaten freiheitbegeisterter Völkerstämme, oder wird sie in diesem Augenblicke der Entscheidung auch zu handeln wissen, und durch ein glorreiches Beispiel für ganz Deutschland zur weithin zündenden Leuchte werden?"

„Brüder! Gegen Wort und Pflicht, gegen göttliches und menschliches Recht haben unsere fürstlichen Henker, den Mann mit der blutigen Hand zu Berlin an der Spitze, den volksverrätherischen Bund geschlossen, um das unter ihrer eigenen Mitwirkung zusamengetretene Parlament zu verjagen, und alle Errungenschaften unserer Revolution mit frevler Gewaltthat zu nichte zu machen. Wessen Rechtsgefühl empört sich nicht ob diesem neuen, unerhörten Treubruche?"

„Auf, Du Volk der Pfalz! Du Volk, weithin berühmt durch Dein Rechtsgefühl und Deinen gesetzlichen Sinn! Beweise Deutschland, das seine Blicke auf Dich gerichtet hält, daß Du zwar dem Gesetze Dich beugest, daß Du aber auch die Kraft in Dir fühlest, die Machthaber zu beugen, welche mit frecher Stirne allem Gesetze Hohn zu sprechen wagen!"

„Brüder! Unsere ganze Provinz muß zu einem Lager umgeschaffen, jeder Arm bewaffnet, jedes Haus zur Festung, jeder Baum zur Brustwehr werden!"

„Auf denn, Brüder! und rüstet Euch zum heiligen Kampfe der Rothwehr. Schaaret Euch einträchtig zusammen und stimmt mit uns ein in das Feldgeschrei: Es lebe Deutschland und seine ewigen Rechte!"

„Kaiserslautern, am 5. Mai 1849."

„Mit brüderlichem Gruße"

„Der Landesvertheidigungs-Ausschuß für die Pfalz."

„H. Didier. P. Fries. Greiner. Dr. Hepp. Reichard. Schmitt."

Weitere Proclamation des Landesvertheidigungs-Ausschusses von demselben Tage (5. Mai 1849).

„Der Landesvertheidigungs-Ausschuß an seine Mitbürger."

„Wir machen Euch folgende Mittheilung:

1) Der Schweizergeneral Dufour ist zum Befehlshaber der pfälzischen Volkswehr ernannt, und um Annahme des Oberkommando ersucht worden.

2) Dreißig polnische Offiziere stehen für den Fall des Kampfes zu unserer Verfügung."

VI.

Neudemokratische Heldenthaten.

(Aus den Verhandlungen der dritten Generalversammlung des katholischen Vereines Deutschlands. Seite 57.)

„Der Pfarrer von Landstuhl, jenem Städtchen, wo vor dreihundert Jahren Franz v. Sickingen seinen Sitz hatte, hat es gewagt, in seiner Gemeinde einen Piusverein hervorzurufen, um den religiösen Wühlereien einen Damm zu setzen. Das war in den Augen unserer ungläubigen Demokratie todeswürdiges Verbrechen. Der Pfarrer wurde daher gleich beim Ausbruche der Rebellion vogelfrei erklärt; es ward förmlich auf ihn Jagd gemacht mit einem Freischaaren-Corps von

hundert und fünfzig Mann, dessen Hauptmann der sogenann-
en provisorischen Regierung in Kaiserslautern versprochen hatte,
en Pfaffen todt oder lebendig zu überbringen. Die Piusmän-
er in Landstuhl wußten jedoch ihren Pfarrer gegen die Rotte
u schützen und ihm Gelegenheit zu verschaffen, sich nach Frank-
eich zu flüchten, wo er, wie so viele andere Pfälzer-Geistliche,
ei seinen Mitbrüdern die gastfreundlichste Aufnahme fand.
Nicht so gut erging es dem benachbarten Pfarrer von Rei-
chenbach, dessen Pfarrhaus in der Nacht vom Pfingstsonntag
uf Pfingstmontag fünfmal gestürmt, jeder dieser Stürme aber
jedesmal von braven Katholiken zurückgeschlagen wurde. Als
er Morgen herbeigekommen war, wurde gegen den Pfarrer-
Sturm geläutet; auf dieses Zeichen versammelten sich gegen
tausend Menschen, mit Flinten, Sensen, Mistgabeln 2c. 2c.
bewaffnet. Der Angriff auf das Pfarrhaus wurde erneuert;
alle Fenster wurden zertrümmert, Schüsse fielen und Kugeln
flogen überall hin, wo der Pfarrer, der nur von fünf braven
Katholiken umgeben war, sich blicken ließ, bis er endlich um
halb zwölf Uhr von einer Freischaarentruppe von hundert und
fünfzig Mann nach Kaiserslautern abgeführt wurde. Dort
angekommen, wurde er von dem „„souverainen Volke““ mit den
Worten begrüßt: „„Schlagt ihn todt den Hund, hängt ihn
auf den Windischgrätz — Hecker hoch! — so muß es kom-
men! — alle Pfaffen müssen noch fort aus der Welt, in die
Hölle hinein, zum Teufel!““ Und wäre nicht eines der Mit-
glieder der sogenannten provisorischen Regierung mit den Kraft-
worten dazwischen gefahren: „„Seid ihr denn Bluthunde!““
der brave Geistliche würde zweifelsohne von dem Pöbel zerris-
sen worden seyn. Nur mit Mühe gelang es, ihn in's Ge-
fängniß zu führen. Auf dem ganzen Wege dahin, der unge-
fähr eine halbe Stunde dauerte, wurde er mit Schmäh- und
Schimpfworten überhäuft und mit Steinen und Koth bewor-
fen. Im Gefängniß um halb zehn Uhr des Abends angelangt,
konnte er nicht einmal gegen Bezahlung ein Bett erhalten.
Auf seine deßhalb gestellte Bitte hieß es: „„Nein, Pfaff, auf

den Strohsack mußt du!““ Am zehnten Tage seiner Gefangenschaft wurde er endlich, nachdem er ein zweimaliges Verhör bestanden hatte, frei gegeben, jedoch nur unter der Bedingung, daß er binnen vierundzwanzig Stunden in sein Vaterland zurückkehre — er war nämlich ein Franzose. Und worin bestand das Verbrechen dieses Mannes? Er hat es gewagt, das „„Mainzer Journal““ und das katholische Sonntagsblatt der Pfalz, „„Christlicher Pilger““ genannt, in seiner Gemeinde und in der Umgegend zu verbreiten, und unbeirrt von dem Wehen des jedesmaligen Zeitgeistes den Weg zu gehen, welchen ihm seine heilige katholische Kirche vorzeichnete.“

„Wo möglich noch schlimmer ging es dem Pfarrer von Pirmasens. Zu diesem kamen eines Tages Mitglieder der sogenannten Mobilgarde oder Bürgerwehr, und verlangten einen Beitrag zur Anschaffung von Waffen und Munition behufs der „„Durchführung der Reichsverfassung;“ und weil sie von dem Pfarrer, dessen ganze Baarschaft nur noch in einem Kronenthaler bestand, nichts erhalten konnten, gingen sie unter fürchterlichen Drohungen fort, hielten Rath und beschlossen, dem Pfaffen eine „„solenne Katzenmusik““ zu veranstalten. Auf Christi Himmelfahrt — Sie sehen, wie unsere Freischärler sich zur Ausführung ihrer Pläne immer die schönsten Tage auszuwählen wußten — Abends halb sieben Uhr, somit bei noch hellem Tage, kamen wirklich die Katzenmusikanten und fingen ihr Spiel an. Dieß war jedoch nur das Vorspiel. Als der Lieutenant der Bürgerwehr erschien, begann ein wahrer Steinhagel, so daß die Fenster gänzlich zertrümmert wurden. Jetzt stiegen zwanzig bis fünfundzwanzig Kerls in's Pfarrhaus hinein und zerstörten Alles, was sich vorfand: Stühle, Tische, Kommode, Spiegel, Betten ꝛc. ꝛc., die Federn wurden unter dem Geschrei: „„So müssen die Köpfe der Pfaffen fliegen““, in die Luft gestreut. Damit aber viele von denen, die außen standen, ihr Müthchen kühlen könnten, wurden Effecten auf die Straßen geworfen, und mit kanibalischer Lust zertrümmert. Selbst die Pfarr- und Inspectionsacten fanden keine Schonung.

Indessen erschien der erwähnte Lieutenant an der Spitze eines Haufens vor der geschlossenen Hausthür. Dieselbe wurde mit einer Axt eingehauen und auf den Pfarrer, der in der Hausflur sich befand, mit einer Muskete angelegt. Der Pfarrer, dieß wahrnehmend, begab sich in das obere Stiegenhaus. Allein auch da war er seines Lebens nicht sicher, weil ihm ein wahrer Steinregen durch das Fenster folgte. Er mußte wieder auf seine frühere Stellung zurück. Hier nahm man ihn abermals auf's Korn. Der Pfarrer selbst mit einer Doppelflinte versehen und die höchste Gefahr erkennend, that einen Schreckschuß. Der Zweck wurde erreicht; die Menge stob auseinander. Der Pfarrer benützte diese Gelegenheit und flüchtete in das benachbarte Haus. Man wußte jedoch hier seiner habhaft zu werden, führte ihn auf die Straße hinaus, setzte ihm einen Heckerhut auf und trieb so sein Gespött mit ihm. Der Pfarrer lächelte über diese Büberei. Und nun schrie man: „„So, der Pfaff lacht auch noch; er wird bald nicht mehr lachen."" Jetzt entstand unter der Menge ein Streit, ob man den Pfarrer gleich hinaus auf die Richtstätte, oder zuerst vor das Pfarrhaus führen und ihm die Gräuel der Verwüstung zeigen solle. Letztere Ansicht drang durch. Der Pfarrer wurde daher vor das Pfarrhaus geführt. Hier schrie man: „„Sieh Pfaff, wie wir deine Sachen zugerichtet haben."" Der Pfarrer versuchte einige Worte zu sprechen, um seine Freilassung zu bewirken; allein man schrie: „„Fort, hinaus mit ihm, dort bekommt er seinen Laufzettel."" Sein Laufzettel sollte aber darin bestehen, daß er gesteinigt oder mit Gewehrkolben todtgeschlagen, oder im besten Falle erschossen werden sollte. Während er zur Stadt hinausgeführt wurde, konnte man die Kinder zu einander sagen hören: „„Gehst du auch mit sehen, wie der katholische Pfarrer todtgeschossen wird."" Unterwegs zeigten sich jedoch schon einige rettende Männer. Hier war es, wo einer der Unmenschen, der sich sein Opfer nicht entrissen sehen wollte, einen Dolchstoß nach der Brust des Pfarrers that, welcher jedoch glücklicher Weise aufgefangen wurde. Endlich kam man

an einem Hause vorüber, dessen Thüre offen stand; der
rer suchte hier mit Hülfe der braven Männer sich loszun
und in das Haus zu retten, was auch gelang, obgleich
ihn noch an der Thüre bei den Füßen faßte und mit
Gewalt herauszuziehen suchte. Die Thüre wurde jetzt ver
sen. Der Pfarrer verkleidete sich in aller Eile, begab s
der Hinterthür hinaus und flüchtete sich nach Frankreich.
wuthschnaubende Rotte aber brüllte in einem fort: „
Pfaffen heraus, oder wir reißen das Haus zusammen““
man ihr sagte, der Pfarrer sei nicht mehr vorhanden, –
der endlich herbeigekommene Major der Bürgerwehr zur
und Ordnung ermahnte.“

„Der Oekonom Erhard von Frankenthal, welche
seine Kosten für die Pius-Vereine des ganzen Kanton
eigenes Lokal zu Versammlungen hat herrichten lassen,
sich am 16ten Mai nach Mannheim. Als er an die
kam und die Wachmannschaft seiner ansichtig wurde, rie
„„heraus!““ Es wurde förmlich auf ihn Feuer comma
man schrie noch dazwischen: „„nieder mit dem Jesuiten
schießt ihn todt!““ Andere schrieen: „„nehmt den Gew
ben und haut dem Pius-Hauptmann auf den Schädel,
er krepirt!““ In Frankenthal selbst konnte er nicht me
der Hauptwache vorübergehen, ohne verspottet zu werde
man spie sogar seinen kleinen Kindern auf offener Straß
Gesicht wegen der Gesinnungen ihres Vaters!! Am 18.
sah er sich genöthigt, Weib und Kinder zu verlassen u
Flucht zu ergreifen. Er begab sich nach Mainz, Koblen
Köln, wo er überall bei den Pius-Vereinen die freund
und herzlichste Aufnahme fand.“

IV.

Unsere Errungenschaften.

IX.

Einschrumpfen des Wohlstandes.

Von Frieden bedingt, durch das Vertrauen gehoben, an das Vorwalten der Redlichkeit gewiesen, ist der Verkehr unter den Menschen, als das Mittel, sie mit ihren allartigen Bedürfnissen zu versehen, zugleich mit dem Wohlseyn Anderer den eigenen Wohlstand zu fördern. Was den Verkehr unter den Menschen erweitert, was ihm zu Gute kömmt, was ihn auf längere Zeit hinaus gegen Ungewißheiten, Schwankungen oder Gefährdungen sichert, das ist von jeher mit Recht für eine Errungenschaft, für einen wohlerworbenen Gewinn in welchem zu neuem Erwerb der Keim liegt, oder dazu die nothwendige Bedingniß gesichert ist, gehalten worden.

Wie „verhalten sich nun die so laut gepriesenen" Errungenschaften des Umsturzes zu diesem Völker verbindenden und Völker nährenden Verkehr, dessen Erweiterung, Befestigung und Sicherstellung eine solche Benennung wahrlich nicht verschmähen dürfte? Leset die Blätter aller Länder, welchen die Wühler dasjenige, was sie Errungenschaft nennen, aufgebürdet haben; leset sie von dem Tage an, an welchem es ihnen gelungen ist, diese Errungenschaft zu erlärmen und zu ermeutern, und von überall her werden euch Klagen um Klagen über

Finanzkrisis, über Handelskrisis, über Fabrikkrisis, über Krisis aller Gewerbe, Handthierungen und ehrlichen Erwerbsmittel in lauten Chören in die Ohren gellen. Vernehmet diejenigen Alle beinahe, die auf den Verkehr, in welcher Weise und nach welchem Zweige es sei, angewiesen sind, sie werden euch über Geschäftsstockung, über Hemmung und Beschränkung nach allen Seiten jammern; dießmal aber nicht in jener halblächelnden Weise, nach welcher Jeder sein Geschäft für beschränkter gehalten wissen möchte, als es in der Wahrheit ist, sondern in kaltem, bitterem, trockenem Ernste, in jener Art, in welcher er euch, handelte es sich's darum, alsbald die Beglaubigung nachzuweisen geneigt seyn möchte.

Durchlaufet die Hauptstädte Europas, in welchen der Umsturz und die Zerwühlung entweder zur unbeschränkten Herrschaft vorangedrungen, oder mehr gedämpft, als zur Einsicht ihrer völkerfeindlichen Wagnisse erwacht ist; in allen werdet ihr das gleiche Mißbehagen finden, in allen die gleichen Klagen über eindorrenden Erwerb, über zunehmende Nahrungslosigkeit, über um sich greifenden Zerfall des Wohlstandes vernehmen; wenn auch nicht selten die Klagenden, als Widerhall der Wühler und Hetzer, die Ursache hievon in allem Andern eher, als in demjenigen suchen, worin sie einzig zu finden wäre. — Sehet jene Stadt, aus welcher eine, in infernalem Schwindelgeist taumelnde und durch alle Schrecknisse herrschende Rotte von Bösewichtern den milden Regenten des Landes, den Vater der Christenheit, nachdem sie erst alle Schmach und alles bittere Herzleid über denselben gewälzt, genöthigt hat, den Wanderstab zu ergreifen! Einst sind aus allen Weltgegenden Tausende zu ihr hingezogen; sie haben Leben und allartigen Verkehr mit sich gebracht; sie spendeten aus voller Hand, was Zahllosen zum Unterhalt diente; jetzt ist sie einsam, die Straßen, die zu ihr führen, liegen öde, ihre Kinder schreien nach Brod, und statt an diesem sollen sie an Freiheitsgebrüll, an riesigen Zeitungsblättern, an Maueranschlägen, an den Tollheiten oder Frevelthaten ihrer Wohlfahrtsmörder sich ersättigen.

Tretet in die bilderreiche Stadt am Arno, einst wegen der
nsichtigen Aufklärung ihrer Regenten und der milden Sitten
r Bewohner vor allen Städten der Halbinsel so laut geprie-
n; jener hat sich der Vergeltung durch das Henkerbeil mit-
st der Flucht entziehen müssen, an dieser Stelle ist thierische
oheit getreten; und nun entbehrt auch sie der erhaltenden
nflüsse, die sonst von Fremdlingen in reichem Maße ihr sind
bracht worden; auch sie soll an den Errungenschaften sich
ben, welche sie zuchtlosen Advokaten verdanken mag, und die
n in den Zustand der gräßlichsten Verwilderung herabgesun-
ner Pöbel alltäglich zu Gewaltthaten und Unfugen ausbeutet.

Gehet nach der ehemaligen Königsstadt an der Seine, die
nst als Sitz aller Zierlichkeit, als Quell alles dessen geprie-
n ward, was zu des Lebens Anmuth und Schmuck dient,
d aus dem es über das Festland gerieselt. So lange galt
: für das Musterbild aller feinen Gesittung, als die Schöpfe-
n aller zierlichen Zuthat zu dieser; in reichem Strom fanden
e Mittel hiezu ihren Umlauf. Sehet, wie in ein schmales
ett dieser jetzt sich zurückgezogen hat; wie von jenem Allem
manche Blüthe abgewelkt ist; wie Tausende und aber Tau-
nde, die sonst Wohlseyn um sich verbreiteten, mit den herein-
brochenen Störungen aller einst als geordnet und festgegrün-
t erachteten Verhältnisse von dem, was zu des Lebens Zierde
ente, sich abwenden müssen, weil sie um dessen Fristung zu
mpfen haben. Das ist der Preis, um welchen sie es dort
rungen haben, einen König, den sie sich einst selbst geschaf-
n, verjagen, eine Republik improvisiren, den Klang eines
amens an der Spitze, zugleich aber die Zukunft des Landes
Frage stellen zu können. Um diesen Preis haben sie es
rungen, alle zerstörenden Leidenschaften zu entfesseln, friedliche
ntwicklung auf lange zu hemmen, dem individuellen Bestehen
n Tausenden jede Gewährleistung zu entziehen, und Kammerde-
atten und Zeitungsgezänke zu den Dioskuren von Millionen
machen. Ja wahrlich: Revolutionen sind theuer!

Von da aber wandert nach der Kaiserstadt an der Do-

nau; fraget ihrer Opulenz nach und Allem, was in deren Gefolge ist, und was noch vor den Ideen des März dort in so glänzender Weise zur Schau sich stellte! Was findet ihr dort 1848? Eine verödete Fürstenburg, verlassene Palläste der Großen, Tafeln an jedem Hause, welche Euch vermiethbare Wohnungen ankünden*), einen Wallgurt zur Dämpfung allfällig wieder ausbrechenden Aufruhrs nach allen Seiten mit Feuerschlünden bespickt, eine feile Meuchlerrotte unter friedliche Bürger ausgesäet, ihrer als Schild sich bedienend, hinter welchen sie ihre verworfenen Anschläge im Finstern vollführen. Tretet dann in die Gewölbe der Kaufleute; fraget nach der Bilanz der Weihnachtswochen der Jahre 1847 und 1848 und der Verschiedenheit derselben; höret ihre Aeußerungen, wie Verkehr und Erwerb der ersten beiden Monate des laufenden Jahrs zu denen des verwichenen sich stellen; vernehmet die Handwerksleute, wie es in ihren Werkstätten gegenwärtig im Vergleich zu ehedessen stehe**); was werden sie Alle euch bezeugen? und noch jetzt, Ende 1849, kein Geld in Umlauf! nur Papier und wieder Papier!

*) Oeffentliche Blätter haben die Zahl der leerstehenden Wohnungen auf 2800 angegeben. Rechnen wir die Miethe einer jeden nur zu 500 Gulden (und es sind gar manche darunter, wofür sonst über 2000 fl. bezahlt wurden), so sind das beinahe anderthalb Millionen, um welche der Geldumlauf und die Einnahme geringer geworden ist.

**) Als Beleg einige Thatsachen: Einer der ersten Wagenbauer Wiens versichert, jedes Jahr hundert Wagen verkauft zu haben; im Jahre 1848 nur zwanzig, und diese vor dem März, nachher nicht einen einzigen mehr. Wie viele andere Gewerbsleute hängen nicht an diesem Verkehrszweige! Einer der vorzüglichsten Sattler mußte seit vorigem Jahre die Zahl seiner Arbeiter von vierundzwanzig auf zwei reduciren. Bei Aufnahme der Armen in einem Bezirk fand der Gemeinderath unter 189 verarmten Handwerkern 100 Schneider, weil die Arbeitslieferung nach Ungarn aufgehört hat; aus gleicher Ursache stehen die Werkstätten mancher Schuster leer. Von dem ersten Silberarbeiter ist gesagt worden, er beschäftige noch sechs statt der frühern hundert Personen. Wer auf Nachforschungen in dieser Beziehung ausginge, der würde sicher zu den betrübendsten Resultaten aller Art gelangen.

Forschet ihr aber dem Grund dieses empfindlichen Unterschiedes ich, so wird der Redliche und Besonnene euch mit Wehmuth stehen: das alles sind Errungenschaften des März, des Mais, des Septembers, des Octobers des Revolutions-Jahrs; indeß der Beschränkte, aus welchem der Nachhall der so sig ihr Handwerk treibenden Hetzer tönt, mit verbissenem Groll m Banus von Croatien, dem fortdauernden Belagerungszumd und weiß Gott welchen andern unvermeidlichen Folgen er Errungenschaft die Schuld beimessen wird. Es ist diesen tzern so vortrefflich gelungen, den Gesichtskreis Vieler einengen, daß sie den Zusammenhang zwischen einer die Gerechgkeit zerstampfenden Schlußnahme, wodurch Tausenden ihre rchweg rechtmäßig besessenen Einkünfte entrissen, diejenigen nderer wesentlich geschmälert, die Ursachen, wodurch diejenigen r Hauseigenthümer durch ausbleibende oder durch gesunkene liethen vermindert worden sind, mit nothwendiger Beschränkung r Ausgaben und hiemit dessen, was den Verkehr in gedeihchem Schwung erhält, nicht einzusehen vermögen.

Sollte es etwa anders, sollte es besser stehen in der Köigsstadt an der Spree? Die Berichte von dorther gewähren in befriedigenderes Bild. Mangelten diese sogar, so wären i dem Schluß: daß gleiche Ursachen gleiche Wirkungen haben üssen, Prämissen genug vorhanden.

An diese „Errungenschaften", — welche ihrer negativen Nar nach mehr Beseitigungen bisheriger Zustände und von solen Verhältnissen der allgemeinen Gesellschaft genannt werden nnen, die die Vergangenheit für befriedigende angesehen, und shalb auf sie einigen Werth gelegt hat, — reihen sich andere, elche kraft dessen, daß sie in Thatsachen hervortreten, posie genannt werden können, obschon sie in ihrer Beziehung dem allgemeinen Wohlseyn dennoch einen negativen Charakr an sich tragen. Diesen bewähren sie dadurch, daß sie auf n, durch den Gesammtkörper der Gesellschaft sich durchziehens Mißbehagen hinweisen, oder von einem tief in denselben ngefressenen Siechthum Zeugniß geben.

Das erste bewährt sich daran, daß (auch hierin eine Umkehr der Dinge in ihren tiefsten Grundlagen) die natalis soli dulcedo für Viele unter dem täglichen Kampf um das Bestehen gänzlich dahin gegangen, das ubi bene ibi patria Tausenden zum einzigen Compaß für ihre Lebensfahrt geworden ist. Die seit Monaten beinahe täglich sich mehrenden Anmeldungen um Reisepässe nach Amerika, selbst in der ehemals bei ihrer Opulenz so behaglich sich fühlenden Kaiserstadt, und dieß von Leuten, die vor Kurzem sich noch ihres redlichen Auskommens versichert halten durften, ist doch wahrlich nicht das Anzeichen einer „Errungenschaft", deren man so besonders sich zu freuen Ursache hätte.

Worin dieselbe nach der andern Seite, die wir oben schon angedeutet haben, hervortrete, läßt am besten mit den kurzen Worten eines Zeitungsberichts ausdrücken, der im Anfang Februars aus Paris zu lesen war. „Während", sagt derselbe, „ein Maskenball den andern jagt, folgt andererseits Mord auf Mord, Diebstahl auf Diebstahl, Verzweiflung auf Verzweiflung. Die Morgue wird alle Tage förmlich belagert. Seit acht Tagen sah man dort nicht weniger als eilf Leichen ausgestellt, darunter ein noch rüstiges Weib, das, in Stücke zerhauen, in einem Sack in die Seine geworfen wurde. Der Vollstrecker der kanibalischen That war des Weibes eigener Ehemann." Ist das, was in dieser Zeitungsnachricht herauszulesen ist, Pariser Lokal-Siechthum, oder ist nicht, bloß mit einiger Abstufung, dieß der Zustand der Gesellschaft selbst da, wo sie in minder zahlreichen Massen sich zusammendrängt? Erst wenige Monate sind verflossen, seit die „Allgemeine Zeitung" in einer Uebersicht der Criminalfälle in dem Kanton Bern ein Steigen derselben um ein volles Drittheil bloß im Laufe von sechs Jahren nachgewiesen hat. Das sind Zustände, die sich nicht in Abrede stellen lassen. Möchte aber Jemand in wahrem Ernst wähnen, daß die angebliche Universal-Panacee des Umsturzes hierin die geringste Linderung zu gewähren vermöge? Wir für unsere Person hegen über das, was dieselbe

ihrer Natur nach allein zu bringen im Stande ist, auch unfehlbar bringen wird und muß, nicht den leisesten Zweifel.

V.

Zuschrift an die Redaction der histor.-polit. Blätter in Sachen der norddeutschen Missionen und des Bonifacius-Vereins.

Verehrliche Redaction hatte in einem der letzten Hefte der historisch-politischen Blätter einen Aufsatz über die nordischen Missionen, in welchem unsere religiös verlassene Provinz Sachsen und des Ferdinand Fürstenbergischen Missionsfonds Erwähnung geschah.

Es dürfte daher Folgendes nicht unerwünscht kommen, und der Aufnahme sich ebenfalls erfreuen.

Der Minister Eichhorn schrieb unter dem 3. April 1845 an das Oberpräsidium zu Münster, und theilte sub cod. dem Capitular-Viacariat zu Paderborn abschriftlich mit:

„Für die im Regierungsbezirk Merseburg ansässigen Katholiken ist bis jetzt nur Ein katholischer Geistlicher angestellt, der zu Halle seinen Wohnsitz hat, und dem Bischofe von Paderborn untergeordnet ist. Die Wirksamkeit desselben ist zunächst lediglich auf die zu Halle und in der nächsten Umgebung wohnhaften katholischen Glaubensgenossen beschränkt. Die Garnisonsorte Wittenberg, Torgau ꝛc. werden von Zeit zu Zeit durch einen Geistlichen aus Magdeburg besucht; die übrigen zerstreut wohnenden Katholiken entbehren indeß einer kirchlichen Einrichtung und des Zuspruchs eines Geistlichen ihrer Confession. Der Bischof von Paderborn, dessen geistlicher Obsorge die Katholiken in der Provinz Sachsen untergeben sind, hat

wo 1843, abgesehen von den zahlreichen Umwohnern, in de Stadt allein 91 Katholiken gezählt wurden; es sollen daselb gegenwärtig nur noch 50 zu finden seyn, und auch von diese kommen die Wenigsten zum Empfang der heiligen Sacramente manche gehen selbst mit ihrem protestantischen Ehetheil zum Abendmahle, nicht sowohl, weil sie ihrer Kirche nicht meh angehören, sondern weil sie ein religiöses Bedürfniß befriedigen wollen, wozu von anderer Seite keine Gelegenheit geboten ist Wie wir hören, soll in diesem Sommer in Naumburg, Weißen fels, Merseburg rc. mehrere Male katholischer Gottesdienst ge halten worden seyn, und läßt dieß auf eine dankenswerth Fürsorge des Bischofs von Paderborn schließen, der wahrschein lich die zerstreute Heerde dortselbst wieder sammeln will. Gott gebe dazu Seinen Segen.

Es möchte aber eine Aufgabe des entstehenden Bonifacius Vereines seyn, den Katholiken der Provinz Sachsen recht bald durch Sendung von Schullehrern und Priestern zu Hülfe zu kommen Referenten liegt ein Verzeichniß der Kinder gemischter Ehe zu Naumburg aus den vierziger Jahren vor — es sind de ren 63. — Da die Kinder fast durchgehends in den protestan tischen Schulen unterrichtet und dann protestantisch werden, so begreift man nicht, wie sich überall eine so bedeutende Anzahl Katholiken erhalten konnte: die Vorsehung hat sie offenbar als Same für eine bessere Zukunft bewahrt.

VI.

Aus Indien.

Der apostolische Vicar von Patna, Bischof von Darba Monsignor Anastasius, schreibt aus Darjiling vom zwanzigsten Brachmonat einem Landsmann in Europa: „Die Mission befindet sich gegenwärtig in kläglicher Noth. Die Gesellschaf

i gegenwärtig dadurch erleichtert, daß die Ueberweisung des
ids der Ferdinandischen Stiftungen, welche statutenmäßig
Zwecke dieser Art und zur Verwendung in diese zum Spren-
von Paderborn gehörigen Gegend vorzugsweise bestimmt
), mit Nächstem bevorsteht, und der erforderliche Kostenbe-
g daher der Hauptsache nach auf diese Fonds übernommen
rden kann."

„Seitens des Oberpräsidenten ist nach Communication
t dem bischöflichen Commissariate zu Magdeburg als Mini-
m des einem jeden Caplan zu gewährenden Einkommens die
umme von 325 Rthlr. jährlich vorgeschlagen, wovon 250
Gehalt, 50 für Wohnungsmiethe und 25 für Reisekosten
echnet sind. Zu Torgau hat der Herr Kriegsminister die
weise Mitbenutzung der Garnisonskirche für den katholischen
ttesdienst in Aussicht gestellt; für Naumburg ist indeß we-
i eines gottesdienstlichen Lokals noch nicht verhandelt wor-
t. Für jetzt kommt es indeß nur darauf an, daß die Con-
vatoren der Ferdinandischen Stiftung sich baldigst darüber
fern, in welchem Maße die Gehalte der beiden anzustellen-
i Capläne auf die ihrer Verwaltung anvertrauten Stiftungs-
ids übernommen werden können."

„Ein königliches Oberpräsidium ersuche ich demnächst, die
klärung der Conservatoren hierüber anfordern, und mir bald
fälligst mittheilen zu wollen, da ich mir bis dahin die wei-
e Veranlassung, insbesondere die bei des Königs Majestät
gen Genehmigung des Planes zu stellenden Anträge vorbe-
lten muß."

Welche Antwort auf die ministerielle Anfrage Seitens der
rren Conservatoren gegeben worden, ist Referenten zwar
ht bekannt, kann aber nicht zweifelhaft seyn, wenn man die
entliche Bestimmung der mehr erwähnten Stiftung kennt.

Seitdem ist es über Anstellung von Pfarrgeistlichen in je-
t verlassenen Gegenden still geblieben. Mittlerweile sind man-
Gemeinden durch das Rongethum, welches zur Zeit allen
rschub fand, gelichtet worden, so z. B. die von Naumburg,

wo 1843, abgesehen von den zahlreichen Umwohnern, in der Stadt allein 91 Katholiken gezählt wurden; es sollen daselbst gegenwärtig nur noch 50 zu finden seyn, und auch von diesen kommen die Wenigsten zum Empfang der heiligen Sacramente, manche gehen selbst mit ihrem protestantischen Ehetheil zum Abendmahle, nicht sowohl, weil sie ihrer Kirche nicht mehr angehören, sondern weil sie ein religiöses Bedürfniß befriedigen wollen, wozu von anderer Seite keine Gelegenheit geboten ist. Wie wir hören, soll in diesem Sommer in Naumburg, Weißenfels, Merseburg rc. mehrere Male katholischer Gottesdienst gehalten worden seyn, und läßt dieß auf eine dankenswerthe Fürsorge des Bischofs von Paderborn schließen, der wahrscheinlich die zerstreute Heerde dortselbst wieder sammeln will. Gott gebe dazu Seinen Segen.

Es möchte aber eine Aufgabe des entstehenden Bonifacius-Vereines seyn, den Katholiken der Provinz Sachsen recht bald durch Sendung von Schullehrern und Priestern zu Hülfe zu kommen. Referenten liegt ein Verzeichniß der Kinder gemischter Ehen zu Naumburg aus den vierziger Jahren vor — es sind deren 63. — Da die Kinder fast durchgehends in den protestantischen Schulen unterrichtet und dann protestantisch werden, so begreift man nicht, wie sich überall eine so bedeutende Anzahl Katholiken erhalten konnte: die Vorsehung hat sie offenbar als Same für eine bessere Zukunft bewahrt.

VI.

Aus Indien.

Der apostolische Vicar von Patna, Bischof von Darba, Monsignor Anastasius, schreibt aus Darjiling vom zwanzigsten Brachmonat einem Landsmann in Europa: „Die Mission befindet sich gegenwärtig in kläglicher Noth. Die Gesellschaft

Lyon konnte dieses Jahr nur die Hälfte der vorjährigen Summe gewähren, so daß ich mich genöthigt sehe, die beabsichtigte Eröffnung einer Erziehungsanstalt für Waisen und die Einleitung zur neuen Mission einzustellen und es zu dulden, daß die katholische Jugend entweder protestantische Schulen besuche, oder durch ihre halbheidnischen Eltern von Grund aus verderben werde."

„Die Protestanten legen mir hundert Schwierigkeiten in den Weg. Davon will ich nur zwei Thatsachen erwähnen. Hier zu Darjiling habe ich einen Convent und eine Schulanstalt, beide ausschließlich für Söhne und Töchter höherer Familien bestimmt. Aermere Kinder können darum nicht aufgenommen werden, weil die Gebäulichkeiten zu klein, die Lebensmittel zu theuer sind und der Ort nur zeitweilig von den höhern Klassen bewohnt wird (kaum sechs Familien bleiben das ganze Jahr durch hier). Dann würden auch die Eltern es nicht dulden, daß Kinder aus niedern Ständen mit den ihrigen unter dem gleichen Dache wohnten. In dieser Schulanstalt werden auch Kinder protestantischer Eltern aufgenommen, aber sie bleiben dem Religionsunterrichte fremd und wohnen dem protestantischen Gottesdienste bei. Hiedurch wird immer für den Unterricht solcher Kinder viel gewonnen; auch legen sie die Vorurtheile gegen die katholische Religion ab, wie denn überhaupt allenthalben, wo gutgesinnte Protestanten mit uns in Berührung kommen, eine freundliche Annäherung bemerkt wird. Unsere beiden Anstalten sind wohl geordnet, und gewähren hinsichtlich ihrer Leistungen den Eltern volles Genüge. Es übersteigt beinahe alle Vorstellung, was einzelne Protestanten sich erlauben, um Eltern, die ihrem Glauben zugehören, wider uns einzunehmen. So schickte ein allgemein geschätzter Protestant zwei Töchter in unsere Anstalt. Allein man bestürmte ihn Tag und Nacht, bis er dieselben wieder zurückrief. Die Frau weinte darüber, wie ein Kind; es war umsonst. Wie darauf der Vater diesen Schritt bereute, sandte er seine Töchter, bevor er Darjiling verließ, in die katholische Schule nach

Calcutta, anstatt in eine der vielen protestantischen Anstalten dieser Hauptstadt. Vor einigen Wochen zog eine andere angesehene protestantische Familie hieher. Diese wünschte ebenfalls drei Söhne unserer Schule zu übergeben, da die protestantische alles, was abschrecken muß, nichts, was anziehen könnte, in sich vereinigt, auch die Protestanten insgesammt gegen den Lehrer aufgebracht sind. Aber jener Entschluß rief die größte Bewegung hervor, und die mächtigste unter den protestantischen Familien erlaubte sich einen unglaublichen Exceß, um jene zu vermögen, ihre Söhne eher den Muhamedanern, als uns zu übergeben. Dennoch blieb sie fest, und alle drei Söhne besuchen jetzt unsere Schule."

„Voriges Jahr wurden zwei militärische Stationen meinem Vicariate einverleibt. Ich war nur im Stande, für sie einen Priester zu bestimmen, der sie von Zeit zu Zeit besuchte. Später begab ich mich selbst in diese Stationen und fand die katholische Jugend, die dort so zahlreich ist als die protestantische, zu meiner großen Betrübniß höchst verwahrlost. Nach vielen Schwierigkeiten erhielt ich von der Regierung ein verlassenes Gebäude, um darin durch den Missionär an Sonntagen den Gottesdienst feiern zu lassen, zugleich versah ich die Jugend mit Katechismen. Da an der öffentlichen Lehranstalt ein katholischer Lehrer angestellt ist, ersuchte ich die Behörde, sie möchte einwilligen, daß dieser, während die protestantische Jugend ihren Katechismus lernt, die katholische zur Erlernung des ihrigen anleite und anhalte, weil solches in den Kasernen niemals geschähe. Meiner Bitte wurde willfahrt und die Sache kam zur Ausführung. Allein wenige Monate hernach wurde die Erlernung des katholischen Katechismus von dem protestantischen Caplan förmlich untersagt. Derselbe benützte hiezu die Abwesenheit des Offiziers, der über die Schule die Oberaufsicht führt, und mir die Bewilligung gegeben hatte, Darüber reichte ich bei dem Stationskommandanten eine Klage ein. Darauf erwiederte der protestantische Caplan: ihm stehe die unbeschränkte Aufsicht über den religiösen Unterricht in der Schule zu; in Folge dieser könne er einen katholischen Katechismus in derselben nicht dulden. Dagegen legte ich eine kräftige Verwahrung ein. Aber der Kommandant hatte weder den Muth, einen Entscheid wider mich zu fällen, noch denjenigen, mein Verlangen für ein gerechtes zu erklären. Bis jetzt habe ich keine weiteren Schritte, die aber nicht unterbleiben sollen, thun können, theils weil der Krieg in Nordhindostan kaum beendigt, theils weil ein neuer Oberbefehlhaber aus England eben erst angekommen ist. — Trotz alledem und alledem regt sich ein neues Leben, so daß ich oft ausrufen muß: hier ist der Finger Gottes!"

VII.

Die Schweiz im Anfange des Jahres 1850.

(Auszug aus einem Briefe eines österreichischen Offiziers.)

Sie verlangen von mir, mein verehrter Freund! Auskunft über die gegenwärtige Lage der Schweiz, über die ich aus guter Quelle mancherlei Aufschlüsse besitze. Ich beantworte Ihre Fragen in der Ordnung, in welcher Sie mir dieselben vorlegen.

I. „Besitzt die Schweiz die Kraft aus und durch sich selbst, aus dem gegenwärtigen Zustande der Revolution in den der Ruhe, Ordnung und Gesetzmäßigkeit wieder zurückzukehren?“

Diese Frage ist für ganz Mitteleuropa von größter Wichtigkeit; es muß namentlich allen an die Schweiz angränzenden Staaten daran gelegen seyn, zu wissen, ob dieselbe aus der revolutionären Bahn, in welche sie sich im Jahre 1847 zuerst unter allen europäischen Staaten hineingestürzt hatte, sich selbst aus eigener Kraft hinauszubewegen vermöge, oder aber nicht; ob daher an den Gränzen dieser Nachbarstaaten im Herzen von Europa ein fortwährend gährender Vulkan der Revolution fortarbeiten, oder ob auch für diesen der Zeitpunkt eintreten

werde, wo er erlischt, das Feuer sich selbst verzehrt und er zu einem ausgebrannten Krater wird.

Wir geben auf obige Frage nun unbedingt und ohne Zaudern eine verneinende Antwort; die Antwort nämlich: daß die Schweiz diese Kraft in sich nicht hat, und stellen vielmehr die Behauptung auf, daß statt zurückzukehren von der revolutionären Strömung, sie im Gegentheil immer rascher und mit größerer Schwungkraft in derselben sich fortbewegen wird. Den Beweis für diese Behauptung mögen folgende Betrachtungen und Thatsachen liefern.

Alle Nationen und Staaten haben ihre Krisen, und gerade die lebenskräftigsten sind es, welche in ihrem Entwickelungsgange die herbsten Wechselfälle durchzumachen haben; unverzeihlicher Irrthum wäre es daher, wenn man jede solche Krisis in einem Volke oder Staate schon als den Vorboten seines Unterganges, als Symptom einer sie verzehrenden Krankheit ansehen wollte. Allein eben so wahr ist und bleibt auch andererseits, daß wo in einem Volke jene Elemente, welche die Basis aller socialen Ordnung bilden, in der Abnahme, und die der Zerstörung im Aufschwunge begriffen sind, solche Krisen dann immer als Anzeichen seines nahenden Unterganges betrachtet werden müssen. Das letztere ist nun augenscheinlich der Fall in der Schweiz. Darüber nur einige wenige, aber genügende Andeutungen.

Die innere Lebenskraft der Schweiz war schon längst in der Abnahme begriffen, innerer Hader, confessionelle Kriege früherer Jahrhunderte hatten sie gelähmt. Der künstliche Staatsorganismus allein war es, welcher das Ganze als ein Glied der europäischen Staatenfamilie aufrecht erhielt. Als die französischen Revolutionsheere in die Gränzen des Landes einfielen und auch diesen alten, von der Tradition einer glorreichen Geschichte sich nährenden Bunde der Eidgenossen zerstörten, da öffneten sich mit dem Sturze der conservirenden politischen Form Thür und Thor für jene Elemente der Zerstörung, welche Ursache der gesellschaftlichen Krankheitszustände unserer Zeit sind.

Die Schweiz mit einer im Verhältniß zur Naturproduction vergroßen Bevölkerung, sah sich, obwohl ein europäisches Binnenland, zum Handel und zur Fabrikation als zu einer Nahrungsquelle gezwungen. Es gibt Kantone, die entweder den Haupterwerb daraus ziehen, oder doch bei längerem Stocken dieses Erwerbszweiges zu Grunde gehen würden. Wir erwähnen Glarus, Appenzell außer Rhoden, Zürich, Aargau, St. Gallen, Baselland. — Handel und Fabrikation sind die Geburtsstätten des Proletariats, dieses aber zumeist ist die Erzeugerin der Nationalentsittlichung. Wenigstens in der Schweiz war dieses Proletariat einer der gewaltigen Factoren im dermaligen großen Entsittlichungsprozesse. Das Volk des Kantons Glarus, um von vielen nur ein Beispiel anzuführen, war vor fünfzig oder sechzig Jahren noch ein Hirtenvolk voll Kraft, das mit den Bergvölkern der Urkantone zum Kampf gegen die französischen Revolutionsheere sich erhoben hatte, jetzt ist es eine größtentheils körperlich und geistig entnervte Fabrikbevölkerung. Was von ihm gilt, hat anderwärts seine Anwendung auf die Bevölkerung anderer Kantone. Alle diese Fabrikkantone, ja die ganze Schweiz, besitzen weder Kraft noch Willen, dieses entsittlichende Element einzuschränken, vielmehr wird dasselbe von den gegenwärtigen Regenten gerade als ein Hebel ihrer Macht benutzt, und als Schwungrad der revolutionären Bewegung tüchtig in Umlauf gesetzt.

Seit langen Jahren, namentlich aber seit 1830, war die Schweiz der Tummelplatz, das Stelldichein aller revolutionären Parteigänger von Europa. Es ist unglaublich, welchen verderblichen Einfluß diese Leute auf das sittliche Leben der Schweiz hatten; sie bemächtigten sich eines großen Theiles der Presse; sie traten als Lehrer an höhern und niedern Schulen auf, und impften durch jene einem bedeutenden Theile des Volkes, durch ihre Vorträge als Lehrer der studierenden Jugend ihre, die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft unterwühlenden Sätze ein. Um auch hier nur ein Beispiel anzuführen: der Kanton Bern mit einer sonst ruhigen, phlegma-

tischen Bevölkerung ist in Zeit von kaum zwei Jahrzehnten durch die zahlreichen schweizerischen Zöglinge solcher fremden Revolutionsprediger wesentlich entsittlichet worden; sie erzogen eine Heerde von Advokaten, sogenannten Rechtsagenten, Candidaten zum Beamtenstande, die über das ganze Land sich ausbreiteten, und überall, wo sie sich niederließen, eine so verderbliche, unsittliche und pseudo-politische Propaganda trieben, daß ein Theil des sonst nur als gutmüthig bekannten Bernervolkes nunmehr wohl zu der rohesten und wüthendsten Klasse von Revolutionsmenschen gezählt werden kann.

Der Radikalismus in der Schweiz wurde aber nicht bloß durch diese von außen hereingekommenen Elemente erzogen; er wucherte ohnedieß von selbst unheilvoll beinahe an allen Enden in großer Ueppigkeit auf. Die republikanischen Institutionen der Schweiz und die sinkende Lebenskraft des Volkes gewährten ihm dort wie nirgends ein breites Feld für seine Wühlereien. Seit zwanzig Jahren hat er unablässig sich da gewühlt; aus seinem Munde hallte das erste Echo der Julirevolution von 1830 in Frankreich entgegen, vermittelst revolutionärer Bewegungen in vielen Kantonen, so wie des Sturzes der Verfassungen, und des theilweisen Sturzes (im Principe wenigstens) des Bundes von 1815; durch fortgesetzte Revolutionen in einzelnen Kantonen, gelungen und mißlungen, durch Freischaarenzüge und Bürgerkrieg hat er seine Kräfte immer thätig erhalten, sie gestählt und endlich sich die Oberhand errungen. An Kühnheit, Intelligenz und Erfahrung haben die Schweizer Radikalen schwerlich ihres Gleichen in anderen Ländern; eine lange Schule des Kampfes hat sie zu Exerziermeistern der europäischen Revolutionsschaaren gemacht.

Diese Ueberlegenheit und andererseits das Glück, das sie in ihren tollsten Unternehmungen begleitete, haben seither allgemein unter den schweizerischen Radikalen die Idee ausgebildet, daß die Schweiz vom Geschicke zum Revolutionsheerde für ganz Europa bestimmt sei. Diese Idee lebt in allen Radikalen;

r ist hier der Unterschied zu beachten, daß namentlich die
ngere Schule der Revolution diese letztere im Taumel ihrer
rblendung, ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände, durch-
hren möchte, während die älteren praktischeren Revolutions-
pfe vorerst klug nach dem Barometerstande am politischen
orizonte sich umzusehen pflegen. Wenn die Zeichen auf
turm deuten, dann werden diese die ersten seyn, welche die
ammen der Zerstörung nach allen vier Winden hin ausbre-
en lassen.

Diesen Brennstoff zu erhalten, zu nähren, zu vergrößern ist
r Zweck der Staatsinstitutionen in der Schweiz, der Unzahl
n politischen Vereinen, öffentlichen Festen und Gelagen, der
ugen Thätigkeit einer an sittlicher und politischer Ausgelas-
nheit unübertroffenen, nie und in keinem Lande der Welt
productiven, bis in alle Hütten eindringenden Presse. Die
nze Regierungstendenz, alle Regierungskunst steuert nur auf
eses hin, auf eine durchgreifende Radikalisirung der ganzen
chweiz, und namentlich der noch unverdorbenen Theile der-
lben. Einzig in dieser Absicht erfolgte im Jahre 1847 die
ekriegung der sieben katholischen und durchaus conservativen
antone, der Sturz des Bundes von 1815 und der aller con-
rvativen Regierungen, und die seitherige gewaltsame Unter-
ückung einer jeden conservativen Lebensregung. — Diese un-
iderleglichen Wahrheiten mögen zum Beweise genügen, daß
r radikale Revolutionsschwindel in der Schweiz kein bloß
hemeres Produkt eines sogenannten Zeitgeistes ist; er ist ein
ebel, das sich dem Lande inkarnirt hat.

Wo soll nun bei einer solchen Sachlage die Schweiz aus
ch selbst die Kraft hernehmen, in die Bahn der Ordnung
ieder hinüberzulenken? Das Volk zu einem bedeutenden Theile
ier selbst vom Gifte der Revolution durchdrungen, vermag
s nicht aus eigener Macht, die Regierenden aber bezwecken
rade das Gegentheil. Wenn wir auch weit entfernt sind,
e Mehrzahl der Schweizerbevölkerung als der Revolution

verfallen zu erklären, so sprechen wir es dennoch als eine Thatsache aus: daß dieselbe kraftlos zur Herbeiführung eines bessern Zustandes ist. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß in kleinen wie in großen Staaten eine Regierung mit einem thätigen, entschlossenen, wenn auch in bedeutender Minderheit gegenüber der Gesammtzahl stehenden Anhange gegen eine noch so große Volksmehrheit sich behaupten kann. Diese geschichtliche Wahrheit kennt der schweizerische Radikalismus sehr gut; er weiß, daß die Gewalt, die er sich einmal in der Schweiz errungen, ihm Niemand entreißen kann. Er braucht, um sie sich zu erhalten, weiter nichts als einen despotischen Gebrauch derselben, da wo eine ihr feindliche Regung auftaucht. Und das thut er; in Luzern und Freiburg sind die Bevölkerungen entschieden conservativ, allein an ihrer Spitze stehen despotisch sie unterdrückende, radikale Regenten, welche mit einem kleinen Anhange und durch eidgenössische Bajonette, die ihnen jederzeit zu Gebote stehen, gedeckt, mit einer höhnenden Ungenirtheit das Volk seiner ersten politischen Rechte, so namentlich des Wahlrechtes, berauben. Wir sind vollständig überzeugt, daß sowie in einem andern, wegen seiner Größe und Volkszahl einigen Einfluß auf das Geschick der Schweiz ausübenden Kantone, eine veränderte Volksstimmung sich geltend zu machen beginnen sollte, man sogleich auch dort dieselben Mittel der Despotie zu deren Unterdrückung anwenden würde.

Es ist einmal Grundsatz und Natur des schweizerischen, so wie überhaupt eines jeden Radikalismus, daß er um keinen Preis die einmal errungene Gewalt fahren läßt, und eher einen Kampf auf Leben und Tod wagt. Wie bemerkt: in der Schweiz, und mit den Mitteln, welche da dem Radikalismus zu Gebote stehen, bedarf er dieses Aeußersten nicht, sondern er kömmt dort mit einer gewissenlosen Anwendung seiner schon vorhandenen Gewalt vollständig zum Ziele.

Wir erlauben uns noch auf einen Umstand aufmerksam zu machen. Auf den Fortbestand des Radikalismus in der

weiz, auf das Fortgähren der revolutionären Principien da-
t, auf die Erhaltung eines Landes, wo die Revolution zum
atsprincip geworden, muß die gesammte europäische Pro-
anda das größte Gewicht legen. Wenn daher die radikale
rtei der Schweiz, was aber nicht der Fall ist, zu schwach
re, um sich zu erhalten, so würden ganz gewiß die Kräfte der
emeinen europäischen Revolutionspropaganda ihr zu Gebote
ellt werden, um sie zu stützen. — An dem Fortbestande einer
olutionären Schweiz, eines Landes, das so zu sagen einen
krokosmos von Europa darstellt, muß dieser Propaganda
es gelegen seyn; um sie gegenwärtig gegen außen, nament-
bei den Schlägen, welche die Revolution in andern Län-
erhalten hat, zu sichern, dient ein Schlagwort, das: der
weizerischen Neutralität. Obwohl durch den Sturz
Bundes von 1815 das Vorrecht der Neutralität, welches
dessen Forteristenz geknüpft war, verloren gegangen ist, ob-
hl durch Waffen und Freischaarensendungen nach Italien
Deutschland dieses frühere Recht faktisch zertreten wurde,
at man doch gegenwärtig nichts Angelegentlicheres, als
ner und immer wieder dieses Recht hervorzuheben und sich
auf zu berufen. Begreiflich! dieses Neutralitätsrecht soll
Radikalismus das Privilegium gewähren, unangetastet
außen, unter seinem Nimbus und Schirm, den Revolu-
nsheerd im eigenen Lande tüchtig und so lange fortschüren
können, bis der mit absoluter Gewißheit erwartete Zeitpunkt
der kömmt, wo er seine Flamme in die Nachbarstaaten
auswerfen kann. Von daher schreibt sich auch die Fügsam-
, die man, nach einem schnell vorüberrauschenden Troze,
h die jüngsten Ausweisungen der Flüchtlinge an den Tag ge-
hat; es war ein Dictat der Klugheit, eine Concession, die
machte, um Größeres zu retten. Es erklärt dieses neben
erem auch die sonderbare Erscheinung, daß diese Fortwei-
gsmaßregeln, welche früher ein einstimmiges Anathem der
mmten Revolutionswelt hervorgerufen hätten, bloß von
gen verstandlosen Tollköpfen in und außer der Schweiz

getadelt, meistens mit Stillschweigen hingenommen, öfters sogar von radikalen Blättern belobt wurden.

Das wenige hier Gesagte mag genügen, um das von uns auf die gestellte Frage geantwortete Nein zu rechtfertigen. Nun die andere Frage.

II. „Besitzt die Schweiz bei einem durch äußere Ereignisse herbeigeführten Sturze der Revolutionspartei noch sittliche Elemente genug, um als ein der allgemeinen Ruhe und Ordnung ungefährliches Glied in der europäischen Staatenfamilie fortexistiren zu können?"

Diese Frage, so wie sie gestellt ist, glauben wir eben so unbedingt bejahen zu müssen, als wir die andere verneint haben. So sehr die Schweiz in einem Theile ihrer Bevölkerung verfault ist, eben so gesund und lebenskräftig ist der andere. Mit der größten Sicherheit dürfen wir behaupten, daß bis zur Stunde die Mehrzahl der schweizerischen Bevölkerung vom Gifte des Radikalismus unangetastet geblieben ist. Der Anblick der unheilvollen Wirkung, welche dieses Gift durch die ganze neuere Schweizergeschichte hindurch hervorgebracht hat, hatte für den davon verschont gebliebenen, gesunden Theil des Volks die natürliche Folge, daß er in der Wirkung die Ursache verabscheuen lernte, daß somit die Phrasen, mit denen man es empfiehlt, ihn nicht mehr so leicht, wie es leider bei andern Völkern, die hierin weniger Erfahrung haben, der Fall ist, zu täuschen vermögen, und daß in ihm eine innige Sehnsucht nach einem bessern Zustande sich offenbart, welche von Tag zu Tag steigt, weil täglich der Druck der despotischen Hand des Radikalismus wächst. Die weltgeschichtliche Thatsache, daß wie Alles in der Schöpfung seinen Gegensatz hat, so auch im Leben der Geisterwelt insbesonders dem Bösen in seiner vollen Kraftentwicklung immer ein neuer Schwung des Guten zur Seite ging, diese Thatsache findet in der neuesten Schweizergeschichte ihre volle Bewahrheitung. Neben einer großen Zahl von Gleichgültigen, die es in jedem Volke und

zu jeder Zeit gibt, finden wir daselbst eine wohl noch größere von entschiedenen Gegnern der Revolution in allen Verhältnissen und Ständen, von Leuten, die über das Wesen und Treiben des Radikalismus im Reinen, und weder von seiner Blumensprache zu gewinnen, noch durch seine Gewalt, und Blutsprache zu beugen sind. Ein solcher gesunder Volkstheil findet sich noch in jedem Kantone vor; er ist ganz überwiegend in den agrikolen und viehzuchttreibenden Kantonen, besonders den katholischen, wie Luzern, Freiburg, Wallis, Zug, den Urkantonen, Uri, Schwyz, Unterwalden. Selbst in vielen, seit Jahren dem radikalen Regimente anheimgefallenen Kantonen ist er viel zahlreicher, als der radikale Anhang. Da ihn aber die Landbevölkerung bildet und namentlich die auf zerstreuten Höfen, kleinern Ortschaften wohnenden „Bauernsame", so begreift sich schon aus diesem Umstande, daß er dem gewaltthätigen, regsamen, um seine Mittel nicht verlegenen und mit Intelligenz sie auswählenden Radikalismus, der überall seinen Sitz in Städten und größeren Ortschaften hat, in einem politischen Kampfe nicht gewachsen ist. Allein es bleibt nichtsdestoweniger Thatsache, daß, (ganz abgesehen von jenen Kantonen, wo die Bevölkerung entschieden konservativ ist, die darum auch, trotz der radikalen Regenten an ihrer Spitze, jetzt noch für konservativ gelten,) daß selbst in denjenigen Kantonen, die man für ganz radikal ausgibt, bei einem durch unvorhergesehene Ereignisse herbeigeführten Sturze des gegenwärtigen radikalen Regiments, ein gewaltiger, die Herrschaft desselben vielleicht für immer zertrümmernder konservativer Gegenstoß folgen, daß daher bei einer Züchtigung der Revolutionspartei, in der ganzen Schweiz eine überwiegend konservative Richtung sich kund geben würde, welche Anspruch auf vollständige Besiegung der Revolution haben könnte, so bald sie mit Energie handelt.

Die Elemente zu einem bessern Zustande sind also in der Schweiz noch vorhanden, allein sie müssen von der Wucht des radikalen Druckes, welche auf ihnen lastet und freie Selbstthätigkeit ihnen unmöglich macht, frei gemacht werden. Geschieht

dieses, so werden sie dann von selbst handeln, geschieht es nicht, so werden auch sie allmählig schwinden, weil der Radikalismus es versteht: durch sittenlose Erziehung der Jugend sich ein sittenloses Volk zu schaffen.

III. „Besitzen diese noch gesunden Elemente auch wirklich den Willen zu einer Reorganisation der Schweiz? mit andern Worten: ist der bessere Theil der schweizerischen Bevölkerung geneigt, nach erfolgter Befreiung vom radikalen Joche das frühere oder ein ähnliches Bundesverhältniß, bei der unzweifelhaften Aussicht auf immerwährenden Kampf mit den viel besiegten aber nie entmuthigten, immer kampfgerüsteten Schaaren des Radikalismus, fortzusetzen?"

Wenn jetzt durch ein äußeres Ereigniß das radikale Joch in der Schweiz zertrümmert würde, so glaube ich, nach der Kenntniß des Landes und der Leute, die ich besitze, eher eine verneinende als bejahende Antwort auf diese Frage ertheilen zu müssen. Eine solche Befreiung vom radikalen Joche würde ohne Zweifel zur Folge haben, daß die wieder frei aufathmenden konservativen Bevölkerungen, namentlich in den katholischen Kantonen, alles Andere, habe es einen Namen, wie es wolle, einer abermaligen Verbindung mit ihren Unterdrückern, daß sie namentlich einen Anschluß an Oesterreich oder Deutschland tausendmal einer nochmaligen Zusammenkettung mit ihren Feinden vorziehen würden. Wir berufen uns hier nicht auf die frühere Geschichte: die Nothwendigkeit einer Intervention Napoleons durch die Mediationsacte, dann den theilweis zwingenden Einfluß der Mächte im Jahre 1815, um schon damals die feindselig auseinandergehenden Elemente zusammenzubringen, wir wollen es auch nicht weiter ausführen, wie seither durch Krieg, systematische Unterdrückung und ökonomische Aussaugung die gegenseitige Abneigung vergrößert, ja unauslöschlicher Haß gesäet worden ist, wir wollen uns nur auf ein einzelnes,

immerhin merkwürdiges Factum berufen. Es ist Thatsa-
daß sich der unterdrückten katholischen Kantone ein allge-
les Gefühl, das sie zu Oesterreich als ihrem künftigen Re-
hinzieht, bemächtiget hat, und daß man daselbst mit dem
anken eines näheren Schutzverhältnisses zu diesem Staate
emein und immer mehr befreundet wird. Keine österreichi-
Provinz jubelte daher so freudig und innig den Siegen
terreichs in Italien und Ungarn zu, wie es Luzern und die
ntone thaten; es kam dieses nicht her von einer bloß all-
einen Sympathie für den Sieg des Rechts und der Ord-
g, — denn solcher fand an den Thoren der Schweiz in
en, durch preußische Waffen statt, und die Bevölkerungen
er Kantone blieben still und gleichsam theilnahmlos. —
l, es war eine spezielle Sympathie, ein besonderer Zug, der
Herzen zu den siegreichen österreichischen Waffen hinzog.
her dieses kommen mag, wissen wir nicht: es ist vielleicht
Erinnerung, die aus fünfhundertjährigem Grabe aufsteigt,
Erinnerung, daß Oesterreichs Adler einst auch unser Herr
eht, oder wahrscheinlicher ein Vorgefühl! — denn auch für
lker so gut, wie für Individuen ist solches möglich! — daß
terreichs Adler sie retten werde! Wer weiß, ob dieser Volks-
inct nicht der Anfang einer Bewegung ist, die zusammen-
rt, was vor fünfhundert Jahren sich getrennt hat, und dem
use Habsburg wieder sein Geburtsland zubringt.

Sei dem, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß wenn
te diese Bevölkerung von der Herrschaft und Tyrannei des
dikalismus frei und ihr die Alternative gestellt würde:
weder abermals in einen Bund mit ihren radikalen Tyran-
sich zusammenzuthun und ein Leben voll Zank, Kampf,
folgung und Haß fortzusetzen? oder aber unter Oesterreichs
epter mit Garantie ihrer Rechte und Freiheiten zurückzukeh-
? — gewiß würde die unermeßliche Mehrheit, der Kern des
lkes, sich sofort für dieses letztere aussprechen! —

VIII.

Ueber den kriegsrechtlichen Spruch in Arrad*).

(Ein Schreiben aus Oesterreich.)

Die ausländische Presse hat sich viel mit dem Kriegsrecht in Arrad und der in Folge desselben vollzogenen Execution beschäftigt. Ohne uns in die spezielle Erwiederung der verschiedenen, diesen Gegenstand betreffenden Artikel einzulassen, ohne zu untersuchen, in wie fern die Vollziehung dieses Urtheils politisch zweckmäßig oder nothwendig seyn mochte, glauben wir dasselbe dennoch von dem militärisch legalen Standpunkte aus, hier für das ausländische Publikum betrachten und gewissermaßen rechtfertigen zu dürfen, da es uns nicht gleichgültig seyn kann, ob ein von kaiserlichen Soldaten aufgestelltes Gericht in der Welt als bloßes Werkzeug leidenschaftlicher Gewaltthätigkeit, und nicht als Ausleger und Vertreter des bestehenden zwar strengen, aber in seinem Wortlaute durchaus klaren Gesetzes gelte.

---

*) Wir sagen dem Herrn Einsender für seine sehr zeitgemäße Mittheilung unsern besten Dank. Möge es ihm gefallen, uns über die Ereignisse der jüngsten Kriege und über die heutigen Zustände in Oesterreich ähnliche Aufklärungen zukommen zu lassen, deren das deutsche Publikum in so hohem Grade bedarf.

Die Redaction der hist.-polit. Blätter.

Die sogenannten ungarischen Generäle sind nicht vorerst als politische, sondern als militärische Verbrecher, nach denen von ihnen selbst bei den alljährlichen Musterungen beschwornen Kriegsartikeln und Eiden gerichtet und verurtheilt worden. Jeder von ihnen als Regiments- oder Abtheilungs-kommandant ist wahrscheinlich mehr als einmal während der Dauer seiner militärischen Laufbahn in die Lage gekommen, auf die Grundlage derselben Kriegsartikel zu Gericht zu sitzen und Recht zu sprechen. So lange das kaiserliche Heer bestehen soll, kann in der Anwendung dieser Gesetze keine Ausnahme statt finden, will man nicht dessen Existenz auflösen.

Der Eid lautet: „Wir schwören zu Gott dem Allmächtigen einen feierlichen Eid, Seiner Majestät unserm Allerdurchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Kaiser von Oesterreich, König zu Hungarn, Böhmen, Galizien, Lodomerien, Kroatien und Slavonien, Erzherzog zu Oesterreich rc. rc. rc. treu und gehorsam zu seyn, auch Allerhöchst Ihren Generalen und unsern übrigen Vorgesetzten zu gehorchen, dieselben zu ehren und zu beschützen, ihren Geboten und Befehlen in allen Diensten Folge zu leisten, gegen jeden Feind, wer es immer sei, und wo es Seiner Kaiserlichen Majestät Wille immer erfordern mag, zu Wasser und zu Lande, bei Tag und Nacht, in Schlachten, in Stürmen, Gefechten und Unternehmungen jeder Art, — mit einem Worte, — an jedem Orte, zu jeder Zeit und in allen Gelegenheiten tapfer und mannhaft zu streiten, — unsere Truppen, Fahnen und Standarten in keinem Falle zu verlassen; uns mit dem Feinde nie in das mindeste Einverständniß einzulassen, uns immer, so wie es den Kriegsgesetzen gemäß ist, und braven Kriegsleuten zusteht, zu verhalten, und auf diese Weise mit Ehren zu leben und zu sterben! — So wahr uns Gott helfe! — Amen!"

Dieser, für jeden, der einen Eid und die Begriffe der Ehre und Gottesfurcht nicht etwa für bloße Anhängsel des Zopfsystemes ansieht, vielbezeichnende Eid wurde und wird alljährlich bei Gelegenheit der Musterung von sämmtlichen kai-

serlichen Regimentern, Corps und Branchen feierlich geschworen. Wer aber den Meineid als eine läßliche, unter gewissen Umständen zu entschuldigende Sünde ansieht, dürfte im Katechismus des Soldatenstandes nicht sehr bibelfest, und in der Religion der Ehre nicht ganz orthodox seyn. Jedenfalls würden seine Grundsätze, in Anwendung gebracht, in Kurzem die Auflösung jeder Disciplin und Ordnung, die Untergrabung des Ehrgefühls und der Subordination, somit die unvermeidliche Umwandlung jedes Heeres in bewaffnete Räuberhorden oder übermüthige Proletarierschaaren mit sich bringen.

Der IV. Kriegsartikel sagt:

„Wer eine Meuterei erregt, oder daran Theil nimmt, oder sich Worte, Schriften oder Handlungen erlaubt, woraus eine Meuterei entstehen könnte, — soll nach der Sache Wichtigkeit scharf, zu Kriegszeiten auch mit dem Tode durch Pulver und Blei bestraft, und wenn der Aufruhr ausgebrochen wäre, oder auf dem Ausbruche stände, sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten standrechtmäßig behandelt werden."

„Das Verbrechen der Meuterei wird verübt, wenn man bei Zusammenkunft mit Vielen oder Wenigen wider die Vorgesetzten, gegen den Dienst, oder den Staat und Monarchen nachtheilige Reden führt, oder solche Urtheile fällt, welche in den Gemüthern einen bösen Eindruck machen; ferner, wenn man Gefangene zu befreien, eine Execution zu verhindern trachtet; wenn vorsätzlich mehr als zwei Mann zu ihren Oberen gehen, um Abhülfe einer Beschwerde zu erlangen; wenn sich Einer oder Mehrere in Reihen und Gliedern, und auch bloß in Gegenwart Anderer gegen den Obern mit solchem Ungestüm beschweren, daß hierdurch die Uebrigen leicht zur Theilnahme verleitet werden können."

Ferner der V. Kriegsartikel:

„Wer sich des Verbrechens des Hochverraths schuldig macht, ist sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten mit dem Strange zu bestrafen."

„Dieses Verbrechen begeht Jeder, der die persönliche Si-
cherheit des Monarchen verletzt, oder etwas unternimmt, was
f eine gewaltsame Veränderung der Staatsverfassung, auf
ziehung oder Vergrößerung einer Gefahr von außen gegen
Staat angelegt wäre. Wer eine in den Hochverrath ein-
gehende Unternehmung zu verhindern oder anzuzeigen vorsätz-
unterläßt, wird gleich dem Hochverräther selbst bestraft.“

Der XVIII. Kriegsartikel lautet:

„Derjenige, welcher eidbrüchig und treulos entweicht,
durch das Militär eingebracht wird, soll nach Beschaffen-
t der Umstände, besonders wenn er schon wiederholt entwi-
n ist, mit dem Strange hingerichtet, bei einreißender Deser-
aber, wenn sich derselbe dem zum Nachsetzen beorderten
litär oder Landmann mit irgend einem, zum Tödten geeig-
en Werkzeuge thätlich und in mörderischer Absicht wider-
t, standrechtmäßig behandelt werden.“

Der XIX. Artikel sagt:

„Der Soldat, welcher zwei oder mehrere seiner Kamera-
zur Entweichung beredet, ist als ein Komplottstifter gleich
em Deserteur zu bestrafen, das Komplott mag nun wirklich
ch die Desertion vollführt, oder verhindert worden seyn.“

Artikel XX.:

„Wer für fremde Dienste wirbt, oder einen k. k. Unter-
n zu diesem Zwecke gewaltsam entführt; ferner, wer einen
einem Militärkörper gehörigen Mann auch nur zur Ansied-
g in fremde Lande anwirbt, oder in was immer für einer
sicht gewaltsam entführt, ist standrechtmäßig zu behandeln
mit dem Strange hinzurichten.“

Es ist noch zu bemerken, daß jeder Inländer und die mit
rafter austretenden Ausländer sich nebstbei bei ihrem Aus-
te aus der Armee eidlich verbinden, nie gegen das aller-
chlauchtigste Erzhaus zu dienen.

Sämmtliche vor das Kriegsgericht in Arrad gestellte und

durch dasselbe abgeurtheilte Anführer der Insurgenten waren aber derlei, in kaiserlichen Diensten gestandene meineidige Offiziere. Sie waren nicht allein des Hochverraths, sondern auch der Desertion zum Feinde schuldig, und zwar theilweise an der Spitze ganzer Abtheilungen. Sie hatten die brudermörderische Waffe mit dem Blute der frühern Waffengefährten und Kameraden befleckt, und stunden nun vor dem Gerichte, welches in ihnen keine Generale einer fremden Macht, sondern nur eidbrüchige und ihren Fahnen entwichene Rebellen und Deserteure sehen konnte und durfte. Kiß, Leiningen, Vetter, Damianich *rc.* *rc.* wurden nicht als Generale, sondern in der Charge, welche sie in der kaiserlich-österreichischen Armee bekleidet hatten, auch in der Sentenz bezeichnet, um so mehr, da sie auch keineswegs entlassen worden waren. Man war dem Heere, welches im vergangenen Jahre eben so glänzend seine Treue, als seine Tapferkeit bewiesen hatte, die Genugthuung schuldig, wenigstens an den obersten Verführern der Verführten, welche das weltgeschichtlich-makellose Ehrenschild der Armee befleckt hatten, ein Exempel zu statuiren. Hätte man dießmal eine Ausnahme gemacht, so wäre das Gesetz auf immer ungültig gewesen.

Man vergißt übrigens, daß bereits, und zwar auf den Grund ähnlicher oder derselben Kriegsgesetze, von diesen Herrn selbst vielfache Bluturtheile, namentlich jenes des edlen Grafen Eugen Zichy gesprochen und in Vollzug gesetzt worden waren.

Es ist uns wohl bekannt, daß einige dieser gefallenen Opfer strenger Militär-Disciplin durch ein falsch verstandenes, schwärmerisches Nationalgefühl, — andere durch ihre beschränkten Verstandeskräfte, welche unfähig waren, den Sophismen zu widerstehen, mit welchen man sie umgarnte, — Viele durch ihre zerrütteten Vermögensumstände, mit deren Besserung man sie lockte, — die meisten aus übermäßigem Ehrgeiz in der Hoffnung schneller Beförderung, in die Umtriebe verstrickt wurden, welche für sie ein so tragisches Ende nahmen. Mögen auch aus rein menschlichem Standpunkte diese Entschuldigungs-

gründe mehr oder weniger gewürdigt werden, — der Richter, zumal der militärische, durfte keine Rücksicht darauf nehmen.

Es ist überhaupt eine Anomalie des ziemlich krankhaften und verschrobenen Billigkeitsgefühles der Gegenwart, daß man immer mit dem Verbrecher, nicht aber mit dessen Opfer sympathisirt. Für den Mörder, den Straßenräuber, den Meuterer, den Dieb fühlt man Mitleid, — vergißt aber dafür den vielleicht unter unsäglichen Qualen Gemordeten, den Beraubten, den vor der Barrikade verblutenden Soldaten, die bestohlene Wittwe! — Man bedauert die gesetzlich hingerichteten Rebellenführer, — aber der treue, bis in den Tod standhafte Graf Zichy, der edle, allgemein bedauerte, von seiner Gattin und seinen Kindern noch bitter beweinte Graf Lamberg fand in denselben zartfühlenden Herzen keine Regung von Mitleid. — Für die jetzt überwundene Rebellion in Ungarn regen sich vielseitige Sympathien, als wäre dort die Sache der Freiheit und des Rechts unterlegen. Aber daß dieselben Freiheitshelden durch ihren Uebermuth die unterdrückten Kroaten zum löwenmuthigen Widerstand reizten, daß sie in der Bacska und bei den Serben das Land in eine Einöde verwandelten, in welcher die zerstückten Leichname in der Asche der verbrannten Dörfer verkohlten, und das Aas die Brunnen vergiftete, — daß diese Vertheidiger der Freiheit in Siebenbürgen den Gefangenen die Augen ausstachen und in die blutigen Höhlen glühendes Siegellack träufelten, das ist freilich vergessen! Es wurde ja nur an sogenannten Schwarzgelben, an getreuen Unterthanen und Kriegern des Kaisers gethan! Und jetzt, wo die schwarzgelbe Fahne siegreich weht, soll und darf kein Gesetz, welches den Uebelthäter zur furchtbaren Rechenschaft zieht, Vollzug erhalten, ohne als „Kannibalenthum“ verschrieen zu werden?! —

IX.

Rückblicke auf die Geschichte der Revolution von 1848 und 1849.

(Schluß.)

Das oben Erzählte umfaßt die Geschichte des ersten Prager Insurrectionstages. Der Aufstand war ausgegangen nicht von dem böhmischen Volke, nicht von dem, was man tschechische Nationalität nennt, nicht von der Gesammtheit der Bewohner von Prag, sondern von jener Menschenklasse, welche, nachdem der regierende Josephinismus sie länger als zwei Geschlechtsfolgen hindurch zu dem unheilvollen Werke erzogen, zuletzt die Revolution gemacht hat. Die Elemente des Aufstandes waren in Prag, wie allenthalben in Oesterreich, wo die Rebellion ihr Haupt erhob: Studenten (Barbiere und sogenannte Techniker mit inbegriffen), Literaten, Praktikanten und Schreiber aller Art, die sich, nachdem ihnen die Freiheit: politische Klubbs zu errichten, gewährt war, unter den „Gebildeten" Helfer und Verbündete angeworben, und zuletzt durch die bekannten Mittel (Geld, berauschende Getränke, noch berauschendere Reden und Aussicht auf Plünderung der Reichen) Pöbelhaufen zu ihrem Dienste gewonnen hatten. Wie wenig jener Wahnsinn der Halbgebildeten, den man politischen Tschechismus nennt, geeig-

net war, in das Bewußtseyn des böhmisches Volkes einzudringen und in dieser Sphäre aufregend zu wirken, zeigt sich auch daraus, daß die Anstifter des Aufruhrs sich genöthigt sahen, als Hebel für ihren Zweck, ein ihrer sonstigen Denkweise völlig widerstrebendes, ja genauer betrachtet der österreichisch-aufgeklärten Revolutionspartei in tiefster Seele verhaßtes Mittel zu Hülfe zu rufen. Sollte die niedere Klasse der Prager Bevölkerung in den Wirbel hineingezogen werden, so war es nöthig, irgendwo eine recht große Volksmasse herbeizulocken. Dazu gab es, dem, kraft seiner nationalen Anlage frommen und religionseifrigen, böhmischen Volke gegenüber nur ein Mittel: unter freiem Himmel, auf dem Roßmarkte, mußte an der Statue eines besonders populären Heiligen eine Messe gelesen werden. Die Verschwornen konnten dann, wie es leider auch gelang, offen: die, den Zusammenhang nicht ahnende Volksmasse in ihren Unfug verflechten, und den beabsichtigten Conflict mit dem Militär herbeiführen zu können.

Hören wir nach dieser gelegentlichen Bemerkung den Bericht des damaligen Gubernial-Präsidenten, Grafen Leo Thun, über seine Erlebnisse während jener Periode.

„Am Pfingstmontage, den 12. Juni, gleich beim Beginne des Barrikadenbaues gefangen genommen, als ich auf die Altstadt eilte, um dem Unglücke, das die Stadt bedrohte, wo möglich noch vorzubeugen, hatte ich auf den Gang der Dinge während der beiden ersten Tage gar keinen Einfluß. Von den Barrikaden herab, und von einer Deputation der Studenten an den Fürsten Windischgrätz wurde die Drohung ausgesprochen, mich aufzuhängen, wenn mit Militärgewalt eingeschritten werden sollte. Fürst Windischgrätz antwortete aber, wenn mir ein Leides zugefügt werden sollte, werde er vor das Klementinum rücken, und Keiner von denen, die sich darin befänden, werde dann mit dem Leben davon kommen. Mir wurde nichts zu Leide gethan; aber die Gemahlin des Fürsten wurde durch einen Schuß in seiner Wohnung ermordet, sein Sohn wurde schwer verwundet! Nach vergeblichen Unterhandlungen nahm das Militär mit kaltblütiger Tapferkeit alle Barrikaden, gegen die es vorrückte.“

„Dienstag, den 13. Juni Nachmittag, wurde ich aus meiner Haft entlassen, nachdem ich wiederholt auf das Entschiedenste erklärt hatte, daß so lange ich meiner Freiheit beraubt sei, nichts mich zu einem Einflusse auf die öffentlichen Angelegenheiten, oder zu irgend einer Zusage, zur Eingehung irgend einer Bedingung vermögen werde *).“

„Ich ließ mich vorerst auf das Rathhaus führen; als ich daselbst eintraf, kam so eben der Bürgermeister in Begleitung einiger anderer Personen mit einer schriftlichen Erklärung von dem Fürsten Windischgrätz, worin derselbe die Zusicherung gab, die militärischen Maßregeln sollten eingestellt werden, sobald ich in Freiheit sei, und die Barrikaden geräumt würden; sofort werde auch das Militär in die Kasernen zurückgezogen werden, und die Uebergabe aller Gefangenen des Civilstandes an die Civilbehörde erfolgen. Diese Erklärung wurde freudig aufgenommen, Alles schien damit zufriedengestellt, und der Aufruhr geendet. Ich begehrte nun sogleich in das Gubernialgebäude geführt zu werden. Einige Studenten und Bürger geleiteten mich über die Barrikaden auf die Kleinseite. Unterwegs wurde wiederholt die Erklärung des Fürsten Windischgrätz verkündet; mit Dank und aufrichtiger Freude wurde überall die glückliche Beendigung der in Prag unerhörten, unheilschwangeren Ereignisse vernommen; mit Jubel wurde der Zug, der sich um mich gebildet hatte, in der Jesuitengasse und in der Brückengasse begrüßt, aus allen Fenstern mit Tüchern geschwenkt. Erst auf dem kleinseitner Ringe zeigte sich eine bedenkliche Stimmung. Der Pöbel, der sich in Gruppen gesammelt hatte, war mit den Bedingungen des Fürsten nicht zufrieden: „„Nein! Nein““ — ertönte es in wildem Geschrei — „„erst muß das Militär sich zurückziehen““, „„und dann werden wir die Barrikaden räumen!““

*) „Herr J. U. D. Carl Leopold Claudi hat den Grund und Zweck meiner Freilassung in nachstehender Weise erklärt: „„Daß Studenten, junge Leute, den Grafen Thun frei ließen, frei ohne Bedingung, unabhängig von jedem einschüchternden, äußern Einfluße, beweist nur ihren gesunden Sinn, ihre nüchterne Anschauung, weil sie so die Gelegenheit beheben konnten, die Civilgewalt mit der Militärgewalt zu vereinigen.““ (Siehe Conversationsblatt, Beilage der Prager Zeitung Nr. 44, vom 20. August 1848.)“

nd drohend erhob sich manche Hand gegen mich. Immer dichter drängten sich die Volkshaufen hinter uns, und besetzten die Thorfahrt und die Stiege des Gubernialgebäudes, mit Mühe von den Bürgern zurückgehalten, die mich hinaufgeleiteten. Viele von den Bewohnern der Kleinseite kamen zu mir, und versprachen dahin zu wirken, daß über Nacht an Wegräumung der Barrikaden Hand angelegt werde, baten mich aber um eine Verwendung bei dem auf dem Schlosse kommandirenden Feldmarschallieutenant Grafen Khevenhüller, welcher gedroht habe, die Kleinseite beschießen zu lassen, wenn die Barrikaden nicht bis acht Uhr früh beseitiget wären. Ich ersuchte ihn, seinen Adjutanten zu mir zu schicken und erhielt sein Versprechen, auf dem gegebenen Termin nicht bestehen zu wollen. Inzwischen hatten mehrere Bürger und Studentenführer mir gestanden, daß bereits Boten nach verschiedenen Richtungen entsendet worden seien, um das Landvolk zur Unterstützung des Aufruhrs in Prag aufzubieten. Ich schrieb sogleich zwei Kundmachungen, eine an die Bewohner Prags, worin sie unter Ertheilung milderer Zusicherungen, als nur immer erwartet werden konnten, ermahnt wurden, den friedlichen Zustand wieder herzustellen, und eine an das Landvolk, welche vor den Thoren vertheilt werden sollte, um die Herbeigerufenen zur Heimkehr zu bewegen. Beide Conzepte wurden noch am Abende in die Haase'sche Druckerei auf die Altstadt getragen. — Ueber Nacht wurden wirklich die Barrikaden auf der Kleinseite größtentheils weggenommt. Ich eilte am Mittwoch früh auf das Schloß, erwirkte von dem F. M. L. Grafen Khevenhüller den Befehl, die am Hradschin aufgestellten Kanonen zurückzuziehen und bemühte mich, ein gutes Einvernehmen zwischen dem Militär und der kleinseitner Bürgerschaft herzustellen, indem ich sie veranlaßte, für die Verpflegung der Truppen Sorge zu tragen, für welche durch zwei Tage nur spärlich hatte gesorgt werden können. Sehr erfreut über die günstigen Erfolge, und von wiederholtem Jubel der Volksmenge begrüßt, verließ ich die Kleinseite, um mich wegen der weiteren Einleitungen zu dem Fürsten Windischgrätz zu begeben. — Auf der Altstadt hatte aber leider inzwischen das Friedenswerk keine Fortschritte gemacht. Kaum hatte ich am Dienstage Nachmittag auf meinem Wege nach der Kleinseite die Barrikade im altstädter Brückenthurm überstiegen, als, wie Augenzeugen versichern, einer

der Studentenführer herbeistürmte, um mich wieder festzuhalten. In der Nacht war in der Haase'schen Druckerei von den Studierenden der Druck meiner friedlichen Proclamationen gehindert worden, so daß sie gar nicht veröffentlicht wurden. Die Barrikaden waren nicht weggeräumt worden."

Aber nicht bloß während des Kampfes, sondern auch vor dem Ausbruche des Prager Aufruhrs, war schon der Versuch gemacht worden, das Landvolk in Bewegung zu bringen. „Auf der Eisenbahn", bemerkt Graf Leo Thun in seinem Nachtrage, „fuhren ohne Unterlaß ausgeprägte Revolutionshelden auf und ab, und Hunderte von Reisenden haben die ruchlosen Reden gehört, die sie aller Orten hielten. In Chrudim wurden Preise ausgerufen auf den Kopf eines benachbarten Gutsherrn und auf seine Dienerschaft. Am Hauptmautgebäude in Prag war am 16. Juni ein Namensverzeichniß von „„Verräthern"" angeschlagen, — es enthielt die Namen der Nationalgarde-Offiziere, die am 12ten bemüht gewesen waren, den blutigen Kampf zu verhüten. Eine längere Proscriptionsliste wurde aus den Waggons auf der Eisenbahn ausgerufen. Alles das sind Thatsachen, die öffentlich, vor den Augen von Tausenden, sich zugetragen haben. Sie wegläugnen zu wollen, ist gerade so zweck- und sinnlos, als bei Tage behaupten, daß es Nacht, oder bei Nacht, daß es heller Tag sei. Die Thatsachen zugeben, jedoch in Abrede stellen, daß sie verbrecherisch seien, heißt aber die Principien untergraben, auf denen die bürgerliche Gesellschaft ruht, und deren Anerkennung zumal die festeste Stütze des freien Staates ist."

Manchem unserer Leser dürfte hierbei die Frage vorschweben: hätte nicht, wenn dem also ist, der Aufstand gleich im ersten Beginne mit weit größerer Entschiedenheit unterdrückt werden sollen? und wäre nicht die Militärgewalt in ihrem entschiedensten Rechte gewesen, wenn sie anstatt mit den Feinden aller geselligen Ordnung zu unterhandeln und ihnen gute Worte zu geben, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, das Ansehen der Gesetze mit der Schärfe des Schwertes wieder

hergestellt hätte? — Wir sind wahrlich nicht geneigt, diese Frage zu verneinen, aber wer sie aufwirft, vergesse nicht, daß Fürst Windischgrätz die gefährlichsten Feinde seines Kaisers nicht vor sich, sondern sich im Rücken wußte. In den Straßen von Prag tobten die Rotten bewaffneter Meuchelmörder; in Wien regierten die Aula und der hinreichend bekannte Minister v. Pillersdorf. Als am 13. Juni die telegraphische Nachricht von dem Prager Aufstande und die Gefangennehmung des Grafen Thun dort eintraf, wurde ein Ministerrath gehalten. Dieser erwog, wie der offizielle Bericht der Behörden wörtlich sagt, „daß die Landesbehörden, welche durch Maßregeln der Strenge mit den Parteien in Conflict geriethen, in den Momenten aufgeregter Leidenschaften kaum im Stande seyn dürften, versöhnende Maßregeln mit Erfolg anzuwenden." Stumme Unterwerfung unter den Willen rebellirender Schulknaben und Amnestie im Voraus für jedes auf Hochverrath, Bürgerkrieg und Sturz des Hauses Oesterreich abzielende Unternehmen schien damals den, an's Ruder der Gewalt gelangten Koryphäen des Josephinismus der Fünftelsaft aller Staatsweisheit und die erste und heiligste aller Regierungspflichten. Der Beschluß fiel also dahin aus zum Behufe der Versöhnung mit dem flagranten Aufruhr eine, nach dem ältern monarchischen Sprachgebrauche sogenannte „Hofcommission" nach Prag zu senden. „Am Mittwoch (14. Juni) in der Frühe", erzählt Graf Leo Thun, „waren der General der Kavallerie, Graf Mensdorff und Hofrath Klezansky, in Prag angekommen, von dem Ministerium auf die erste Nachricht von den Prager Ereignissen als Hofkommissäre entsendet. Schon auf ihrem Wege hatte sich überall die Kunde verbreitet, Fürst Windischgrätz werde seines Amtes enthoben und durch den Grafen Mensdorff ersetzt. Die Beseitigung des Fürsten Windischgrätz war das nächste Ziel des Aufruhrs gewesen; mit Blitzesschnelle verbreitete sich daher die Nachricht, daß es erreicht sei, durch die ganze Stadt. Die Hofkommissäre, ohne gleichwohl den Zweck ihrer Sendung förmlich kund zu machen, knüpften Unterhandlungen

mit der Stadtbehörde und mehreren Führern der Bewegung an. Mir war dadurch jede Wirksamkeit wieder abgeschnitten. Das Militär blieb immer noch in der ausgedehnten Stellung, die es am Montage erkämpft hatte. Der Tag verstrich erfolglos. Im Innern der Stadt loderte aber das kaum gedämpfte Feuer wieder auf. Der merkwürdige mit Sieg prahlende Aufruf *), der ein böhmisches Nationalgericht über den

*) Dieser Aufruf lautet:

„Bewohner!

„Ruhmvoll haben wir einen verrätherischen und ungleichen Kampf überstanden — ja wir können sagen, daß wir Sieger geblieben sind. Weichen wir also nicht von dem, was wir so glorreich begannen. Auf uns sieht das ganze Land der Böhmen und Mähren, Wien, ja ganz Europa — das ist der böhmische Löwe, der sich dräuend erhebt aus einem zweihundertjährigen Schlafe."

„Lassen wir uns durch keinerlei Versprechungen täuschen; mit uns steht die ganze Nation. Das Zurückziehen des Militärs in die Kasernen, ja nicht einmal dessen Entfernung aus der Stadt nützt uns etwas; denn so würde das umwohnende Volk eingeschlossen gehalten; aber dieß seien unsere Bedingungen: In Böhmen sei ein Böhme Kommandant, daher auch ein böhmisches Generalkommando, unabhängig von Wien außer in Angelegenheiten der Gesammtvertheidigung Oesterreichs — und unser böhmisches Volk, unsere böhmischen Regimenter mögen hauptsächlich nur zur Vertheidigung des Vaterlandes dienen."

„Der Kommandirende und das Militär möge auf die Konstitution unserer böhmischen Regierungen beeidigt werden, in welcher auch des Gesammtverbandes mit Oesterreich nicht vergessen seyn wird."

„Windischgrätz werde als ein Feind der österreichischen Völker erklärt und vor ein böhmisches Nationalgericht gestellt, und er möge als haftend erklärt werden für jeden geschehenen Schaden in der Stadt und verhalten werden zur Entschädigung an die hinterlassenen Wittwen und Kinder der Gefallenen, so wie an alle Verunglückten."

sten Windischgrätz als über einen Feind der österreichischen
ker, und eine abgesonderte böhmische Armee unter einem
mischen Kommandanten verlangte, und zur Fortsetzung des
mpfes aufforderte, wurde an den Ecken angeschlagen und
öffentlichen Plätzen verlesen. Die Hofkommission entschloß
, am nächsten Morgen wieder abzureisen; auf mein An-
igen, die, wenn auch nicht offiziell angeknüpften Verhand-
gen vorerst abzuschließen, wurde jedoch noch am Abende im
neralkommando eine Zusammenkunft gehalten, welche aber
keinem Ergebnisse führte, sondern von den Hofkommissären
der Erklärung geschlossen wurde, es habe eine Deputation
folgenden Morgen die schriftliche Erledigung auf dem k.
hlosse, woselbst die Hofkommissäre abgestiegen waren, in
npfang zu nehmen."

„Augenscheinlich war es, daß wiederholte Anwendung mi-
irischer Maßregeln unvermeidlich werden würde. Um neuer-
en mörderischen Straßenkampf zu vermeiden, zog Fürst
indischgrätz in der Nacht alle Truppen zusammen, und
etzte damit den Hradschin und die Kleinseite, um von dort
s den aufrührerischen Stadttheilen Frieden zu gebieten.
um war am Donnerstag früh die neue Stellung des Mili-
s erkannt worden, als längst des rechten Moldauufers der
mpf mit heftiger Beschießung der auf der Kleinseite aufge-

„Die Prager Thore und wo es sonst für nöthig erachtet wird, mögen von der Bürgerschaft und den Studenten besetzt werden."

„Nach Anlaß der Umstände mögen auch die gefallenen Bewohner feierlichst bestattet werden."

„Während dessen gehen wir nicht auseinander, legen wir die Waffen nicht nieder, bis wir beendet, was angefangen." —

„Ueber den Vollzug dieser Bedingungen berathe sich die Bürgerschaft mit dem Ausschusse der Studenten, und verhandele dann mit der jetzigen provisorischen Regierung so eilig als möglich. Die definitive Bestätigung erwarten wir von dem bevorstehenden Landtag."

stellten Truppen wieder eröffnet wurde. Kanonendonner antwortete dem Angriff. Der Kampf dauerte in dieser Weise fort, bis gegen Mittag eine Deputation unter dem Schutze einer weißen Fahne von der Altstadt auf das Schloß hinüberzog. Sie begehrte wieder, daß das Kommando dem Fürsten Windischgrätz abgenommen, und dem Grafen Mensdorff übertragen werde. Die Hofkommission ging auf diese Unterhandlung nochmals ein. Fürst Windischgrätz erklärte aber, er könne keinem Ministerium das Recht zuerkennen, ihn eines Amtes zu entsetzen, das ihm von Seiner Majestät dem Kaiser übertragen sei. Diese Ansicht des Fürsten konnte ich nicht theilen. Ich glaubte kein Befugniß, welches das Ministerium der Hofkommission ertheilt hatte, ihr streitig machen zu dürfen; aber der beabsichtigten Maßregel selbst, der Enthebung des Fürsten Windischgrätz nämlich, konnte ich nicht beistimmen. Ich sah in ihr eine schmachvolle Ungerechtigkeit gegen den Fürsten, welche überdieß auf die Truppen eine demoralisirende Wirkung äußern mußte, und nicht einmal den Zweck, den Aufruhr zu stillen, erfüllen konnte; denn die Partei, von welcher am Dienstage die schon eingeleitete, von der eigentlichen Bevölkerung Prags mit Jubel begrüßte friedliche Beilegung vereitelt worden war, hatte es ja am Mittwoch ausgesprochen, daß sie noch ein ganz anderes Ziel habe, und die Waffen nicht niederlegen wolle, ehe es erreicht sei. Deßhalb erklärte ich, bei der Enthebung des Fürsten Windischgrätz meine Hand nicht im Spiele haben, mein Amt aber bereitwillig niederlegen zu wollen, sobald die Hofkommission mich dessen enthebe. Wiederholt hatte ich den Hofrath Kleczansky schon früher gebeten, die Leitung der Geschäfte an meiner Stelle zu übernehmen; er hatte aber hierauf einzugehen sich geweigert. Auch Fürst Windischgrätz wollte es nicht zugeben, daß ich aus meiner Stellung verdrängt werde, und um mich zu deren Behauptung zu vermögen, erklärte er, daß, wenn auf meiner Entfernung bestanden werden sollte, er dann sein Amt auch niederlegen würde, jedoch immer nur unmittelbar in die Hände

einer Majestät. So war meine Enthebung, die ich fortfuhr, bedingt der Hofkommission anheim zu stellen, die Bedingung worden, unter der allein Fürst Windischgrätz bereitwillig ar, von seinem Posten abzutreten. Nach diesen Verhandlungen mit dem Fürsten und mir nahm die Hofkommission die nterhandlung mit der städtischen Deputation wieder auf und langte zu dem Entschlusse, durch dieselbe die Kundmachung n die Stadt zu erlassen, laut welcher die Leitung des Generalkommandos von dem Fürsten Windischgrätz auf den Grafen Mensdorff übertragen werden sollte, ohne diesen Beschluß doch vor der Hand noch den Truppen mitzutheilen. Ich hatte der Unterhandlung nicht beigewohnt, weil R. v. lenberg als Führer der Deputation ausdrücklich erklärt hatte, aß sie mit mir nichts zu thun habe, sondern nur mit der Hofkommission zu verhandeln beauftragt sei. Deßhalb erfuhr h den Inhalt der Kundmachung erst, als die Deputation den Heimweg antrat. Von meiner Enthebung war darin keine Erwähnung geschehen, und um die Rückkehr der Deputation, elche besorgte, ihr langes Ausbleiben werde die Wiederaufnahme des Kampfes veranlassen, da schon wieder Schüsse von er Altstadt fielen, nicht zu verzögern, bestand ich nicht auf er Einschaltung dieses von dem übrigen Inhalte unzertrennlichen Punktes, verpflichtete aber die Deputation, ihn mündlich einzufügen, indem der folgende Tag zu meiner Abreise bestimmt war. Gegen Abend desselben Tages wurden die Hofkommissäre von einer neuerlichen Deputation gebeten sich persönlich uf die Altstadt zu verfügen. Sie begaben sich hinüber; erst pät Abend kehrten sie zurück, und am folgenden Morgen zeitlich früh erklärte Graf Mensdorff dem Fürsten Windischgrätz und mir, daß sie nichts ausgerichtet, sich vielmehr von er Nothwendigkeit überzeugt hätten, die militärischen Maßregeln gegen den Aufruhr in der Stadt wieder eintreten zu lassen, und beide Hofkommissäre forderten den Fürsten Windischgrätz dringend auf, in seiner Stelle zu verbleiben, und mich, e Leitung der Geschäfte wieder zu übernehmen."

Die Gründe solcher Sinnesänderung können wir aus dem durch Inhalt und Fassung so höchst charakteristischen amtlichen Berichte der Hofkommission selbst entnehmen. „Diese wurden nämlich in den spätern Nachmittagsstunden des fünfzehnten Juni durch eine Deputation ersucht, sich aus der königlichen Burg in die Altstadt zu begeben, um dadurch der Bevölkerung einen wiederholten Beweis des Vertrauens und ein Zeugniß für die Wahrheit jener Kundmachung zu geben."

„Die Hofkommissäre nahmen keinen Anstand, diesem Ansuchen zu entsprechen, zumal ihnen dadurch zugleich die Gelegenheit geboten wurde, sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, ob und in wiefern die Kundmachung die gewünschte, versöhnende Wirkung hatte."

„Leider war die Ueberzeugung der Hofkommissäre nicht eine angenehme, denn obschon seit der Kundmachung ein Zeitraum von mehreren Stunden verflossen ist, so war von Seite der Stadt keine Anstalt getroffen, die auf dem Wege von der Karlsbrücke bis zu dem Altstädter Rathhause und dem Generalkommando errichteten Barrikaden, welche die Hofkommissäre übersteigen mußten, wegzuräumen, im Gegentheil wurden die Barrikaden verstärkt und neue errichtet."

„Auf dem Rathhause hat man zwar die Hofkommissäre freundlich begrüßt, über das provisorische Kommando des Grafen Mensdorf Freude bezeugt, aber auch schon von neuen Petitionen gesprochen, und ein Techniker erklärte die erlassene Kundmachung für eine ganz unvollständige Erledigung der überreichten Petition; zudem machten die Hofkommissäre die Entdeckung, daß man sich in der Stadt bei der Verlautbarung der Kundmachung durch den Druck einen Beisatz erlaubte, der in der Originalkundmachung der Hofkommissäre nicht begriffen war, und der in seiner Fassung eben so unwahr, als für die Hofkommission und für die ehrenvolle Stellung der tapfern Truppen und ihrer Führer ganz unwürdig erschien."

„Der darüber am 16. Juni früh zur Rechtfertigung ge-

jene Bürgermeister erklärte einhellig mit den Abgeordneten, : ihn begleiteten, daß der erwähnte Beisatz auf einem Verse- n beruhe, und daß man ihn öffentlich widerrufen wolle."

„Noch bevor der Bürgermeister bei der Hofkommission rsönlich erschienen war, kamen zwei andere Deputirte aus rag und übergaben dem Grafen Mensdorff ein Schreiben s Bürgermeisters, worin ausdrücklich bemerkt wurde, daß in rag der Unwille und das Mißtrauen noch nicht gelegt sei, id daß man das Gräßlichste befürchten müsse, wenn nicht le Mittel angewendet werden, die Bevölkerung von einer ifrichtigen Handlungsweise zu überzeugen."

„Von gegentheiligen Garantien der Stadt war keine Er- ähnung. Kurz nach dieser Eingabe war (sic) eine Deputation n den Bewohnern der Kleinseite in einem schriftlichen Ge- iche um Aufrechthaltung der eingeleiteten militärischen Maß- geln auf."

„In der Zwischenzeit kam den Hoffommissären die Kunde i, daß die Ungeduld und Mißstimmung der auf dem linken Moldauufer dislocirten Truppen immer stärker werde, und, daß ese einen bedenklichen Grad erreichen könnte, wenn Fürst Windischgrätz das Kommando niederlegen sollte."

„In Erwägung dieser großen Gefahr und in Ermange- ng aller Garantien von Seite der Stadt für den Vollzug r von der Hofkommission festgesetzten Bedingungen hat diese schlossen, ihre amtliche Wirksamkeit aufzugeben, die Leitung s Generalkommando wieder zu übernehmen." (Sic.)

In Folge dieser Bitte übernahm Fürst Windischgrätz wie- r das Kommando und erließ, im Einverständnisse mit dem ubernialpräsidenten, eine Kundmachung in jener Sprache, elche die Rebellion allein versteht. „Die k. k. Hofkommission", ißt es darin, „hat ihre Amtshandlungen beendigt, und den irsten von Windischgrätz angegangen, das Kommando wieder übernehmen und militärische Maßregeln mit aller Energie

in Anwendung zu bringen. Von Unterhandlungen ist unter diesen Umständen keine Rede mehr."

„Die Alt- und Neustadt hat sich daher unbedingt zu ergeben, die Barrikaden abzuräumen, die am Podskal neuerrichtete Floßbrücke abzubrechen, und alle vorhandenen Waffen auszuliefern. Die Zusicherung, daß solches geschehen werde, hat bis zwölf Uhr Mittags unter Stellung nachstehender Geiseln zu erfolgen. (Hier folgen die Namen.) Sollte dieser Anforderung nicht entsprochen werden, so erübrigt der Regierung nichts mehr, als die Stadt durch Beschießung zu Unterwerfung zu zwingen."

„Das Wurfgeschütz ist aufgefahren; mit der Beschießung wird jedoch bis Morgen Mittags nachgewartet werden."

„Bis dahin wird nur in so fern geschossen werden, als die Garnison durch Angriffe zur Vertheidigung genöthigt werden sollte, und als erforderlich seyn wird, um die Floßbrücke am Podskal zu zerstören."

„Gegeben auf dem Prager Schloße 16. Juni 1848."

Als hierauf wieder von der Altstadt aus auf die militärische Besatzung der Kleinseite hinübergeschossen wurde, erwiederten die Truppen das Feuer. Eine Granate zündete die hölzernen Mühlen oberhalb der Karlsbrücke an. Sie brannten mit dem daran stehenden Wasserthurme ab. Zwei (ohne Zündstoff) in die Stadt geworfenen Bomben, welche in der Luft platzten, trieben den Schrecken auf seinen Gipfel. Am 17. Juni in aller frühe eilten zahlreiche Deputationen, nicht nur aus der Altstadt Prag, sondern auch aus dem bunzlauer und bidschower Kreise auf das Schloß, und baten inständigst um baldige Wiederherstellung des Friedens. „Die Hofkommissäre bemühten sich jetzt mehrere Stunden hindurch die Annahme und Erfüllung der von den Landesautoritäten vorgezeichneten Bedingungen" bei den Rebellen zu bewirken. — Diese aber, als sie Ernst sahen, unterwarfen sich. Die Barrikaden wurden

weggeräumt, die Waffen an den Magistrat abgeliefert. Dafür wurde der Stadt die Stellung der verlangten Geiseln erlassen. Doch blieb der am 16. Juni verhängte Belagerungsstand bestehen, und die Hofkommission machte sich am 18ten in der Frühe auf den Rückweg nach Wien.

Wir haben oben bereits erwähnt, daß das nunmehr in Wirksamkeit tretende militärische Untersuchungsgericht sehr bald zu den interessantesten Aufschlüssen sowohl über den Zweck und Plan der Aufrührer, als über die Verzweigung und den innern Zusammenhang dieser und anderer hochverrätherischer Unternehmungen gelangte. Daß solche Enthüllungen der Wiener Aula und ihren Söldnern nichts weniger als willkommen seyn konnten, begreift sich leicht. Plötzlich nahm das Ministerium Pillersdorf den Militärbehörden die Untersuchung ab, und übertrug sie den Civilgerichten. Diese aber, so lautet die Verordnung, sollten ihre Amtsthätigkeit auch nur auf die Urheber und Rädelsführer beschränken; allen andern Mitschuldigen war Amnestie ertheilt. Die Wirkung einer solchen Verfügung war leicht vorauszusehen. „Die Gerichte“, sagt Graf Thun in seinem Nachtrage, haben in Keinem der Betheiligten einen Urheber oder Rädelsführer erkannt und kein Urtheil gefällt. Man mag also behaupten, daß Niemand der Schuld an den Juni-Ereignissen gerichtlich überführt worden sei, — ja wer Lust dazu hat, möge dem Zeugnisse von Tausenden zum Trotze behaupten, daß Keiner von Allen, die in Untersuchungshaft oder mit Steckbriefen verfolgt waren, an den Juni-Ereignissen betheiligt gewesen sei; nur lüget dem Volke nicht vor, daß diejenigen, die dabei betheiligt waren, eines Verbrechens schuldig, ja für „„völlig schuldlos““ erkannt worden seien. Oder wollt Ihr auch auf dieser Behauptung beharren, so sprecht es einmal deutlich aus: „„Alle, die auf dem Roßmarkt die Fabrikarbeiter mit dem Eidschwur bethörten, und dann zum Bau der Barrikaden aussendeten, die in den Gassen herumtobten, um den Barrikadenbau zu leiten,



und die Pistole in der Hand Andere mitzuwirken zwangen, die den Chef der Landesregierung gefangen nahmen, die eine edle Frau in ihrem Zimmer mordeten, die die Soldaten in ihrem Dienste, ja unter dem Schutze der weißen Fahne, meuchlings erschossen, die fünf Tage lang die Herrschaft über die Stadt und die freigewählte Behörde usurpirten, friedliche Bürger gefangen nahmen, dem Spotte des Pöbels aussetzten und Tage lang mißhandelten, die an hundert Orten im ganzen Lande Anarchie predigten, — sie Alle sind völlig schuldlos."" Erklärt das für Eure Ansicht, wenn Ihr wollt, nennt alles Vorgefallene auch „„eine bedauerliche Selbsthilfe des Volkes"", — aber sagt nicht, das sei der Ausspruch der Gerichte, denn das ist nicht wahr; nicht wegen Abgang eines Verbrechens wurde die kriminalgerichtliche Untersuchung aufgehoben, sondern sie wurde durch einen Act kaiserlicher Gnade niedergeschlagen, wie der Wortlaut der allerhöchsten Entschließung deutlich beweiset."

Die einfache Moral aus dieser Geschichte kann jeder Verständige mit leichter Mühe selbst ziehen. Wo die hochverrätherischen Umsturzgelüste militärischem Ernste und gesunden Begriffen von Recht und Ehre begegneten, da sind sie, wie in den alten Ritter- und Feenmährchen die zauberhaften Riesengestalten, im Bewußtseyn ihrer innern Hohlheit und Nichtigkeit sofort zur winzigsten Zwergesgestalt zusammengeschrumpft. Gefährlich werden sie nur dort, wo sie im Schooße der Regierungen selbst entweder an der feigen Verzweiflung oder am meineidigen Verrathe Helfer und Bundesgenossen finden.

X.

Literatur.

Genesis der Revolution in Oesterreich im Jahre 1848. Leipzig. Fr. Fleischer 1850.

(Schluß.)

Der vierzehnte und letzte Punkt behandelt endlich Seite 328 und 329 den Sturz des Ministeriums Pillersdorf und die Bildung des Ministeriums Doblhoff.

Wir vermissen in diesem Absatze nähere Angaben über die unmittelbare Einwirkung der Partei des Umsturzes auf dieß Ereigniß. Tagesblätter, namentlich die „Presse“ vom 9 Juli, und der „Demokrat“ vom 17. geben uns hierüber interessante, nie widersprochene Aufklärungen. Nach der „Presse“ war es die Sitzung vom demokratischen Verein am 7. Juli und eine Deputation dieses Klubbs, die am 8. Juli vor dem Erzherzog Johann erschien, und den dringenden Wunsch aussprach: Pillersdorf möge noch vor der Abreise des zum Reichsverweser erwählten Erzherzogs nach Frankfurt, seiner Wirksamkeit entzogen werden. Der Bericht über jene Audienz, wie solcher vorläufig in der „Presse“ erschien, folgt hier auszugsweise *).

*) Herr Deutsch hub an: Wir kommen so eben von Sr. Kais. Hoheit. Wir machten kein Hehl und sprachen ungescheut und forderten Ga-

Einen eben so wichtigen Beitrag liefert der Bericht des Dr. Fischhof über seine Unterredung die er in Begleitung von sechs Mitgliedern des Sicherheitsausschusses mit dem Minister Pillersdorf hatte. Es heißt darin: „Nachdem sie demselben kein Hehl gemacht hätten, daß sie unzufrieden wären, hätten sie ein Programm verlangt, das folgende Punkte enthalten müsse:

1) direkte Wahlen ohne allen Census,
2) keine privilegirte Kammer,
3) Absetzung des Grafen Thun (die die eigene Ehre fordere),
4) den Inhalt dieses Programmes binnen zwei Tagen kund zu machen.

Der Minister habe diese Forderungen als ganz billig und sich damit einverstanden erklärt, auch versprochen, es im Ministerrathe durchzusetzen oder abzutreten. Ferner habe man Einsprache gegen jeden Eid der Deputirten gethan ꝛc. Pillersdorf habe erklärt, daß er den Eid als ganz unbedeutend für die Geschäftsordnung des Reichstages gerne aufgebe, und daß er diese Geschäftsordnung überhaupt bloß als einen Entwurf dem Parlamente vorzulegen gesonnen sei: übrigens stelle er dem Ausschusse anheim, ob er abtreten solle oder nicht."

Endlich müssen wir auf die umständliche Darstellung jener Unterredung, die die Herrn Deutsch und Silberstein am 8. Juli mit dem Erzherzoge hatten, und die in Ausführlichkeit

rantie noch vor der Abreise. Der Erzherzog antwortete: „Er sei von der Unzulänglichkeit der Minister hinlänglich überzeugt und er werde noch vor der Abreise das Nöthige veranlassen." Herr Silberstein erzählte, der Erzherzog habe ihnen in seiner bekannten biedern Weise geantwortet: „Meine Herren! Wir sind Männer, wir können offen miteinander reden. Sie sind gescheite Männer, kommen Sie so oft Sie etwas wollen zu mir." Darauf habe der Erzherzog versprochen in jedem Fall etwas vor seiner Abreise zu thun und mit den Worten geschlossen: „Verlassen Sie sich auf mich, ich bin ein ehrlicher Mann."

) im „Demokraten“ vom 17. Juli findet, und der nie und
à keiner Seite widersprochen wurde *), im Interesse der Ge-
schichte aufmerksam machen.

Sie lautet wörtlich:

Eine Besprechung mit Erzherzog Johann.

Mehrfache Anfragen und Ersuchen, die an mich gelangen, warum ich die Audienz bei Erzherzog Johann mit mehreren Deputirten des demokratischen Vereines, Betreff des Sturzes Pillersdorff's, die doch so viel Bemerkenswerthes enthielt, nicht mittheile, veranlassen mich, unser Gespräch, meinem Gedächtnisse nach zu veröffentlichen. In einem Momente wo ganz Deutschland auf einen Mann sieht, dem es sein Geschick anvertraut, und dessen Worten es theils mit Angst, theils mit freudigen Hoffnungen lauscht, dürfte es auch nicht uninteressant seyn, ein halbstündiges, mitunter bedeutendes Gespräch mit ihm zu vernehmen — und es wird gewiß sich Manches zum Nachdenken daraus ergeben.

Was mich betrifft, will ich nicht prunken — wäre das meine Sache gewesen, hätte ich längst in meinem Blatt über den Gegenstand ein Langes und Breites gesprochen, während gerade der „Demokrat“ es war, welcher am wenigsten und nichts als in einem „Ausschußberichte“ das Factum kurz enthielt.

Daß ich zwei Tage vor dem Sturze Pillersdorff's ungescheut einen freien Artikel schrieb: „Weg mit dem Ministerium!“ der allenthalben erschreckte, will ich blos zu meiner Genugthuung anführen.

Was ich in der Schrift that, wofür ich mit der Feder wirkte, wollte ich auch durch das gesprochene Wort vertreten wissen und dies drängte mein Herz den „demokratischen Verein“ mit den Komitémitgliedern schleunigst auf den Vorabend der Abreise des Reichsverwesers zusammenberufen, und daselbst den Antrag zur Deputation stellen. Bis nach Mitternacht gedieh die heftig geführte Debatte zum Abstimmen und eine Majorität für mich, war das Resultat. Ich wurde als Sprecher gewählt und der Morgen sah mich, die Herren Völkl, Deutsch, Hauer, Löbenstein im Anmeldezimmer des Erzherzogs.

Gerade vor uns hatte der Exminister eine lange Conferenz, und

*) Wie weit übrigens jüdische Frechheit und Prahlerei bei der Darstellung dieser Unterredung betheiligt sind, müssen wir dahingestellt seyn lassen. Anm. d. Red.

wir hatten schon die Hoffnung, ihn in seiner Gegenwart zu richten. Ich war gefaßt. Doch hinaustänzelnd durch den Vorsaal sahen wir ihn und er uns — ob er wußte, daß wir seine Todtenvögel?

Angemeldet traten wir ein. Ich nahm das Wort — ungefähr:

„Kaiserliche Hoheit! wir kommen als Deputirte eines Vereins, welcher die Gesinnung der Intelligenz unter dem Volke zum Ausdrucke bringt und für sich hat, um Eurer kaiserl. Hoheit eine Bitte ans Herz zu legen, welche ebenso gerecht als dringend ist, und deren Gewährung uns nur mehr zeigen wird, daß Deutschland mit Recht auf Sie als einen ächten deutschen Mann baut. Eurer kaiserlichen Hoheit wird es nicht unbekannt sein, wie die Presse von Pillersdorff spricht, und die Presse ist die Stimme des Volkes. Pillersdorff hat sich schwer vergangen — auf die unverzeihlichste Weise. Er hat am 1. April gegen unsere Revolution mit einem Preßgesetze gesündigt, er hat die Charte des 25. April verfaßt und eine neue Revolution am 15. Mai gewaltsam heraufbeschworen. Pillersdorff hat den 26. Mai, eine dritte Volkserhebung, zu verantworten, auf Pillersdorff liegt die Blutschuld von Prag, und neuerdings tretet*) seine Ordnung für den Reichstag das Volk mit Füßen und will Meineidige machen! Kaiserl. Hoheit! Sie reisen jetzt, wir bleiben allein, und einem Pillersdorff kann das Volk nicht allein anheimgestellt bleiben, wenn wir nicht Schlimmes befürchten wollen:“

Der Erzherzog hörte mich ruhig, denkend an, und sah mir stets ins Auge: „Glauben Sie?“ sagte er gelassen, „aber ich kehre ja bald zurück, in zehn Tagen.“

„Zehn Tage, kaiserl. Hoheit, sind eine lange Zeit! Eine Stunde hat hingereicht, um hundert und sechzig Barrikaden in der Stadt zu errichten, vier und zwanzig Stunden waren genug, um Prag mit Bomben zu beschießen — kaiserl. Hoheit! zehn Tage sind eine lange Zeit! — — Kaiserliche Hoheit! hören sie die Gerüchte von Truppenkonzentrirungen, es gährt im Volke. Haben wir denn ein Kriegsministerium? Wenn es nicht ganz todt ist, so schläft es einen starken Schlaf. Sehen Eure kaiserl. Hoheit auf das ungarische Ministerium wie das mit dem Volke in allem verkehrt.“

„Ja, ja“, erwiederte er, „das ist wahr und werde es auch sagen, man muß mehr mit dem Volke sprechen. Und was fürchten Sie

*) Judendeutsch: für tritt.

denn? fürchten Sie, daß das Militär etwa auf Sie schießen werde?"

„Fürchten", erwiederte ich, „Eure kaiserl. Hoheit, thun wir, thut das große Wien nicht, dafür ist es zu stark und hat sein gutes Recht für sich; siegen würde es gewiß, aber jeder Sieg wäre ein blutiger, mithin ein trauriger!"

An einen Angriff wollte der Erzherzog durchaus nicht glauben, eben so wenig an eine Reaction, er meinte, sie sei ein Gespenst und beide Theile übertreiben. Ich ließ durchaus nicht von dem Bestehen der Reaction ab, verharrte dabei, daß das Volk der lauten Meinung sei, Pillersdorf diene ihr, und daß alle die denkwürdigen Tage nur durch sie entstanden wären. Es kam auf die Presse.

„Und von der Presse, was halten Sie, meine Herren? Diese Art und Weise, wenn das zum Landvolke kommt! Ich bin gewiß für Offenheit, und nehme mich selbst nicht aus, es läßt sich Alles sagen, aber die Ausdrücke. . ."

„Kaiserliche Hoheit! Ich will bemerken, daß gerade die Presse es war, welche Pillersdorff stützte und ihm ein Vertrauensvotum gab, aber er hat es schmählich mißbraucht! wenn nun selbst Blätter, welche in dem Verdachte stehen, es mit dem Ministerium zu halten, sich nicht scheuen, zu sagen, daß der Ministerpräsident ein „„Jesuit"" sei, wie es geschehen, kaiserl. Hoheit, muß da das Maß nicht mehr als voll seyn? und kann da bei solcher trauriger Würdelosigkeit ein Ministerium bestehen? — Und was die Ausdrücke der Presse betrifft — sie sind stark, aber nicht weniger wahr — es ist die Sprache der Gereiztheit; aber kaiserl. Hoheit, ist die Presse nicht gereizt, gehetzt, gejagt durch den 1. April, den 25. April, den 15. Mai, den 26. Mai, die Wahlen, den Reichstag? und ist gestachelten, gehetzten Menschen nicht auch etwas zu Gute zu halten? — Und offen gesagt, kaiserl. Hoheit, die meiste Mißstimmung im Volke herrscht, weil alle unsere Ministerien bisher aus lauter sogenannten Aristokraten zusammengesetzt waren, und es ihm scheint, als ob der Adel bei uns ein Privilegium auf Ministerien hätte."

Er unterbrach mich und jetzt folgt die mir merkwürdigste Stelle.

„Ja, sehen Sie", sagte er, „es kann eine Zeit kommen, in der wir Republik haben, aber das Volk zu einer Republik muß gebildet seyn, es muß Tugenden besitzen und Männer haben, die sich

für den Augenblick an die Spitze stellen, dann aber in ihre Stil zurückkehren. (Hier bewies er eine große Fertigkeit in der alt Ge chichte, und zählte viele große Männer auf.) Die Män müssen erst auftauchen!"

„Was die Republik betrifft", entgegnete ich, „ist sie in Oeste reich nirgends noch ausgesprochen worden, und das Volk besitzt k neswegs die Bildung und den Willen dazu. Was aber die Mä ner betrifft, kaiserl. Hoheit, gibt es im Volke genug, die durch i Wissen und Talent, durch ihre Rechtlichkeit und Ehrlichke berufen sind, auf der Stelle zu stehen, wo so viele Unberufene s schon befunden. Wir müssen in's Volk greifen, und von da her die Männer holen."

„Ja", sagte er, „die Noth wird uns zwingen."

„Kaiserliche Hoheit", unterbrach ich rasch, „wir wollen es nic auf die Noth ankommen lassen."

„Sie müssen mich nicht mißverstehen, ich meine, daß wir dah kommen werden", sagte er gutmüthig.

Dr. Völkl, Hr. Deutsch und Hr. Löbenstein nahmen auf Kür das Wort, letzterer noch aufmerksam machend, welche Gefahr Pi lersdorff gerade der Dynastie bringe; und als der Erzherzog fragt ob er denn für den Augenblick, vor der Abreise, noch Alles stürz solle, beharrte ich, daß eine Aenderung durchaus nothwendig s und erlaubte mir vorzuschlagen, daß wenigstens für den Augenbli wenn eine totale Aenderung nicht möglich sei, aus dem alten M nisterium gewählt werden möge, Dobblhoff habe wenigstens n am meisten Vertrauen.

„Den Mann kenne ich!" sagte der Erzherzog freundlich, u gab uns die Versicherung, daß er als „ehrlicher Mann" hande werde. Seine „Ehrlichkeit und Treue seinem Herrn" erwähnte wiederholt, und wir erhielten im Laufe des Gespräches, sogar m den schmeichelhaftesten und biedersten Worten, welche die Wien Presse oft genug wiederholt, die Einladung, so oft zu komme als wir mit ihm zu sprechen hätten.

Was weiters von uns in dem Ausschusse geschehen, ist bekann uns folgte der Ausschuß — zwei Stunden nach unserer Deputa tion, und: — Pillersdorf gewesen! Der neue Minister hieß Dobblhof.

Der Erzherzog hat als „ehrlicher Mann" gehandelt, und die Re flexionen, die sich über seine Gespräche Jedem aufdrängen, sind z vielseitig, als daß ich erst solche anknüpfen sollte.

Der Verfasser der „Genesis" betrachtet (S. 335) mit der Eröffnung des constituirenden Reichstages „die Revolution als geschlossen und vollbracht; alle spätern gewaltsamen Ereignisse als Empörungsversuche." Obgleich diese Ansicht deßhalb von Manchen vielleicht nicht getheilt werden dürfte *), weil solche jede anarchische Volksbewegung und Gewaltthätigkeit als revolutionär ansehen, so muß man doch bei reiferem Nachdenken sich der Meinung des Verfassers anschließen, denn die Revolution der Staatsverhältnisse war, mit Genehmigung des Kaisers — es mag solche auf welche Weise es wolle erreicht worden seyn — durch die Constituirung des Reichstages der Form nach geschlossen.

Von Seite 340 an folgen Betrachtungen, welche den ungarischen Verhältnissen Ungarn, Siebenbürgen und den Ungarn annexirten Königreichen gewidmet sind; sie sind eben so logisch als die frühern durchgeführt, und machen den Leser auf den Umstand aufmerksam, daß der Schluß des Reichstages in Preßburg vom 11. April 1848 mit Einwilligung des Königs die altmagyarische Constitution in neue Verhältnisse, bis dahin ohne materielle Gewaltthaten, verwandelt hatte.

In den ferneren Blättern von Seite 345 werden die Verhältnisse Croatiens und Siebenbürgens zum Königreiche Ungarn berührt. Die Reihenfolge der Thatsache ist mit der gewöhnlichen Wahrheit und Pünktlichkeit in den Daten angegeben, so wie Seite 353 des beabsichtigten, aber nicht unternommenen Versuches, durch den Erzherzog Johann eine Vereinigung zwischen Ungarn und den kroatischen Nebenländern zu bewirken, gedacht wird. Wir können jedoch nicht unterlassen, zu bemerken, daß wir Seite 351 eine Lücke in der Darstellung eines wichtigen Ereignisses zu finden glauben.

---

*) Wir gehören zu diesen letztern. Die spätern Ereignisse waren eben Früchte und Folgen der Revolution, die, nach des Dichters Worten, „fortzeugend Böses gebären" mußte.

Anm. d. Red. d. hist.-polit. Blätter.

Es geschieht nämlich der Erscheinung Ban's Jellachic gegen Mitte Juni in Innsbruck flüchtig Erwähnung, so wie seiner Rückkehr nach Agram am 28. desselben Monats; jedoch vermissen wir nähere Angaben über diese Verhältnisse, die in unseren Augen die höchste Wichtigkeit haben. Der Ban Jellachic war der erste Staatsmann in der ganzen österreichischen Monarchie, der den Muth hatte, gegen die Willkür des Magyarenthums laut die Sprache zu erheben. Ihm verdankt man den ersten Impuls, der von einer Stelle, welche civil- und militärische Gewalt vereinigte, ausgehend, besonders wirksam war. Schwerlich würden ohne diesen, und den großartigen Entschluß, mit einer bewaffneten Heeresmacht die Nationalunterdrückung der Croaten zu bekämpfen, die spätern gelungenen Versuche statt gefunden haben und mit Glück durchgeführt worden seyn: die Anarchie, wo sie sich zeigt, nieder zu werfen.

Die Reihenfolge dieser Begebenheiten, deren nähere Umstände hier in's Gedächtniß zurückgerufen werden sollen, ist in der Kürze folgende:

Am 29. Mai 1848 hatte der Kaiser aus Innsbruck ein Manifest an den Ban erlassen, dessen wesentlicher Inhalt dahin ging: „Seine Majestät erachte, daß der zum 5. Juni angesetzte Provinziallandtag für Croatien, Slavonien und Dalmatien als ungesetzlich zu betrachten sei. — Der Ban habe selbigem keine Folge zu geben und vierundzwanzig Stunden nach Empfang dieses Befehls im kaiserlichen Hoflager zu erscheinen."

Als der Ban am 10. Juni noch nicht in Innsbruck eingetroffen war, so erließ der Kaiser an jenem Tage zwei Manifeste, welche die Wiener Zeitung vom 19. Juni veröffentlichte. Sie folgen hier im Auszuge:

An die Croaten und Slavonier.

Der Eingang bezeichnet die Wohlthaten, welche die neue Gesetzgebung für Ungarn diesen Völkern verschafft hat, und sucht böswillige und falsche Gerüchte, als wenn von ungari-

scher Seite Uebergriffe gegen diese Völkerschaften statt finden sollten, zu widerlegen. — — In Folge des letzten Landtages seien frühere Regierungsverhältnisse verändert worden. — — Die executive Gewalt sei in die Hände des Palatins gelegt, welche durch das ungarische Ministerium solche auszuüben habe. — — Dieß Ministerium vereinige alle bisherigen Befugnisse der Hofkanzlei, der Statthalterei, der Hofkammer und des Hofkriegsrathes. — Der Ban sei verpflichtet, wenn er nicht einen Hochverrath begehen wolle, diesem Ministerio Folge zu leisten. — Folgen Anklagepunkte, nach welchen der Ban beschuldigt wird, als solle er den Anordnungen des Palatins und des ungarischen Ministeriums nicht gehorcht haben. — Diese Anklagen sind jedoch noch zweifelhaft gestellt. — Der Ban sei bis jetzt den Befehlen vom 19. Mai, am Hoflager zu erscheinen, noch nicht nachgekommen; eben so wenig habe er die zum 5. Juni einberufene Landescongregation, jenem Befehle gemäß, abgesagt. — In Folge dieser Anklagen und Beharren im Ungehorsam werde der getreue F. M. L. Hrabowsky als Commissär zur Untersuchung dieser Vorgänge ernannt und Baron Jellachic bis zu seiner Rechtfertigung der Banatwürde und aller militärischen Bedienstungen enthoben.

Innsbruck, 10. Juni 1848.

(unterz.) Ferdinand.

(Ohne Contrasignatur.)

An die Gränzer.

— In Zukunft werden alle Befehle statt im Wege des Hofkriegsrathes, durch den Palatin und das ungarische Ministerium an die Gränzer gelangen. — F. M. L. Hrabowsky sei als königlicher Kommissär ernannt, um das den Gesetzen zuwiderlaufende Benehmen des Ban's, der bis zu seiner Rechtfertigung allen Bedienstungen enthoben wird, zu untersuchen. — Ihm, dem Hrabowsky, hätten die Gränzer Folge zu leisten.

Innsbruck, 10. Juni 1848.

(Gez.) Ferdinand.

(Ohne Contrasignatur.)

An der Redaction dieser Actenstücke nahm Graf Ludwig Batthyani als ungarischer Premierminister wesentlichen Antheil; er eilte nach deren Vollzug am 10ten Abends nach Pesth, und ließ beide sogleich durch den Druck veröffentlichen. Es geht aus dem Inhalt derselben hervor, daß die darin ausgesprochenen Entschließungen auf zwei Voraussetzungen beruhten, nämlich: daß der Provinziallandtag nicht abgesagt worden sei, und daß der Ban dem hohen Befehle, an den Stufen des Thrones zu erscheinen, um sich gegen die wider ihn erhobenen Klagen zu rechtfertigen, nicht Folge geleistet habe.

Indeß gab ein officieller Artikel in der Pesther Zeitung vom 29. Juni einen ausführlichen Bericht über die in Innsbruck statt gefundene Gegenwart des Ban's und croatischer Abgeordneten.

Nach diesem, unter den Augen jenes Premierministers bekannt gemachten Berichte, erhielt der Ban bei Sr. Majestät dem Kaiser keine Privataudienz, sondern der Kaiser empfing nur die Abgeordneten als Privatpersonen, wobei der Fürst Esterhazy gegenwärtig war. Der Ban dagegen erschien vor Ihren Majestäten, dem Erzherzog Franz Carl und dessen Gemahlin in einem Abendzirkel. Er wurde von diesen höchsten und hohen Personen gnädig empfangen und machte seine Entschuldigungen, daß er sich nicht früher am Hoflager eingefunden habe. Der Kaiser wiederholte bei dieser Gelegenheit dem Ban und den ebenfalls anwesenden Abgeordneten die ertheilte Zusicherung, daß er ihre Bitten in Betracht nehmen wolle, den Wunsch einer Ausgleichung hege und diese Schlichtung seinem Oheim, dem Erzherzoge Johann, übertragen werde.

Nach ebenfalls authentischen und verbürgten Angaben sollte der Ban zuerst beim Erzherzog Franz Carl eine Privataudienz haben; allein da der ungarische Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Anspruch aufstellte, dabei gegenwärtig zu seyn, so ging Ban Jellachic nicht zur Audienz und begründete sein Ausbleiben in seiner Stellung, und damit, daß bei dem Zweck seiner Sendung die Gegenwart jenes Ministers

nicht statt finden könne. Hieraus ergab sich dieselbe Schwierigkeit der Gewährung einer Audienz bei Sr. Maj. dem Kaiser. Sie wurde aber dadurch gelöst, daß Allerhöchstderselbe den Ban an der Spitze der croatisch-slavonischen Deputation im Beiseyn der kaiserlichen Familie, des Hofstaates und der Minister empfing. Nachdem durch den Ban die Beschwerden des Landes öffentlich vorgetragen worden waren, las der Kaiser aus einem beschriebenen Blatte eine Antwort laut herab, in welcher diese Beschwerden als nicht gegründet erklärt und die Verständigung der Croaten und Slavonier mit den Ungarn ernstlich empfohlen wurde. Hiernach erschien der Ban nicht vor Seiner Majestät; man sagt deßhalb nicht, weil der ungarische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürst Esterhazy, darauf bestand, bei dieser Audienz gegenwärtig zu seyn, und der Ban, der das Recht zu haben vermeinte, allein ohne Zeugen vor den Kaiser zu treten, diese Bedingung als eine Weigerung Seiner Majestät betrachtete, ihn zu empfangen. Nach jenem Berichte sprach der Kaiser die Abgeordneten nur als Privatpersonen in Gegenwart des Fürsten Esterhazy. Der Ban dagegen wartete Ihrer Majestät der Kaiserin und dem Erzherzoge Franz Carl auf, und wurde von diesen hohen Personen und von der Erzherzogin Sophie gnädig empfangen; er entschuldigte sich bei ihnen, daß er sich nicht früher am Hoflager eingefunden habe.

Der Kaiser wiederholte jenen Abgeordneten, daß er sie zwar nicht als Deputirte habe empfangen können, allein ihre Bitten (die sie überreichten) in Betracht nehmen wolle, den Wunsch einer Ausgleichung hege und diese Schlichtung seinem Oheim, dem Erzherzog Johann, übertragen werde.

Der Ban verließ hierauf Innsbruck, ohne von den Manifesten vom 10 Juni unterrichtet worden zu seyn, und sollen selbige erst auf seiner Rückreise nach Agram zu Lienz in Tirol durch eine Zeitung zu seiner Kenntniß gelangt seyn. Der Eindruck, welchen die beiden Manifeste auf die zu Agram versammelten croatisch-slavonischen Stände hervorgebracht haben,

wird von Augenzeugen als ein für die Monarchie die höchste Gefahr drohender geschildert: denn bei der Abwesenheit des vom Hoflager noch nicht zurückgekehrten Bans knüpfte sich an die Verlautbarung jener Manifeste sogleich die Meinung, es sei Jellachic nach Innsbruck gerufen worden, um sich dort zum wenigsten seiner Person zu versichern. Im ersten Augenblicke der Entrüstung wurde beschlossen, sich von der Centralregierung loszusagen, eine eigene provisorische Regierung einzusetzen und alle Kräfte des Landes aufzubieten, um den der magyarischen Perfidie als Opfer verfallenen Ban wo möglich zu befreien. Die edle Art, auf welche Jellachic bei seiner Rückkehr in Agram die erhitzten Gemüther zu beruhigen wußte, scheint dem Schreiber dieses keine geringere Anerkennung zu verdienen, als jene Handlungsweise, welcher unser Autor S. 242 gerechtes Lob gespendet hat. Die damals zu Innsbruck anwesenden verantwortlichen Räthe des Kaisers waren die Minister Doblhoff, Wessenberg und Fürst Paul Esterhazy.

Seite 371 und 372 lesen wir eine Stelle von hinreißender Beredsamkeit, welche aber zugleich die aus den Umständen hervorgegangene Nothwendigkeit in die Erinnerung zurückruft, daß die, den Ungarn von Seiner Majestät dem Kaiser, in Mitwissenschaft seines Bruders des präsumtiven Thronerben, ertheilten Zugeständnisse diese höchsten und hohen Personen späterhin, nach den October-Ereignissen, dem Gefechte an der Schwechat und der Unterwerfung Wiens unbedingt nöthigten, ihren Kronen zu entsagen!

Das Werk, mit dessen Analyse wir uns beschäftigt haben, wird im Abschnitt VII, Schluß betitelt, beendigt.

Wir können uns nicht enthalten, einige darin aufgestellte große politische Wahrheiten für uns selbst und für die Leser dieser Kritik, die das Buch nicht kennen, auszuheben.

Die Distinction, welche der Verfasser macht, daß die Revolution nicht wegen, sondern unerachtet der Beharrlichkeit der Regierung in Verfolgung ihres Systemes, zum Aus-

ommen sei, scheint uns vollkommen richtig, und recht-
s auf einen gewissen Grad die vormärzliche Regierung.
ın ferner unter den Ursachen, die den Ausbruch der
n in ganz Deutschland nach dem 24. Februar 1848
gten, mehrere aufgeführt werden, so heben wir dar-
sonders den Mangel an Einverständniß unter den
und das Streben derselben nach Popularität aus,
nicht der Meinung, daß Vernachlässigung der Volks-
irgendwo in Deutschland aufzufinden gewesen wäre.
te 379 sehen wir die Quellen angeführt, aus welchen
lassungssünden, — wie der Verfasser sie nennt, —
eichischen Regierung entsprangen. Die Richtigkeit die-
ben setzen wir nicht in Zweifel; eben so wahr ist
ß es nicht in der Macht irgend eines einzelnen
der Regierung lag, diese Quellen zu verstopfen.
wenn es Seite 378 heißt, der Kaiser Franz, über-
aß die anomalen Theile, aus welchen sein Reich ge-
ır, durch kein anderes Regierungssystem, als das rein
ische, — welches beiläufig gesagt, wir ungern abso-
nennen hören, — zusammengehalten werden könnten, so
ir, unserer Ueberzeugung nach, dieser sehr verbreiteten
eistimmen.

Ereignisse des Jahres 1848 und 1849, welche die
tigung des Aufstandes in Italien und Ungarn durch
der Waffen herbeiführten, haben die constitutionelle
ie genöthigt, auf einem andern Wege zu versuchen, die
jener heterogenen Bestandtheile zu erreichen.
ge es dem jungen Kaiser von Oesterreich von Gottes
durch die Gnade Gottes und die von Ihm allein aus-
Weisheit, mit welcher er des Monarchen Rathgeber
, gelingen, vier Hauptstämme so verschiedenartiger
unter einem Scepter zu regieren und, so weit es der
en Unvollkommenheit erreichbar ist, diese Völker glück-
achen!

XI.

Gerhoch von Reichersperg.

Unsere an Glauben arme Zeit ist auch in gleichem Maße unproductiv an großen Charakteren, die unabhängig von einer sie belebenden religiösen Ueberzeugung überhaupt kaum gedacht werden können. Selbst heidnische Größe wurzelt meistens in der Basis einer wenn auch falschen Religion; dieß war der Quell, aus welchem die Weisen des Alterthums ihre Lehren schöpften, dieß die Richtschnur, nach welcher die größten Fürsten jenes Zeitalters ihre Völker lenkten, dieß der begeisternde Antrieb, welcher den Helden der Vorzeit Muth und Ausdauer im Kampfe verlieh. Um wie viel mehr mußte während des Mittelalters der Sinn der Menschen durch die Religion erleuchtet seyn, da das Licht der christlichen Wahrheit ungehindert seine Strahlen ausgießen konnte. Daher auch die Erscheinung, daß dieses als finster vielgeschmähte Zeitalter in jedem seiner Jahrhunderte, ja in jedem Lande, des abendländischen Europa's wenigstens, eine Menge großer Charaktere aufzuweisen hat, so zwar, daß man bei der Durchforschung seiner Geschichte solchen überall begegnen muß. Gerade dieser Umstand, daß der hervorragenden Persönlichkeiten in dem mittleren Zeitalter so viele, und diese wiederum in

n Eigenthümlichkeiten so verschieden sind, macht das Stu- der Geschichte desselben eben so anziehend, als es durch nähere Erforschung der Lebensverhältnisse jener großen Män- selbst für die Gegenwart belehrend ist. Nicht, als ob etwa Geschichte überhaupt nur ein didaktischer Charakter beige- werden sollte, sondern weil in der That in dem Leben je- Zeit, wo die Persönlichkeiten viel schärfer ausgeprägt sind, in der Gegenwart, diese doch in gewisser Weise ihren iegel hat, in welchem man manche Dinge bei weitem er schaut, als in dem schnell dahinfließenden und bewegten ome der Tagesereignisse.

Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit ist in der angedeuteten sicht der Briefwechsel, welcher sich von vielen ausgezeich- en Männern des Mittelalters erhalten hat; derselbe besteht ht aus solchen Papierschnitzeln, wie sie in neuerer Zeit nur oft als Buchhändlerspeculation das Licht der Oeffentlichkeit lickt, und wahrlich in vielen Fällen gar sehr dazu gedient en, den Ruhm und das Ansehen Derjenigen zu schmä- n, auf deren Verherrlichung es abgesehen war. In jenen iefen lernt man die Zeit kennen und die Menschen, und m davon freilich so Manches, trotz der größern Erweiterung politischen Verhältnisse auf die Gegenwart nur im ver- nerten Maßstabe angewendet werden kann, so gewinnt man h daraus die Ueberzeugung: daß neben der großen Man- faltigkeit der Thatsachen, es dennoch, wenn auch relativ ver- eden, stets dieselben Triebfedern sind, welche die Menschen n Handeln treiben, und wie es doch stets dieselbe göttliche rsehung ist, welche die Dinge ganz anders leitet, als die nschen es gewollt. Ein für die Geschichte in dieser Hinsicht hst beklagenswerther, ja unersetzlicher Verlust ist es, daß der in i Bänden gesammelte Briefwechsel eines großen, von Wenigen ügend gekannten Mannes, des Propstes Gerhoch von Rei- rsperg, des bedeutendsten deutschen Schriftstellers seiner Zeit, z aller Emsigkeit des Nachforschens, nicht mehr hat aufge- den werden können. Gerhoch, der Zeitgenosse des heiligen

Bernhard, darf mit Recht, wie man ihn aus seinen zahlreichen Werken kennt, als Mensch, als Gelehrter, Priester und Ordensmann, den größten Charakteren jener Zeit beigezählt werden, und es ist daher ein sehr dankenswerthes Unternehmen, daß der regulirte Chorherr und kaiserliche Historiograph, Jodok Stülz, das Leben jenes Mannes zum Gegenstand einer ausführlichen Darstellung gemacht hat, und es wird diese von der Akademie der Wissenschaften veröffentlichte Biographie eine Zierde der Annalen derselben bleiben. Die nachfolgenden Zeilen schöpfen ihr Material fast ausschließlich aus diesem Werke.

Zu Polling in Oberbayern im Jahre 1093 geboren, gehörte Gerhoch bis zu seinem Lebensende, welches er in seinem sechs und siebenzigsten Jahre als Propst der am Inn in der Diöcese Passau belegenen Abtei Reichersperg erreichte, nach dem ihm zunächst und unmittelbar angewiesenen Wirkungskreise, seinem Vaterlande Bayern an. Aber er stand mit Päpsten und Kaisern, mit Bischöfen und Fürsten in vielfachem persönlichen Verkehr; weit wurden seine gelehrten Schriften verbreitet und sein eifriges Bemühen, um die Wiederherstellung der Kirchenzucht, insbesondere um die Sittenreform des Clerus war von dem glücklichsten Erfolge begleitet. Den Verfall der kirchlichen Disciplin hatte er frühzeitig Gelegenheit, gründlich kennen zu lernen, als er, bisher Lehrer an der Domschule, ein Canonicat bei der bischöflichen Kirche zu Augsburg erhielt. Dieß geschah im Jahre 1119, wohl um die Zeit, als Heinrich V. von Papst Calixtus II. auf dem Concilium von Rheims wegen seines Beharrens auf der Investitur mit Ring und Stab und wegen seiner Treulosigkeit für abgesetzt erklärt wurde. Gerhoch gehörte zu Denen, die sich zu dem Papste hielten und sah sich veranlaßt, da seinetwegen der Kirche von Augsburg ein Sturm zu drohen schien, auf einige Zeit von dort sich zu entfernen. Da indessen der Friede zwischen Papst und Kaiser wiederhergestellt ward, so wurde er gar bald von dem Bischofe zurückberufen und verwaltete nun das Amt eines Scho-

aus so lange, bis er die Ueberzeugung gewann, daß für persönliches Heil es nothwendig sei, sich einer strengen el zu unterwerfen. Der Entschluß dazu wurde in ihm h einen Eremiten hervorgerufen, den er in dieser Beziehung agt hatte, und so trat er in den Orden der regulirten herren in das Kloster Raitenbuch ein (1124). Zugleich te er drei seiner Brüder, ja auch seine Eltern dazu zu be-n, daß sie der Welt entsagten und ihre Tage im klöster-n Leben beschlossen. Zwei seiner Brüder, welche nachmals en ihrer Anhänglichkeit an den rechtmäßigen Papst Alexan-III. den Zorn Friedrichs I. auf sich luden, blieben als oniker zu Augsburg zurück. Für eine Zeit lang von dem Hofe Cuno nach Regensburg berufen, um daselbst für den ck der kirchlichen Disciplin zu wirken, und von jenem im re 1117 zum Priester geweiht, wurde er einige Jahre dar-(1132) Propst in dem Kloster Reichersperg, dem er eifrig segensreich für das Seelenheil der ihm Untergebenen, und das Wohl der Anstalt überhaupt arbeitend, bis zu seinem de († 27. Juni 1169) vorstand.

Diese schwach gezogenen Linien können zwar keineswegs Umrisse des vielbewegten Lebens Gerhochs, und noch we-er als Charakteristik seiner Persönlichkeit dienen, sie weisen s jedoch im Allgemeinen seine Stellung an und bezeichnen Boden, auf welchem stehend er seine große Wirksamkeit angt hat. Diese hatte stets die Reinheit der katholischen re und die Befreiung der Kirche von den Anmaßungen der ltlichen Gewalt zu ihrem Ziele. — Die Liebe zu dem gött-en Heilande nöthigte ihn, die Feder zu dessen Vertheidigung en die Verunglimpfung zu ergreifen, welche die Schule Abaelards dem Gottmenschen durch die Behauptung zufügte, ß er nach seiner menschlichen Natur ein natürlicher Men-ensohn und nur ein Adoptivsohn Gottes sei. Die Veran-sung zu der ersten, zu jenem Zwecke von Gerhoch verfaßten hrift gab ein französischer Magister Liutold, den er bei sei-Anwesenheit in Rom im Jahre 1123 angetroffen hatte.

Eine Reihe von gelehrten und auf gründlichem Studium
Kirchenväter beruhenden Werken, welche Gerhoch in dem
laufe des über die menschliche Natur Christi entsponnenen St
tes ausarbeitete, beziehen sich auf diesen sublimen Gegenst

Ueberhaupt war Gerhoch nicht bloß einer der ausgez
netsten, sondern zugleich auch der fruchtbarsten Schrifts
seines Zeitalters; Stülz (S. 51 u. ff.) gibt ein wohlge
tes Verzeichniß seiner Schriften, welche sich, mit Einsch
seiner Briefsammlung, auf drei und zwanzig Werke belaufen,
denen nur neun gedruckt sind. Unter ihnen allen ist der C
mentar zu dem Psalterium sein Hauptwerk*), an keinem ander
hat er mit gleicher Liebe gearbeitet. Das unselige Schis
welches Friedrich I. in die Kirche brachte, hat auch die
Werk unterbrochen, so daß Gerhoch einen Theil desselben (v
79. bis 128. Psalm), das neunte Buch, nicht vollständig
ausarbeiten können. Das Werk fand vielfache Verbreit
und man darf mit Stülz (S. 53) annehmen, daß es nicht
Gesinnung eines Einzelnen war, „wenn ihm ein Bruder
schreibt, daß ihn der zweite Theil mit höherer Freude er
habe, als ihm alle Schätze des Crösus zu gewähren im St
gewesen seyn würden. Im Weiterlesen habe er sich der Th
nen nicht enthalten können. Wie glücklich würde er sich
len, nur einmal Gelegenheit zur mündlichen Unterhaltung
finden. Gerne wolle er auf den Händen hinkriechen und
nen Platz unter dem Tische nehmen, um einige herabfalle
Brosamen zu erhaschen.“

Es begreift sich von selbst, daß nur ein Mann von hoh
Berufe und großer Demuth es wagen durfte, sich auf den sch
rigsten theologischen Fragen einzulassen, die den menschlichen Gei

---

*) Die hiesige königl. Hof- und Staatsbibliothek besitzt ebenfalls eine Handschrift dieses Werkes (Cod. S. Nicol. 12), ferner eine von dem Buche de aedificio Dei (Cod. zz. 538), die vielleicht ein Autographum ist; Emm. Cod. D. LXXIII enthält die Praef. in serm. d. assumt. S. Mariae Virg. (ined.).

schwindelnden Höhe hinaufführten. Auch blieben für Ger-
[...]che Verfolgungen und Beschimpfungen, die er wegen
[...]sichten erdulden mußte, nicht aus, wobei es ihm an-
[...]s zum wohlthuenden Troste gereichen mußte, daß die
, von Honorius II. angefangen bis auf Alexander III.,
[...]dere Eugen III., ihm mit größter Hochachtung und
[...]gegneten, seinen Eifer belobten, ihn öfters um Rath
[...]nd, indem sie ihn zum Begleiter ihrer Legaten in
[...]land ausersahen, ihn mit mancherlei wichtigen Geschäf-
[...]auten.

[...]n den theologischen Fragen, welche damals ventilirt
[...], gehört auch eine, welche zugleich kirchenrechtlicher
ist, die Frage nämlich in Betreff der Wirksamkeit der
[...]communicirten Priestern gespendeten Sacramente. Für
[...]en Geist Gerhochs und für sein der Kirche treu erge-
[...]herz enthielt diese Frage eine dringende Aufforderung,
ihrer Lösung zu versuchen. Es läßt sich nicht läugnen,
betreffende Stelle, an welcher Gerhoch seine letzte Ent-
[...]g über diesen Gegenstand abgibt, nicht völlig frei von
[...]heit ist; indessen sie scheint doch Dasjenige zu enthal-
[...]orauf Theorie und Praxis in der Kirche sich in dieser
geeinigt haben. Gerhoch sagt nämlich: „die nach
[...]em Ritus sowohl innerhalb als außerhalb der Kirche
[...]en Sacramente seien unverletzlich *), es wirke aber in den
[...]enten außerhalb der Kirche der Geist Christi nicht mehr,
den Wunderwerken der ägyptischen Zauberer der Finger
wirksam gewesen sei." Dieser letztere Zusatz möchte aber
[...]icht anders zu verstehen seyn, als ähnliche, aber noch

. . . „quibus evidenter enituit sacramenta ritu ecclesiastico
— oder wie man sich späterhin gewöhnlich ausdrückt: In forma
ecclesiae —) celebrata tam foris quam intus inviolabilia."
[...]tülz (S. 18) hat den Sinn gewiß ganz richtig gefaßt, wenn er
inviolabilia durch „vollständig" wieder gibt, doch möchte die wört-
[...]che Uebersetzung vorzuziehen seyn.

viel grellere Aeußerungen der Canones, welche von den in schismatische Bischöfe vollzogenen Consecrationen sagen: sie vielmehr Execrationen seien und daß, wer sie ertheile, Verdammung ertheile, und wer sie empfange, sein H verwunde. Der Hauptsache nach, obschon dergleichen W als irritae bezeichnet werden, ist doch in Betreff der Ad stration der Sacramente durch excommunicirte Priester der g Unterschied zwischen der Wirksamkeit (validitas), die Ge troß jenem Zusatze jedenfalls anerkennt, und der völligen rechtmäßigkeit und Unerlaubtheit festzuhalten. Ist nämlich Gerhoch sagt, das außerhalb der Kirche in forma Eccle celebrirte Sacrament inviolabel, so kann offenbar ein von ei schismatischen Bischofe geweihter Priester nicht zum zw Male geweiht, und es muß das Altarssacrament, troß s Administration durch einen excommunicirten Priester, den G bigen verehrungswürdig seyn.

Mit der Freimüthigkeit, welche Gerhoch selbst Pä und Bischöfen gegenüber mit dem heiligen Bernhard ge hatte, trat derselbe auch für die Unabhängigkeit der K in die Schranken. Wie er in dem kleinen Kreise, in wel er sich als Propst seines Stiftes zu bewegen hatte, die U griffe der Kirchenvögte zurückwies, so hinderte ihn weder Scheu vor dem Zorne Heinrichs V., noch die Furcht vor Rache Friedrichs I., überall die Ueberzeugung von dem gr Unrechte, welches Beide gegen die Kirche verübten, offen i Wort und That auszusprechen. Das Schisma, welches Zeit Innocenz II. ausbrach, indem diesem sich in der P des Petrus Leonis ein Gegenpapst gegenüberstellte, ber allerdings der Kirche eine große Gefahr, allein die Trüb welche es brachte, waren gering anzuschlagen gegen diejen welche aus der unseligen Spaltung hervorging, die brich I. dadurch veranlaßte, daß er den rechtmäßig gewä Papst Alexander III. nicht anerkannte, sondern zuerst au Seite Octavian's, nachmals Guido's sich stellte. In Zeit verfaßte Gerhoch eine seiner letzten Schriften, w

...r den Namen: Syntagma de statu ecclesiae sub Hen... IV. et V. imperatoribus et Gregorio VII. nonnullisque ...ntibus pontificibus gegeben, Pez aber unter dem Namen: ...vestigatione Antichristi et de schismate libri duo auf... Sie ist geschrieben nach dem Concilium von Toulouse, ...162, und beide vorhin genannte Gelehrten hatten nicht ..., ihr den von ihnen gewählten Namen beizulegen. Der ...; welchen Heinrich IV. in seinem Leichtsinn und Ueber... gegen die Kirche entzündet hatte, förderte Antichristliches ... zu Tage, um aufmerksame Beobachter an die furchtbare ... des allgemeinen Abfalls von der Kirche und an die ... des Antichrist zu mahnen; die Schrift hatte aber in so... eine unmittelbare Beziehung auf die Gegenwart, als sie ...end Stoff enthielt, um das neu ausgebrochene Schisma ... das Benehmen Friedrichs in seinem wahren Lichte erschei... zu lassen; leider ist nur der kleinere Theil dieser Schrift ...ruckt.

... Friedrich I. gehört unstreitig zu denjenigen Kaisern, die ... mancher sie vortheilhaft auszeichnender Eigenschaften ... allerdings Anerkennung verdienen, die aber von der ...welt gerade für ihre verwerflichsten Thaten nur zu oft ...iesen worden sind und noch gepriesen werden. Die Rück... auf diesen Umstand war es wohl, welche Stülz (S. ...) bewogen hat, das Urtheil Ludens (Gesch. d. deut... Volkes, Bd. 10, S. 296 u. ff.) über diesen Kaiser in ... Schrift aufzunehmen. Dasselbe möge, als von einem in ... Hinsicht gewiß unverdächtigen Autor herrührend, auch ... so lieber eine Stelle finden, als dadurch in der That ... Urtheil mehrerer bedeutender Zeitgenossen Friedrichs I. voll... Bestätigung findet. Luden sagt nämlich von diesem: ... nach dem Edelsten in der menschlichen Brust gefragt ... nach dem Sittlichen", so ist es, „auf dieser Bahn kaum ...lich, neben Friedrich befreundet einherzugehen. Er mag ...erhin gegen seine Freunde und Vertrauten, gegen seine ...er und Untergebenen viele menschliche Tugenden beweisen

viel grellere Aeußerungen der Canones, welche von den
schismatische Bischöfe vollzogenen Consecrationen sagen:
sie vielmehr Exsecrationen seien und daß, wer sie ertheile,
Verdammung ertheile, und wer sie empfange, sein H
verwunde. Der Hauptsache nach, obschon dergleichen W
als irritae bezeichnet werden, ist doch in Betreff der A
stration der Sacramente durch excommunicirte Priester der
Unterschied zwischen der Wirksamkeit (validitas), die Ge
trotz jenem Zusatze jedenfalls anerkennt, und der völligen
rechtmäßigkeit und Unerlaubtheit festzuhalten. Ist nämlich,
Gerhoch sagt, das außerhalb der Kirche in forma Eccl
celebrirte Sacrament inviolabel, so kann offenbar ein von e
schismatischen Bischofe geweihter Priester nicht zum zw
Male geweiht, und es muß das Altarssacrament, trotz s
Administration durch einen excommunicirten Priester, den G
bigen verehrungswürdig seyn.

Mit der Freimüthigkeit, welche Gerhoch selbst P
und Bischöfen gegenüber mit dem heiligen Bernhard ge
hatte, trat derselbe auch für die Unabhängigkeit der K
in die Schranken. Wie er in dem kleinen Kreise, in wel
er sich als Propst seines Stiftes zu bewegen hatte, die Ue
griffe der Kirchenvögte zurückwies, so hinderte ihn weder
Scheu vor dem Zorne Heinrichs V., noch die Furcht vor
Rache Friedrichs I., überall die Ueberzeugung von dem gr
Unrechte, welches Beide gegen die Kirche verübten, offen
Wort und That auszusprechen. Das Schisma, welches
Zeit Innocenz II. ausbrach, indem diesem sich in der Pe
des Petrus Leonis ein Gegenpapst gegenüberstellte, be
allerdings der Kirche eine große Gefahr, allein die Tr
welche es brachte, waren gering anzuschlagen gegen diese
welche aus der unseligen Spaltung hervorging, die
brich I. dadurch veranlaßte, daß er den rechtmäßig ge
Papst Alexander III. nicht anerkannte, sondern zuerst a
Seite Octavian's, nachmals Guido's sich stellte. In
Zeit verfaßte Gerhoch eine seiner letzten Schriften,

und für mächtig genug hielten, um dem gesammten Collegium und der ganzen Kirche mit ihrem Afterpapste entgegenzutreten. Man lese dieses und vieles Andere, was Arnulf, allerdings ein eifriger Anhänger des rechtmäßigen Papstes, der Nachwelt aufbehalten hat*), und man muß staunen, wie Friedrich I. so völlig verblendet seyn konnte, das Wohl der Kirche, seines Volkes und zuletzt sein eignes, seiner Leidenschaftlichkeit zum Opfer zu bringen. Aber er schien in der That sich für berufen zu halten, in die Fußstapfen seines Vorfahren, Heinrichs IV., einzutreten **), und den Kampf wider die Kirche als ein Erbtheil mit den Gütern des fränkischen Kaiserhauses zu übernehmen.

Gerade für das Verhältniß Friedrichs zu Alexander III. würden die beiden verloren gegangenen Bände des Briefwechsels Gerhochs gewiß die allerwichtigsten Aufschlüsse gegeben haben, und man hat für die Geschichte Deutschlands jener Zeit wohl kaum einen größeren Verlust zu beklagen. Gerhoch war dem Kaiser persönlich bekannt, und wurde, wenn er zu ihm kam, von ihm nicht gerade unfreundlich empfangen, dennoch aber mußte sein Stift und seine Familie die ganze Schwere des kaiserlichen Zornes fühlen. Da nämlich Gerhoch unwandelbar an dem Erzbischof Conrad von Salzburg festhielt, der, obschon ein Hohenstaufe, wie mit einer von seinem gleichnamigen Vorgänger ererbten Entschiedenheit gegen den Kaiser die Sache des Rechts vertrat, so wurde mit der Erzdiöcese auch das Stift zu einer Stätte der Verwüstung gemacht. Dabei blieb es nicht aus, daß nicht von allen Seiten her Vögte und Ministerialen die günstige Gelegenheit ergriffen hätten, sich auf Kosten der Kirche zu bereichern, und was sie auf dem Wege des Rechtsganges durch frivole Klagen nicht hatten erreichen können, jetzt mit der Gewalt des Schwertes sich zu verschaffen. Durch

*) *Arnulf. Lexov.* Epist. 18. p. 103. Ep. 21. p. 108. Ep. 23. p. 116 sqq. Ep. 24 p. 123 sqq.

**) Auch *Arn. Lexov.* Epist. 23. p. 118 bemerkt in dieser Hinsicht: quod de proavorum exemplo conceperat.

diese Dinge wurden die letzten Lebensjahre Gerhochs allerdings getrübt, doch aber seine geistige Kraft nicht gebeugt, vielmehr behielt er bis zum letzten Athemzuge das erhabene Ziel der kirchlichen Freiheit in all seinem Wirken stets unverrückt im Auge. In welchem Maße dieß der Fall war, ersieht man vorzüglich aus dem rastlosen Eifer, mit welchem er an der Reform des Clerus durch Wort, Schrift und Beispiel arbeitete.

Trieb schon die Liebe zu seinen Mitarbeitern im Weinberge Christi den eifrigen Ordensmann dazu an, nach Kräften für deren Seelenheil durch Besserung ihrer Sitte durch Wiederherstellung der damals noch verfallenen Disciplin und Ordnung zu wirken, so lag diesem Bestreben zugleich auch die Erkenntniß unter, daß die Reinheit der Lehre und die Freiheit der Kirche nur auf diesem Wege und durch dieses Mittel erreicht werden könne. Ein nicht in Sittenreinheit und nicht in kirchlicher Zucht wandelnder Clerus ist nur zu sehr der Gefahr ausgesetzt, daß sich auch das Licht des Glaubens in ihm verdunkle, während in einem solchen Clerus die Kirche am meisten mit der Knechtschaft durch die weltliche Gewalt bedroht wird. Gerhoch sah wohl ein, und die Erfahrung bestätigte dieß mehr als zur Genüge, daß gerade schlechte Cleriker, die selbst auf keiner sittlichen Basis standen, am wenigsten den Muth hatten, den Anmaßungen derer, die zum Schutze der Kirche berufen waren, zu widerstehen, und daß sie nur zu leicht die Kirche der Gefangenschaft überlieferten, ja selbst entweder zu willenlosen oder freiwillig sich darbietenden wohldienerischen Werkzeugen wurden, um die Fesseln zu schmieden und die Kirche immer fester in dieselben zu schlagen. Von solchen Clerikern, die es den Zwingherren an den Augen absehen wollten, womit sie sich ihnen dienstfertig zu erweisen vermöchten, konnte gelten, was Shakespeare dem König Johann in den Mund legt:

„Es ist der Kön'ge Fluch, bedient von Sklaven
Zu seyn, die Vollmacht sehn in ihren Launen,
Und — zu errathen die Gesinnung

Der droh'nden Majestät, wenn sie vielleicht
Aus Laune mehr als Ueberlegung zürnt."

Um nun Gerhoch in seinem Verhalten solchen Geistlichen gegenüber richtig zu verstehen, muß man sich durchaus in seine Zeit versetzen, und muß den damaligen Gegensatz zwischen Regular- und Weltclerus in's Auge fassen. Dieser Gegensatz besteht, was Sitte und Lebenswandel betrifft, heute zu Tage nicht mehr; es passen daher die selbst für jene Zeit hin und wieder wohl etwas zu starken Aeußerungen Gerhoch's durchaus nicht auf die Gegenwart, die weder im Guten wie im Schlimmen als Maßstab an jene vergangenen Jahrhunderte angelegt werden darf.

Gerhoch's Wirken fällt in eine Zeit, in welcher sich die Zweifel zu lösen begannen, die manche Wohlgesinnte daran haben mochten, ob Gregor's VII. energisches Einschreiten gegen die Investituren, gegen die Simonie und für die Aufrechthaltung der alten Kirchengesetze in Betreff der Disciplin, für die Kirche heilbringend gewesen sei oder nicht. Gerhoch selbst erwähnt (Stülz S. 25), „daß sich der rechtliche Zustand der Kirche merklich gebessert habe, und daß eine vortheilhafte Veränderung in den Gemüthern der Menschen sich wahrnehmen lasse. Er weist hin auf die freie Wahl der Bischöfe, Aebte u. s. w., welche durch so viele Jahre in den Händen der weltlichen Gewalt gelegen. Auch das sei die Frucht der Bewegung, zu welcher Gregor VII. den Anstoß gab, daß jetzt in die Wette Klöster und Hospitäler gegründet werden und das Lob Gottes aus Vieler Mund erschalle. In den Klöstern werden seit den Zeiten dieses Papstes die Tagzeiten der heiligen Jungfrau gesungen, und selbst aus dem Munde der weltlichen Miliz Christi mehrt sich das Lob Gottes, da in der gegenwärtigen Zeit im gesammten Reiche des Herrn Keiner mehr gefunden wird, welcher öffentlich schändliche Lieder zu singen wagte. Jedes Land jubelt auf im Preise Christi, selbst in Liedern, welche in der Volkssprache gedichtet sind. Das gilt

insbesondere von den Deutschen, deren Sprache vorzüglich hiezu geeignet ist."

Trotz diesen allerdings sehr günstigen Zeichen war aber damals die von Gregor VII. beabsichtigte Reformation des Clerus noch keineswegs in ihrem ganzen Umfange durchgeführt, und Gerhoch sah ein ganz besonderes Hinderniß in der Auflösung der alten canonischen Lebensweise. Eben diese Wahrnehmung gab ihm den Antrieb, als ein eifriger Beförderer des gemeinschaftlichen Lebens der Cleriker nach der Regel des heiligen Augustinus aufzutreten.

Betrachtet man das Verhältniß, wie es sich in den ersten Jahrhunderten in den einzelnen Diöcesen zwischen dem Bischof und seinem Clerus gestaltet hatte, so läßt sich nicht verkennen, daß dasselbe gerade durch das gemeinschaftliche Leben, welches allgemein Statt fand, ein überaus inniges war. Hatte der Bischof dadurch Gelegenheit, seinen Clerus stets genau zu betrachten, so wandelte andererseits auch er unmittelbar unter den Augen Solcher, deren Liebe und Ehrfurcht er zu bewahren eifrigst bemüht seyn mußte. Gab es ehedem unter den ältesten Christen kein besonderes Eigenthum, hatte vielmehr die christliche Liebe das Gut gemeinschaftlich gemacht, so war in späterer Zeit, nachdem diese Gemeinschaft aufgehört hatte, wenigstens für den Clerus nach der Regel, welche nach dem heiligen Augustinus den Namen trägt, das besondere Eigenthum ausgeschlossen geblieben, und man hatte mit dieser Regel gewiß nicht erst eine Neuerung eingeführt, sondern nur an die alte Uebung sich gehalten.

Es ist bekannt, wie bei dem zunehmenden Verfall der Disciplin in der merowingischen Zeit die Klöster nach der Regel des heiligen Benedict in ihrer Ordnung und Disciplin dem Clerus als ein nachahmenswerthes Beispiel gegenübergestellt wurden, und wie in dem fränkischen Reiche zuerst der heilige Bischof Chrodegang von Metz, selbst ein Mitglied der neuen karolingischen Herrscherdynastie, auf den Gedanken kam, durch Wiedereinführung des gemeinsamen Lebens die nothwendige Reform der Sitten

des Clerus in's Werk zu setzen. Diese neue Ordnung fand indessen keine weite Verbreitung, wogegen die vom Diacon der Kirche von Metz, Amalar, im Auftrage Ludwigs des Frommen entworfene und auf dem Reichstage zu Achen im Jahre 816 publicirte Regel im Frankenreiche allgemein angenommen wurde. Es ging dieß von der weltlichen Gewalt aus, welche den Clerikern keine Wahl ließ; sie mußten entweder in ein Kloster eintreten, oder sich der Vita canonica unterwerfen. Dennoch war auch diese neue Einrichtung nicht von gar langem Bestande, wovon, nach dem Vorgange des heiligen Petrus Damiani, Gerhoch den Grund darin findet, daß sie den Canonikern das Eigenthum belassen habe, und ihren Ursprung der weltlichen Gewalt verdanke.

Mit dem Ausgange des zehnten Jahrhunderts war ziemlich allgemein die Auflösung des gemeinschaftlichen Lebens erfolgt, und damit dem abermaligen Verfall der kirchlichen Disciplin ein weites Thor geöffnet worden. Jeder Cleriker ging seinen eigenen Gang, und Viele, unbeachtet von den wachsamen Augen der Genossen, kamen auf dem ungewohnten Wege zu Fall. Die Gemeinsamkeit des Tisches und der täglichen Andachten verschwand, dafür theilte eine große Zahl von Clerikern Tisch und Bett mit Concubinen, welche eine schlechte Gesellschaft zu dem Gebete waren. In gleichem Maße aber, als in dieser Hinsicht die Sitte verfiel, stieg die Habsucht; daher das Rennen nach den Beneficien, das Kaufen und Verkaufen von Pfründen, wodurch recht eigentlich die Kirche an die weltliche Gewalt überliefert wurde. Bis zu einem höheren Grade der Schamlosigkeit hätte das Verbrechen der Simonie und die gänzliche Verläugnung der Würde des geistlichen Standes nicht getrieben werden können, als zur Zeit der fränkischen Kaiser; damals aber bestieg der Mann den päpstlichen Stuhl, den Gott dazu ausersehen hatte, die Sklavenketten, in welche die Laster ihrer Diener die Kirche geschmiedet hatten, zu zerbrechen und die Wiederherstellung der kirchlichen Disciplin zu begründen. Hieran mußten aber nach ihm mehrere

Menschenalter arbeiten und es lag nahe genug, daß man sich auch darüber klar wurde, wie die Sittenverderbniß hauptsächlich durch die Aufhebung der gemeinschaftlichen Lebensweise des Clerus befördert worden war.

Diese Wahrnehmung hatte zur Zeit Gerhochs bereits in mehreren Diöcesen zur Wiederherstellung der Vita canonica nach der Regel des heiligen Augustinus geführt. Oft kostete es Mühe, die erforderliche Anzahl von Clerikern, die sich in diese neue Ordnung der Dinge fügen wollten, zusammenzubringen. So klagte der Bischof Gerald von Cahors (1090), daß er, weil er in seiner Gegend so wenig Beispiele der canonischen Regulardisciplin gefunden habe, solche Cleriker von überall her habe zusammenkommen lassen müssen*). — Auch die Päpste widmeten diesem Gegenstande ihre ganz besondere Aufmerksamkeit, namentlich ließ sich Innocenz II. die Wiederbegründung der Vita canonica sehr ernstlich angelegen seyn; ihn rühmt deßhalb Arnulf von Lisieux in einem Briefe an seinen Nachfolger Cölestin II. **). Welche Liebe er dem Ordensgeiste zugewendet habe, „das zeige", sagt Jener, „sowohl der Fortschritt der Regulardisciplin, als des Klosterlebens, da theils Städte und Schlösser anstatt des Säcularclerus Regularen erhalten, theils Wüsteneien jetzt mehr Mönche zu Bewohnern hätten, als ehedem wilde Thiere." Als ein besonderes Beispiel führt der erwähnte Bischof bei einer andern Gelegenheit ***) die Kirche von Seez in der Normandie an, bei wel-

---

*) Test. *Geraldi* Cadurc. Episc. ann. 1090. (bei *D'Achery*, Spicil. Tom. III. p. 415): Cujus rei cum rara vel nulla pene in partibus nostris invenirem exempla, undecunque non sine labore Clericos bonae opinionis in unum aggregavi, canonicalis vitae statum et ordinem regulariter professos. — Vgl. Carta *Bened.* Episc. Namnet. ann. 1105. (bei *Martene*, Nov. Thes. Anecd. Tom. I. col. 315).

**) *Arnulf. Lexov.* Episc. Ep. 2. p. 81.

***) *Arnulf. Lexov.* Episc. Ep. 42. ad Domin. Pap. Alexandr. p. 178.

cher Innocenz II. alle Fürsorge getroffen habe, daß die saecularitas nicht wieder zurückkehre. Ueberhaupt faßte man die Sache von dem Standpunkte auf, daß die Auflösung der gemeinschaftlichen Lebensweise ein Act wider die Religion gewesen sei, und daher auch durch kein Privilegium geschützt werden könne *).

Aus dem Verfalle, in welchen damals der Säcularclerus gerathen war, erklärt sich auch die Art und Weise, wie Gerhoch sich über denselben aussprach: „Nur die regulirte Geistlichkeit", sagte er, „sei der gute Same, die weltliche aber das Unkraut auf dem Acker Gottes." Eine solche Aeußerung kann lediglich und allein durch die damaligen Zeitverhältnisse und durch die Erfahrung entschuldigt werden, daß in den Schismen jener Zeit, sowohl in dem des Petrus Leonis als Octavians der Regularclerus insgesammt, der Säcularclerus aber nur zum geringsten Theile zu dem rechtmäßigen Papste gehalten hatte. Mit Beziehung darauf wollte Gerhoch den auch von andern Schriftstellern **) für die weltlichen Canoniker gebrauchten Ausdruck Acephali verstehen; sie erscheinen ihm als Diejenigen, welche sich nicht auf die Seite des Kephas, d. i. Petrus gestellt haben. Dazu kam, daß diejenigen Diöcesen, in welchen die Regel des heil. Augustinus eingeführt worden war, sich in jeder Beziehung durch große und auferbauliche Ordnung auszeichneten. Von dem Clerus der Erzdiöcese Salzburg sagt deßhalb Gerhoch (Stülz S. 8): „Die Priester des ganzen Sprengels ragen rühmlich hervor durch Enthaltsamkeit und

*) *Arnulf. Lexov.* Episc. Ep. 30. ad Dom. Pap. Alexandr. p. 141: In praejudicium siquidem religionis nihil agendum est; cui quicquid adversatur divinae constat contrarium esse voluntati. Qua nimirum ratione saeculares Canonicos, quos appellant, pro regularibus inducendis vidimus amoveri, licet Ecclesiae eorum in eo statu aliqua sedis Apostolicae privilegia meruissent.

**) *Joh. Saresb.* Epist. 32. p. 34.

Gastfreundschaft; sie sind ausgezeichnet durch Wandel und Sitten, so wie durch Anstand in der Kleidung." Dieß wurde auch anderweitig anerkannt, namentlich von König Konrad III., der, als er im Jahre 1149 zu Salzburg das Pfingstfest feierte, öffentlich erklärte: „Er habe nie eine Geistlichkeit gefunden, welche durch Tonsur, Betragen und Geberde auf das Auge des Beobachters einen so wohlthuenden Eindruck mache; es sei ihm noch nie eine Stadt vorgekommen, welche so fromme Menschen umschließe, wie Salzburg. Selbst ohne bekannt zu seyn mit den Gränzen der Diöcesen, erkennte man die Salzburger an dem guten Stande der Kirchengebäude."

Es bedarf nicht der Wiederholung, daß jene Vorwürfe, welche Gerhoch dem Weltclerus macht, nur auf seine Zeit passen, daß diese aber den Eifer, mit welchem der ausgezeichnete Mann auf die Einführung des gemeinsamen Lebens drang, vollkommen rechtfertigt. Er, der durch Strenge an sich selbst, Allen mit seinem Beispiele belehrend voranging, war daher auch die geeignetste Person, deren sich diejenigen Bischöfe, denen die Reformation der Disciplin ernst am Herzen lag, auf's Erfolgreichste zu diesem Zwecke bedienen konnten, und trotz mancher trüben Erfahrung, die Gerhoch hatte machen müssen, konnte er am Ende seiner Tage mit dem frohen Bewußtseyn entschlafen, daß er sein Talent nicht vergraben, sondern für das Reich Gottes damit gewuchert habe.

Schließlich sei auch seinem neuesten Biographen nochmals für die Arbeit gedankt, mit welcher er die Wissenschaft bereichert hat. Sollte es ihm nicht gefallen, Gerhoch und seine Zeit in einem umfassenderen Werke darzustellen? Denn mag es auch „noch achtzig Jahre dauern, ehe die Welt wieder in Ordnung kommt", so sind doch noch viele Ohren da, die begierig lauschen auf das Wort, welches der Mund der Kundigen von der Deutschen Vorzeit spricht.

XII.

Der Kammer-Humor und der todte Cid Campeador.

Vor nicht langer Zeit ereignete sich in der französischen Nationalversammlung der folgende tragische Vorfall. Ein ehrenwerther Redner hatte mit einer endlosen Rede voll Abgeschmacktheiten die hohe Versammlung auf's Aeußerste gelangweilt. Endlich schien der Augenblick der Erlösung gekommen; die Stimme des Redners wurde matter und heißer; seine Kraft versagte ihm; die ermüdete Versammlung athmete wieder frisch auf, denn der Schwätzer brach seinen Vortrag ab und — schwieg, o nein, er schwieg nicht, er forderte vielmehr ein Glas Wasser! um mit frischer Kraft in seiner Rede fortzufahren. Da rief eine Stimme aus der Mitte der verzweiflenden Versammlung: „Reicht ihm ums Himmelswillen kein Wasser!" und diese Stimme fand allgemeine Zustimmung, weil sie dem Entsetzen Aller Worte verlieh.

Auch in unsern deutschen Kammern, wo die bodenlose Phantasterei, das fruchtlose Hin- und Herreden, das trostlose Parteigezänk so oft kein Ende nehmen will, auch hier wird man gar oft zu dem Wunsche versucht, daß den Schwätzern doch endlich der Athem ausgehen möchte, oder wie O'Connell einst einem hungrigen Irländer in einer Versammlung zurief,

dessen unvernünftiges Geschrei ihn unterbrach: „So wollte ich, daß eine Kartoffel vom Himmel fiele, und dir den Mund stopfte."

Allein wenden wir von den Kammern und den Volksschmarozern, von den Bänken der Schreier und der Schreiber unsern Blick hin nach den Stühlen der Fürsten und der Machthaber: so ist auch hier wenig Tröstliches wahrzunehmen, als sei das Geschlecht wahrer Regenten dem Erlöschen nahe. Es sind nur leblose Schattengestalten, die auf mehr denn einem dieser Throne sitzen, und man wird bei dem äußeren Gepränge an den todten Cid erinnert, an die edle Heldenleiche, die sie mit der Tizona auf das treue Roß gebunden, wie die alte spanische Ballade singt *):

Als es war um Mitternacht,
Nahmen sie die Heldenleiche,
Setzen sie auf den Babieca,
Fest gebunden wohl mit Fleiß.
Reich in Locken fällt sein Bart,
Hell die offnen Augen gleißen,
Nicht erscheint er als ein Todter,
Als ein Lebender erscheint er.
Sitzt da aufrecht, sonder Wanken,
Ganz lebend'gen Rittern gleichend.
Weiß und schwarz die Hosen
Liegen straff ihm an den Beinen,
Und sie glichen ganz den Schienen,
Die er trug in jedem Streite.
In die rechte Hand Tizona
Binden sie, das Schwert das feine,
Wunderbar, wie wenn erhoben
Er es schwingen wollt' im Kreise! —

*) Der Cid, ein Romanzenkranz. Erste vollständige Uebertragung von F. M. Duttenhofer. Leipzig 1842. S. 335.

XIII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 6. Jannar 1850.

Der Verlauf und Ausgang des Waldeck-Ohm'schen Processes in Berlin ist von tieferer Bedeutung und größerer Tragweite, als der erste Anblick zu verrathen scheint.

Unsere Leser begreifen leicht, daß wir uns mit manchen ausgesprochenen und unausgesprochenen, spezifisch preußischen Absichten und Meinungen der neuen preußischen Zeitung unmöglich einverstanden erklären können. Dennoch ist dieses Blatt, von dergleichen Divergenzpunkten abgesehen, an Geist, Muth und Talent das einzig achtbare, politische Organ im heutigen Berlin. Keine andere deutsche Zeitung tritt, wie diese, mit so viel Kraft und Folgerichtigkeit gegen die meisten Grundlehren der Revolution auf den Kampfplatz. Die Partei, deren Gesinnung die Kreuzzeitung ausdrückt, war die einzige, der sich König Friedrich Wilhelm IV. in die Arme werfen konnte, wollte er sich jemals von der regierenden „richtigen Mitte" seines Ministeriums lossagen, und sich, zum Heile Deutschlands, mit Oesterreich versöhnen. Diesen Umstand muß man im Auge behalten, wenn man den Waldeck'schen Proceß und dessen eigentliche Bedeutung verstehen will.

Die Kreuzzeitung kann, bei aller Loyalität ihrer Gesinnung, im vorliegenden Falle von Mangel an Vorsicht und Weitläufigkeit nicht freigesprochen werden. Ihr Hauptfehler lag darin, daß sie gleichzeitig Partei seyn, und einem ihr in innerster Seele feindlichen Ministerium helfen wollte, Polizei zu machen.

Ohm, ein ganz gewöhnlicher, eitler, charakterloser, unwissender Judenbursche, drängte sich an beide kämpfende Parteien. Wahrscheinlich hat er beide gleichmäßig, Zug um Zug angelogen. Daß er von der Kreuzzeitung, die ungeübt und unvorsichtig genug war dieses Pech anzugreifen, mit sechszig Thalern monatlich besoldet wurde, hat der Proceß unwiderleglich herausgestellt. Gödsche, der Agent der Kreuzzeitung, scheint zu der gefährlichen Gattung der ehrlichen, aber kurzsichtigen und übereifrigen preußischen Patrioten zu gehören, welche durch vordringliches Machenwollen ihrer eigenen Sache nicht selten mehr geschadet haben, als die gefährlichsten Feinde es je vermocht hätten.

Die beiden gefährlichen Mißgriffe: daß die Partei der Kreuzzeitung sich durch einen Agenten, den sie weder desavouiren wollte noch konnte, mit einem Subject wie Ohm einließ, und dessen, theilweise wenigstens, ganz absurden Mittheilungen in dem Grade Glauben schenkte, daß sie dieselben in ihrem Blatte abdrucken ließ, diese Mißgriffe wurden durch einen noch größeren und schwereren überboten. Sie ließ die nämlichen Mittheilungen durch denselben Agenten in der Form von Denunciationen an die Regierungsbehörden gelangen. Hiermit war die Kreuzzeitung und die Partei, welche hinter ihr steht, wehrlos in die Hand der ihr, und dem Princip des Königthums feindlichen bureaukratischen Faction geliefert. Was weiter in dieser Sache geschah, war nichts, als daß eine, gegen die streng-royalistische Partei gerichtete, liberale Beamtenintrigue sich in den Formen des französisch-rheinischen Verfahrens abspann. Der Proceß gegen Waldeck, auf dem Grunde eingeleitet und in den Formen geführt, wie er eingeleitet und geführt wurde,

e nur einen Ausgang haben: Waldeck's Freisprechung
en Triumphzug mit vorgespannter Demokratie, aus dem
agnisse bis in die Wohnung des radikalen Häuptlings.
lauben, daß der gesammte Proceß nicht von vornherein auf
Ziel und Ende angelegt und berechnet gewesen, ist schwer,
venn man die Richtung in Erwägung zieht, in welcher au-
einlich die Assisenverhandlungen geleitet wurden, geradezu
öglich. Die Lügen und Fälschungen des Ohm wurden
icht die unläugbaren, den Angeklagten schwer gravirenden
gen zuzudecken und in den Schatten zu drängen. Das
men des Assisenpräsidenten, eines geheimen Justizrath
l oder Tadel gegen die, den Angeschuldigten belastenden
n und insbesondere gegen den Chef der Berliner Polizei,
m unbefangenen Gewährsmännern allgemein als ein Eh-
nn geschildert wird, hat, wie sich der französische Sprach-
ch in dergleichen Fällen auszudrücken pflegt, wo das be-
ende Wort zu unhöflich klingen würde, keinen Namen.
Freund der ehemaligen preußischen Justiz, des gerechten
es aller patriotischen Preußen, kann, solchen Thatsachen
über, nur sein Haupt verhüllen und trauren! Die Ge-
rnen dagegen trifft unsers Erachtens in diesem Falle kein
urf. Wir wollen hier nur einen, unsers Wissens noch
icht oder nicht genugsam gewürdigten Gesichtspunkt her-
ben. Die Anklage gegen Waldeck lautete auf Mitwissen-
an einem Hochverrath. — War ein solcher wirklich be-
n? Begreiflicherweise hängt die Antwort auf diese Frage
dem Urtheil gegen die Hauptthäter ab; gegen diese aber
noch gar keine Anklage erhoben, geschweige denn irgend
ihre Schuld feststellender, das Maß derselben würdigender
spruch erfolgt. Man hatte, in verkehrter Ordnung, die
issenschaft zuerst angeklagt, ohne daß vorher die Thatsache
d wie festgestellt worden wäre, um welche gewußt zu ha-
Waldeck's Verbrechen seyn sollte. Die Geschwornen
en, als gewissenhafte Männer, sich sagen: wenn wir
eck heute der Mitwissenschaft an einem begangenen oder

beabsichtigten Hochverrathe schuldig sprechen, so kann es mu gen geschehen, daß d'Ester z. B. glänzend nachweist, es gar kein Verbrechen, zum wenigsten kein Hochverrath beg gen worden. — Die Anklage war somit in ihrer Wurzel sch ein referens sine relato. Anzunehmen, daß dieser grobe V stoß gegen die Logik bloß in der Naivität der preußischen J risten wurzelte, setzt einen Glauben an die Kindesunschuld dortigen Beamtenliberalismus voraus, den wir uns anz nen bis jetzt noch nicht im Stande gewesen sind. Ob jene Bureaukratie sich über den Schlag, den sie der S des Königthums in Preußen versetzt, über den Triumph, sie der anarchistischen Partei bereitet hat, bereits getröstet wissen wir nicht. Vorläufig hat sie durch ihr Manöver g die Kreuzzeitung so viel erreicht, daß wenn der König sich einem Augenblicke der Krisis von der Politik lossagen wo welche die jetzigen Minister repräsentiren, er ein Minist Gerlach-Stahl nicht, ohne Gefahr zu laufen, wählen kan War es das, was man fürchtete und welchem man vorb wollte?

Den 11. Januar 1850.

Ein Zustand, wie er heute auf dem romanischen germanischen Continent von Europa, und namentlich in De land statt findet, ist, selbst in der Zeit der Völkerwand noch nicht da gewesen, mit der unsere Gegenwart sonst h und nicht ganz mit Unrecht verglichen wird. Früher gab Aufstände, Parteikämpfe und Umwälzungen, für diesen jenen bestimmten Zweck, um dieser oder jener wirklichen eingebildeten Beschwerde willen. Heute gilt es Seyn Nichtseyn der menschlichen Gesellschaft; die innersten Princip der Ordnung und der Revolution liegen mit einander im Kam pfe. Ordnung heißt Gehorsam gegen die Autorität; Revolu tion (im heutigen Sinne) ist principmäßige Aufkündigung je

ehorsams, Krieg gegen jede Autorität. Kraft dessen soll, was in der Natur der menschlichen Dinge eben nicht möglich ist, Jeder über Alle herrschen. Daher die absurde und despotische Forderung der Gleichheit, die den entschiedensten Widerspruch gegen die Idee der Freiheit in sich schließt. Dieses, jede Regierung unmöglich machende, allgemeine Mitregierungsgelüst ist das unterscheidende Merkmal aller heutigen gebildeten Völker romanischen und germanischen Stammes.

Das Jahr 1848 war der Anfang einer längst vorbereiteten Katastrophe, die nicht ausbleiben konnte; sie brach herein in der Stunde, als der Finsterniß Gewalt gegeben war über Europa. Die Kraft des Widerstandes gegen die Anarchie, an deren äußerstem Rande die europäische Gesellschaft schwebte, lag allein und einzig in den stehenden Heeren. Diese haben durch eine Reihe von Erfolgen, die sie über die gewaltsame und wilde Revolution erfochten, den provisorischen Zustand von Scheinruhe geschaffen, dessen sich Deutschland in diesem Augenblicke erfreut. Ueber die gefährlichere, zahme, legale, doctrinäre Revolution hatte, wie der Erfolg bewiesen, Pulver und Blei keine Gewalt.

Im Augenblicke ihres Sieges hatten die deutschen Regierungen zweier Dinge die Wahl. Es galt entweder offenen, ehrlichen, ernstlich gemeinten Krieg mit der Revolution, um Seyn oder Nichtseyn, auf Leben oder Tod; oder einen Versuch, sich mit ihr zu versöhnen, eine Art von neutraler Stellung zu ihr zu nehmen, wenn es möglich wäre, Frieden mit ihr zu schließen, ihr ein Bündniß abzulisten oder abzuschmeicheln. Beide Wege lagen vor ihnen; wir wissen heute, welchen sie eingeschlagen haben.

Es wäre augenscheinliche Ungerechtigkeit und lieblose Härte, die Gründe zu verkennen, durch welche die Ministerien mit sanfter Gewalt und beinahe unmerklich auf die Straße geschoben wurden, die sie heute wandeln. Mit des Dichters Worten könnten sie ausrufen: ach! es war nicht meine Wahl! Mit

leichtem Herzen wenigstens haben sie sie schwerlich getroffen. Was hier folgt, soll daher auch keine Anklage und keine bittere Kritik seyn. Es ist nichts als ein Versuch, den Punkt zu bezeichnen, wo wir stehen, und die Richtung, in welcher Deutschland der Erfüllung seines Schicksals rettungslos entgegen geht.

Ein Vertilgungskrieg gegen die Revolution hätte nachweislich einen Bruch mit der „öffentlichen Meinung" und ihren Organen nach sich gezogen. Nun ist allerdings diese „Popularität" eine feile Dirne, die den, der ihr schmeichelt, noch immer verrathen hat; dem Starken aber, der sie verachtet und mißhandelt, läuft sie nach. Aber welcher gebildete Deutsche wäre heute noch fähig, den Gedanken zu tragen: daß er „unpopulär" sei und die „gebildete Mehrheit", oder die „Mehrheit der Gebildeten", d. h. die platte Gesinnungslosigkeit und Charakterverwaschenheit des Pöbels gegen sich habe, welcher Frack und Glaçeehandschuh trägt und an die allgemeine Zeitung glaubt! Wir westliche Europäer sind nun einmal Kulturvölker; wir haben die angenehmen, wie die verderblichen Seiten der Ueberfeinerung zu tragen. In Folge dieses Umstandes ist uns die Kunst: einen zu Boden geworfenen Feind zu treffen, daß er nicht wieder aufsteht, bis auf die Erinnerung abhanden gekommen. Den Schrecken als Bundesgenossen zu brauchen, versteht nur noch die Revolution. Sie allein hat die humanen Reminiscenzen von sich zu schleudern, und die Verweichlichung zu überwinden gewußt. Während sie durch ihre öffentlichen Blätter gegen die Todesstrafe protestiren ließ, hat sie selbst als Form der Hinrichtung den Meuchelmord gewählt. War die Macht einmal in ihren Händen, so hat sie sich aller Orten als Meisterin in der Kunst despotischer Gewaltübung bewährt. Zeugniß davon gibt der Radikalismus in der Schweiz. Wir sind wahrlich dessen Freunde nicht, aber was der Anerkennung werth ist, — den bestimmten festen Willen, der sein Ziel kennt und in gerader Linie darauf los geht! — diesen muß man auch an dem Todfeinde ehren. Es ist traurig, daß es so ist,

aber es ist so: den schweizerischen Radikalen war es vorbehalten, in dieser Zeit der mattherzigen Feigheit und des dünkelvollen Unverstandes der diplomatisch-bureaukratischen Welt ein populäres Collegium der Politik mit praktischen Beispielen zu lesen, und durch ihr Exempel darzuthun: wie sich in einem Principienkampfe, der seiner Natur nach jedwede Möglichkeit der Versöhnung ausschließt, die siegreiche Partei gegen den überwundenen Feind zu verhalten habe, damit er, so weit es in unsern Kräften steht, für immer unschädlich werde. Das, was in Deutschland und Italien einzelnen, aus der Mitte der revolutionären Partei sporadisch heraus gegriffenen Opfern geschah, war kein principmäßiger Vernichtungskrieg. Es hat mehr gereizt und erbittert als geschreckt, und ist von der mittelrevolutionären Meuchelpresse trefflich zu Gunsten der Revolution und zum Nachtheil der Autoritäten benutzt worden. Die Folge davon war, daß die „Milde der Regierungen" sich beeilte, mit der einen Hand das obligate Pflaster der Amnestie auf die Striemen zu legen, welche die andere geschlagen hatte. Hadern und rechten wir nicht mit solcher Güte, die sich nun einmal das Schicksal des Hohenpriesters Heli nimmer zur Warnung dienen lassen will. Kann doch Niemand, nach Hegel, von dem Boden wegfliegen, auf dem er steht, Niemand aus seiner Haut schlüpfen und aus freien Stücken ein Anderer werden. In Folge dessen wird die Revolution sich vollenden und ihr Ziel erreichen. Dann erst wird der Vertilgungskrieg kommen, von dem wir sprachen. Dann wird sie der Barbarei des Despotismus und seinen Schrecken erliegen. Aber dieses Gericht wird nicht von den Gewalten ausgehen, welche die Courtoisie des westeuropäischen Sprachgebrauches zur Stunde noch Regierungen zu nennen pflegt. Wir fürchten, daß für diese die Rache Gottes an den radikalen Feinden der menschlichen Gesellschaft in unserm deutschen Vaterlande — eine Rache, die nicht ausbleiben kann! — jedenfalls zu spät kommen wird.

Die Regierungen haben den Weg des Friedens und der Versöhnung gewählt, weil sie den des Krieges gegen das

Princip der Revolution nicht gehen konnten. Noch mehr! Es ist wahr und nicht zu bestreiten, sie hätten auf jenem andern Wege ein gefährliches Spiel um ihre Existenz gespielt. Hiergegen kann höchstens der Grund in die andere Schaale gelegt werden: daß nach dem bisherigen Laufe der Geschichte, und den Erfahrungen der letzten sechszig Jahre insbesondere, noch jeder Versuch eines Bündnisses, eines Pacts oder eines Abkommens mit dem Princip der Revolution in dem völlig rettungslosen Untergange dessen endete, der ihn machte. Beiderlei Wege dürften sich in der thatsächlichen Wirklichkeit fast so verhalten, wie Wahrscheinlichkeit und Gewißheit.

Alles, was seit dem Herbste des Jahres 1848 in Deutschland geschehen, ist nichts weiter, als die Abwickelung einer Reihe von Folgerungen aus dem Axiom des Repräsentativstaates: daß nach dem Willen der (gebildeten) Mehrheit regiert werden müsse. Daß diese „Mehrheit" nicht weiß, was sie will, und daß die angeblichen Dollmetscher ihres vermeintlichen Willens, die wirkliche Mehrheit gegen sich haben, kommt nicht in Betracht. Man wollte, wie sich ein gewisses ministerielles Blatt vor einiger Zeit mit wahrhaft rührender Kindlichkeit und Naivität ausdrückte, die „unbedingte", die „schrankenlose Volkssouverainetät" beschränken, aber, bei Leibe nicht! der Volkssouverainetät an sich die Anerkennung verweigern. Volkssouverainetät und monarchisches Princip (Negation und Position, Nordpol und Südpol, der streitbare Erzengel und der Drache) sollen neben einander den Thron besteigen, und sich in Güte über eine gemeinschaftliche Ausübung ihrer Herrschaft vergleichen. Die Regierungen, so lautet der Spruch der weisen Mäßigung, hätten ja auf der Welt nichts gegen den Fortschritt; sie huldigten ihm ja selbst, und brächten ihm Alles zum Opfer. Nur die eigene leibliche Existenz und die bisherige fürstliche Firma möchten sie retten; entschlöße sich das souveraine Volk, diese zu dulden, so würde man über alles Andere schon in's Reine kommen. Repräsentativmonar-

ie war die eigentliche technische Bezeichnung für diese Spe-
es von geselligem Zustande.

Die praktische Aufgabe für die bestehenden Gewalten ist
ich dieser Doctrin: die Revolution im Princip anzuerkennen,
n sie zu begütigen oder zu versöhnen, aber ihre groben Ex-
sse nach Thunlichkeit zurückzuweisen. Dieß heißt denn freilich
n Dornbusch an seinen äußersten Enden beschneiden, aber die
Wurzel begießen.

Der siegreiche Kampf gegen den Aufstand war also nichts
weniger als ein Principienkrieg gegen die Revolution. Im Ge-
gentheil: der revolutionären Gesinnung ward bereitwilligst das
Recht, nicht nur zu existiren, sondern auch sich ohne die ge-
ringste Gefährdung zu äußern eingeräumt. Nur möge sie sich
vor gewaltsamen Handlungen hüten! Geschahen diese, so ent-
schlüpften die Verführer; (denn dem fliehenden Feinde muß man
goldene Brücken bauen!) den Verführten aber die, nach jedem
mißglückten Aufstande regelmäßig geforderte und gewährte Am-
nestie ausnahmsweise verweigern, hieße die Humanität des
Zeitalters mit Füßen treten.

Das Ergebniß dieser Richtung der Gedanken und der Er-
eignisse ist jene fauligte, jede edle Kraft lähmende, jede bessere
Gesinnung auflösende, jede Hoffnung der Genesung abschnei-
dende, jedes Vertrauen selbst auf die nächste Zukunft erstickende
Gährung, in der wir heute Deutschland begriffen sehen. Nach
dem natürlichen Weltlaufe kann diese zu nichts Anderem, als
zu immer auf's Neue widerkehrenden, immer heftigern Explo-
sionen des socialen Krankheitsstoffes führen. Am Ziele dieser
Laufbahn scheint, so weit menschliche Voraussicht reicht, nicht
die christlich-germanische Freiheit, sondern ein modernes, oströ-
misches Weltreich zu stehen.

Zum Schluße können wir nicht umhin, noch eines Symptoms
zu gedenken, welches heute schon vorhanden ist, und wahr-
scheinlich in immer schärfern Umrissen hervortreten wird. Dieß
ist der politische Indifferentismus, der sich aus dem tie-

sen Ekel aller bessern Köpfe an dem Mühlengeklapper der Kammerdebatten und aus der täglich wachsenden Einsicht in das innere Wesen des Repräsentativstaates von selbst ergibt, und täglich mächtiger und gewaltiger in die Massen dringt. Der Landmann, weit entfernt in die Fictionen des Konstitutionalismus einzugehen, sieht die Zeit als verloren an, welche ihm das immer wiederkehrende, nutzlose Wahltreiben kostet, und schätzt den Werth der Summen, welche die Volkskammern unter den Titel von Diäten u. dgl. verschlingen, nach einem andern Maßstabe, als Jene ihn zu veranschlagen gewohnt sind, in deren Taschen sie fließen. Diese Stimmung, welche in Deutschland immer weiter um sich greift, bedroht das fictive Räderwerk der constitutionellen Maschinerie mit einer Krisis, die deren innerster Triebkraft gefährlich werden könnte. Die guten wie die übeln Folgen des hierdurch näher gerückten Zustandes, wo dann die republikanischen Klubbs und die doctrinäre Büreaukratie einander allein gegenüber stehen werden, wollen wir hier selbst nicht annäherungsweise würdigen. Aber die Thatsache: daß das friedliche, einfache Volk der ungewohnten, aufgedrungenen, fremden Formen täglich überdrüßiger wird, diese Thatsache ist nicht zu läugnen.

Den 15. Januar 1850.

Die Verhandlungen in der französischen gesetzgebenden Nationalversammlung (im December vorigen Jahrs) über Wiedereinführung oder bleibende Beseitigung der Getränksteuer gehören zum Interessantesten und Lehrreichsten, was auf dem Gebiete der Nationalökonomie seit den letzten zwei Jahren gesprochen oder geschrieben wurde. Besonders liegt in den Reden des Abgeordneten Bastiat und des Grafen Montalembert viel Stoff zum Nachdenken. Beide gehören gewissermaßen zu-

men, und trotz des Widerspruches der Redner ergänzen und chtigen sich die Reden, welche sie wechselten.

Graf Montalembert erklärt: daß ihm die fiskalische ökonomische Seite der Sache ferner liege, daß er darüber oberflächlich und unvollständig sprechen könne, daß er aber politischen und patriotischen Gesichtspunkte der Frage hervorheben werde. Seltsamer Weise finden wir aber gerade das, s er über das Technische des Gegenstandes (zur Vertheidig der indirecten Steuern, zur Widerlegung der gewöhnlin Wahnbegriffe von der Gleichheit in der Besteuerung, endzur Rechtfertigung der Getränkesteuer) anführt, wenn auch ht neu, so doch wahr und vortrefflich gesagt. Die Erörtegen über die allgemeinen Principien dagegen sind so schwach ungenügend ausgefallen, daß wir uns diesen Mangel an fe nur aus dem zufälligen Umstande erklären können, daß edle Graf die Genesis und Geschichte des Steuerwesens neuern Europa gewiß niemals zum Gegenstande seiner Aufrksamkeit gemacht hat. Umgekehrt stellt Herr Bastiat, er der Gegner der Getränksteuer, einige allgemeine Grundie auf, deren Tiefe und schlagende Wahrheit uns, inmitten Gräuels der Verwüstung, den die moderne despotische aatslehre angerichtet, wie die Stimme des Rufenden in der üste gemahnt. An diese unläugbar richtigen Sätze aber üpft der Redner praktische Folgerungen, die, wenn sie heute rch menschliche Willkür, zumal ohne Uebergangsstufen und orbereitung, in's Leben gerufen würden, Frankreich wie jeden dern Staat im Laufe weniger Wochen rettungslos umstürn müßten.

Von diesem Standpunkte aus, wo ich bis auf einen gessen Grad beiden Rednern Recht geben kann, sei es mir erubt, ihre Reden mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

Herr Bastiat erklärt sich gegen die moderne Lehre, woch die Staatsgewalt das Volk „beglücken", und zu diesem ihe jede mögliche und erdenkliche Lebensregung in den Be-

reich ihrer Aufsicht, ihrer Dressur, ihrer Organisation und Regelung ziehen soll. Das koste natürlich ungeheure Summen. Dagegen, sagt der Redner, sei eine Bittschrift der Einwohner seines Departements eingelaufen, worin es heiße: „Von all Dem verlangen wir nichts. Die Regierung lasse uns frei; sie lasse uns machen; sie lasse uns arbeiten. Das ist Alles, was wir von ihr fordern; sie beschütze unsere Freiheit und unsere Sicherheit." — Allerdings war dieß „Freiheit", im Sinne unserer Vorväter. Jeder war in dem Umfange und in dem Kreise frei, wo sich keine höhere Gewalt um ihn auf irgend eine Weise kümmerte. Umgekehrt: die Volksbeglückungstheorie des modernen Staatsthums ist der entschiedene Gegensatz gegen alle und jede Freiheit.

Diese große Wahrheit, die den Augen der meisten Freiheitsfreunde verborgen ist, und selbst nur ausnahmsweise noch im Volke fortlebt, hat Hr. Bastiat allerdings richtig begriffen. Das Heilmittel gegen die Leiden der Zeit ist: daß das Land sich selbst regieren lerne. „Es lerne unterscheiden zwischen den wesentlichen Verrichtungen und Berechtigungen der Staatsregierung, und denen, die sie einem, auf unsere Kosten unternommenen Eingriffe in die Thätigkeit der Einzelnen verdankt. Darin liegt die ganze Aufgabe."

„Die Zahl der Gegenstände, welche in den Kreis der wesentlichen Rechte der Regierung fallen, ist sehr begränzt: machen, daß die Ordnung und Sicherheit herrsche; Jeden in seinem Rechte schützen, d. h. die Vergehen und die Verbrechen unterdrücken; endlich einige große Arbeiten ausführen, die von öffentlichem, von nationalem Nutzen sind; das dürften, wie mir scheint, alle wesentlichen Rechte und Verrichtungen der Staatsregierungen seyn. Aber wir werden keinen Frieden, wir werden keine Ruhe, wir werden keine geordneten Finanzen haben, wir werden die Hydra der Revolutionen nicht zu Boden schlagen, wenn wir nicht, allenfalls in allmähligen Uebergängen, zu dem eben bezeichneten System zurückkehren. Ich glaube, daß gerade

in der Vielregiererei die Ursache fast aller Unruhen, Bewegungen und Revolutionen liegt, deren traurige Zeugen oder Schlachtopfer wir sind."

„Diese Anmaßung der Regierung, Alles zu machen, Alles zu lenken, Alles zu regieren, diese Anmaßung hat nothwendig einen gefährlichen Gedanken im Lande entstehen lassen müssen; es ist der: daß das niedere Volk Alles von der Regierung erwartet, daß es von der Regierung selbst das Unmögliche verlangt."

„Wenn man der Bevölkerung Anlaß zu dem Glauben gibt, daß alle Uebel, höchstens etwa mit Ausnahme des Hagelschlages, von der Regierung kommen, wenn die Regierung dieß selbst glauben läßt, weil sie die unmäßigen Steuern nur unter der Bedingung empfängt, dafür dem Volke irgend etwas Gutes zu thun, so ist es bei diesem Stande der Dinge augenscheinlich, daß wir unaufhörliche Revolutionen im Lande haben müssen. Wegen des Finanzsystems, von dem ich so eben sprach, ist das Gute, was die Regierung thun kann, nichts in Vergleich mit dem Uebel, welches sie sich selbst durch die Steuern zufügt, die sie einzieht."

„Ist das Volk nicht besser, sondern schlimmer daran, leidet es, so hält es sich an die Regierung. Dann kommen die Männer von der Opposition, — und es gibt deren! — und sagen ihm: da habt ihr die Regierung, die euch dieß versprochen, das versprochen hat, welche die Steuern vermindern, euch diese oder jene Wohlthat erweisen sollte. Da habt ihr die Regierung! Seht jetzt, wie sie ihre Versprechungen hält. Setzt uns an ihre Stelle, dann sollt ihr sehen, wie wir es anders machen werden. — Dann stößt man die Regierung um. Aber die Menschen, die dann zur Gewalt kommen, befinden sich ja genau in derselben Lage, wie ihre Vorgänger. Nach und nach müssen sie auch ihre Versprechungen zurückziehen. Dann sagen sie zu denen, die in sie dringen, daß sie Wort halten: die Zeit ist noch nicht gekommen, aber rechnet darauf, daß eure Lage

verbessert werden wird, rechnet auf die Ausfuhr, rechnet auf dieß, rechnet auf das. Da sie aber in der Wirklichkeit nicht mehr wie ihre Vorgänger thun, so hat man desto mehr Beschwerden gegen sie. Zuletzt werden sie auch gestürzt, und eine Revolution erzeugt die andere. Ich glaube nicht, daß eine Revolution da möglich sei, wo die Regierung keine andern Beziehungen zu den Staatsbürgern hat, als Jedem seine Sicherheit und seine Freiheit zu gewährleisten. Warum lehnt man sich gegen eine Regierung auf? weil sie ihr Wort nicht hält. Habt ihr jemals gehört, daß sich das Volk gegen die Justiz empört hätte?"

Dieß Alles, ich wiederhole es, enthält mehr Wahres und Richtiges, als sonst wohl in ganzen parlamentarischen Sessionen gesagt zu werden pflegt. Aber nun die Anwendung! Herr Bastiat meint: die Einleitung zur Freiheit des Cultus, des Unterrichts, des Handels, der Gemeinde- und Provinzialverwaltung sei die Unterdrückung der betreffenden Spalten des Budgets. Man solle eben damit anfangen, für diese Zwecke nichts mehr an den Staat zu zahlen, dann werde sich die entsprechende Freiheit schon von selbst finden. Allein so richtig es ist, daß das meiste Uebel darin liegt, daß der centralisirende Staatsabsolutismus die natürlichen Träger der Autorität in den einzelnen engern Lebenskreisen verdrängt und sich in deren Stelle gesetzt hat, so wahrscheinlich ist es auf der andern Seite, daß wenn diese Staatseinwirkung plötzlich und auf einen Schlag aufhören sollte, sich in manchen jener Sphären für's erste keine natürliche Aristokratie, sondern die reine Anarchie entwickeln würde. — Gewiß ist es wenigstens, daß auf dem Gebiete der Finanzen, von dem hier zunächst die Rede ist, das unvermeidlich nothwendige, rein naturwüchsige Ergebniß der Einstellung der Steuerzahlungen jene Krisis seyn würde, welche der Sprachgebrauch der Börse Bankerott zu nennen pflegt. Wer diesen aus irgend einem Grunde nicht will, wird sich unmöglich mit der, von Herrn Bastiat vorgeschlagenen Besteurungsmethode befreunden können. Thatsächlich ist

es freilich vollkommen wahr und unzweifelhaft richtig, wenn dieser Redner sagt: „das System der indirecten Abgaben könne sich in Gegenwart des allgemeinen Stimmrechts nicht halten.“ Ohne Zweifel! Auf die Dauer muß eins von beiden zu Grunde gehen. Haben alle, die auf zwei Beinen gehen und ein menschliches Antlitz tragen, das Recht, durch ihre Stimme mitregieren zu helfen, so ist es klar, daß Jene, die nichts oder nur das Nothwendigste haben, unter ihnen die Mehrheit bilden werden. Nun haben aber, so lange die Welt steht, Jene, die über die zu zahlenden Steuern zu entscheiden hatten, sich für ihre Person gerne frei gemacht. Deßhalb wird auf die Dauer die indirecte Steuer vor den Siegen der Demokratie verschwinden, denn ihr Ertrag besteht zur Hauptsache freilich nur aus dem Heller der Wittwe und dem Schärflein des Armen. Dann werden die „Reichen“ allein die Steuer zahlen sollen, und in Folge dessen wird es in unglaublich kurzer Zeit keine Reichen, kein Budget und keinen Staat mehr geben. Ein großer Sumpf der Verwirrung, der Auflösung und der Gesetzlosigkeit wird sie sämmtlich verschlungen haben.

Dasselbe Ergebniß würde eintreten, wenn ein anderer Vorschlag des Herrn Bastiat Anklang fände. In die Stelle der aufgehobenen indirecten, und der meisten andern Steuern sollte eine einzige directe treten. Von Zeit zu Zeit hätte dann, ähnlich wie der Kellner in der Restauration dem Gaste, der seine Schuldigkeit zu erfahren verlangt, der Steuerempfänger jedem Franzosen sein Conto (bulletin de contribution) zu präsentiren: „so viel für die Rechtspflege, so viel für die Polizei, so viel für Algier, so viel für die Expedition nach Rom“ ꝛc. Dann könne Jeder selbst prüfen, wie viel und wofür man es ihm abfordere. Als wenn Urtheil und Verstand jemals in der Masse zu Hause seyn könnten! als wenn die unermeßliche Mehrheit der Menschen jemals ein dringenderes Bedürfniß gehabt hätte, als, ohne daß man sie um ihre Zustimmung fragte, regiert zu werden!

Seltsames Zeitalter, wo auch, wie im eben erwähnten Falle in eines Menschen Kopf, die gescheutesten und die ungereimtesten Gedanken dicht neben einander liegen!

(Fortsetzung folgt.)

XIV.

Auszug aus dem Schreiben eines schlesischen Gutsbesitzers vom 2. Dec. 1849 *).

In der Kreuz-Zeitung vom 29. November 1849 Nr. 278 in der Rundschau lesen wir: „Diese Verfassungsurkunde hat auch zu einem neuen Zerwürfniß des geistlichen Ministeriums mit den römisch-katholischen Bischöfen des preußischen Staats — Einen ausgenommen — Veranlassung gegeben. Wir können es nur beklagen — und viele ernste Römisch-Katholische beklagen es mit uns — daß die Bischöfe diese Charte, das Product einer an Todeskampf gränzenden Krisis Preußens, benutzen, um auf Kosten der Krone alle möglichen Vortheile für die römische Kirche aus deren vieldeutigen Phrasen herzuleiten, die überall das Gepräge des Sturmes an sich tragen, in dem sie entstanden sind. Es ist ganz leicht, aus ihren radikalen Artikeln — ohne den Wortsinn zu verdrehen, nur indem man ihn rücksichtslos in seine logischen Consequenzen führt

---

*) Obwohl das hier mitgetheilte Schreiben schon zwei Monate alt ist, so wollen wir es dennoch als einen leider! nur allzu bezeichnenden Beitrag zur Charakteristik heutiger preußischer Zustände unsern Lesern nicht vorenthalten.

Die Redaction der hist.-polit. Blätter.

ich vielmehr herzuleiten, namentlich den Untergang, ja
zulässigkeit des Wiederaufbaues des preußischen Thrones
önigthums, und die Pulverisirung des preußischen Volks.
hoffen jedoch, daß, wenn erst die Regierung die rechte
ung entschieden und erkennbar eingenommen haben wird,
n was in der Verfassungs-Urkunde revolutionär und wi-
rtlich ist, daß dann auch die Bischöfe jenen advokatischen
punkt verlassen, und in dem Geiste, den das deutsche
opat seit den Märztagen so herrlich bewährt hat, der
rung die Hand bieten werden zur billigen Regulirung
Verhältnisse, so wie überhaupt zur Heilung der Wunden,
enen nicht bloß Preußen, aus denen die gesammte Chri-
it in Staat und **Kirche** — die römische nicht ausge-
en — man denke an Rom selbst — blutet."
Hiergegen muß ich vor Allem bemerken, daß die Bischöfe
„**auf Kosten der Krone versuchen.**" Wenn die
rung das Verheißene unverkümmert gibt, trägt sie nur
lte Schuld ab, ohne sich dabei zu verkürzen, vielmehr
die Krone nur dabei gewinnen. Diese unglücklichen Wah-
n angeblicher „Souverainetätsrechte" gegen die Kirche
wohl bitter gestraft, als unsere deutschen Fürsten Krone
Scepter dem Massenpöbel und seinen Führern ohne Noth
ie Füße warfen. Dem Herrn Rundschauer stimme ich in
ne bei, als auch ich das Zerwürfniß der Bischöfe mit
geistlichen Minister von Herzen beklage; ich kann aber den
öfen durchaus keine Schuld beimessen. Nachdem die ka-
che Kirche seit vielen Decennien unter einem, nicht auf
, sondern auf Uebermacht gestützten Druck einer feindlichen
hristlichen Bureaukratie geseufzt hat, und zum Theil noch
, wurde ihr durch die octroyirte Verfassung vom 5. De-
er Befreiung davon, und ein Recht zugesichert, welches
von Alters her, von Gottes und Rechts wegen gehörte.
jene Verfassung „ein Product einer an Todeskampf grän-
n Krisis Preußens", ist nicht Fehler der Bischöfe. Daß

diese Charte eine fortgesetzte Revolution, ist von ihnen [illegible] zu vertreten. Dagegen ist die Zusage, so an die Kirche [illegible] schehen, keine revolutionäre, vielleicht das einzige Nichtrevo[illegible] tionäre in ihr, die Zusage eines lange widerrechtlich und re[illegible] lutionär vorenthaltenen Rechts. Wenn die protestantischen [illegible] kenntnisse (wenigstens die christlicher Zunge) sich scheuen, [illegible] diesem Rechte Gebrauch zu machen, welches auch bei [illegible] in der That keinen ältern Titel haben mag, so kann die [illegible] katholische Kirche nicht irre machen *). Sie kann die [illegible]

---

*) Nachdem die protestantischen Bekenntnisse ihr Daseyn von der [illegible] heit des Geistes", von der „freien Forschung", im „reinen [illegible] gelium" herleiten, und gerade in den letzten Decennien nicht [illegible] ren konnten, die Katholiken als „Finsterlinge", „Vertreter der [illegible] Sklaverei" &c. zu begrüßen; ja, nachdem gerade in [illegible] antikirchliche, literarische Freischärlerthum Jahre lang [illegible] nommen war, um die katholische Kirche rücksichtslos zu [illegible] und ihr nahes Ende zu verkünden, macht es einen [illegible] Eindruck, wenn das „freie, reine Evangelium", die „[illegible] Kirche" diese heillose Angst vor der Freiheit an den Tag legt, [illegible] aus dieser Angst vor eigner Befreiung von der Beamtenbevormund[illegible] der „knechtischen" katholischen Kirche (die nach Leo schon vor [illegible] Jahren nur noch den Gestank eines todten Cadavers [illegible] während der der evangelischen Kirche der eines lebendigen [illegible] sei) die zugesagte Freiheit wieder entwunden wissen will. [illegible] ihr doch, und laßt sie durch diese Freiheit untergehen! [illegible] Angst am Schluß der Rundschau Num. 279 der Kreuzzeitung [illegible] „der compacten Macht der römischen Kirche", der die Regi[illegible] durchaus „die Spitze bieten" soll. Wozu die Spitze bieten? [illegible] Herr und Schützer der Kirche könnte diese leicht abbrechen, [illegible] gar umkehren. Wenn die Regierung rechtlich und ehrlich zu [illegible] geht, ist mit keiner Macht der Welt besser und friedlicher auszu[illegible] men, wie mit der katholischen Kirche, in Niemanden ein so [illegible] tiger und gefahrloser Bundesgenosse zu finden, wie in ihr. „[illegible] den armen Papst anzugehen fürchtet man." Der heilige Vater [illegible] nie mächtiger und reicher, wie seit seiner Verbannung, und nie [illegible] ßer, wie in dem Augenblick, wo er sich den Strick um den [illegible]

vertragen, sie soll sich frei bewegen. Sie muß sogar den neu geschaffenen Majoritätsgewalten und der dadurch umgewandelten Bureaukratie gegenüber sich ganz besonders vorsehen, weil nur die volle Freiheit gegen die unangenehmsten Conflicte schützen kann. Trotz unserer Minorität existiren wir Katholiken in Preußen auch, und wollen nicht durch Gesetze und Verwaltungskniffe, in denen unser Daseyn ignorirt wird, in unserm Gewissen gedrängt werden. Wenn nun der Minister von Ladenberg in dem Augenblicke, wo unsere braven Heere die Straßenrevolution niedergeschlagen haben, gleich Pharao, der Verheißungen der Regierung vergißt, an denselben in bureaukratischer Weise zu deuteln sucht, so trägt die Regierung die Schuld, nicht die Bischöfe, welche sich dagegen verwahren. Allerdings wird dieß Benehmen nicht nur „von vielen ernsten Römisch-Katholischen", sondern von allen gutgesinnten Katholiken Preußens sehr beklagt, und darin der Beweis gefunden, daß die Herren in Berlin nichts gelernt und nichts vergessen zu haben scheinen.

Fassen wir doch das ganze Verhalten des Herrn v. Ladenberg in den Kammern in's Auge, und verargen wir dann den Bischöfen und Katholiken, so wie allen rechtlichen Leuten Preußens nicht, wenn sie zu diesem Manne kein Vertrauen haben. Ist es nicht beklagenswerth, wenn noch jetzt der Cultusminister in den Kammern erklären konnte: in einem constitutionellen Staate müsse dem Volke der Unterricht gegeben werden, dessen es bedürfe, um sich an dem politischen Staats-

---

warf, und den Bußgang verrichtete. Diese Erniedrigung mußte der Läuterung und Verklärung der Kirche vorangehen. Rom, die erste Stadt der Christenheit, muß auch durch Züchtigung und Drangsal zur Erkenntniß und Buße gelangen.

Alle jene Aengstlichkeiten und Besorgnisse erinnern unwillkürlich an die Wachen und Siegel, mit denen das Grab des Herrn versehen werden mußte.

leben betheiligen zu können? Bekanntlich ist bisher in nicht constitutionellen Staaten vielmehr im Schulwesen geleistet, wie in den constitutionellen, also hierdurch ist schon das Fundament der Behauptung Lügen gestraft. Welcher Hohn gegen allen gesunden Menschenverstand, und noch mehr gegen die eigentliche Bestimmung des Menschen liegt in solchen Aeußerungen, die wohl keinen andern Zweck haben sollen, wie den halbgebildeten constitutionellen Pöbel zu Gehör zu reden. Was Preußen, ehe es constitutionell war, wenn auch mit viel Lärmmacherei geleistet, hat Oesterreich schon vor hundert Jahren in seinen Gränzprovinzen als Croatien, Slavonien u. s. w. viel vollkommener geliefert. Viel Größeres und Besseres hatten mehrere, auch die von Preußen verschlungenen geistlichen Fürstenthümer geschaffen, und unsere wühlerische Bureaukratie hat die dort vorgefundenen religiös fundirten Bildungsanstalten auf die allerrücksichtsloseste Weise beseitigt, um ihren antikatholischen Staatsanstalten Platz zu machen.

Was sollte also gegen erhobene Bedenklichkeiten von Kammermitgliedern die Phrase des Ministers: „Ueber das Unterrichtswesen in Preußen hat Europa entschieden?“ — Wir fürchten, Europa wird über die Märzblüthen von 1848 ein sehr ungünstiges Urtheil fällen. Welche Früchte wird uns von der Kirche getrenntes Staats-Zwangs-Unterrichts-Wesen erst bringen, wenn die Weisheit der revolutionären, atheistischen Literaten und sonstigen Radikalen, die im vorigen Jahre der Regierung, wie allen Gutgesinnten oder Besitzenden das Dasein rauben wollten, nachdem sie zur Zeit des Kölner Attentats und der Rongeschen Wirren von der Bureaukratie zu ihren Zwecken bezahlt waren, in das Landvolk eindringt? Mit dieser Bundesgenossenschaft will aber, wie jene Phrasen beweisen, der Herr von Ladenberg noch heute nicht brechen, und eben so wenig von den alten Unthaten des despotisch jacobinischen Beamtenstaates lassen. Die Schließung des Knabenseminars in Gaesdonk in der Münsterschen Diöcese, und ähnlicher

Anfang in der Rheinprovinz stimmt ganz mit dem der radikalen Regierungen in der Schweiz, und die Katholiken könnten, wenn sie die ihnen zugesicherten Verheißungen nicht geltend machten, sich unter einem Cultusministerium, wie das von Ladenberg, auch auf jungschweizerische Plackereien und Verfolgungen gefaßt machen. Welcher Schutz bleibt uns nun gegen ein verantwortliches Ministerium unter einem machtlosen Königthum, gegen eine protestantische, vielleicht eine antichristliche Kammermajorität, deren Mitglieder von Jugend auf diese Tyrannisirung der katholischen Kirche als etwas Wünschenswerthes und Nothwendiges nennen hörten? Von Staats wegen gar keiner!

Bisher hat man alles zu thun vermieden, was den katholischen Provinzen Vertrauen einflößen, was sie an Preußen hätte fesseln können. Der kerntreue Sinn der katholischen Völker hat dennoch ausgehalten, und nun setzt unser Beamtenthum, welches noch heute wenig, und an der Spitze der Provinzen gar keine Katholiken zu Mitglieder zählt und dem nicht vor der Gesinnung der Atheisten, wohl aber der „ultramontanen", und „jesuitisch Gesinnten" u. s. w. graut, alle alten Pfiffe und Bedrückungen fort, und weiß nichts Dringlicheres zu thun, wie alte und neue Verheißungen zu Nichte zu machen! Den menschlichen Widerstand können Bajonette überwinden, aber sie vermögen nichts gegen das Geschrei zu Demjenigen, der aller irdischen Mächte Richter ist. — Möchte der König, möchten die Bessern in Berlin, und unter ihnen der Rundschauer der Kreuzzeitung voran, statt den Sachverhalt in jener Weise umzuwenden, sich bemühen nun endlich den Katholiken Preußens gerecht zu werden, ehe der letzten Plage die Oeffnung des rothen Meeres folgt. — Mögen die weltlichen Gewalten im Kampfe gegen die Kirche sich an die Spitze der Revolution stellen, und wähnen, sich dadurch außer Schuß zu bringen, sie werden bitter enttäuscht werden, und sich den letzten Weg der Buße abschneiden! Die Gläubigen wissen, daß ihre Verthei-

gung nie im Gebrauch der Gewalt bestehen darf. Aber sie werden, so schwierig ihre Lage auch werden mag, nicht vergessen, daß man Gott mehr gehorchen soll, wie den Menschen, und sie werden sich nicht das Netz über den Kopf werfen lassen, welches auf's Neue gegen die Kirche gewebt wurde.

Der hochverehrte Rundschauer hat in einer seiner vortrefflichen Kammerreden dem preußischen Staat den protestantischen Charakter vindicirt. Die vielen katholischen Erzstifte, Fürstenthümer und Landestheile, so wie die sieben Millionen Katholiken Preußens danken ihres Theils für diesen Charakter. Das war von jeher der große Hauptfehler, daß man Preußen als einen protestantischen Staat anerkannt wissen wollte. Dadurch hatte Preußen sich eine Revolution ohne Ende zur Aufgabe gestellt. Daher nichts wie protestantische Beamte in katholischen Ländern. Daher die Wühlereien aller Behörden von 1814 an bis zum Ministerium Ladenberg gegen die katholische Kirche. Die Regierungen, viele Landräthe, sogar die Gerichte, namentlich als vormundschaftliche Behörden, glauben sich, mit Beiseitsetzung aller Unparteilichkeit, zu Missionsanstalten gegen den Katholicismus und gegen allen positiven Glauben berufen. Hier in Schlesien ist das noch Alles beim Alten.

Wir versagen der „rettenden That der Minister" unsere Achtung nicht, und sind, wenn wir dreizehn Monate zurückschauen, ihnen Dank schuldig, daß sie uns jenem schmachvollen Zustande einstweilen entrissen. Diese That war aber an sich ein sehr naheliegendes Mittel der Selbstrettung, und daß mit deren Vollstreckern als solchen jetzt diese Apotheose getrieben wird, erscheint mir fast als ein trauriges testimonium paupertatis. Erwägen wir dazu die von ihnen octroyirte Verfassung, vernehmen wir die Urtheile unserer Minister Manteufel und Ladenberg über Eigenthum und Recht, so wie gar in höheren Principienfragen; hören wir dazu die unklaren, unpassenden, aus den flachen Doctrinen des vorigen Jahrhunderts geschöpf-

n Lectionen über status in statu etc. aus noch höhern Re-onen (NB. alles nach dem, was wir bisher erlebt!), und es uß Einem Angst und bange werden. Bureaukraten alten yls genug, aber keine Staatsmänner! Nun gar Herr n Ladenberg! Welche rechtlosen Grundsätze werden noch in r siebenundfünfzigsten Sitzung der zweiten Kammer vom 20. vember in Betreff der Schulsteuerpflicht ausgesprochen. Die chulverfassung wird lediglich aus dem Standpunkt des „all-meinen Staatswohls“ angesehen! Vom Rechte ist nicht mehr e Rede. Die augenblicklichen Ansichten eines Ministeriums er einer Kammer über „das allgemeine Staatswohl“ tscheiden unumschränkt. Weiter ging der Wohlfahrtsaus-uß in Paris auch nicht.

Fassen wir den rechts- und bodenlosen Zustand, und die nschen, die uns Katholiken und unserer Kirche gegenüber stehen, ammen, so hätten wir es als eine große Saumseligkeit unserer schöfe ansehen müssen, wenn sie sich wie „stumme Hunde“ halten hätten. Demnach ist es nicht Sache der Bischöfe, en advokatischen Standpunkt zu verlassen“, wohl aber ist's der Regierung, sich ihrer revolutionär-despotischen Beam-zu entledigen, und dadurch „die rechte Stellung entschie-n“ und für uns Katholiken „erkennbar“ anzunehmen, gegen s, was „bisher widerrechtlich und revolutionär“ war. Bei tem wirklich guten Willen ist das sehr leicht. Gott gebe, ß der sich einfinde, so lange es noch Zeit ist.

XV.

Literatur.

I.

Versuch einer Geschichte der biblischen Offenbarung als Einleitung in's alte und neue Testament. Von Dr. Daniel Haneberg, Professor d. Theol. u. Mitgl. d. k. b. Akad. d. W. in München. Regensburg, Manz 1850. 8. XII. 778 S. 3 fl. 48 kr.

Der Verfasser bezeichneter Schrift will einen Beitrag, oder wie er bescheiden sagt, einen Versuch zur Begründung und Hebung eines fruchtbringenden historischen Bibelstudiums dem theologisch gebildeten Publikum in die Hände geben. Das Bedürfniß eines solchen Buches war anerkannt; denn seit dem seligen Stolberg war dieser Weg unbetreten geblieben, und wenn ihn der Verfasser auf's neue und ganz selbstständig zu ebnen wagte, so ging er daran ausgerüstet mit Kenntnissen und Vorstudien, welche ihn ganz vorzüglich dazu befähigten. Fürchten Sie aber nicht, daß ich die Leser Ihres geschätzten Blattes mit den gewöhnlichen Floskeln und Sprüchen hinhalte, welche man so gern an bloß halb gelesene, oder flüchtig durchblätterte Bücher verschwendet. Ich will Ihnen, wo möglich gedrängt, den Inhalt unserer Schrift darlegen, daß sie selber spreche, und man daran wie am Glockenklange den Metallgehalt erkenne.

Der Plan bezeichneter Schrift ist weiter, als der einer bloß geschichtlichen Darlegung der Offenbarung; er ist zugleich kritischer Natur, und umfaßt das ganze Gebiet der sogenannten Einleitungs-Wissenschaften in einen historischen Rahmen gefaßt. Es kann nach dem gegenwärtigen Standpunkte der negativen, kritischen Bestrebungen Niemand entgehen, daß dieß der einzig mögliche Weg zu einer wahren Begründung der heiligen Bücher ist. Ihre Aechtheit kann nur im Zusammenhange der ganzen Offenbarungswahrheit erwiesen werden, und alle übrigen Versuche sind eine undankbare Danaidenarbeit. Unsere Einleitungsschriften haben bei den ungeheuersten Anstrengungen außerordentlich wenig gefruchtet, es fehlt ihnen die Ueberzeugungskraft, welche nur durch persönliches Hineinleben in den Inhalt der heiligen Bücher als ein Ganzes gewonnen wird. Ganz insbesondere an den Einleitungswissenschaften bewährt sich, was Lessing im allgemeinen von den christlichen Lehren und Geheimnissen sagt: „Einzelangriffe auf sie zu bekämpfen, sei herkulische Arbeit gegen eine lernäische Hydra, an welcher sieben neue Köpfe statt des Einen, abgehauenen hervorgewachsen." Einzeln gleichen die heiligen Bücher den bekannten Stäben im väterlichen Testamente, zusammengebunden trotzen sie jeder Kraft. In dieser ihrer Einheit und wechselseitigen Ergänzung führt sie uns Hr. Haneberg vor, und hat darin ein Argument, wenn auch nur in seinen äußersten Grundlinien dargestellt, das mehr werth ist, als alle Creti und Pleti unsers kritischen Bücherkrames.

Alleranfangs im Gesammtüberblicke, den der Verfasser gibt, hebt er die Thatsache hervor, daß man eine Geschichte, keine bloße Chronik der Offenbarung geben könne, indem die Thatsache der Offenbarung nicht als isolirte Erscheinungen hervortreten, sondern mit dem Gesammtleben und Entwicklungsgange eines Volkes verwebt seien, das nichts weniger als in einer barbarischen Abgeschlossenheit gelebt habe, sondern mit allen Haupterscheinungen der antiken Menschenbildung in Berührung gekommen sei. Dadurch habe dieses Volk

eine Vielseitigkeit gewonnen, mit der nichts im Alterthume verglichen werden könne. Doch hatte, fährt der Verfasser fort, dieses Wanderleben durch alle Phasen des antiken Geisteslebens nicht die Bestimmung, von allen Seiten Belehrungen zu sammeln, so daß sich Israel gleichsam eklektisch die alten Anschauungen aneignete, sondern den Besitz der Lehre eines einzigen, persönlichen Gottes im mannigfaltigsten Widerspruche zu bewahren, und zur gründlichen Durchbildung im Bewußtseyn zu bringen. Die heidnischen Religionen machten sich in so ferne geltend, als sie überwunden wurden. — So weit wir die heidnische Kultur und Religion zurückverfolgen können, so weit haben wir ein äußeres Maß für den Verlauf der Offenbarung selbst. Der äußerste Punkt, bis zu welchem dieses Maß zurückreicht, ist der Eintritt der Kinder Israels in Aegypten. Von da an beginnt die eigentliche Geschichte der Offenbarung; doch sind damit die Nachrichten der früheren Zeit in einem so engen Zusammenhange, daß sie ihre Kenntniß zur nothwendigen Voraussetzung hat. Diese Vorgeschichte mit eingeschlossen, und die mit dem Einflusse verschiedener Kultursysteme zusammenhängenden Veränderungen im israelitischen Volke als zeitgemäß angenommen, ergeben sich acht Epochen der Offenbarungs-Geschichte (S. 1 bis 10).

I. Schöpfung, Uroffenbarung; Zeitalter der ältesten Patriarchen bis zur Sündfluth. Den historischen Inhalt dieses Abschnittes setzen wir als bekannt voraus. Die Art seiner Auffassung von Seite des Verfassers ist geistreich und klar ohne jene metaphysischen Schwindeleien, deren man sich hier so gerne im häßlichen Contraste mit dem einfachen biblischen Referate hingibt. Auf's neue verlegt er das Paradies *) auf die Hochebenen Centralasiens, indem er Phischon auf den Hyphasis **) (jetzt Setledsch) und Gichon

*) D. i. Hochland: Sanskr. parâ hoch, dêsa Land.
**) Vipâsa im Indischen der Fessellose.

den Indus deutet, welcher die Halbinsel Kutsch (Kusch
Bibel) *) bildet. Indeß legt er selbst keinen absoluten
chdruck darauf, und meint, das Wesentliche sei jene Bestim-
ng des Menschen an diesem Orte, welche die Urkunde in
Worte „bauen und bewohnen“ fasse. Wenn wir aber auch
ein seine theosophische Anschauung nicht theilen **), so scheinen
s folgende Worte um so beachtenswerther: „Es war Auf-
be des Menschen, vom Paradiese aus einen Zustand höchster
eudigkeit über die ganze Erde zu verbreiten. Die nämliche
ensfülle, die Gott in Eden hatte hervortreten lassen, sollte
Mensch der ganzen Natur mittheilen. Die Natur des Pa-
dieses war wie ein durch Gott veredelter Baum, die Natur
übrigen Welt noch der Wildling, den der Mensch mit den
lanzungen aus Eden veredeln sollte“ (S. 21). Wir können
Beschaffenheit der paradiesischen Pflanzen- und Thierwelt
ht bestimmen, und wissen vom Menschen selbst nur, daß er
lich so ausgestattet war, daß er unsterblich bleiben konnte;
e geistige Ausstattung ist also gezeichnet, daß er eine be-
mte Erkenntniß Gottes hatte und mit Gott verkehrte; voll-
et aber sollte dieses Verhältniß zu Gott werden durch eine
eie Hingabe an Gott. Diese Aufgabe drückte sich in ei-
n Gebote aus, das der Mensch, verführt von der Schlange,
ht hielt. Die Verführung geschah durch eine Irrlehre, die
Mensch hörte und der sich Sinnlichkeit und Selbstsucht
eunbeten: die Art, wie sie an ihn kam, knüpfte sich viel-
ht an eine Ekstase ***). Der Mensch hatte im Naturgenusse
as gesucht, was ihm nur Gott geben konnte, darum ist es

---

*) Meerland, Sumpfland.

**) „Im Zustande geistiger Unschuld und leiblicher Erstlingskraft aus Schöpferhand war es eine Erbauung für die Natur, vom Menschen genossen zu werden.“ S. 19.

***) Der Herr Verfasser spricht Letzteres geradezu nicht aus, scheint es aber anzudeuten.

sein Heil, durch manches Leiden in der Natur von dieser zurückgewiesen zu werden. Bald fing die Sünde außer dem Paradiese an zu wuchern; ihre erste, furchtbare Wirkung zeigte sich im Morde des Abel. Die Mittheilungen der heiligen Urkunde über die Entwicklung der Sünde am Anfange des Menschengeschlechtes reichen hin, um die Art der folgenden Führungen der Menschheit zu begreifen. Je näher sie dem Besitze der anfänglichen Naturkraft war, desto gewaltiger mußte das Leben ihrer Sinnlichkeit seyn. Die Menschen theilen sich von nun an in Sethiten und Kainiten; diese wenden sich der Erde zu und treiben die erste Kultur, jene sind mehr priesterlich gesinnt, die Bewahrer der Tradition, besonders in ihren Stammeshäuptern, welche geradezu „Prediger der Gerechtigkeit" heißen. Sie erkannten ihre Mission zur „Predigt", zur Verkündigung des göttlichen Namens gegenüber einem gottvergessenen Geschlechte. Aus dieser Urzeit der Welt werden uns acht Herolde, oder wenn wir den Ausdruck gebrauchen dürfen, acht Apostel des Glaubens genannt, nämlich die Patriarchen von Enos (κήρυξ δικαιοσύνης) II Petr. II, 5) bis auf Noe, (S. 11 bis 31.)

II. und III. Sündfluth; patriarchalische Offenbarung. Die biblische Urkunde belehrt uns, daß bis auf Noah hin lange Zeit hindurch die göttliche Lehre nicht nur verkündet, sondern mit Nachdruck vertheidigt und verbreitet, aber von den Hörern verschmäht wurde. Darum leitet Gott den Entschluß, die Menschheit durch eine Sündfluth zu vertilgen, mit den Worten ein: „Nicht ewig soll mein Geist rechten mit dem Menschen, denn er ist eben Fleisch." Der fleischlichen Züchtigung ist also vorangegangen ein Rechten und Prozessiren des Geistes Gottes mit dem Menschen. Eine geistige Führung war für die Mehrheit der Menschen nicht mehr möglich; sollte nicht die ganze Zukunft aufgegeben werden, so mußte der kleine, noch unverdorbene Zweig vom Baume gelöst und eine neue Pflanzung des Menschengeschlechts begonnen werden

— in Noe. Das neue Menschengeschlecht schlug seine ersten Wurzeln am Ararat, und alle Kultur der jetzigen Menschheit geht von den Quellen des Euphrat und Tigris aus. Noe erscheint nach der Sündfluth nicht bloß als Prediger des göttlichen Wortes, sondern zugleich als Gesetzgeber *) und Prophet. In den Gesetzen zeigt sich schon eine bedeutende Beschränkung des Gebrauches der Natur — die Speisegesetze, in der Prophetie Noe's ein trauriger Blick in die wuchernde Fruchtbarkeit der Sünde. Ihr wesentlicher Inhalt läßt sich also geben: „Seit der ersten Sünde liegt eine Neigung zur Verwilderung in der menschlichen Natur, welche ihre Vollendung in weite, weite Ferne rückt. Etwas vor ihr zeigt sich in allen Menschen und Stämmen, doch wucherte sie in einzelnen Gliedern des Menschengeschlechts üppiger als in andern. Als Repräsentant der Letztern steht Cham da."

Im Großen zeigte sich die Verkehrtheit des menschlichen Strebens zuerst als Herrschsucht und Unterwerfung der Andern. Nimrod aus dem Stamme Cham gründete das erste Reich, und suchte im Thurmbau von Babel eine falsche, durch Gewalt zusammengehaltene Völkereinheit zu bilden. Die Sprachverwirrung vereitelte dieses Unternehmen. Gott wollte keine Uneinigkeit, aber auch keine tyrannische Einheit, sondern die wahre Vereinigung, gegründet auf die Freiheit und selbstständige Entwicklung der Einzelstämme; auch wurde so allein der Verbreitung des chamitischen Verderbens eine wirksame Schranke entgegengesetzt.

Durch die gleiche Abstammung ist die Gleichberechtigung aller Völker ausgesprochen. Wie kam es aber, daß die göttliche

*) Die sogenannten sieben Noachischen Gebote: 1) nicht ohne Obrigkeit leben, 2) sich der Gotteslästerung und 3) des Götzendienstes enthalten, 4) mit nahen Blutsverwandten keine Ehe eingehen, 5) kein Blut vergießen, 6) nicht rauben, 7) kein Blut, nichts Ersticktes oder vom Wilde Geraubtes essen. S. 36.

Offenbarung von nun an ihren bisherigen universellen Standpunkt verläßt, und sich auf eine Familie und Ein Volk beschränkt? Der Verfasser beantwortet diese Frage als Uebergang zur Geschichte Abrahams. Das Wesentliche davon ist: daß die Erwählung Abrahams keine Verwerfung der Nicht-Abrahamiten sei, und sie selbst, einen universellen Segen zur Entwicklung zu bringen, bestimmt war. Ur-Chasdim verlegt er (nach Euseb.) in die Nähe von Babylon. Ein tyrannischer Einfluß von daher scheint den Vater Abrahams zur Auswanderung nach Charan bewogen zu haben. Die Legende weiß von vielen Glaubensverfolgungen, welche Abraham erlitt. Er selbst aber sollte noch weiter ziehen in das Land, welches ihm Gott zeigen werde. Seit seinem Aufbruche von Mesopotamien (Charan-Carrae) wiederholen sich die Offenbarungen Gottes. Fernere Geschichte bis zur Einwanderung Jakobs nach Aegypten. Den Kampf Jakobs mit dem Gottengel zählt der Verfasser zu den visionären Vorgängen *). S. 32 bis 54.

IV. Die mosaische Offenbarung. Das göttliche Erziehungswerk erweitert sich immer mehr und mehr. Jetzt galt es zunächst, äußerlich Israel heranzubilden; in dieser Hinsicht war ihr Aufenthalt im Lande der Pharaonen von höchster Bedeutung. Wären die Nachkommen Jakobs ihrem natürlichen Entwicklungsgange überlassen worden, so wären aus ihnen Nomaden-Stämme erwachsen, ähnlich den Beduinen, untüchtig zum weltpriesterlichen Berufe, im Kampfe mit allen Elementen der Völkerbildung Bewahrer und Verkündiger der göttlichen Offenbarung zu seyn. Die Periode ihrer Einwanderung war, wie wir mit ziemlicher Sicherheit anneh-

*) Daß visionäre Einflüsse auf den Menschen gerade in der Nacht am stärksten sind, ist einleuchtend und auch den Heiden bekannt. Vergl. Bopp. Ardschuna's Reise:
„In der Stunde des Grauens wisse, sind die Geister erstaunlich stark." S. 51.

i dürfen, die Zeit der Herrschaft der Hyksos. Diese regier-
nach Champollion von 2082 bis 1822 v. Chr., und die
unft des Joseph gehört ungefähr dem Jahre 1960 an. Die
ntliche Bildung beginnt erst mit der Periode der Unterdrü-
ig Israels durch die achtzehnte Dynastie. Dadurch wurden
in die Cultur Aegyptens hineingezogen, wo Künste und
senschaften in solchem Flore standen, daß dieses Land zum
sterstaate der alten Welt wurde. Ackerbau, Gewerbe, Me-
nik, geordnetes Staatsleben, Wissenschaften und alle bil-
den Künste waren zu einer ungewohnten Vollendung gedie-
. Unser Verfasser spricht andeutungsweise, daß die phon-
e Schrift der Aegyptier durch einen Semiten (sei es ein
räer oder Nabatäer) auf die einfache Buchstabenschrift re-
irt seyn dürfte. So nützlich aber die ägyptische Kultur für
Hebräer war, so gefährlich wurde der Einfluß der ägyp-
jen Religion. Er mußte um so drohender seyn, da er sich
allen Reizen des natürlichen Lebens umgeben hatte. Das
räische Volk hätte die von Abraham ererbten Lehren in ei-
solchen Umgebung bald vergessen, oder vertauscht, wenn
it der politische Druck eine glückliche Scheidewand aufge-
tet hätte. Die gewaltsame Art, womit Israel in das
ptische Leben hineingezogen wurde, war somit gerade das
ttel zur Bewahrung seiner Eigenthümlichkeit und seiner Re-
n. Das Nationalgefühl erhob sich. Doch alle Erregung
lben hätte nur zu einem ruhmlosen Untergange in Aegyp-
geführt, wenn nicht mit Moses ein neues Element zur
terbildung in das hebräische Volk gekommen wäre. Ge-
über der ägyptischen Macht tritt eine Offenbarung Gottes
. Eine neue That Gottes soll verheißen, das israeliti-
Volk aus Aegypten befreit und in das Land Kanaan ge-
t werden. Kurze Darstellung des Wesens der Wunder über-
pt und der mosaischen insbesondere. Der Auszug. Geo-
phische Ermittlung des Weges durch die Wüste. Aufent-
in Aegypten 430 Jahre; dessen Begründung.

In der arabischen Wüste sollte das Volk nicht bloß dem ägyptischen Einflusse entzogen, sondern auch weiter geführt werden. Darauf war der Aufenthalt in der Wüste selbst, welche kein Volk von drei Millionen ernähren konnte, berechnet. Immerfort sollten die Israeliten daselbst an ihre Abhängigkeit von Gott faktisch erinnert, und so ihr Ohr für das göttliche Wort geöffnet werden. Die äußere Entbehrung war zugleich eine Weckung der seelischen Fähigkeiten. Und wirklich — Israel erkannte die gewaltige Hand Gottes, und „sie glaubten an den Ewigen und Moses seinen Diener (Exod. 14, 31.).“ Damit waren die Vorbedingungen zur Offenbarung am Sinai gegeben.

In der Darlegung ihres Gesammtinhaltes hält sich der Verfasser mit sichtlicher Vorliebe auf, gehoben durch seine ganz in's Spezielle gehenden Kenntnisse des Judenthums. Er schickt derselben eine kurze Betrachtung über Prophetie und die prophetischen Gaben des Moses voran, wie er bei den Wundern gethan; dann folgt der Inbegriff der mosaischen Religion als Erweiterung des Dekaloges (in 31 §§.): Alttestamentarische Glaubens- und Sittenlehre; das Zeremonial-Gesetz; der öffentliche Kult; Priester- und Levitenthum; die heiligen Zeiten; die Pflichten gegen den Mitmenschen. In letztern weiset der Verfasser vorzüglich auf die hohe Humanität der mosaischen Bestimmungen hin; ihnen Allen lag das Gebot zu Grunde: „Du sollst den Nächsten lieben, wie dich selbst.“ (Lev. 19, 18.)

Allein so sehr die mosaische Offenbarung einen Vorzug gewährte vor Allem, was andere Nationen als Religion bewahrten, so wenig war sie vollendet. Im Gegentheile, sie trug hinlängliches Zeugniß in sich von einer bloß zeitlichen Bestimmung und von der Nothwendigkeit einer höhern Offenbarung, welche in der Zukunft kommen mußte. Die Hoffnung dieser Zukunft ist schon frühe bei der Berufung Abrahams angeregt worden, sie ist durch Bileam neu belebt, und bildet den glänzendsten Punkt der mosaischen Religion (Deut. 22, 40. 32, 2.) selbst.

Der moralische Zustand des Volkes, welches mit Moses [aus]zog, war zu tief gesunken, um sich sogleich zu einer bleibenden [Hin]gebung an den Willen Gottes erheben zu können. Nicht etwa [blo]ß die mitgezogenen Fremdlinge *), sondern das eigene Volk [zeig]te sich in solcher Unvollkommenheit. Als eine verkrüppelte [Fru]cht mußte daher diese Generation in der Wüste sterben. [In]dem die neue Generation den durch die Schuld ihrer [Vät]er unterbrochenen Beruf wieder aufnahm, sollte sie die [ihn]en Prüfungen auf's neue bestehen. Es ging nicht ohne [man]che bittere Erfahrung ab; doch die muthige Bekämpfung [de]r äußern Feinde hob Selbstbewußtseyn und Vertrauen, so [da]ß es die umliegenden Völkerschaften mit Schrecken erfüllte. [Si]e sahen zu klar die Hand Gottes, daher gleichwie in Aegyp[ten] ihr Versuch, der unsichtbaren Macht ähnliche Waffen ent[gege]nzustellen im Magier Bileam. Aber während Israel die [M]acht der Nationen brach, unterlag es ihrem Götzendienste, [un]d es eröffnete sich dem Moses darin noch kurz vor seinem [To]de ein Blick in eine düstere Zukunft, in die Zeit eines fast [una]bsehbar weit ausgedehnten Kampfes des Fleisches wider den [Ge]ist der sinaitischen Offenbarung. Aus dieser trüben Ahnung [sin]d seine Abschiedsworte kurz vor seinem Tode zu würdigen. [Es] sind die letzten Worte eines sterbenden Vaters für Kinder, [der]en Zukunft von ihrem unstäten Sinne höchst gefährdet wird. [Da]rum durchweht sie durchaus ein warnender Ton, manchmal [bis] zur gesteigerten Strafrede neben den zärtlichsten Betheu[erun]gen. Die ganze göttliche Institution wird in ihnen wie[der]holt, so weit sie Alle angeht, so daß wir das Deuterono[miu]m die Laienbibel des alten Testaments nennen könnten. [Da]mit hatte die mosaische Führung und die Grundlegung der [mo]saischen Institution ihr Ende erreicht; äußerlich findet sie [ih]ren Abschluß im Tode Mosis.

*) Nach Exod. 12, 38 zog ein großer Troß gemischten Volkes mit, und nach Num. 11, 4 gab aufgeraffles Gesindel das Beispiel bösen Gelüstens.

Die Aufgabe Josua's, seines Nachfolgers, das Volk Israel in's Land Kanaan einzuführen, war von höchster, providentieller Bedeutung. Dieses Land ist sicher nicht zufällig zur Heimath der Offenbarung erkoren worden. Wir dürfen seine Eigenthümlichkeit *) nicht übersehen, wenn wir nicht mit Recht den Vorwurf des großen Geographen verdienen sollen (Ritter. Arabien. I. S. 30 ff.). Doch nicht bloß die Beschaffenheit des Landes, sondern auch sein Verhältniß zu den andern Ländern steht im innigsten Zusammenhange mit der Bestimmung des Volkes Israel. Palästina liegt in der Mitte zwischen jenen Ländern, deren Kultur bis auf Christus entscheidende Bedeutung für die Geschichte der Menschheit hatte. Diese Stellung ist auch von Wichtigkeit für Israel's spätere Bestimmung gewesen. Die Zerstreuung jüdischer Colonisten in alle bedeutenden Städte und Staaten war dadurch eben so erleichtert, wie die Verbreitung des Christenthums. Indeß war es nicht leicht, dieses Land zu erobern, weil es dicht bevölkert und durch seine gebirgige Beschaffenheit außerordentlich fest war. Auch konnte der Kampf selber nur dadurch gerechtfertigt erscheinen, daß er im Namen Gottes geführt wurde, der Israel durch große Wunder zum Siege half. Es ward ihm die Executive der göttlichen Strafgerechtigkeit übertragen mit der thatsächlichen Warnung, daß also in gleicher Weise auch ihm geschehen werde, wofern es von seiner Bestimmung abwiche. Darum war es durchaus kein gewöhnlicher Eroberungszug, sondern ein heiliger Krieg, bei dem alle eigennützigen Gelüste wegfielen, oder nicht ohne strenge Rüge befriedigt wer-

*) „Wer nur dem verhältnißmäßig doch kurzen Laufe des Jordans vom todten Meere an, dann am Tiberias- und Meromsee vorüber bis zu den obersten Quellen am Antilibanon folgt, der durchwandert in wenig Tagen klimatische Zonen und mit ihnen zugleich verschiedenartige Hauptformen des Gewächsreiches, wie sie in andern Gegenden der Erde um Hunderte der Meilen auseinander liegen.“ Schubert, Reise in's Morgenland.

den konnten. Nach siebenjährigen Kämpfen war so viel Boden gewonnen, daß die Vertheilung unter die einzelnen Stämme im Allgemeinen vorgenommen werden konnte. Damit schließt das öffentliche Leben Josue's, und mit ihm ein Hauptabschnitt unseres Buches. Den Anhang bildet eine kritische Begründung des Pentateuches und Buches Josue nach ihrem Charakter als heilige Schriften. S. 55 bis 186.

V. Kampf der mosaischen Offenbarung mit der phönizisch-babylonischen Religion. Von Josue bis Cyrus. Es wäre uns unbegreiflich, wie es kam, daß die Israeliten den Sieg über die Heere der Kanaaniter leichter gewannen, als über deren Religion, wenn wir nicht wenigstens theilweise den Zauber würdigen könnten, welchen ihr Cult über die Israeliten übte. Zunächst nämlich war es der Reiz einer reichen Fülle vorgeblicher Geheimwissenschaft, Mysterien, Magie und Astrologie, wodurch der Mensch vermeintlich die Zukunft erforschen und ihre Geschicke nach seinem Willen leiten konnte; dann die Modalität des Cultus, welcher nur am Aeußern hing und dem der Begriff der Heiligkeit ganz fremd blieb, während die mosaische Institution mit ihrem strengen: „du sollst nicht" den menschlichen Leidenschaften, überall im Wege stand; endlich selbst seine bluttriefenden Weihungen und Menschenopfer, so wie seine schändlichen Orgien. Durch letztere wurden die wildesten Naturtriebe geheiliget, durch erstere bekam der heidnische Cult den Schein noch größerer Strenge, als selbst der mosaische.

Im Verlaufe der Richterperiode tritt Ein heidnisches System der Religion Israels gegenüber, welches wir das babylonisch-phönizische nennen können. Es ist indeß verschieden je nach der Auffassung bei den einzelnen Nationen, welche zwischen dem Nil und dem Euphrat wohnen. Indem der Reihe nach die bedeutendsten dieser Völkerschaften sich Kanaans zu bemächtigen strebten, versuchte sich nach und nach dieses ganze Heidenthum an Israel, nicht ohne Erfolg. Ja wäre die An-

nahme eines fremden Cultes nicht zugleich mit dem Joche schwerer Fremdherrschaft verbunden gewesen, so würde nach dem Gange rein menschlicher Einflüsse die Offenbarung von Sinai erlegen seyn. So aber lehrte glücklicher Weise der Druck die Israeliten um Erlösung schreien, und war die Hilfe Gottes, die zunächst in der Erweckung der Richter bestand, nicht ohne Mitwirkung des freien Verlangens von Seite des Volkes erfolgt. Die Stellung und Macht dieser Richter war verschieden. Nicht Wahl, nicht Erbfolge führte sie zum Besitze ihrer Gewalt, sondern sie treten selbst auf, getrieben von Vaterlandsliebe und dem Geiste Gottes, zum Theil berufen durch außerordentliche Erscheinungen. Manches in ihrem Leben und Vieles in dieser ganzen Periode (selbst Ruth nicht ausgenommen) scheint mit dem Geiste der Offenbarung nicht zu harmoniren. Allein man darf sich die Ausübung der Religion in diesem eisernen Zeitalter nicht so denken, wie in den Tagen eines Hillel. Das mosaische Gesetz war gegeben; aber es brauchte lange, bis sein Geist ganz in's öffentliche Leben eindringen, und dasselbe nach allen Seiten hin beherrschen konnte. Gerade darin zeigt sich die göttliche Kraft des Mosaismus, daß sein Sieg nach und nach, aber desto vollkommener gewonnen wurde gleich dem Christenthume. Den Uebergang zu einer neuen, glanzvollen Periode aus der Tiefe der trostlosesten Erniedrigung bildete Samuel. Er hatte den Beruf, eine Erlösung von innerem und äußerem Verfalle zu vollbringen, welche das Vorbild der großen Erlösung Christi ist. Zwar konnte es nicht geschehen auf dem Wege, der in dem mosaischen Gesetze angewiesen war durch Concentrirung aller Stämme um das geistige Haupt des Volkes, den Hohepriester, sondern durch Begründung des Königthumes, das übrigens dem Geiste des Mosaismus nicht entgegen war, falls die Wahl von Gott ausging. Weil aber diese Neubegründung Israels so außerordentlich wichtig war, konnte sie bleibend nur von einer Persönlichkeit ausgehen, die sich ganz an Gott ergab. Saul bestand diese Probe nicht, darum wurde er von Gott

n. Seine vierzigjährige Regierung steht ganz parallel
igjährigen Aufenthalte des Volkes in der Wüste. Von
andpunkte aus betrachtet, wird seine Verwerfung nicht
remden. Dem neuerwählten König David fehlte es
langjährigen und bitteren Prüfungen. Von seinem
anzigsten bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre mußte
aul wie ein gehetztes Wild von Versteck zu Versteck,
zu Berg fliehen, und mehr als einmal schien er ret-
verloren. Da stählte er und läuterte er seinen Hel-
da zeigte und bewährte sich jenes bewunderungswür-
vertrauen, jener Edelsinn, jene tiefe Religiösität, die
hohen Berufes so würdig machte, und die Liebe des
mmer mehr gewann und sicherte. Seine glorreiche
z ist uns bekannt. Salomo trat ein schönes Erbe
er in den ersten Jahren seines Königthumes eben so
glänzend verwaltete. Er glich einem Kaufmanne, der
prunkvollen Haushalte den Reichthum seines sparsa-
rs zur Schau legt, darin aber auch zugleich den
n Verfalle seines Hauses streut. Das großartigste
lomons, von außerordentlichen Folgen auch für die
lt, war die Erbauung des Tempels. Sie lenkte die
mkeit der ganzen heidnischen Welt auf Jerusalem,
nem Hauptherde religiöser Verehrung für ganz Vor-
vurde. Dadurch und durch die Handelsverbindungen
s und Aegypten und eine Flotte, welche bis nach
chen Meere segelte, ward der Israelitische Staat ein
latz fremder Einflüsse; das Volk ward aus seiner
herausgerissen. Salomo schien allerdings mit solchen
sgerüstet, daß er stark genug war, nicht bloß diese
on Seite des Heidenthumes von Israel abzuwenden,
im Gegentheile ein Lehrer der Heiden zu werden;
en Gaben lag auch die Versuchung nahe, die Welt
willen zu lieben, und den Geist ihr unterthänig zu
die Naturweisheit ward ihm der Uebergang zur Naturver-
. *So beginnt der Kampf gegen das* syrisch-phönizische

Heidenthum von neuem, jedoch unter ganz andern Umständen, als in der Zeit der Richter. Er wurde von nun an viel großartiger, weil die Berührung mit dem Auslande mannigfacher geworden war. Es scheint, daß ganz Israel diesen Kampf nicht mehr siegreich ausführen konnte; es mußte eine Aussonderung des innerlich und äußerlich mehr gesicherten Juda von den übrigen Stämmen eintreten in der Trennung des Reiches unter Rehabeam. Wie tief das Verderben schon um sich gefressen hatte, zeigt sich in dem reißend schnellen Abfalle des Zehn-Stämme-Reiches zu einem fast vollendeten Heidenthum. Doch erhielt es sich dritthalb hundert Jahre, obgleich unter namenlosen Gräueln, da bei zwanzig (oder achtzehn Königen, weil Zacharias nur sechs, Schallum nur Einen Monat regierten) neun Dynastien gezählt werden. Weniger betrübend ist der Anblick des südlichen Reiches, doch keineswegs tröstlich. Einzelne Könige wirkten dem Götzendienste entgegen, aber mit durchgreifender Energie wenige. Auch dieses Reich würde dem Andrange der vom achten Jahrhundert an sich bildenden asiatischen Weltreiche bald erlegen seyn, wenn es nicht einen mächtigen Stützpunkt in seinen Propheten gehabt hätte, von denen übrigens auch das nördliche Reich keineswegs entblößt war.

Von da nimmt der Verfasser Gelegenheit, auf das Prophetenthum und die reiche Prophetenliteratur, mit Einschluß der heiligen Poesie und Geschichtschreibung (Kap. 3, 4 u. 5), überzugehen. Mit Vorliebe behandelt er darin den Propheten Isaias und Job aus den poetischen Büchern. Er bleibt sich seinem Plane getreu, den Schriftsteller aus seiner Zeit zu erklären, und seinen Einfluß auf sie zu würdigen. Eigenthümliches und Neues wird auch hier Vieles geboten; doch können wir dasselbe nicht, wenn auch noch so gedrängt, hervorheben oder andeuten. Bloß subjective Anschauungen, zu denen jedes bildsame Talent bei den Studien über die prophetische und poetische Literatur der Hebräer hingezogen wird, können nicht leicht Gegenstand bloß allgemein gehaltener kritischer Würdigung seyn. Referent könnte nur wieder seine subjective Mei-

nung geltend machen, und bekanntlich sind hierin die Gelehrten am schwersten zu überzeugen. Man liebt und hegt seine oft mühsam errungene Ansicht, wie die Mutter ihr Erstgebornes. Der bescheidene Verfasser dieses uns so lieb gewordenen Buches wird gewiß Jedem die Freiheit lassen, die er für sich selbst in Anspruch genommen hat. Um so schmerzlicher berührt Jeden, dem seine Selbstständigkeit lieb ist, die absolute Verachtung Gewisser, womit sie Alles von sich weisen, was nicht ihrer Meinung huldigt. Diese mädchenhaft eitle Exclusive hat das Misere unserer gegenwärtigen theologischen Wissenschaft zum großen Theil herbeigeführt.

So wieder recht in seinem Felde, bewegt sich der Verfasser in der Beschreibung des Exiles, seiner Bedeutung und seiner Folgen. Zunächst wirft er einen Blick auf das assyrische Exil zurück, und sucht dasselbe geographisch sicherer und genauer zu bestimmen, als bisher zu geschehen pflegte. Er verlegt die Exulanten von Ephraim tief nach Asien, von Medien bis an den Hindukusch. Die vielen Quellen, welche er hier außergewöhnlicher Weise anführt, zeigen, mit welcher Sorgfalt Haneberg alle Spuren der geheimnißvollen Verbreitung der heutigen Juden bis tief in die Mongolei hinein verfolgte. Die babylonische Deportation trägt einen andern Charakter; bei ihr blieb die Masse des Volkes innerhalb des Euphrat und Tigris, und concentrirte sich um Babylon, obgleich auch hier einzelne Auswanderungen statt gefunden haben. Ein starker Ableger des Judenthums wurzelte und trieb in Aegypten. So konnte das Judenthum sich an den großen Ereignissen betheiligen, welche das sechste Jahrhundert vor Christus auszeichnen. (S. 187 bis 372.)

(Schluß folgt.)

II.

Archiv für die Geschichte der Republik Graubünden. Herausgegeben von Th. v. Mohr. Erster Band. Erstes und zweites Heft. Chur. 1848. 1850.

Es ist in der That eine auffallende Erscheinung, daß zu derselben Zeit, wo die Schweiz wie Deutschland von den Stürmen der Revolution bewegt wird, man dort doch noch mehr Muße für die ernsten Studien der Geschichte erübrigt, als bei uns. Wir haben neulich die Regesten, durch welche Mohr und Stetten sich verdient gemacht haben, besprochen, und reihen daran nunmehr einige Worte über das oben erwähnte Archiv. Dasselbe zerfällt seiner Anlage nach in zwei verschiedene Bestandtheile; der eine ist eigentlicher Codex diplomaticus, der andere soll historische Mittheilungen enthalten, welche zugleich für einen größeren Lesekreis, als für den Geschichtsforscher vom Fache, berechnet sind; namentlich: größere und kleinere Geschichtsquellen, die bisher theils nur im Manuscript, theils in lateinischer Sprache, enthalten waren, letztere in deutschen Uebersetzungen; ferner Jahrzeitbücher, Urbarien, je nach ihrer Wichtigkeit, aber im Auszuge, endlich: historische Abhandlungen, Biographien und Beiträge jeder Art, die zur Beleuchtung der älteren und neueren Geschichte des Landes und einzelner Theile desselben, oder zur Charakteristik der Sitten- und Culturzustände einzelner Zeitabschnitte und Gegenden dienen.

Die beiden vorliegenden Hefte enthalten nun bereits mehrere Mittheilungen der Art, die zunächst und unmittelbar zwar nur dem kleinen Ländchen Chur angehörig, dennoch in so fern ein viel allgemeineres Interesse bieten, als mehrere derselben von Personen herrühren, welche nach Schweizer Art als Offiziere in fremden Diensten gestanden haben. Wir zählen dahin die interessanten Briefe des Ritters Florian Sprecher von

rnegg an seine Frau, die mit den Worten: „Myn eheliche
iv und fründlichen Grus zuvor, myn herzliebe Thurethe“
angen, und dieser auf eine anmuthige Weise seine Heeres-
e, insbesondere die, welche er an der Spitze seines Fähn-
s im Dienste des Königs Heinrich III. von Frankreich ge-
die Ligue mitmachte, beschreibt. Es gehört dahin ferner
Mémoire sur les Grisons, welches Ulysses von Salis-
rschlins, von 1768 bis 1792 Geschäftsträger Frankreichs,
der Republik Graubünden im Jahre 1767 dem Herzog von
ieul überreichte. — Von großem historischen Werthe sind die
enkwürdigkeiten des Fortunat von Juvalta“ (1567 bis
9). Der Verfasser, reformirter Confession, ist ein Autor,
en Glaubwürdigkeit hinsichtlich der Thatsachen alle Anerken-
g verdient; er erzählt, was er selbst gesehen und erfahren,
offener Freimüthigkeit. Zu seiner persönlichen Charakteristik
jen einige Worte hier ihre Stelle finden, welche seine Er-
ung betreffen: „Von Augsburg (wo Fortunat zwei Jahre
der St. Anna-Schule zugebracht hatte) in mein Vaterland
ickgerufen, brachte ich volle zwei Jahre, zu großem Nach-
l meiner dadurch gänzlich vernachlässigten Studien, am
e Peters, Fürstbischofs von Chur, meines Oheims müt-
cher Seite zu; eine Zeit lang beschäftigt, Lehenbriefe zu
eiben, die übrige der Bedienung des Fürsten widmend. Der
enthalt unter den Hofleuten, von welchen die Meisten dem
nke und anderm müssiggängerischen, eiteln Treiben ergeben
en, war ein schlüpfriger Zeitpunkt für meine Jugend. Es
i Einer zur Nüchternheit und Enthaltsamkeit besonders ge-
ssen seyn, um mit dem verderblichen Zusammenleben mit
vohnheiten und Lastern dieser Art nicht angesteckt zu wer-
. Nach Abfluß von zwei Jahren begab ich mich nach Dil-
en und trieb in dem dortigen Jesuitencollegium zwei Jahre
urch, und nicht ohne befriedigenden Fortschritt, rhetorische,
sche und philosophische Studien. Dort ist nicht zu befürch-
, daß die Jünglinge vom Pesthauche des Lasters angesteckt
verdorben werden, *denn scharfe strenge* Zucht hält sie Alle

im Zaum; Keinem wird Geld in Händen gelassen, Keiner darf aus dem Collegium hinausgehen, Keinem wird unnöthiger Aufwand zu treiben gestattet. Köstliche Kleider zu tragen, ist verboten, damit nicht durch dieses Beispiel auch Andere zur Eitelkeit gereizt, und die Eltern durch die Verschwendung der Söhne auf unbillige Art sich einzuschränken genöthigt werden. Die Lehrart, die Emsigkeit und den Fleiß dieser Männer muß ich loben und billigen." Aus dem Munde eines Reformirten ist dieses Lob der Jesuiten gewiß kein geringes; ihm darf man es zu Gute halten, wenn er fortfährt: „würde aber dennoch keinem Reformirten rathen, seine Kinder zu ihrer Ausbildung dorthin zu senden, denn stets arbeitet man mit allen Kräften dahin, den Jünglingen papistischen Aberglauben und Irrthümer einzupflanzen, welche bei tiefer geschlagenen Wurzeln nur schwer ausgerottet und vertilgt werden können." Auch hierin liegt in Wahrheit ein großes Lob für den Orden, von dessen Anstalt Fortunat sich nur sehr ungern trennte. — Sehr bezeichnend für die Gesinnung des Autors ist der Schluß seiner Chronik; nachdem er erzählt, wie ihm im Leben so manches fehlgeschlagen, bemerkt er: „Später sah ich ein, daß dieß zu meinem größten Vortheile diente, und erkannte die väterliche Fürsorge und den Finger Gottes darin. Wenn mir nämlich die Landeshauptmannsstelle zugefallen, würde ich in der darauf folgenden Zeit des Aufruhrs in tausend Schlingen und Verfolgungen gerathen seyn, und hätte meinen Untergang kaum vermeiden können. Gott wollte, daß ich nach Salomons Wunsch mich mit der Mittelmäßigkeit begnügen, nicht leben im Ueberfluß, und auch nicht bittern Mangel leiden sollte. Wer ausreichen kann, wünsche nichts weiter. So übte mich Gott in Glück und Unglück, Freud und Leid, und erhielt durch seine gränzenlose Güte mich unverletzt bis zum Jahre des Herrn 1649, meines Alters im 82sten, in welchem ich dieß mit vor Alter schwerer und zitternder Hand niederschrieb. Dieser gnädigste Vater und Herr möge mich endlich nach seiner Barmherzigkeit zur ewigen Seligkeit eingehen lassen. Ihm sei Lob, Ehre und

ihm in Ewigkeit." Wie wenige Menschen denken heute zu ge so! — Er starb fünf Jahre darnach.

Außer „Einhard Glarner's (des letzten katholischen Bürgers von Chur) gründlicher Erzählung von der Zerstörung des osters St. Nicolas in der Stadt Cur Anno 1563" nimmt n übrigen Raum der beiden Hefte der Codex diplomaticus , welcher fünfundachtzig Urkunden von 452 bis 1038 enthält; sind zwar die meisten derselben gedruckt, so sind doch ch manchmal interessante Inedita darunter, so wie auch die gfältige Vergleichung von Handschriften Veranlassung zu len Berichtigungen der schon bekannten Urkunden geboa hat.

III.

Bartholomäus Holzhauser's Lebensgeschichte und Gesichte, nebst dessen Offenbarung des heiligen Johannes. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Einleitungen und Erläuterungen versehen durch Ludwig Clarus, Verfasser des Cölibates, der Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter, Schweden Sonst und Jetzt rc. Zwei Bände. Regensburg, 1849.

Es ist früher in diesen Blättern (Bd. 22, S. 172) auf die uslegung der Offenbarung Johannis von Bartholomäus Holzusser ausführlich Rücksicht genommen worden. Es bietet sich dem vorliegenden Werke ein neues Mittel dar, nicht nur ne Arbeit des frommen Sehers, sondern den Mann selbst nau und gründlich kennen zu lernen, zugleich aber Jem sich selbst ein angemessenes Urtheil über derartige isionen zu bilden. Der Verfasser, welcher sich einer hr dankenswerthen Aufgabe unterzogen hat, geht zunächst n dem Standpunkte aus, daß, nachdem einmal die große eissagung von der Erscheinung des Erlösers erfüllt worden ar, die spätere *Prophezie, wie sie insonderheit* in der Apoka-

lypse enthalten ist, einen viel geistigeren Charakter und eine viel bildreichere, symbolischere und allegorischere Form angenommen habe und annehmen konnte, als die frühere, durch welche das künftig erscheinende und unbekannte Reich in klarer und unzweifelhafter Darstellung gefaßt werden mußte. Je mehr aber die Weissagung den wesentlichen Charakter der Apokalyptik verläßt und sich mit den großen Weltgeschicken beschäftigt, desto faßlicher werden die Gesichte, in denen sie sich darstellt, und ein desto größeres Interesse erregen sie bei den Weltmenschen, unter denen auffallender Weise gerade die Religionsgegner und Indifferentisten diejenigen sind, die sich nicht bloß dafür, sondern für alle magischen Vorgänge und Erscheinungen in einem Grade interessiren, welcher alle ruhige Prüfung und Forschung ausschließt. Der Verfasser verweist in dieser Hinsicht namentlich auf Giordano Bruno, der, ein völliger Gotteslaugner, blind an Magie, Genien, Dämonen und Seelenwanderung glaubte. Auch die Beispiele Gustav's III., der von Demoiselle Arvidsson, und Napoleons, der von der Lenormand Aufschluß über die Zukunft haben wollte, gehören hieher. Diese sind fast stärkere Zeugen für das Vorhandenseyn einer geheimnißvollen Welt, als der christliche Denker, welcher mit ruhigem Nachdenken vom Vorhandenseyn eines wirklichen Inhaltes der Mystik eine feste Ueberzeugung gewonnen hat. Wenn Mesmer, Cagliostro, Gaßner u. A., die Führer und Lenker der Freigeister eines atheistischen Jahrhunderts wurden, so ist es noch viel weniger zu verwundern, daß in neuester Zeit die unter dem Namen Hermanns von Lehnin verbreiteten Weissagungen ein so großes Ansehen gewonnen haben, daß ein protestantischer Geistlicher in Num. 54 der neuen preußischen Zeitung 1849, der bekannte Dr. Meinhold, den Ausspruch des Mönches: „daß der Papst seine Heerde zurückempfangen und die ganze Welt wieder katholisch werden solle", für gar nicht so unwahrscheinlich hält, und behauptet, seit den Zeiten der Propheten habe es keinen so wunderbaren Mann gegeben, als Hermann von

Lehnin. Und wahrlich es möchte dem märkischen Propheten, wer er auch immer gewesen seyn mag, schwerlich streitig gemacht werden, daß er ein wunderbar erleuchteter Mann gewesen sei, obschon mit dem Verfasser des vorliegenden Buches gewiß zugestanden werden muß, daß er nicht für wunderbarer zu halten sei, als viele tausend Andere, die, wie er, seit den Propheten, geweissagt haben. Zu diesen gehört unstreitig Bartholomäus Holzhauser, dessen Weissagungen sich von denen Hermanns von Lehnin, wie der Verfasser bemerkt, dadurch unterscheiden: 1) daß man über die Person des Verfassers und seinen Werth als Mensch und Christ ziemlich genaue und vollständige Nachrichten, und daher an der Persönlichkeit einen weit sichereren und zuverlässigeren Halt zur Beurtheilung der Dignität seiner Schauungen hat; 2) daß die Gesichte ausführlicher sind; 3) daß sie eine weit stärker hervortretende kirchliche Bedeutung haben; 4) daß die lehninischen Weissagungen mehr im Geiste und Style der Prophezeiungen des alten Testamentes gehalten sind, die holzhauser'schen dagegen mehr einen apokalyptischen Anstrich haben.

Das vorliegende Werk enthält nun im Einzelnen: „das Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes, Bartholomäus Holzhauser", bearbeitet nach der im Jahre 1784 zu Bamberg erschienenen, in lateinischer Sprache geschriebenen Biographie desselben. Diese Lebensbeschreibung bietet, in den vielen eingetroffenen Voraussagungen Holzhausers in verschiedenen Lebensverhältnissen desselben, dem Verfasser mehrere Anhaltspunkte für seine sehr interessanten Vorbemerkungen, die er in einem Umfange von vierzig Seiten den „Gesichten" voraussendet. Jedes der zehn „Gesichte", so wie das sehr dunkle „Nachgesicht" wird von dem Verfasser mit einem erläuternden Commentar begleitet, in welchem man, ohne daß es auf dem Titel der Schrift bemerkt worden wäre, gewiß sogleich den geistvollen Autor des „Cölibates" und der Schrift „die Tyroler extatischen Jungfrauen" wiedererkannt hätte. Hieran reiht sich sodann in dem zweiten Bande eine neue Uebersetzung der „Erklärung der Offenbarung des heiligen Johannes."

XVI.

Preußische Briefe von einem Protestanten.

Ein Protestant als Mitarbeiter ist in Ihren Blättern gewiß eine seltene wenn nicht einzige Erscheinung. Ebenfalls beweisen Sie, wenn Sie meine Briefe zulassen, daß ein eifriger kirchlicher Glaube mit jener beliebten Eigenschaft, Toleranz genannt wohl verträglich ist. Wer Ihre Blätter mit Verständniß gelesen hat, wird übrigens nie darüber in Zweifel gewesen seyn, daß Sie die rechte Toleranz in einem weit höhern Grade besitzen und zu üben wissen, als jene Schaaren von lichtfreundlichen deutschkatholischen und atheistischen Volksrednern, deren Mund beständig von dem Worte Toleranz überfließt, die aber in ihrer Beschränktheit und rohen Parteisucht zu irgend einer Art Duldung und Verständniß einer anderen Ansicht als die ihrer Persönlichkeit ganz unfähig sind.

Wie kommt es aber, daß ein protestantischer Preuße sich in die antiprotestantischen und antipreußischen Blätter verirrt? Was den ersten Punkt, die verschiedene Confession anbetrifft, so ist es wohl besser, darüber zu schweigen. Vielleicht finde ich später Gelegenheit und Muth, meine Confessionen über meine Stellung zum Protestantismus — von einer protestantischen Kirche kann überhaupt kaum noch die Rede seyn — offen auszusprechen. Da ich mir vorgenommen habe, über die

wesentlichsten Verhältnisse in Preußen mein Herz in diesen Blättern auszuschütten, so wird sich diese Gelegenheit wahrscheinlich ganz von selbst ergeben, wenn ich in spätern Briefen auf die kirchlichen, oder vielmehr verzweifelt unkirchlichen Zustände Preußens zu sprechen komme. Vorläufig nur die Bemerkung, daß ich mich jedenfalls hochgeehrt fühle, wenn die katholische Redaction in ihren Blättern mich duldet.

Ich bin nicht der einzige Protestant in Norddeutschland, der die historische Organisation der katholischen Kirche und die aus ihr hervorgehenden Heilsmittel anerkennt und verehrt, und dem der Kummer darüber täglich am Herzen nagt, wie kläglich es dagegen mit unsern protestantischen Verhältnissen beschaffen ist. Es gibt gar Viele, die es verschmähen, sich über unsere Armuth und unser Elend selber zu täuschen, und sich trügerische Hoffnungen über eine Zukunft zu machen, der die Bedingungen und die Kräfte fehlen.

Es sind gar Viele, denen es so geht wie mir und deren Blicke mit Nothwendigkeit auf eine Vergleichung der eigenen Zustände mit denen der katholischen Kirche sich richten. Die Erfahrungen der letzten beiden Jahre auf dem politischen Gebiete haben dazu noch mehr beigetragen; auch einzelne Uebertritte haben stattgefunden, und ich vermuthe, daß deren noch mehrere nachfolgen werden. Indessen liegt zwischen der Hoffnungslosigkeit für die eigene Kirche und zwischen dem Glauben an eine andere Kirche doch noch eine weite weite Kluft. Ich will Ihnen nicht verhehlen, wie ich vermuthe, daß einzelne dieser Uebertritte weit mehr ihre Quelle eben in dieser Desperation, oder in einer heißen Sehnsucht nach festem, christlichen Glauben, nach Heilsmitteln und ausreichender Seelsorge haben, als in einem schon vorhandenen Glauben an die katholische Kirche; sie hoffen das erst von der Kirche zu erlangen, was man doch schon haben soll, wenn man sich zu einer andern Kirche feierlich bekennt. Ich für meine Person — da haben Sie gleich meine erste Confession — muß ein solches

vorzeitiges und mehr oder weniger unwahres Bekenntniß für Sünde halten, und zwar für eine sehr schwere Sünde, von der ich fürchte, daß sie sich später noch schwerer rächen werde. Ich verkenne freilich auf der andern Seite nicht, wie schwer es ist, festen Glauben an eine Kirche zu gewinnen, wenn es an allen Hilfsmitteln fehlt, und wenn eben das Leben innerhalb dieser Kirche uns nicht unter die Arme greifen kann. Das hindert aber nicht, daß ich bei dem einfachen Satze stehen bleiben muß: man darf kein unwahres Bekenntniß ablegen, und man kann es mit der subjectiven Wahrhaftigkeit des Bekenntnisses nie scharf und genau genug nehmen. Vielleicht halten Sie es für angemessen, in diesen Blättern einmal die Frage, in welchem Gemüths- und Glaubenszustande ein Combattant seyn müsse, um zum Convertiten werden zu können, gründlicher zu besprechen.

Wie ich aber als Preuße dazu komme, in diesen antipreußischen Blättern meine Zuflucht zu suchen, darüber will ich mich etwas weitläufiger in diesem ersten Briefe aussprechen; wenn ich diese Blätter mit dem Namen „antipreußisch" bezeichne, so will ich Ihnen nicht den mindesten Vorwurf damit machen. Ich meine damit nicht, daß Sie dem deutschen Staate Preußen nicht alles Liebe und Gute gönnten, oder gar auf dessen Vernichtung ausgingen. Keineswegs, ich glaube vielmehr, daß Sie es mit Preußen ehrlicher meinen, als gar mancher eingefleischte Stockpreuße, und daß Sie die wahren Bedingungen seiner Existenz und seines Wohles, so weit sie mit den Interessen Deutschlands und Europas übereinstimmen, besser erkennen, als mancher am Ruder stehende preußische Staatsmann; aber Sie sind der Gegner der falschen, unpolitischen und unchristlichen Maximen, die in Preußen nur zu sehr überhand genommen haben; Sie sind der Gegner des schlechten, nicht des guten Preußenthums, und in dieser Beziehung stehe ich vollständig mit Ihnen auf ein und demselben Boden. Ich fürchte fast, daß ich noch schwärzer sehe, wie Sie, und daß ich im Verlaufe dieser Briefe so viel

Schlimmes zeigen werde, daß der Leser zuletzt fragen kann: wo bleibt denn nun aber das Gute, um dessentwillen es der Mühe werth wäre, daß Preußen noch ferner existire? Also — mein Verhältniß zu Preußen, d. h. mein inneres Verhältniß, meine äußere Stellung zu diesem Staate kann für die Leser gleichgültig seyn; genug, daß es eine völlig unparteiische ist, daß ich nicht preußischer Staatsdiener bin, nie seyn will, und nie habe seyn wollen — was aber mein inneres Verhältniß zu dem preußischen Staate betrifft, so ist damit im Laufe der Zeit eine vollständige Revolution vorgegangen; wenig Menschen mögen wohl so viel Liebe zu Preußen gehabt, und so große Hoffnungen auf dasselbe gesetzt haben, als ich von früher Jugendzeit an, und ich kann es mit Aufrichtigkeit behaupten, ich habe mich gewehrt wie ein Verzweifelter, ehe ich meine Hoffnungen aufgab und ehe ich zu der Erkenntniß gezwungen wurde, daß von Preußen die deutsche Freiheit nicht zu erwarten sei, daß die Wiedergeburt Deutschlands nicht durch, sondern vielmehr trotz Preußen in's Leben gerufen werden könne.

Ich bin übrigens nicht der Einzige, der sich dieser Illusion von dem künftigen Berufe Preußens hingegeben hat. Seit vierzig Jahren haben viele der besten und einsichtsvollsten Männer Norddeutschlands diese Ansicht getheilt, und ihre besten Lebenskräfte an die Erreichung dieses falschen und unmöglichen Zieles zersplittert. Diese falsche Ansicht von der künftigen Bestimmung Preußens hat viel Unheil und Verwirrung in Deutschland angerichtet. Sie hat namentlich schon auf dem Wiener Kongresse eine bessere Gestaltung der deutschen Verhältnisse verhindert. Es ist aber interessant, den Ursachen nachzuforschen, wie der Glaube entstehen konnte, daß eben derjenige Staat der Träger und Wiederhersteller des deutschen Rechtes seyn werde, der seiner ganzen Entstehung und bisherigen Geschichte nach im schroffen Gegensatze zum deutschen Recht und zur deutschen Freiheit gestanden hatte. Diese Untersuchung führt uns auf ein eben so tragisches, als großartiges Phäno-

men, in dem wir entdecken, daß es das Genie eines einzigen großen Mannes war, welches, indem es sich in seinem Gegenstande vergriff, die Mitlebenden auf diese falsche Bahn fortriß. Es war der Freiherr von Stein, der sich dem preußischen Staatsdienste widmete, um das deutsche Reich in all seiner alten Freiheit und Kraft, mit Hülfe Preußens, wieder verjüngt herzustellen. Er war es, der die Institute altdeutscher Freiheit, freie Gemeinden, Reichsstände u. s. w. auf diesen unfruchtbaren, sterilen Boden zu verpflanzen suchte. Er selbst ist an diesem Irrthum als Staatsmann zu Grunde gegangen, an diesem Irrthume, gleich einem zweiten Pygmalion, einer bloßen Maschine Seele und selbstständiges Leben einhauchen zu wollen. Aber die Kraft seines Geistes und die Richtigkeit seiner Ideen (abgesehen von dem Stoffe, mit dem er sie umkleidete) war so groß und bewunderungswürdig, daß die bedeutendsten Geister davon ergriffen wurden, und sich mit und unter ihm zu zu demselben Ziele vereinigten. Auf diese Weise entstand ein künstliches Leben auf einige Zeit in Preußen, welches leicht für den Anfang eines wirklichen genommen werden konnte. Die bald darauf ausbrechenden Freiheitskriege unterstützten noch diese Illusion, indem man die nationale Tapferkeit, womit die Preußen vorangingen und ihr Blut verspritzten, mit den Steinischen Ideen zur Wiederbelebung eines innern Rechtslebens in Verbindung brachte und verwechselte. Wenn nachher der alte willkürliche, recht- und gewissenlose Schreibermechanismus wieder überhand nahm, so trösteten sich die Jünger Steins mit dem Gedanken, daß die Ursache davon nur in einzelnen engherzigen, an der Spitze der Macht stehenden Persönlichkeiten liege, welche weder Neigung noch Beruf hatten, auf der von Stein vorgezeichneten Bahn fortzuschreiten. Grollend und täglich in ihren tiefsten Ueberzeugungen verwundet, gaben sie doch die Hoffnung auf den künftigen Beruf Preußens zur Wiederherstellung deutschen Rechts, deutscher Freiheit und Macht nicht auf. Den Torso der Stein'schen Gesetzgebung vertheidigten sie Schritt für Schritt im treuen

glauben, daß die Hindernisse mit der Zeit schwinden würden, die sich dem Ausbau derselben entgegenstellten. Stein selbst hat in seinen letzten Lebensjahren wohl ziemlich resignirt. Er wandte seine Seele immer mehr einem andern und höhern Vaterlande zu; seine treuesten Freunde und besten Jünger, wie Niebuhr, starben an gebrochenem Herzen; andere, die er mehr mit sich fortgerissen, als innerlich gewonnen hatte, führten nur noch seine Maximen im Munde, während sie sich im Handeln der alten Bureaukratie und alten Willkürherrschaft anschlossen; noch andere verfielen in bitterer Opposition dem gemeinsten Rationalismus; aber Niemand von der Stein'schen Schule kam zu der Erkenntniß und wagte es sich aufrichtig zu gestehen, daß die Stein'sche Gesetzgebung überhaupt für Preußen ein Mißgriff gewesen sei und nie zur praktischen Wahrheit werden könne, indem der Grundgedanke derselben die corporative Selbstbestimmung und Selbstregierung in Gemeinden, Kreisen, Provinzen und Reichsständen mit ständischer Gliederung dem Wesen des Preußenthums überhaupt nicht entspreche. Selbst die vielgerühmte Städteverfassung hat nie wirklichen Gemeinsinn in den Städten erzeugen können, indem der Preuße nach seiner ganzen geschichtlichen Denk- und Sinnesart nur seinem Privatinteresse nachgeht, und weder die historisch entwickelte Befähigung, noch die Lust hat, sich dem Gemeinwesen als freier Bürger zu widmen. Schon der große Kurfürst und nach ihm alle folgenden Regenten, vor allen Friedrich der Große, strebten dahin, die ganze Regierung, bis in die kleinsten Gegenstände, in ihrer Hand zu centralisiren, und jedes freie ständische und corporative Element zu zerstören. Es gelang ihnen vollkommen, da diese Elemente nie so stark im nördlichen Osten gewesen waren, wie in andern Gegenden Deutschlands. Zum Ersatz erhielt Preußen eine wohl disciplinirte wohl controllirte Beamtenschaft, eine rasche Verwaltung und ein kriegerisches Nationalgefühl. Das war kein unbedeutender Ersatz in einer Zeit, wo die corporative Freiheit in den übrigen Theilen Deutschlands erstarb und in Lethargie ausgeartet war, wo sie

zuletzt nur noch in den Formen, nicht aber mehr im Wesen bestand.

In solchen Zeiten der Schlaffheit, der Lethargie und Anarchie bedarf es nur eines kräftigen Willens und eines Talentes, um den Staat zu einem reinen Mechanismus umzuformen und um die Menschen mit der Vertauschung ihres alt hergebrachten Rechtes, was sie doch nicht mehr zu gebrauchen wissen, gegen einen kräftigen, centralisirenden Despotismus auszusöhnen. Aber damit wird denn auch jede höhere sittliche Idee des Staates aufgegeben, und jede Fortentwicklung für die Zukunft. Der Organismus, der einmal zerstört und seit einem Jahrhunderte verwest ist, läßt sich nie wieder in's Leben zurückrufen. Der centralisirte Beamtenstaat hat keine Zukunft; so lange ein tüchtiger Maschinenmeister die Räder stellt und in Ordnung hält, bleibt die Sache in Ordnung. Ein weniger tüchtiger Maschinenmeister bei dieser complicirten Maschine, und Alles steht mit einem Male still und fällt auseinander. Haben sich aber die Räder vollends erst abgenützt, sind die Federn nicht mehr elastisch, greifen die Zacken nicht mehr in einander, so ist das Uhrwerk abgelaufen und Niemand kann es mehr regieren.

So steht es jetzt mit Preußen. Ich athme ordentlich frei auf, seitdem ich durch den Verlauf der letzten zwei Jahre zu dieser betrübenden Erkenntniß gekommen, durch welche es mir mit einem Male wie Schuppen von den Augen fällt, und mein ganzes bisheriges politisches Ringen und Streben wie auf einer falschen Basis erscheint. Denn was ist die schlimmste Wahrheit doch so leicht zu ertragen gegen eine phantastische Illusion, die uns täglich, stündlich mit der Wirklichkeit in Conflict bringt, und immer wieder zu neuen falschen Hoffnungen, falschen Bestrebungen hinreißt, die immer von Neuem getäuscht werden, und uns langsam an solcher Tortur leiden läßt, das ist der Geyer, der die täglich neu wachsende Leber des Prometheus wieder täglich frißt. Die Wahrheit macht nie unglücklich; sie mag uns noch so schwer und erschütternd treffen, sie erhält

uns wieder, wenn wir uns ihr mit Demuth unterwerfen. Aber die Unwahrheit, gleichviel bewußt oder unbewußt, die uns blind macht gegen Gottes Willen und Gottes Ordnung, ist der tägliche Stachel im Herzen, der nothwendig zur Krankheit und Fäulniß des eigenen sittlichen Wesens führen muß, wenn man ihn nicht herausreißt.

Sehen Sie diese Zeilen als eine Einleitung zu einer Reihe von Briefen an, in denen ich die einzelnen preußischen Zustände in Schule, Kirche und Staat u. s. w., so wie meine selbst gemachten Erfahrungen referiren will. Von welchem Standpunkte ich dabei ausgehe, können Sie aus diesen Andeutungen ersehen; ich durfte Sie und Ihre Leser nicht darüber täuschen; es ist der Standpunkt eines Mannes, der mit sehr treuer Liebe an Preußen gehangen, viele Schmerzen darob erduldet; der mit seiner Hoffnung ausgehalten hat, so lange es gehen wollte; der aber jetzt jede Hoffnung für und auf Preußen aufgegeben hat. Aehnliche falsche Hoffnungen durch Aufklärung über die preußischen Zustände in dem Herzen manches deutschen Mitbruders niederzuschlagen, hält er um so mehr für Pflicht, als er dadurch den Irrthum seines früheren Lebens und Webens sühnen kann, und es eben jetzt an der Zeit zu seyn scheint, dasjenige im rechten Lichte erscheinen zu lassen, was Preußen dem übrigen Deutschland gewähren kann, und was das übrige Deutschland von Preußen zu hoffen hat.

XVII.

Rückblicke auf die Geschichte der Revolution von 1848 und 1849.

I.

Merkwürdiges Actenstück aus den Blütetagen der Wiener Märzrevolution von 1848.

Bekanntlich waren jüdische Wühler in den Wiener Märztagen die grimmigsten Schreier und die giftigsten Aufhetzer gewesen. Zum Lohne dessen forderte Jung-Israel, als seine Errungenschaft, die Emancipation. Aber trotz der ungeheuern Gedanken- und Sprachverwirrung, welche in jenen Tagen auf die Kaiserstadt gefallen war, fand dieses Begehren bei den eingebornen Wienern, — die von auswärts zuströmenden Wühler waren zu einem nicht geringen Theile selbst Juden! — eine überaus kühle Aufnahme. Im April 1848 wurde auf den Straßen der Hauptstadt ein Flugblatt feilgeboten, welches als historischer Beitrag zur Schilderung der damaligen Stimmung in Wien nicht untergehen darf. Vielleicht hat es mit dazu beigetragen, daß seitdem die Verfechter der jüdischen Interessen in Oesterreich merklich leiser aufgetreten sind. Uebrigens scheint der Schluß des Pamphlets, der auf ein protestantisches Vaterunser deutet, die Vermuthung zu rechtfertigen, daß der, seinem sonstigen Nationale nach völlig unbekannte Verfasser kein Ultramontaner sei.

Das Actenstück selbst lautet wörtlich wie folgt:

Bittschrift der Christensklaven an die Herren Juden um Christen-Emancipation.

„Wer hat in Händen das Geld der Staaten, das Geld der Könige, das Geld des Volkes? — Die Herren Juden!“

„Wem müssen die Steuern bezahlt werden, wem fließen die Interessen der Staatsanlehen zu, wer macht die Besteurung der Curse auf dem täglichen Landtag der Börsen? — Die Herren Juden!“

„Wer hat die schlechteste Waare im Handel, bei wem kann man sicher darauf rechnen „„angeschmiert““ zu werden, wer leiht nur auf Wucher und Unterdrückung? — Die Herren Juden!“

„Wer will nur die Christen aussaugen, wer will durchaus nichts arbeiten, wer will nur Herr seyn, nur Fabriken besitzen, die Christen nur als Arbeiter benützen? — Die Herren Juden!“

„Wer verdrängt in Handel und Wandel durch Lug und Trug die Christen, — neben wessen Kaufladen kann kein Christ aufkommen, wer macht sich gar kein Gewissen daraus, die Gojim zu beschummeln, je mehr desto besser? — Die Herren Juden!“

„Wer führt das große Wort in der Tagsliteratur, wer lügt am unverschämtesten, wer redet am breitmäuligsten auf dem Markt und in Kaffeehäusern? — Die Herren Juden!“

„Wer verfolgt planweise und am wüthendsten das Christenthum in der Hoffnung, die goldene Zeit der sogenannten Juden-Emancipation, d. h. der völligen Verknechtung der Christen, herbeizuführen? — Die Herren Juden!“

„Wer sind die Directoren der Katzenmusiken, wer die Anführer bei allen Straßenscandalen und nächtlichen Spektakeln, und wer macht sich eilig aus dem Staube, wenn es Prügel gibt, und läßt vorsichtig die dummen Christen sich unter einander selber abprügeln? — Die Herren Juden!“

„Wer wird jetzt stündlich kecker und verwegener, wer rückt mit seinem Vorhaben, „„die Herren zu werden in a poor Johren““ immer unverschämter heraus, wer macht jetzt gar keinen Hehl mehr mit seinen Planen? — Die Herren Juden!“

„Wer sieht es am liebsten, wenn die Christen sich untereinander selber auffressen, wenn die Christen selber ihrer Religion spotten, und wer mischt sich in alle christlichen Religionsangelegenheiten? — Die Herren Juden!"

„Wer übt jetzt schon eine eiserne Herrschaft über die Christen, — wer wird alle Handelsläden, alle Fabriken in kurzer Zeit inne haben, wer wird den Rest des christlichen Industriecapitals in kurzer Zeit in den Händen haben? — Die Herren Juden!"

„Wer hat in Preßburg Jahrelang durch Lug und Betrug, durch Frechheit und Unverschämtheit, durch Wucher und Betrügerei gewirthschaftet, wer hat ausgestreut, daß man zu Wien für die Banknoten nicht die Hälfte mehr bekomme, um dann den Bürgern und Landleuten z. B. einen Fünfer um sechs oder acht Zwanziger abzukaufen? Wer hat also durch Niederträchtigkeit die letzte abscheuliche Verfolgung selber hervorgerufen? — Die Herren Juden!"

„Wer erzählt über diese Preßburgergeschichten nur bloß das, was zuletzt die Christen an den Juden gethan haben, und verschweigt dabei weislich, was viele Jahre lang die Juden den Christen anthaten? — Die Herren Juden!"

„Was bedeutet das? Woher kommt das, wohin führt das? Wird die völlige sogenannte Emancipation der Juden ausbleiben? — Ich meine: Nein, — ich meine im Gegentheil, sie wird kommen!"

„Auf den Juden ruht ein Segen und ein Fluch; — ein Segen: es ist ein begabtes, schlaues Volk, sie sehen dem Teufel über den Kopf und drehen ihn über den Daum. Es ruht aber auch auf dem Volke ein Fluch, das ist der Fluch der ewigen Wanderschaft!"

„Der Jude bleibt uns ewig ein Fremdling, er schließt sich keinem Volke an, er vermischt sich mit keinem Volke, er ist der größte Aristokrat! Der Jude ist überall und nirgends zu Hause, der Jude hält in seinem Volke gegen Christen auf der ganzen Welt zusammen wie Pech, während die Christen sich, besonders in neuerer Zeit, in ihre Nationalitäten zersplittern, ihre Kräfte vergeuden! Der Jude bindet sich nirgends an den Boden, denn er ist ein Fremdling, ein Wanderer, er be-

treibt keinen Ackerbau, er lebt nur vom Handel; — sein Element, seine Volksthümlichkeit, sein eigentlicher Charakter ist Wanderschaft und Handelschaft."

„Er hat die Menschenkenntniß des Vielgereis'ten schon mit der Muttermilch eingesogen, er schaut sich seinen Goi an und denkt sich dabei: „„Mit dem kann es geben toffe Massematen, den kann ich beschummeln im ersten, zweiten, dritten oder vierten Grad!""

„Die Juden haben uns, d. h. unser Geld, bereits im Sack und führen das große Wort, sie wollen nun unser noch Uebriges haben und wollen ganz allein das Wort führen, d. h. Emancipation! Nun sind wir fertig mit dem Kapitel von der Pfiffigkeit der Juden; jetzt kommen wir aber auch auf das Kapitel der jüdischen Dummheit."

„Die Juden meinen, wenn sie den Christen durch ihre jüdische, christenthumfeindliche Literatur, dem Volke durch die abscheulichsten Pamphlete (deren Verfasser größtentheils Juden sind) das Christenthum erst weggenommen haben, dann wird es sehr gut gehen, dann wird die Vermischung der Religionsunterschiede und die ersehnte Emancipation kommen."

„Das ist leicht möglich, das kann seyn! Aber das merkt euch ihr Juden! eben so wie jene Juden, die keinen Judenglauben mehr haben, die wüthendsten Feinde der Christen sind, eben so werden jene Christen, die keinen Christenglauben mehr haben, die wüthendsten Feinde der Juden seyn, ihr werdet diese Gojim drücken und aussaugen und ihre Herren werden bis auf einen gewissen Punkt, aber dann schaut euch an, was nachkommt!"

„Dieselben, denen ihr durch eure schmach- und schandvolle Judenliteratur das Christenthum genommen, um ihnen auch ihr Geld um so leichter abzugewinnen, die werden euch am Ende euer Leben nehmen und die Schädel einschlagen! Das wird das Finale eures fein angelegten Planes seyn."

„Das ist ein einfaches Rechenexempel, was Jedem klar einleuchtet, der nur ein wenig darüber nachdenkt, und was nur der in seinen Hoffnungen sanguinische, und zu seinem eigenen Verderben verblendete Jude nicht einsehen will!"

„Die Judenverfolgungen waren gerade immer zu Zeiten, wo das Christenthum mehr aus dem Volke gewichen; zudem sind die Judenverfolgungen unter anderen als christlichen Völkern immer bedeutend grausamer gewesen. Seht z. B. die Judenverfolgungen bei den Türken."

„Wenn zudem die Engländer der Juden-Emancipation das Wort reden, so muß man wissen, daß sie von der Judenmenge weniger zu fürchten haben, als wir hier in Oesterreich."

„Nach den neuesten Zählungen kommt in Großbritannien und Irland auf 2076 Menschen Ein Jude, aber in den österreichischen Staaten auf 57 Menschen Ein Jude; wir haben also vierzigmal so viel Juden als in England *). Die werden mit unserem christlichen Handel, mit unsern christlichen Fabriken, mit unsern christlichen Kaufläden in einer kurzen Zeit fertig seyn!"

„Ihr Actienbesitzer, wer hat eure Millionen, um die ihr in letzter Zeit gekommen seid? Wer hat die Börse regiert, wer hat die Actien so hoch steigen lassen? Ist das ein Geheimniß? Nein!"

„Die Spielhöhlen in Baden, Wiesbaden u. s. w. die hebt ihr auf, aber die Börsen mit all ihren Betrügereien laßt ihr bestehen? Dafür gibt es kein Mittel, keine Abhülfe? Das ist keine moralische Depravation?"

„Aber Börse muß seyn! So sagen die Herren Juden, und die Herren Juden sind unsere Herren; — legt für uns arme Teufel von Christen Bittschriften in den Kaffeehäusern auf, daß wir emancipirt werden von dem Druck der Juden!"

„Wenn ein so verlogener, ausgeschämter Jude eine Schmähschrift gegen das Christenthum herausgibt, pflegt er gewöhnlich darunter zu schreiben: z. B. Otto Löppenstein, katholischer Confession, oder Moriz Pferdbeinstein, Katholik u. s. w."

„Ich bin ein Christ und mache es nicht so wie die Juden, ich schreibe was ich bin: Ein Christ."

---

*) Auf Einen Juden kommen bei uns 57 Christen; wie viel kommen aber auf Einen jüdischen Arbeiter christliche Arbeiter? wie viel auf Einen armen Juden arme Christen?

„Ich hasse keinen Juden, der ein gläubiger Jude ist und der h ein Gewissen hat, aber das Gesindel, das uns von allen iten beeinträchtiget und unterjochen will, das mag ich nicht den! Bei alledem aber will ich nicht, daß eine Judenverfolgung mmt, aber diese wird nicht ausbleiben, wenn die Juden rtfahren, das Christenthum zu verfolgen Nr. 1; — und m die Christen im Schacher und Bedrückung ganz aussäckeln, r. 2.“

„Wenn das Christenvolk kein Christenthum und kein eld mehr hat, und um beides durch eure unablässige Bemühung kommen ist, dann, ihr Juden! laßt euch eiserne Schädel ma- en, mit den beinernen werdet ihr die Geschichte nicht über- ben!“

„Ich bin von den Juden um Tausende betrogen worden; — ein Vater verlor binnen sechs Wochen im Jahre 1819 durch s Complot von niederträchtigen Lemberger Juden Einmalhundert anzig Tausend Gulden Conv. Münze! und ich soll vielleicht ein rebner dieses Gesindels seyn? Ich soll mich für die erlittenen luste noch schönstens bedanken? Nein, ihr Herren Ju- n!“

„So wie die Sachen nun einmal stehen, seid ihr, Herren den, die Herren und wir die Sklaven! Darum allen Ernstes e Bittschrift um Christen-Emancipation. Ihr Herren Juden bt bereits das Reich, die Macht (das Geld) und so wollt ihr r zum vollständigen Vaterunserschluß auch noch die Herr- hkeit! Amen.“

Franz Schmidt.

„In Commission bei Jakob Bader, Buchhändler in Wien, tadt, Strobelgasse.“

XVIII.

Weitere Actenstücke und Zeugenaussagen zur Beurtheilung der neudemokratischen Diplomatie.

VII.

Wie die rothe Demokratie die Gemeindefreiheit versteht.

(Ein Schreiben des „Reichsregenten" Karl Vogt an Trützschler.)

„Lieber Trützschler! Joseph war schon beauftragt, mit Dir Rücksprache zu nehmen, ob Du wohl ein Commissorium in die Pfalz annehmen würdest. Ehe aber die Antwort kommen konnte, mußten wir uns entschließen, Dich zu kommitiren, in der bestimmten Hoffnung, Dich annehmen zu sehen — trotz Deiner wichtigen Funktionen in Mannheim, da Du dort ersetzlich, in der Pfalz unersetzlich bist. Ich füge Dir gleich noch bei, daß besonders die Pfälzer Westendhall über Deine Ernennung heult, während Herr Simon auf Deine Person besonders hielt. Wesentlich wurde Deine genaue Bekanntschaft mit d'Ester uns vorgehalten, der allerdings eine üble Einwirkung in der Pfalz übt, da er nur desorganisirt, aber nicht organisirt und zu Octroyirungen von Gemeindeordnungen 2c. treibt, die theils unklug sind, theils erbittern. Es gibt nichts Besseres für eine revolutionäre Regierung, als die napoleonische Gemeindeord-

nung, welche alles in die Hand der Regierung legt, und nun geht d'Ester hin, und stellt die reactionärwerdenden Gemeinden frei! So was ist zum Tollwerden. Wir hoffen von Dir, daß Du Ordnung schaffst und besonders all die privilegirten Religionsbuben zur Raison bringst, die jeder nach eigenem Kopf schreien, Niemandem gehorchen wollen, und Alles in Unordnung und Verwirrung bringen. Du bekommst durch dein Commissorium eine Art Dictatur — wir wissen, daß Du sie so gebrauchen wirst, daß sich die Revolution nicht zersplittert, und nicht durch muthwillige Verletzung des gesetzlichen Scheines erbittert, wo keine Noth dazu da ist. Spezielle Nachrichten wünschten wir über General Szaide, ob Du sowohl die Verhältnisse in Baden und der Rheinpfalz als auch den Mann selbst für geeignet hältst, ihn als Oberbefehlshaber an die Spitze der Reichsarmee von unserer Seite zu stellen. Weißt Du einen andern, so bitte ich Dich und die übrigen Regenten um Rath. Ganz speziell möchte ich Dich aufmerksam machen, daß dein erster Schritt die Einberufung einer Landesversammlung seyn muß. Alle Pfälzer sind darüber einig, und der Widerstand gegen die provisorische Regierung stützt sich besonders darauf, daß sie sich nicht mit einer solchen Versammlung umgeben und Geld erhoben habe ohne diese Versammlung. Dieselbe soll aber ja nicht den Titel „„konstituirende““, sondern nur Landesversammlung erhalten. Ferner wird es sehr dringend für Bezahlung des Zwangsanlehens Fristen zu gestatten. Das Drückende der Maßregel liegt nicht in der Taxation, sondern in der Frist von drei Tagen, binnen welcher Leute, wenn sie auch Hunderttausende besitzen, Tausende von Gulden beischaffen sollen. Römer beträgt sich schändlich, aber es bricht unter ihm der Boden. Nur noch ein paar Tage und er sinkt in den Abgrund.“

„Sie beginnen schon, wie es heißt, Soldaten standrechtlich zu erschießen.“

„Herzlichen Gruß von Deinem Karl Vogt. Stuttgart, 8. Juni 1849.“

VIII.

Demokratische Finanzoperationen.

1.

Die pfälzischen Kossuth-Noten.

(Wörtlich aus dem „demokratischen" Boten für Stadt und Land.)

„Niemand kann die Mammonsseelen mehr hassen, als wir; aber den Haß der Armen gegen alle, auch die aufopfernden Besitzenden zu predigen und dazu noch in dem jetzt so ernsten Momente, ist eine schwere Versündigung am Volke, die nie abzubüßen. Die provisorische Regierung wird wissen, was sie Leuten gegenüber, welche den Geldsack über die heiligsten Interessen des Vaterlandes stellen, zu thun hat. Sie wird sich Ansehen und Geltung zu verschaffen wissen, ohne geradezu den Rathschlägen des „Volksmanns" ihr Ohr zu leihen. Denkt an Kossuth und seine Banknoten. Der Patriotismus wird im nöthigen Falle mit Begeisterung pfälzische Banknoten als gangbare Münze gelten lassen. Die Bourgoisie, sie muß sie nehmen, und erst, wann sie sie nicht annehme, dann würden wir unser Urtheil fällen in vier Worten: „„Hängt die Vaterlands-Verräther auf.""

2.

Das freiwillige Zwangsanlehen.

(Aus einer Proclamation der provisorischen Regierung, gerichtet an die Begüterten der Rheinpfalz vom 26. Mai 1849.)

„Seht sie" (die Pfälzer Jugend) „dahinziehen, ob arm, ob reich, begeistert von dem feurigen Drange, bald mit Hoch auf das freie, einige Deutschland die feindlichen Knechte des Despotismus zu zerschmettern. An Euch Bürger, die das Schicksal Euch mit besonderen Glücksgütern ausgestattet hat, an Euch ist es nun, durch Eure Mithülfe dahin zu wirken,

5 aus jenem Feuer die Freiheit des deutschen Volkes und
it auch Eure eigene erstehe!"

„An Euch, Bürger, ist es nun, von Eurem Vermögen
jenigen kleinen Theil dem Vaterlande zu leihen, welcher
hwendig ist, um zu retten, das Blut, die Existenz Eurer
gend nicht vergeblich in die Schanze zu schlagen. Es ist
ire Pflicht noch um so mehr, da die Helfershelfer des re-
lischen Fürsten dem Pfälzer Volke nur leere Kassen zurückge-
sen haben und die Bedürfnisse stets steigendere sind."

„Zur Abschätzung der Höhe des Vermögens der betref-
den Bürger ernennt die provisorische Regierung durch Ver-
ittelung der Civilkommissäre in jedem Kantone fünf Taxato-
n, welche in Eid und Pflicht genommen werden, nach bestem
issen die Abschätzung vorzunehmen, und nach den in dem
rtikel 3 festgesetzten Sätzen die Höhe der Summe zu bestimmen
aben, für welche die Einzelnen heranzuziehen sind. Die Ta-
toren haben dabei auf die Familienverhältnisse Rücksicht zu
hmen."

„Gegen diejenigen, welche die ihnen auferlegte Zahlung
n der festgesetzten Frist nicht leisten, werden mit aller Strenge
ie erforderlichen Zwangsmaßregeln zur Eintreibung der aus-
geschriebenen Summe angewandt werden."

„Die Rückzahlung geschieht nach Ablauf von fünf Jah-
ren vom heutigen Tage an. Bis zur völligen Rückzahlung
haftet das ganze Staatsvermögen der Rheinpfalz."

„Das Anlehen wird mit zwei Prozent jährlich verzinst."

„Ueber die auf Grund dieses Decretes eingezahlten Sum-
men werden Schuldscheine in folgender Form ausgestellt:

„„Die Rheinpfalz schuldet an
Bürger N. N.
in N. N.

für ein baares Darlehen den Betrag von — fl. — kr.
(geschrieben)
verzinslich zu zwei Prozent jährlich, zurückzahlbar in fünf Jah-

ren von heute an, wofür das gesammte Staatsvermögen der Rheinpfalz haftet.

Kaiserslautern, am ... 1849.

Die provisorische Regierung der Rheinpfalz.""

„Kaiserslautern, am 26. Mai 1849.

Die provisorische Regierung der Rheinpfalz.

Greiner. Reichard. Fries. Hepp. Schmitt."

IX.

General-Katzenjammer post festum.

(Aussage des Pfälzer Abgeordneten Adam Weber in der 29sten öffentlichen Sitzung der bayerischen Kammer der Abgeordneten. Stenographischer Bericht Nr. 29. S. 252.)

„Kein Bürger war im Stande, dieser Anarchie, die durch die provisorische Regierung hervorgerufen wurde, auszuweichen, man mußte Alles genehmigen, man mußte Geld geben, und folglich durch dieses Geldgeben war man auch schon verurtheilt. Die Pfalz hat aber auch Ursache gehabt, zu unterstützen, weil nicht mehr die provisorische Regierung regiert hat, sondern es waren ganz andere Leute, es waren 98 Fremde, die regierten, also nicht die Pfälzer allein. Darunter waren:

44 Preußen, 23 Sachsen, 5 Hessen, 9 Oesterreicher, 5 Polen, 2 Ungarn, 7 Franzosen, 2 Russen, 1 Tscherkesse, 3 Hannoveraner;

folglich hat die Regierung nicht mehr regiert. Denn hätten die Pfälzer nichts gethan, so hätten diese Leute sie heruntergestürzt und die Regierung selbst in die Hand genommen. Die Pfälzer konnten nur zusehen, Einquartirungen tragen, Geld hergeben und sind nun Alle miteinander gestraft. Ich wüßte Keinen, der nicht gestraft wäre."

XIX.

Glossen zur Tagesgeschichte.

(Fortsetzung.)

Den 15. Januar 1850.

Ehe wir unsere Leser einladen, die nationalökonomischen Ansichten des Grafen Montalembert ihrer Prüfung zu unterziehen, müssen wir uns erlauben, an einige staatsrechtliche und historische Voraussetzungen zu erinnern, die weder dem Deputirten Bastiat, noch dem edeln Grafen gegenwärtig gewesen zu seyn scheinen.

Eine Verständigung unter den verschiedenen Ansichten über Steuern und Steuerwesen ist nur dann möglich, wenn man die verschiedenen Systeme, das ehemalige, vorrevolutionäre, feudalistische, wie man es gewöhnlich zu schelten pflegt, und das heutige, welches seit der ersten französischen Revolution aller Orten in dessen Stelle getreten ist, rein objectiv auffaßt, und jedes derselben, ohne Haß und ohne Vorliebe, auf sein ursprüngliches Princip zurückführt.

Jemand zahlt nämlich eine Steuer, oder verrichtet, was im Wesentlichen auf dasselbe hinausläuft, eine Naturalleistung, weil er dazu aus irgend einem speziellen Rechtsgrunde verpflichtet ist; oder es wird ihm im Namen des

öffentlichen Besten, des Staatszweckes, des Gemeinwohls, des Staatsbedürfnisses, oder auch des, Fortschritte und Verbesserungen fordernden Zeitgeistes, abverlangt. Hiermit laufen auch die verschiedenen Systeme der Staatshaushaltung parallel. Entweder nämlich richtet sich die Ausgabe nach der feststehenden und gesicherten Einnahme, oder die Einnahme muß sich nach der Ausgabe richten, d. h. mit andern Worten, die sogenannten Staatsbedürfnisse werden letztern Falls nach den „Staatszwecken“ ermittelt, und die Mittel zur Befriedigung derselben müssen von den „Staatsangehörigen“ aufgebracht werden. Nach dem alten Systeme endlich gab es gar kein allgemeines Staatsbudget, sondern jedes Interesse, jede selbstständige Existenz sorgte auch in ökonomischer Hinsicht für sich selbst. Jedwedes einzelne Institut, welches einem Bedürfnisse der öffentlichen Verwaltung abhalf, hatte seine gesicherte Fundation, die entweder in bestimmten Steuern, Zöllen, nutzbaren Rechten oder liegenden Gründen bestand. Dagegen führt nach dem neuen Systeme der gesammte Staat seinen Haushalt aus einem gemeinschaftlichen Säckel. Dieses Staatsbudget, wozu Alle zahlen, muß auch, so lautet wenigstens die Fiction des Repräsentativstaats, von Allen verwilligt werden. Das erste jener beiden Systeme war allerdings am reinsten in dem sogenannten Feudalstaate verwirklicht; auf dem Boden des zweiten stehen heute alle europäischen Reiche ohne Ausnahme.

Die interessante Geschichte eines jeden dieser Finanzsysteme zu erzählen, ist hier nicht der Ort, und es ist hier auch nicht die Rede davon, durch einen Act menschlicher Willkür auf jenen frühern Zustand zurückzugreifen, oder eine solche „Reaction“ als das Eine, was Noth thue, auch nur zu empfehlen. Im Gegentheil halte ich dafür, daß nachdem einmal die Fürsten und Regierungen sich theils durch wirkliche, theils durch eingebildete Bedürfnisse, und mehr noch durch die Lehren ihrer ingrimmigsten Gegner verleiten ließen, den verhängnißvollen Schritt aus der alten in die neue Theorie und Praxis der

Besteurung zu thun, die Rückkehr von dem Boden des (vermeinten) Nutzens auf den des alten Rechts gar nicht mehr in ihrem Belieben steht, und dieß zwar, weil er nicht mehr möglich ist. Nur das Eine behaupte ich: wer ein Princip annimmt, muß sich die Folgerungen gefallen lassen. Ohnedieß kommen diese über Jeden, auch der sie sich nicht gefallen läßt; denn die Logik, die in den Dingen liegt, ist stärker als die Laune der Menschen. Nun steht aber, unseres Dafürhaltens, Europa heute im Begriff, die Früchte aus den Grundsätzen zu erndten, auf welche das moderne Steuerwesen gegründet worden; eine Ansicht, die keineswegs ausschließt, daß die alten Rechtszustände, wie namentlich in Frankreich, durch maßlos schlechte Wirthschaft der Regierung und eine von oben nach unten gehende, alle Klassen der Gesellschaft durchdringende Entsittlichung zu Grunde gerichtet wurden. Der heutige Zustand, und das, was in nächster Zukunft droht, ist eben die gerechte Züchtigung für die Sünden der Väter, was jedoch beide, Hr. Bastiat und Graf Montalembert nicht einsehen und nicht gelten lassen zu wollen scheinen. Der eine glaubt, mit Beibehaltung der, aus jenen Grundsätzen erwachsenen demokratischen Gleichheit, das falsche Princip abschütteln und zur alten Einfalt und Sparsamkeit zurückkehren zu können. Der Andere schwärmt für das neue System, und billigt von ganzem Herzen den bedenklichen Grundsatz; aber die furchtbar hereinbrechenden Folgen bestreitet er, und glaubt ihnen durch seine glänzende Rednergabe die Spitze abbrechen zu können. Nur bei den Wilden bezahlt man keine Steuern, ruft Graf Montalembert aus. Und er hat Recht. Noch mehr: wir würden, wenn wir urplötzlich Steuern zu zahlen aufhörten, in der kürzesten Frist in jenen Zustand verkommener Culturvölker versunken seyn, den man Wildheit zu nennen pflegt. Wenn er aber hinzufügt: „mir scheint das französische Finanzgebäude eine der schönsten Schöpfungen, welche Frankreich der Welt zur Bewunderung und Nachahmung darbietet“; wenn er in patriotischer Verzückung ausruft: „es gibt eine Sache, die ich

bewundere, das ist unser Finanzsystem, das ist die französ... Fiscalität", so würde Angesichts der merkwürdigen Geständnisse und Einräumungen, welche eben diese seine eigene Rede enthält, das gedachte Uebermaß des Patriotismus unsere Bewunderung herausfordern, wenn Graf Montalembert uns nicht selbst den Schlüssel zur Lösung dieser Widersprüche böte. „Meine Herren", sagt er, „ich gestehe es, ich habe erst seit kurzer Zeit über diese Materie nachgedacht; ich bitte Sie deshalb im Voraus um Verzeihung wegen aller der Irrthümer, die mir entschlüpfen könnten." (Mesieurs, il y a très peu de temps, je l'avoue, que je réflechis à ces matières; ... vous demande d'avance pardons des erreurs qui pourraient m'échapper.) Daß diese Freimüthigkeit der Anerkennung keinen Eintrag thun dürfe, welche wir der Wirksamkeit des Redners in den, die Freiheit der Kirche und des Unterrichts betreffenden Fragen schuldig sind, versteht sich von selbst, so wie es umgekehrt ein arger Fehlgriff wäre, die Meinungen desselben in rein politischen oder technisch administrativen Dingen als einen, für das Urtheil der katholischen Welt maßgebenden Kanon behandeln zu wollen. Wir dürfen es also mit der Dialectik des edlen Grafen im Finanzfache vorläufig noch nicht so genau nehmen, freuen uns aber im Voraus auf die Aufschlüsse über so manche, noch ungelöste Probleme der Volkswirthschaft, welche wir gewiß von ihm erhalten werden, wenn er, bei seinem glänzenden Scharfsinne, dieselben erst zum Gegenstande seiner Studien gemacht haben wird.

Einstweilen spricht er mit desto größerer Entrüstung von dem antediluvianischen Finanzwesen, wie es vor dem Sturme auf die Bastille in Frankreich, wie in allen europäischen Landen bestand: „Vor sechszig Jahren regierten in diesem selben Lande Frankreich" (dessen Finanzwesen jetzt so unübertrefflich sei, daß es von ganz Europa nachgeahmt werde!) „die entsetzlichsten Mißbräuche, die empörendsten Ungleichheiten. Die höheren Klassen, die Reichen waren steuerfrei; die schwersten Lasten drückten auf

.. einen Mann; die Verschwendung stand den Ausgaben vor *),
.. Ungleichheit den Einnahmen. Dieß Alles hat man geän-
.., man hat in die Stelle dieses abscheulichen Zustandes die
.. mäßigsten und billigsten Einrichtungen gesetzt; einen Zu-
.., wo die Steuer gleichmäßig auf Jedermann lastet, we-
..tens in so weit, als die Gleichheit in der Natur des Men-
.. und der Gesellschaft liegt." (Wie aber, wenn die Gleich-
.. ganz und gar nicht in der Natur des Menschen läge?
.. sie sich auch in der Gesellschaft als unerreichbare Chi-
.. erwiese? wenn vielmehr gerade die Ungleichheit in
.. innersten Natur der Menschheit und aller gesellschaftlichen
..stände unter den Menschen begründet wäre?) „Und gegen
..en Stand der Dinge erregt man so viel Declamationen, so
.. Geschrei, so viel Umtriebe, daß ich wahrlich nicht weiß,
.. es deren gegen die Gabelle, gegen die Frohnden, gegen die
..chaftesten Lasten des alten Systems so viel gegeben hat."
..würdig! Also die Unzufriedenheit hat sich seit der Ein-
..ührung jenes bewunderungswürdigen Finanzsystems, welches
..kreich der Revolution verdankt, in so erschreckendem Maße
..mehrt? Herr von Montalembert bleibt uns den Aufschluß
..uldig, woher das wohl kommen mag. Allerdings waren die
..euern und Abgaben unter dem alten System eben so un-
..ich, wie das historische Recht, auf dem sie beruhten. Sie
..ren ungleich, gerade so wie es Weitzenboden und dürre
..de, Eigenthümer und Pächter, Gläubiger und Schuldner,
..che und Arme gibt. Sie waren ungleich, aber ihr Druck
.. durch die Macht der Gewohnheit gemildert, die den Neid
..en die Begünstigten lange nicht in dem Maße aufkommen

---

*) Sie lag allerdings in der Unfähigkeit und in den übeln Gewohn-
heiten der Menschen, aber nicht, wie heutzutage, in dem Grund-
gebrechen des Systems, welches Alle glücklich zu machen ver-
sprochen hat; ein Ziel, welches kein Finanzsystem der Welt jemals
erreichen wird, weil es in sich widersinnig ist.

ließ, wie heute. Jetzt ist dieß anders geworden. In demselben Maße als die alten Standesunterschiede wegfielen, wurde die Kluft, die zwischen Reichen und Armen befestigt ist, immer tiefer und breiter. Sollte die sich täglich steigernde Unzufriedenheit, von welcher der edle Graf Meldung thut, und die in der That das Eigenthum, als die Quelle der drückendsten Ungleichheit, mit gänzlicher Abschaffung bedroht, sollte diese Unzufriedenheit vielleicht darin ihren Grund haben, daß die Revolution auch dießmal Denen, die ihr glaubten, nicht gehalten hat, was sie versprach?

Das moderne Finanz- und Steuersystem hat nämlich, weit entfernt die Lage des Armen zu verbessern, nicht einmal die (freilich unmögliche) *Gleichheit der Besteuerung* durchzuführen vermocht, als in welchem Punkte Graf Montalembert, der, wie wir vernommen, „über diese Materie erst seit Kurzem nachgedacht hat", dießmal zum Zeugen gegen sich selbst angerufen werden kann. In dem *praktischen* Theile seiner Rede, wo es die Vertheidigung der Getränksteuer gilt, sagt er nämlich Folgendes, uneingedenk dessen, was er oben, wo er die patriotische *Theorie* entwickelte und die Segnungen der Revolution pries, zum Lobe der nunmehrigen Gleichheit behauptet hatte. „Ich weiß, daß die Getränksteuer auf die Massen drückt. Aber es gibt ein Axiom im Finanzfache und in der politischen Oekonomie, daß nämlich jede Besteurung des Handels wie der Consumtion, die nicht bis in die Massen hinuntersteigt, ihrer Natur nach nichts einträgt. Deßhalb bringen eben die Aufwandsgesetze, selbst in England, nichts ein, wo es doch noch eine Aristokratie, und wo es noch Reiche gibt." Sehr schön! und sehr wahr! — Aber dann zahlt ja der Arme mehr Steuer als der Reiche *)! Und wo bleibt da

*) Wenn der Arme, welcher täglich *einen* Frank, und der Reiche, welcher *fünfhundert* Frank einnimmt, für eine Flasche Wein *einen* Sous an indirecter Steuer zahlen, so ist dieß der zwanzigst

Glei chheit? und haben wir, wenn wir die Revolution [illegible]en, und den Armen predigen: daß sie die „Gleichheit“ [illegible]eführt habe, ein Recht, uns zu wundern, wenn die Mas[illegible] verlangen, daß selbige Gleichheit endlich eine Wahrheit [illegible]de? Die revolutionäre Gleichheit preisen und den Commu[illegible] [illegible] und Socialismus bekriegen, — dieß ist ein sich selbst [illegible]sprechender, durch und durch unwahrer Standpunkt, den Nie[illegible] [illegible] auf die Dauer im guten Glauben festhalten kann. In [illegible] Unehrlichkeit ihrer liberalen Gegner liegt die Stärke der [illegible] Communisten. Wir zweifeln nicht, daß Graf Mon[illegible] [illegible]embert sich, „bei fortgesetzter Beschäftigung mit diesen Ma[illegible] [illegible]en“, von dieser sehr einfachen Wahrheit überzeugen werde.

Kehren wir von dieser Abschweifung in die Praxis zu [illegible] oben entwickelten Finanztheorie des edeln Grafen zurück. [illegible] sei, meinte er, ganz unbegreiflich, wie das neue, auf Bil[illegible] [illegible]keit und Gleichheit gestützte Finanzsystem so hart und härter [illegible]h, als die alte, vorrevolutionäre Ungleichheit angefochten [illegible]den könne. „Man fühlt sich versucht, zwei Dinge zu [illegible]gen: Erstens, ob man denn diese Steuern dem Auslande [illegible]r dem Feinde bezahle? ob es etwa ein Tribut sei, den ir[illegible] [illegible]d ein fremder Eroberer in Empfang nimmt? Nun begreife [illegible], daß man in frühern Zeiten diese Ansichten hätte nähren [illegible]r ausbeuten können, damals und in jenem Zustande, den [illegible] so eben schilderte, wo ein großer Theil der Steuer, in der [illegible]rstellung des Armen, dem Könige bezahlt wurde, wo man [illegible] diese Steuer im Namen des Königs, für die Bedürfnisse [illegible] Königs, für den Dienst des Königs abforderte! Ja, [illegible] dieser sociale Zustand noch fortdauerte, denn würde ich

---

Theil der Einnahme des Einen, und der zehntausendste der Rente des Andern. Und dennoch ist diese Steuer eine der mildesten, billigsten, am wenigsten drückenden. Nur soll man der Evidenz solcher Thatsachen gegenüber sich der Lüge und Täuschung der Gleichheit enthalten.

diesen Irrthum und diese Täuschung begreifen, eine Täuschung, die übrigens entkräftet ist, seitdem man bei uns die Civilliste geschaffen hat." (Hier folgt eine Verherrlichung dieses Instituts.) „Seit sechszig Jahren haben alle Monarchen, die über uns regiert und die eine Civilliste gehabt haben, sich dieses kleinen Theils der Steuer, der den allgemeinen Staatsbedürfnissen entwendet (dérobée) war, in dem liebreichsten und für das Gemeinwohl vortheilhaftesten Sinne bedient." ... Man sieht, dem edlen Redner ist noch nicht der leiseste Zweifel an der Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit des Repräsentativsystems aufgestiegen; er hängt daran mit einer Art von religiösen Treue. Der Verdacht, daß dasselbe ein Gewebe von handgreiflichen Täuschungen sei, die ihrer Natur nach nur den unabwendbaren Uebergang in die demokratische Republik und aus dieser in den Communismus, der heute vor der Thüre steht, bilden konnten und können, dieser Verdacht ist noch nicht in diese reine Seele gekommen, für welche „Polen" vielleicht selbst heute „noch nicht verloren ist." Der Redner hat keine Ahnung davon, daß der König, nach dem vorrevolutionären, monarchischen Staatsrecht ein sehr vornehmer, sehr mächtiger, sehr reicher, aus seinem eigenen Vermögen lebender Herr war, der keine Wohlthaten empfing, sondern gewährte, während er durch das, von der Revolution geschaffene Repräsentativsystem seiner Unabhängigkeit, wie seines Vermögens entsetzt, und ein besoldeter Staatsdiener wurde, an dem das souveraine Volk schon im ersten Augenblicke der Verwandlung die Entdeckung machte, daß er ein „Vielfraß" sei, der zwanzig Millionen Franken und darüber verschlinge, ohne daß man die Nothwendigkeit dieser Ausgabe begreifen könne. Für den Grafen Montalembert sind, seltsamer Weise, selbst heute noch! alle diese Thatsachen, wie wenn sie nicht geschehen wären. Diese politische Unbefangenheit muß daher auch an dem allerdings merkwürdigen Factum den höchsten Anstoß nehmen, daß die „Massen" früher dem Könige ihre Steuern und Gaben ruhig und willig zahlten, wie jede andere Schuld, oder wie etwa

r Pächter seinen Zins an den Grundherrn, während die esteuerung „im Namen des Wohles Aller“ Frankreich aus ner Revolution in die andere stürzt, und von Katastrophe zu atastrophe treibt. Sehr natürlich! Man sträubt sich nicht gen die Bezahlung einer feststehenden Schuld, und fühlt die⸗ lbe kaum mehr, wenn man ihrer gewohnt worden ist; aber ber das, was das Wohl Aller fordert, muß es, nach der latur des Menschen und der Dinge, fast noch mehr Köpfe ls Sinne geben, zumal wenn das Gesammtwohl den Ein⸗ elnen wie eine Citrone ausquetscht. Nach der liberalen octrin sollte es eigentlich umgekehrt seyn. Daher begreifen ir es nur zu gut, daß Graf Montalembert auf seinem Stand⸗ unkte diese Erscheinung, die er abzuläugnen nicht im Stande t, schlechterdings nicht begreifen kann. Aber es gibt nichts igensinnigeres als eine Thatsache, sagte Napoleon.

Einer der mächtigsten Hebel, um die zahllosen französi⸗ hen Staatsumwälzungen in Scene zu setzen, war die bei je⸗ em Aufstande wiederkehrende Verheißung einer wohlfeilen legierung. Die Revolution hat dieses Versprechen gehalten, ie alle übrigen, die sie gemacht hat und noch machen wird. In Frankreich haben sich, trotz der Confiscation des königli⸗ hen Vermögens, trotz eines ungeheuern Bankerotts, trotz der eraubung ganzer Klassen, die die Revolution an den Bettel⸗ tab brachte, die öffentlichen Lasten seit 1789, nach ei⸗ em mäßigen Anschlage, ungefähr vervierfacht. Aber es ist nteressant zu sehen, wie die Parteigänger der Grundideen der levolution sich dieses unbequeme, ihren Glauben störende Fac⸗ um zurechtzulegen bemühen. „Ja, es ist wahr“, ruft Graf Montalembert aus, „man verlangt von Frankreich siebenzehn is achtzehn hundert Millionen. Aber für wen? für Frankreich lbst, für den Staat, das heißt für die Gesellschaft, für das aterland, für das Publikum, für dessen persönlichen und ateriellen Dienst. Ist unter diesen achtzehnhundert Millionen ne einzige Steuer, die nicht das öffentliche Interesse, das llgemeine Interesse, das Interesse Aller, selbst das Interesse

der Steuerpflichtigen, welche jene Summen bezahlen, ja eines jeden Steuerpflichtigen insbesondere (!!) zum Zwecke hätte? Gilt es eine einzige Steuer, bei der das nicht der Fall wäre? . . Gäbe es eine, so würde die ganze Welt darüber einverstanden seyn, sie vom Budget zu streichen." — Was die unendliche Zahl der öffentlichen Beamten betrifft, so könne man diese in derselben Weise rechtfertigen.

Wahrlich, man könnte den edlen Redner um diese liebenswürdige Schwärmerei beneiden, wenn sich nicht mit Sicherheit vermuthen ließe, daß er „bei längerer Beschäftigung mit dieser Materie" einer schmerzlichen Enttäuschung entgegen gehen werde. Dem von der Revolution geschaffenen Systeme, für welches Herr von Montalembert noch in der eilften Stunde schwärmt, fehlt nur eine Kleinigkeit. Wenn Jeder zur Befriedigung der Bedürfnisse eines Jeden, und noch dazu auf gleichmäßige Weise beisteuern, der „Staat" also eine große Communwirthschaft, eine große Gesammthaushaltung, eine Universalkasse seyn (oder werden) soll, so setzt dieß nothwendig und unerläßlich voraus, daß Alle die nämlichen Bedürfnisse in demselben Maße haben, was bis jetzt notorischermaßen nicht der Fall ist. Gibt es aber verschiedene und besondere Bedürfnisse, so erfordern es die einfachsten und natürlichsten Begriffe von Recht, Billigkeit und Freiheit, daß Jeder seine eigenen Bedürfnisse bezahle. Darin gerade bestand in einfachen und natürlichen Verhältnissen die mögliche und heilsame rechtliche Gleichheit, die mit der Freiheit gleichbedeutend ist. Nur die Sicherheit und der Schutz in seinem Rechte ist ein Bedürfniß, welches Jeder gleichmäßig und in gleichem Maße fühlt. Dagegen hat z. B. derjenige, welcher eine seßhafte Lebensart führt, ganz und gar nicht das nämliche Bedürfniß nach bequemen Straßen, wohlfeilen Eilposten, Eisenbahnen u. s. w., wie es der Commis voyageur und der zu seinem Vergnügen reisende Rentier empfindet. Wer Briefe weder schreibt noch empfängt, und keine Zeitungen liest, trägt keineswegs zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse bei, wenn er genöthigt

wird, durch eine von ihm bezahlte Steuerquote den Zeitungsredactionen, den Banquiers und den politischen Verbrüderungen das Porto zu ersparen. Die Schulpalläste kommen (wenn sie überhaupt Jemanden einen Nutzen gewähren!) wenigstens denen nicht zu Gute, die weder selbst unterrichtet werden, noch ihre Kinder von communistischen Staatsschulmeistern unterrichten lassen wollen. Diese einfachen Thatsachen zu läugnen wird selbst der glänzendsten Beredsamkeit des Grafen Montalembert nicht gelingen, dem ein Zweifel an der Stichhaltigkeit des von ihm verfochtenen Systems bis jetzt noch eben so wenig aufgestiegen ist, wie eine Vermuthung: wohin wohl dieselben Grundsätze, für welche er sich heute noch begeistert zeigt, in kürzester Frist mit mathematischer Sicherheit führen müssen?

Graf Montalembert wendet sich mit wahrem Abscheu von dem, der revolutionären Finanzlehre allerdings im Princip widersprechenden Systeme des Herrn Bastiat. „Wissen Sie, meine Herren! wohin dieses System unmittelbar führen würde? Zur Wiederherstellung des alten Régime, der möglichst ältesten Verfassung, des Mittelalters“ (entsetzlich!), „d. h. zur Feudalmonarchie, zur Aristokratie, die alle öffentlichen Functionen versah, die nichts forderte, weil sie fast Alles hatte.“

Wenn Graf Montalembert bloß der Ansicht wäre: daß kein politisches System jemals durch menschliche Willkür wiederhergestellt worden, und daß es doppelt unmöglich sei, aus den Begriffen und Bedürfnissen des Revolutionszeitalters, wie man die Hand umkehrt, wieder in das Recht und in die Freiheit der Feudalzeit zurückzukehren, — wenn er, sage ich, bloß das behauptete, so wäre zwischen ihm und uns kein Streit. „Sie wollen“, redet er seine Volksvertreter-Collegen an, „keine der Bedingungen, welche das System des ehrenwerthen Herrn Bastiat erklären und rechtfertigen könnten. Sie wollen keinen Klerus, der Eigenthümer ist, wie ehedem? Nun! dann wollen Sie ein Budget der verschiedenen Culte.“ Dasselbe gelte von der Gerechtigkeitspflege und dem Kriegswesen. Graf Monta-

lembert hat dießmal die Logik für sich, wenn er den schlagenden Beweis führt, daß Niemand das Recht habe, den Zweck zu wollen, der die Mittel verwirft. „Ich bin“, sagt der edle Redner, „keineswegs ein Bewunderer unsers heutigen gesellschaftlichen Zustandes. Ganz im Gegentheil! Indessen finde ich darin eine Zuflucht, und daran halte ich mich, aus Furcht, daß es noch schlimmer werden könnte.“ Also stillstehen! Ach, man hat uns diese ziemlich wohlfeile Philosophie zu lange gepredigt, als daß wir sie nicht aus dem Fundament sollten verstehen gelernt haben. Sie läuft ihrem Wesen nach auf den berühmten Satz des Dachdeckers hinaus, der, als er mit immer steigender Geschwindigkeit vom Thurme fiel, vergnüglich ausrief: Cela va bien, pourvû que cela dure! Nur haben wir es bis jetzt noch nicht für möglich gehalten, daß sich ein Staatsmann von dem Talent und der Tiefe dieses Redners mit dieser etwas vulgären Weisheit zufrieden stellen könne. Noch mehr! Graf Montalembert sagt im Eingange seiner Rede: il y a un chose que *j'admire*, c'est notre système financier, und fast die Hälfte des Inhalts seiner Rede dreht sich um die Herabwürdigung des vorrevolutionären, um die enthusiastische Verherrlichung des modernen Besteuerungssystems. Auf diesem Standpunkte hat man noch weniger als jeder andere Sterbliche ein Recht, zur Minute zu sagen: bleib! sich angstvoll an den Moment der unmittelbarsten Gegenwart zu klammern, und vor der unabwendbaren Zukunft die Augen zu verschließen. Auch scheint es uns eines Talents, wie Graf Montalembert, nicht würdig, sich darüber zu täuschen, daß Stehenbleiben auch in der Politik nicht möglich ist. Wer den Rückweg zum Rechte und zur naturgemäßen Wahrheit nicht antreten will oder kann, der wird in alle, auch die äußersten und letzten Consequenzen des Irrthums hinausgestoßen, getrieben, gepeitscht.

Graf Montalembert erklärt es für die Grundbedingung der demokratischen Organisation: „daß die öffentlichen Dienste

inglich seien;" (sie sind auch unter der monarchi- rganisation dem wahren Verdienste nie verschlossen die demokratische läuft nicht darauf, sondern auf die Theilnahme Aller an der höchsten Gewalt, also rmeintliche Mitregierung Aller hinaus!) „daß sie ch gleichzeitig von Allen bezahlt werden " „Sieht man denn nicht", ruft unmittelbar vorher ledner aus, „daß das Budget in Frankreich erhoben Frankreich, für dessen Ruhm, für dessen Wohlhaben- dessen Größe, für dessen Interesse, und für das e, für den Ruhm, für den Vortheil eines einer Mitbürger.

e wohlklingende Theorie ist eine Doctrin, wie jede Aber dem Scharfsinne des edlen Grafen werden zwei Folgerungen aus seinen interessanten Aufstellungen verborgen bleiben können. Sollten sie ihm dennoch seyn, so werden sie sich in der allernächsten Zukunft achen. Erstens nämlich: das Interesse, der Ruhm, heil Aller haben weder eine natürliche, noch eine Gränze; sie, oder wenigstens das Gelüsten darnach, Steigerung und Erweiterung in's Unendliche fähig. n „Bedürfnissen" muß also, so scheint es uns, auch get wachsen, aus welchem dieselben unendlichen Be- bestritten werden sollen. Zweitens: wenn jeder Ein- directen Anspruch hat, daß der „Staat" ihm aus schöpflichen Brunnen des Budgets, Wohlseyn und nd alle sonstigen Annehmlichkeiten des Lebens ver- o hat Jeder, der bei dieser Vertheilung zu kurz ge- ist, oder neben Andern zurückzustehen glaubt, das nicht ifelnde Recht: seinen Anspruch geltend zu machen. folgt, wenn wir nicht aller Logik abschwören wollen, r, der im demokratischen Staate Frankreich lebt, das indete Recht hat, vom Staate möglichst große Vor- Genüße, folglich ein möglichst hohes Budget, an-

dererseits aber auch, in sofern er mit dem Grade des Wohlseyns, den ihm der Staat gewährt, nicht zufrieden ist, möglichst niedrige Leistungen zu verlangen. Auf diesem Wege liegt zunächst das berüchtigte „Recht auf Arbeit", schauerlichen und verhängnißvollen Andenkens, ein Recht, von dem Jeder weiß, daß es nichts ist als ein Euphemismus für das „Recht des Proletariats auf flottes Leben und Müßiggang, ohne alle Arbeit. Zuletzt hat freilich die Entwicklung des Finanzsystems, welches Herr Graf Montalembert bewundert, eine thatsächliche Gränze. Die maßlose Steigerung der „zum Wohlseyn Aller dienenden Bedürfnisse", und die nothwendige, solcher Steigerung entsprechende Erhöhung des Budgets, kann zuletzt nur zur Confiscation alles und jedes Privateigenthums, d. h. zum baaren Communismus führen. Proudhon und seine Genossen sind in diesem Betracht unendlich viel folgerechter, wie Jene, die das revolutionäre Finanzsystem „bewundern", aber das letzte Ziel desselben gewiß nicht wollen.

Es ist merkwürdig und lehrreich zu sehen, wie Graf Montalembert im Verlauf seiner Rede so häufig der vollen Wahrheit ungemein nahe kommt, wie ihm auf Augenblicke das Ziel der revolutionären Finanzwirthschaft, wie eine Fata Morgana im Nebel erscheint, um gleich darauf wieder zu verschwinden, und wie er dann wieder im Dunkeln tappt, weil er den prinzipiellen Grundirrthum des revolutionären Systems nicht nur nicht durchschaut hat, sondern „bewundert."

In der „Feudalmonarchie" wurden die öffentlichen Funktionen nicht von den besoldeten Beamten, sondern von Lehnsträgern, oder von Besitzern kirchlicher Beneficien versehen, die durch ihr festes Einkommen eine gesicherte Stellung im Leben hatten, welche sie der Nothwendigkeit ein für alle Mal überhob, sich die Dienste, die sie der Gesellschaft leisteten, periodisch oder stückweise bezahlen zu lassen. Den Gegensatz unserer Verhältnisse gegen jene Zeiten hebt Graf Montalembert scharf und ungemein geistvoll hervor. „Sie haben nicht einmal, meine

Herren! Pairs von Frankreich gewollt, auch nicht Deputirte, welche ehrenthalber die Gesetze gratis machten, wie ich ehemals. Das kostete Niemanden etwas. Sie haben das nicht mehr gewollt, und haben uns verurtheilt, uns Alle, die wir als Volksvertreter Gesetze machen und Reden halten, eine Besoldung von neuntausend Franken zu erheben, die wir selbst nicht einmal die Freiheit haben im Stiche zu lassen. So sehen Sie also immer, daß die Steuer die natürliche Folge der Entwickelung des demokratischen Systems ist." (Richtig! Aber was ist die natürliche Folge der immer wachsenden Steuer?)

„In der That, unter der kaiserlichen Herrschaft, wo es, wenigstens in der Politik, keine Demokratie gab, betrug das Budget, wenn man es auf die Verhältnisse des heutigen Frankreichs zurückführt, zwischen sieben bis achthundert Millionen*). Da kömmt die Restauration, welche das demokratische Princip durch die Deputirtenkammer und die parlamentarische Regierung einführt, und alsbald hebt sich das Budget auf tausend Millionen. Die Julirevolution folgt der Restauration, mit ihr der Triumpf des demokratischen Princips durch die parlamentarische Regierung. Aber gleichzeitig triumphirt auch das Budget, welches steigt und wieder steigt bis auf fünfzehnhundert Millionen. Zuletzt erreicht das demokratische Princip den allervollständigsten Triumpf durch die Revolution von 1848 und die Republik. Aber am Tage darauf steht das Budget schon auf siebenzehnhundert Millionen, und wenn das Unglück es wollte, daß wir noch eine Revolution erlebten, so würde das Büdget augenblicklich zweitausend Millionen übersteigen." Alles, setzen wir hinzu, in Folge des Axioms: daß der „Staat" für das Wohlleben, den Ruhm und den Comfort jedes Ein-

---

*) Wir halten diese Ziffer, wenn man das Verhältniß der damaligen Ausdehnung Frankreichs zur heutigen in Anschlag bringt, für zu hoch.

zelnen zu sorgen habe. Und daneben wächst die Verarmung in einem wahrhaft Entsetzen erregenden Maße!

Es macht einen recht betrübenden Eindruck, daß unmittelbar auf diese Lichtblicke des gesunden Menschenverstandes andere Aeußerungen folgen, die so bannal und oberflächlich sind, daß sie uns im Munde liberaler Banquiers nicht in Erstaunen setzen würden. „Ich sage nicht, daß das Land heute mehr bezahlt als unter der alten" (vorrevolutionären) „Regierung. Damals zahlte es an sechs bis acht Herren, und heute zahlt es nur an Einen, den Staat." Der edle Redner meint bei dieser Gelegenheit, daß diese Einrichtung: an den Einen zu bezahlen, sonst noch höchst vortheilhaft für den Steuerpflichtigen sei. — Auf diese Beweisführung ist aber nur zu erwiedern: daß es sich um den in reißender Proportion steigenden Betrag dieses Gesammtbudgets handelt. Die Abschlachtung der „sechs bis acht Herren", an die früher bezahlt wurde (Grund- und Zehentherren, geistliche Corporationen u. s. w.), war, so dünkt es uns, auch schon unter Bonaparte's Herrschaft vor sich gegangen. Wenn aber damals (nehmen wir den übertriebenen Anschlag des Grafen Montalembert einstweilen an!) siebenhundert Millionen bezahlt wurden, und heute achtzehnhundert, so ist einfach nicht wahr, daß das Land heute nicht mehr bezahlt, wie früher. Es ist ferner nicht wahr, daß heute der Steuerpflichtige nur an den Einen Herrn, den Staat, zahlen müsse. Um nur ein Beispiel anzuführen: drei Viertheile des Capitalwerthes aller ländlichen Grundstücke im Elsaß liegen als Hypothek in den Händen der Juden, die den, in ihre Sklaverei gefallenen Scheineigenthümern unerschwingliche Zinsen abpressen. War die Confiscation des Eigenthums der Adelichen und der Kirche eine rechtmäßige, eine vortheilhafte Finanzmaßregel, was in aller Welt sollte dann das heutige, „souveraine Volk" abhalten, das Princip der Gleichheit noch einen Schritt weiter durchzuführen, dem Staate sämmtliche Hypothekenschulden

sprechen, und die Steuerpflichtigen der lästigen Bemühung überheben, daß sie an mindestens „zwei Herren" zahlen müs, an den Steuerempfänger und an den Juden!

Graf Montalembert kann sich die Unannehmlichkeit und Gefahr der Stellung schwerlich abläugnen, in welche das ihm „bewunderte" Finanzsystem der Revolution auch die itige französische Regierung gebracht hat. „Die Staats-inner einer gewissen Seite dieser Versammlung, welche das olk gegen die Vermehrung des Budgets aufregen, sind die-ben, welche alle Tage neue Ausgaben fordern. Gestern noch rlangte man drei Millionen, um die gegenseitige Unterstützung ter den Arbeitern aufzumuntern. Morgen wird man, ich eiß nicht wie viel Millionen, für die öffentliche Wohlthätig-it fordern. Uebermorgen werden es, ich weiß nicht wie viel dere Millionen seyn (oder vielmehr: ich weiß es nur zu ut!), die man für den unentgeltlichen, zwangsmäßigen Ele-entarunterricht verlangen wird. Und dieß sind dieselben Men-schen, die dieß Alles neben einander fordern." — Aber warum sollten sie nicht? Sie verlangen ja nicht etwa rechtliche Frei-heit und Sicherheit für Jeden (pfui! das wäre Mittelalter!), sondern bloß, daß der Staat jedem Einzelnen Glück und Wohl-seyn und Ruhm gewähre, so viel sein Herz verlangt.

Und nun Dein Recept? so könnte man mich nach all Diesem fragen. Die Antwort würde sehr einfach lauten: ich habe kein Geheimmittel, welches die natürlichen Folgen der menschlichen Thorheiten und Verbrechen amortisiren könnte. Beliebige Rückkehr zur Feudalzeit und ihrem Rechte ist aller-dings unmöglich. Jetzt schwebt Frankreichs Zukunft nur zwi-schen der sich fortspinnenden Regierung der Majoritäten und allen sonstigen grauenvollen Täuschungen und Lächerlichkeiten der falschen Staatslehre, oder einem „bras de fer de l'Empéreur." Und auch diesen könnte nicht etwa der Menschen Willkür, son-dern nur die Erbarmung Gottes schicken. Auf die zwischen beiden

Endpunkten liegende richtige Mitte voll Glück und Frieden und Wohlstand zu rechnen; zu glauben: daß das französische Volk diese plötzlich eines Morgens beim Erwachen, wie eine Weihnachtsbescheerung vor dem Bette finden werde, diese Kindlichkeit kann in der Politik wenig frommen, und muß die schmerzlich Enttäuschten nur um so bitterer stimmen.

Uebrigens verdient es unsere ehrende Anerkennung, daß Graf Montalembert zu Gunsten einer unpopulären Steuer gesprochen hat. Er schließt seine Rede mit einem Satze, den wir, damit er in Deutschland recht verstanden und möglichst tief beherzigt werde, nothwendig im französischen Original mittheilen müssen:

> On n'est pas une assemblée politique, et on n'est pas un homme politique, si ce n'est à la condition de savoir braver l'impopularité. A vrai dire, l'impopularité est presque toujours l'apanage des véritables amis du peuple.

Den 6. Februar 1850.

Am 20. Januar hat Professor Dr. Hirscher in Freiburg sich in einer Form, die glaubwürdigen Nachrichten zufolge nichts zu wünschen übrig lassen soll, der päpstlichen Verdammung der Irrlehren unterworfen, welche er sowohl in seiner jüngsten, als in manchen seiner frühern Schriften zu verbreiten so unglücklich gewesen ist. Hatte er noch kurz vorher in einer Antwort an seine kirchlichen Gegner den Versuch gemacht, seine bisherige widerkirchliche Stellung, dem Urtheile des heiligen Stuhls gegenüber, beschönigen zu wollen, so ist seine nunmehrige, urplötzliche Sinnesänderung, welche sich in dem Widerrufe kund gibt, durch den Herr Hirscher sich selbst geehrt hat, einem Wunder der göttlichen Gnade ähnlich. Hoffen wir, nachdem ihm dieser schwere Sieg über sich selbst gelungen, daß

den Rest seiner Tage dazu verwenden werde, das Unkraut
scher Lehren auszureuten, welches er so viele Jahre hin-
rch, gewiß nur aus mangelhafter Kenntniß der Wahrheit,
gestreut hat. Natürlich kann jetzt, nachdem er sich von
einen Irrthümern losgesagt und sich aus edlem Antriebe sei-
freien Willens in die moralische Unmöglichkeit versetzt hat,
ch fernerhin zu vertheidigen, es kann jetzt, sagen wir,
einem Streite gegen die Person nicht mehr die Rede
. Die Wirkung einmal ausgesprochener, falscher und ver-
licher Grundsätze auf unbewachte Gemüther wird freilich
durch den redlichsten Widerruf nicht aufgehoben, aber ein
cher hat den jedenfalls hocherfreulichen Erfolg, daß der
ampf gegen die Irrlehre jetzt desto unbefangener geführt
den kann. Wir zweifeln nicht, daß nunmehr Herr Hirscher
e Bemühung in der Widerlegung eigener früherer Verir-
ngen mit der seiner ehemaligen Gegner vereinigen, und so
schlagendsten Beweis der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung
fern wird.

Während dieses Aergerniß in der deutschen Kirche in sol-
er Weise sein hoffentlich definitives Ende erreicht hat, thut
h bei Gelegenheit der Mainzer Bischofswahl ein neues her-
r. Eine Mehrheit im dortigen Kapitel hat den Professor
r. Leopold Schmid in Gießen zum Bischof erwählt, —
r Papst diesem Candidaten, als untüchtig, seine Bestätigung
sagt. Die Form, in der dieß geschah, war Anfangs die
onendste; der Candidat wurde, sicherm Vernehmen nach,
hrmals vertraulich ersucht, seiner formellen Verwerfung durch
Erklärung vorzubeugen: daß er die auf ihn gefallene Wahl
ht annehme. Er hätte durch Befolgung dieser sehr deutli-
n Winke seiner, mit Recht oder Unrecht, in Zweifel gezoge-
n katholischen Gesinnung, nach dem Muster des heiligen
artinus, der sich der Erhebung auf den bischöflichen Stuhl
rch die Flucht zu entziehen suchte, das möglichst günstige
ugniß ausgestellt. Unglücklicherweise aber waltete hier eine
einungsverschiedenheit ob. Während der heilige Stuhl den

Professor Schmid für unfähig zur Mainzer Bischofswürde hielt, war der Professor Schmid (vielleicht weil er sich selbst doch am besten kennen zu müssen glaubte!) in seiner Seele und in seinem Gewissen von seiner Tüchtigkeit überzeugt; während es der augenscheinliche Wille des Statthalters Christi auf Erden war, daß Herr Schmid den Stuhl des heil. Bonifacius nicht besteigen solle, fühlte der tiefsinnigste aller Philosophen in Gießen sich von der Gewißheit durchdrungen, daß gerade seine Berufung der Wille Gottes sei. — Wer sollte in diesem Dilemma entscheiden? Der Papst hatte begreiflicherweise unter diesen Umständen keine Veranlassung, länger mit seiner formellen und ausdrücklichen Verwerfung zurückzuhalten. Von der entgegengesetzten Seite aber geschahen Schritte, die fast geeignet wären, auf die religiöse Richtung der deutschen Facultätsgelehrsamkeit ein sehr bedenkliches Licht zu werfen. Während nämlich eine Anzahl Professoren „katholischer Confession“ in Gießen, dem drohenden Schisma gegenüber, Partei gegen die päpstliche Autorität ergriff, und „zur Wahrung der Ehre ihres allerseits hochgeschätzten Collegen Schmid den in der Bischofsangelegenheit rechtlich durchaus erforderlichen Informativproceß“ begehrten, wurde gleichzeitig in dem Conflicte zwischen dem Haupte und den widerstrebenden Gliedern Appellation an die demokratischen Elemente der Mainzer Bevölkerung eingelegt. Vor der, ohne Zweifel höchst competenten höhern Instanz dieses Richters war es, wo Herr Dr. Scharpf, Professor der Kirchengeschichte an der katholisch-theologischen Facultät zu Gießen am 28sten Januar im Frankfurter Hofe zu Mainz für „Collegen Schmid“ gegen Pius IX. plaidirte. Wer es versäumt, einen prüfenden Blick auf diese „katholische Volksversammlung“ zu werfen, welche in dem gewöhnlichen Versammlungslokale der Mainzer Demokraten zusammenkam, der wage nicht zu sagen, daß er Deutschland vollständig kenne oder wisse, wessen der deutsche Professor fähig ist. Ein Augenzeuge beschreibt jenen Convent in einem rheinischen Blatte, wie folgt:

„Nachdem in der „„Mainzer Zeitung““, dem „„Mainzer
igblatte““ und ähnlichen hiesigen demokratischen Blättern
jen seit einigen Tagen die „„Mainzer Katholiken““ auf ge-
rn Abend zu einer Versammlung im großen Saale des Frank-
ter Hofes, dem Versammlungslokale des demokratischen Ver-
ins, eingeladen worden waren, um die Mainzer Bischofsan-
legenheit zu besprechen, und gegen die päpstliche Verwerfung
s Professors Dr. Schmid zu protestiren, wurde im Laufe
s gestrigen Tages diese Einladung durch ein nichtunterzeich-
tes Placat an den Straßenecken wiederholt, worauf aus-
ücklich bemerkt war, daß nur wirklich dem Bisthume Mainz
ngehörige sich im Frankfurter Hof einfinden möchten, da die
allerien des Saales nicht würden geöffnet werden. Die Folge
won war, daß zwischen sieben und acht Uhr Abends viele
lenschen, meist den untersten Ständen angehörig, nach dem
rankfurter Hofe strömten, dessen geräumiger Saal bald nach
lb acht Uhr ziemlich gefüllt war, so daß man sich genöthigt
h, die Gallerien dem ziemlich ungeduldig andrängenden Publi-
im zu öffnen. Dieses Publikum bestand, wie schon bemerkt,
meist aus den gewöhnlichen Bestandtheilen der demokratischen
ereine, aus Arbeitern, die aus ihrer entschieden demokrati-
hen Gesinnung durchaus kein Hehl machten, und von ihrer
ildungsstufe dadurch Zeugniß ablegten, daß sie vom Anfange
s zum Ende der Versammlung die Räume des Saales mit
hten Rauchwolken aus Cigarren und Tabakspfeifen erfüllten,
die Cigarren sich ganz ungenirt an den Lichtern an-
annten, welche auf der für das Bureau reservirten Tafel
annten. Ferner bildete eine Menge der Schule kaum ent-
ener Knaben und Lehrlinge einen nicht geringen Theil der
rsammlung: am meisten aber fiel es uns auf, neben uns
ige jugendliche Israeliten zu bemerken, während zugleich
i Deutschkatholik sich in die Nähe der Tribüne hindurch-
ängte, und hier von einigen Freunden als „„Deutschkatho-
““ begrüßt wurde, worauf er alsbald begann, seiner näch-
n Umgebung seine Glaubenssätze anzupreisen, und die katho-

lische Lehre einer mehr als scharfen Kritik zu unterwerfen, was von den Umstehenden sehr beifällig aufgenommen wurde, bis einer derselben die Meinung äußerte: „„Jetzt sind alle Parteien vertreten und es fehlt nur noch ein Piusbruder!““ Wohl hatten sich auch einige Mitglieder des Piusvereines in die Versammlung eingefunden, sie wurden aber, so bald man sie erkannte, gewaltsam zur Thüre hinausgedrängt, oder wie dieser demokratische Kunstausdruck lautet: „„Hinausgeschmissen.““ Nicht vergessen dürfen wir endlich, daß auch einzelne Frauen sich eingestellt hatten, aber auffallend wenige. Von geistlichen Herren hatten sich, so viel wir bemerken konnten, nur zwei eingefunden, Herr Caplan Reithmayer von St. Emeran hier und Herr Dr. Scharpf, Professor der Kirchengeschichte an der katholisch-theologischen Facultät zu Gießen. Diese Herren waren vor Eröffnung der Versammlung der Gegenstand einer sehr lebhaften Unterhaltung, und wurden als „„demokratische Pfaffen““ vielfach belobt, während der übrige Clerus von Mainz, ja der gesammten katholischen Kirche als „„schlechte Pfaffen““ u. s. w. dargestellt wurde. Da um acht Uhr die Versammlung noch nicht sogleich eröffnet werden konnte, so fing das Publikum mit den Füßen zu stampfen und in die Hände zu klatschen an, worauf der allgemeine Ruf: Ruhe! Ruhe! ertönte, unterbrochen von Lachen und andern Kundgebungen, wie sie auf der Gallerie eines Schauspielhauses vorzukommen pflegen.“

„Endlich, nachdem die Ungeduld der Versammelten auf eine anscheinend bedenkliche Höhe gestiegen war, und das Rufen und Lärmen in einen Sturm auszuarten drohte, verkündete ein allgemeines Ah! Ah! die Ankunft des provisorischen Bureau's, welchen Interjectionen ein schallendes Gelächter folgte, von dem es zweifelhaft war, ob es den so eben Eingetretenen, oder irgend einem andern Umstande gelte. Doch die Ruhe wurde jetzt bald hergestellt, und Herr Dumont sah sich in den Stand gesetzt, die Versammlung zu eröffnen.“

„Er begann damit, die Anwesenden mit dem Zwecke ihres

Hierseyns, über die Mainzer Bischofsangelegenheit zu berathen und einen Beschluß zu fassen, bekannt zu machen, und forderte zugleich auf, das provisorische Bureau, bestehend aus den Herren Advokat-Anwalt Dumont, Schuhmacher, Lehrer an der Realschule und Redacteur des vor Kurzem eingegangenen „„Demokraten““, Dienst, Handelsgerichtsdiener, wenn wir nicht irren, und Schöppler, Schreiber, durch ein definitives zu ersetzen. Dieß geschah sogleich, indem die Versammelten ein stürmisches „„Bleiben! Bleiben!““ ertönen ließen, dem ein ziemlich allgemeines Handaufheben folgte. Das Bureau war nun constituirt und Herr Dumont als Präsident, die übrigen drei Genannten als Protokollführer bestätigt. Die Geschäftsordnung war bald gemacht und angenommen, und es blieb dem Herrn Präsidenten nichts übrig, als die bezüglichen Anträge zu stellen, nachdem er der Versammlung die große Freude in's Gedächtniß gerufen, welche die „„große Majorität““ der Mainzer Katholiken erfüllt habe, als der hochwürdige Professor, Dr. Leopold Schmid, durch Wahl auf den bischöflichen Stuhl von Mainz erhoben worden sei, eine Freude, die leider durch die päpstliche Verwerfung des Erwählten in die tiefste Betrübniß verwandelt worden sei, von welcher Betrübniß indessen unter den Anwesenden auch nicht die geringste Spur zu entdecken war. Diese Verwerfung sei aber um so schmerzlicher, da der Herr Professor Schmid nicht nur als großer Gelehrter allgemein bekannt und auch in der praktischen Seelsorge bereits sehr segensreich gewirkt habe, sondern ganz besonders auch deßhalb, weil der Verworfene gewiß die in ihn gesetzte Hoffnung erfüllt haben würde, innerhalb der von der Kirche ihm gebotenen Gränzen ein „„Bischof des Fortschrittes““ zu seyn. Ferner sei die päpstliche Verwerfung des Dr. Schmid unrechtmäßig, da ihr kein Informativproceß vorhergegangen“ u. s. w.

Und vor dieser Gesellschaft entwickelte der oben genannte Professor der Kirchengeschichte: wie „College Schmid“ Recht und der Papst Unrecht habe. „Der heilige Vater“, so erklärte der würdige Vertreter der deutschen Wissenschaftlichkeit, „ist

nicht unfehlbar, wie dieß schon Papst Pius II. in einer Bulle erklärte, sondern er ist nur der Bischof der Bischöfe, und wenn wir nun auch nicht den Informationsproceß des Dr. Schmid erwirken, noch seine Verwerfung rückgängig machen können, so dürfen wir uns doch an den heiligen Vater wenden, und diesem unsere Ueberzeugung von der Tüchtigkeit des zum Bischofe von Mainz Erwählten bekannt geben. Der Bischof sitzt nicht deßhalb auf seinem Stuhle, „„um seine Heerde als Despot zu leiten““ (Beifallsbezeugungen), sondern er soll bei dieser Richtung der Stimme seines Herzens Gehör geben, dieß könne er nicht, wenn er nicht die Stimme seiner Heerde zu hören bekomme. Er stelle also den Antrag: ein Gesuch an den heiligen Vater (Murren) zu richten, um denselben zu bitten, einen Informativproceß einzuleiten, mit dieser Bitte aber zugleich den apostolischen Stuhl davon in Kenntniß zu setzen, daß die immense Majorität der Mainzer Katholiken dem hochwürdigen Dr. Leopold Schmid ihr vollkommenstes Vertrauen schenke."

Der Erfolg war der Beschluß der eben so achtbaren, als competenten Societät: „ein Gesuch an die großherzogliche Staatsregierung und an den Papst nach Rom abgehen zu lassen, um den Informativproceß des verworfenen Dr. Schmid zu veranlassen." So stimmen die Professoren „katholischer Confession" in Gießen, und die Demokraten rother Confession in Mainz in ihrem letzten Zweck und Ziel zusammen: der heilige Stuhl soll gezwungen werden, daß er der Diöcese Mainz einen „Bischof des Fortschritts" gebe. Auch über das Mittel sind die beiden hohen Alliirten einig: es wird, wie wir gesehen, ein „Informativproceß" verlangt. Da sich also um dieses Begehren in diesem Augenblicke der etwas in Unordnung gerathene Ideenkreis der würdigen Vertreter der demokratischen, wie der speculativ philosophischen Interessen des Großherzogthums Hessen dreht, so wollen auch wir uns der Rede unterwinden, und gerade über diesen Punkt einige bescheidene Bemerkungen erlauben.

Der Informativproceß in Betreff eines Bisthumscandi-

daten ist ein Verfahren, welches der Papst vornehmen läßt, um sich diejenigen Nachrichten zu verschaffen, welche sein Gewissen zur Bestätigung oder Verwerfung bestimmen sollen. Es beginnt factisch und juristisch mit der Einziehung der nöthigen Erkundigungen, und schließt mit dem verwerfenden oder bestätigenden Bescheide des Kirchenoberhauptes, wofür dieses allein in seinem Gewissen dem Richter der Lebendigen und Todten verantwortlich ist. Demnach hat über die Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit der eingezogenen Erkundigungen auch allein und lediglich das Gewissen des Papstes zu entscheiden. Zweck des ganzen Verfahrens ist nach dem bekannten Grundsatze: Judici fit probatio, non reo *), die Aufklärung des Papstes über den Bisthumscandidaten, nicht die des Bisthumscandidaten, oder seiner „Collegen", oder der demokratischen Vereine, oder der rothen Presse über die Namen der um Auskunft befragten Personen. Die Partei bedarf jedoch dieser Kunde, um „feurige Kohlen" auf deren Häupter sammeln zu können.

Sind die eingezogenen Nachrichten von der Art, daß sie die Bestätigung begründen mögen, so schließt das Verfahren mit einer Formalität, die man den Informativproceß (im engern Sinne) zu nennen pflegt, und die in der eidlichen Vernehmung einiger Zeugen besteht, welche die Tüchtigkeit des Candidaten bekunden. Das Decret, welches diese Form anordnet, ist, der Regel nach, Vorläufer und Einleitung des Bestätigungsactes selbst. Begreiflicherweise fällt aber umgekehrt selbige Förmlichkeit weg, wenn das Resultat des Informationsverfahrens die Nothwendigkeit der Verwerfung ist. Ist also Herr Schmid verworfen, so mögen sich die Gießner Gelehrten und die Mainzer Demokraten in Betreff des Informativverfahrens nur beruhigen. Das Resultat desselben war gerade die Verwerfung. — Nach diesem Bescheide noch die, der

*) Der Beweis wird dem Richter geliefert, nicht dem Beklagten.

Bestätigung vorausgehende Feierlichkeit des formellen Processes zu fordern, ist der Gipfel der Naivität der gelehrten Gießner, wie der Mainzer Demokraten, die keine Gelehrten sind, beide aber nicht wenig verwundert seyn mögen, sich als „katholische" Streitgenossen hier begegnen zu müssen. Wenigstens hätten doch die erstern bedenken sollen, daß der ehrenwerthe Stand der deutschen Professoren schon genug zu tragen hat an der europäischen Reputation praktisch-politischer Anstelligkeit, die er auf allen deutschparlamentarischen Schlachtfeldern seit zwei Jahren zu erwerben leider! nur zu gut benutzte Gelegenheit hatte.

Fragen wir nach diesen factischen Bemerkungen: was wir aus dieser Geschichte zu lernen haben? so ist die Frucht unserer Erkenntniß nichts weniger als eine süße und erquickende.

Viele haben gemeint: der Kirche in Deutschland sei nicht zu helfen, es sei denn durch das, was sie in ihren Schulen katholische Philosophie und deutsche Wissenschaftlichkeit nannten. Die Haltung der katholischen „Collegen" in Gießen zeigt, was von dieser Verheißung zu halten sei.

Andere haben das Heil von der völlig freien Wahl der Kapitel erwartet. Siehe! die erste völlig freie Wahl der Mehrheit eines Capitels im Herzen von Deutschland entscheidet sich für den Professor Dr. Leopold Schmid.

Noch Andere haben einen Antheil des „katholischen Volkes" an den Bischofswahlen dringend bevorwortet. Als Antwort zeigt die Vorsehung ihnen die Demokratenversammlung im Frankfurter Hofe zu Mainz; ein Spiegelbild der Zukunft, welcher die Kirche in Deutschland entgegen gehen würde, fiele je die Leitung ihrer Angelegenheiten in diese Hände.

Alle menschlichen Mittel und Verfassungsformen, die an sich weder gut noch schlecht sind, und deren Werth rein von den Umständen und von dem Gebrauche abhängt, der von ihnen gemacht wird, — alle diese Mittel retten die Kirche in Deutschland nicht. Mehr als je gilt heute das Wort: daß alle gute und alle vollkommene Gabe von oben herab, vom

Vater des Lichtes kommen muß. Wenn nicht bald der Geist Gottes die Herzen der Deutschen mit seinem Lichte durchströmt, um sie im Glauben, in der Liebe und im Gehorsame der einen wahren und allgemeinen Kirche Christi zu vereinigen, so kann und wird freilich immer noch eine kleine Schaar von Gläubigen übrig bleiben, und Gott wird jetzt wie zu allen Zeiten die Seinen retten, aber Deutschlands Loos ist solchen Falls für immer geworfen, und sein unwiderrufliches Urtheil in der Geschichte heißt alsdann: gewesen!

XX.

Rückblicke auf die Geschichte der Revolution von 1848 und 1849.

II.

Die Prager Ereignisse in der Pfingstwoche 1848.

Als Nachtrag und Zusatz zu der im eilften Hefte vorigen Jahres und im zweiten Hefte dieses Jahres enthaltenen Darstellung geht uns von einer verehrten Hand nachstehender Aufsatz zu, der ein allzu belehrendes Streiflicht auf die Prager Pfingstereignisse wirft, als daß wir ihn unsern Lesern vorenthalten könnten.

Das böhmische Gubernium hatte kurz vor Ausbruch der Revolution eine Personalveränderung erlitten und den Grafen Rudolph Stadion zum Oberstburggrafen erhalten. Dieser sollte durch die am 6. April erfolgte Wahl des Erzherzogs Franz Joseph (nunmehrigen Kaisers) zum Statthalter in Böhmen, und des Grafen Leo Thun zum Gubernialpräsidenten ersetzt

der Freiheit beraubt, keine rechtsmäßige Geschäftsth... auszuüben vermöge, und sich daher einer jeden Theilnah... solcher bis zu seiner Freilassung enthalten müsse. Di... folgte am 13. Nachmittags nach mehr als vierundzwan... diger Haft. Kein Zweifel, daß sowohl des Gubernialpr... ten Festigkeit in Verweigerung aller Zugeständnisse, ... Drohung des Fürsten Windischgrätz, daß wenn dem ... irgend ein Leid geschähe, keiner von den Aufrührern, die ihn festhielten, mit dem Leben davon kommen werde, solche ... wirkten.

XXI.

Unsere Errungenschaften.

X.

Verkümmerung des Verkehrs.

Ungehemmter Verkehr sammt fruchtbarlicher Gewerbsthätigkeit und gefestigter Wohlstand stehen in einem Lande oder in einer Stadt in Wechselbeziehung, beide sind gleichzeitig Ursache und Wirkung; die Bedingnisse dazu liegen in dem äußern Frieden, der innern Ruhe, der gefestigten Ordnung, insgesammt Güter, zu denen das Wühlen und Revolutioniren, ob nun dasselbe erst noch im Laufe begriffen, oder aber an dem beabsichtigten Ziele bereits angekommen sei, in unbedingtem Widerspruche stehen. Wir sind zwar weit entfernt, zu befürchten, daß das Wühlen und Zerstören in's Unendliche fortdauern werde oder könne. Seine Schwingungen mögen für den Augenblick andauernder, weitgedehnter und rascher seyn als sonst;

nal müssen dieselben doch aufhören, einem allmählig sich der regelnden Zustand, welcher Beschaffenheit nun immer selbe seyn möge, müssen sie zuletzt doch weichen. Bis dort- hin aber wird der Wohlstand im Allgemeinen immer tiefer un- tergraben, immer heftiger erschüttert, der Verkehr immer mehr verkümmert werden. Es ist möglich, ja selbst wahrscheinlich, daß er, hat einmal der Orkan ausgetobt, einen neuen Boden finden, frische Wurzeln schlagen werde; wobei jedoch weniger von einer Fortsetzung, von einem Wiederzurechtkommen, als vielmehr von einer neuen Begründung und Gestaltung dessel- ben die Rede wird seyn können.

Das ist unter den düstern Ansichten der Gegenwart und unter den noch düsteren Aussichten in die Zukunft der einzige Hoffnungsstrahl. Sollte aber das Jahr 1848 nicht sowohl eine, die gesammte gesellschaftliche Ordnung tief erschütternde und schwer verwundete Katastrophe, sollte es vielmehr ein Keim seyn, der mit all den zerstörenden Wirkungen, die es bereits sich so viele Verzweigungen auf's empfindlichste bewährt hat, erst im Beginne seiner Entwickelung stünde, dann fiele es nicht schwer, ein Verzeichniß derjenigen Gewerbe oder menschlichen Beschäftigungen anzulegen, welche nach einem halben Jahrhundert unter die verlorenen Dinge zu zählen seyn würden. Wird doch hin und wieder laut angekündigt, daß die seufzende und zugleich harrende Menschheit durch nichts anderes könne zufriedengestellt werden, als durch eine gänzliche Umgestaltung der bisherigen gesellschaftlichen Verhältnisse. Ließe sich diese bewerkstelligen, dann wäre manche Berufsart zu nennen, welche den Enkeln nur noch von dem Hörensagen bekannt seyn dürfte. Denn so wie die rothen Republikaner in Verbindung mit den Communisten ihre Zwecke verwirklichen könnten, so würden von diesen die Einen rasch verschwinden, Andere langsam in einer Weise verkümmern, wie dieß in kleinen Städten mit verschiedenen Handthierungen in Folge der entstandenen Fabriken geschehen ist; der Unterschied bestünde einzig darin, daß hiebei die Thätigkeit zu ähnlichem Zweck auf einen andern Boden sich

verpflanzt hat, und in anderer Gestalt erscheint, in jenem Fall aber dieselbe unter der angestrebten Gleichheit der Hülflosigkeit und der Verarmung allmählig ganz verschrumpfen müßte.

Wenn wir in flüchtigem Ueberblick ein Register der absterbenden und verendenden Berufsarten aufstellen wollten, so würden wir vor der Hand nachfolgende auf dasselbe eintragen: Bildhauer — Buchbinder — Buchhändler — Edelsteinhändler — Goldarbeiter — Jäger, herrschaftliche — Juweliere — Köche — Kupferdrucker — Kupferstecher — Maler — Paramentenmacher — Siegelstecher — Silberarbeiter — Vergolder. — Diese Gewerbe werden zwar in größeren Städten nicht gerade zu insgesammt verschwinden, aber doch so zusammenschmelzen, daß von ihnen, als von Berufsgenossenschaften, nicht mehr die Rede wird seyn können. Denn durch das, was unter den Jetztlebenden eine Partei als höchste Errungenschaft, die aus allen Kräften und durch alle Mittel anzustreben sey, verkündigt, werden nicht Verbesserungen in der Verwaltung, auch nicht größere Garantien in Bezug auf die Personen, die mit dieser betheiligt sind, ja nicht einmal einzig Aenderungen in den Verfassungen, sondern es wird damit ein gänzliches Wegfegen der Gesellschaft beabsichtigt, woran sich Folgen leiten müßten, die lange nicht von Allen, die diesen Bestrebungen sich günstig erweisen, gewollt, vielleicht nicht einmal geahnet werden.

In obigem Verzeichniß haben wir die dritte Stelle den Buchhändlern anweisen zu können geglaubt. Wir müssen bei ihnen, als den Repräsentanten der Literatur, ein wenig verweilen. Befrage man dieselben um das Resultat ihres Geschäftsbetriebes während der letztverflossenen Jahre! Sollte wohl irgend einer im Falle seyn, hierauf eine befriedigende Antwort zu ertheilen? Der Buchhandel darf nicht mit Unrecht der Barometer der Literatur genannt werden. Welches ist jetzt dessen Stand? Doch gewiß kein günstiger, nicht einmal ein solcher, der für die nächste Zukunft eine befriedigendere Aussicht eröffnet. Vergleichen wir, um für die Be-

genheit einen Maßstab zu gewinnen, die Buchhändleranzeigen in den Beilagen der „Allgemeinen Zeitung vom ersten bis siebenten Februar 1848 mit denjenigen in den Blättern der gleichen sieben Tage des Jahres 1849!. In jenen finden wir achtundsechzig Werke des mannigfaltigsten Inhalts, entweder in ausführlichen Anzeigen, oder bloß mit Angabe der Titel, angekündigt, daneben bloß drei des Cotta'schen Verlags (worunter die eben vollendete Gesammtausgabe von Platens Werke), außer diesem die Ankündigungen von fünf mehr oder minder wissenschaftlichen Zeitschriften, das Ausland, als Cotta'scher Verlag, gar nicht gerechnet. Wie stellen sich nun die ersten sieben Tage des Februars (vielleicht nicht einmal die ungünstigsten) des verflossenen Jahres zu jenen? Da finden wir bloß zweiundzwanzig Bücher des verschiedensten Inhalts (von einer „allgemeinen deutschen Wechselordnung" bis herab zu einem höchst verdächtigen, weil mit versiegelten Abbildungen angebotenen „Musäum des Witzes und der Laune"), außer diesen zehn Werke, an Zahl von jenen beinahe die Hälfte, an innerem Werthe mehr als deren Doppelzahl aufwiegend, aus Cotta'schem Verlag (d. h. ohne Einrückungsgebühr) aufgenommen, daher gar nicht in Anschlag zu bringen; neben diesen noch zehn größere und kleinere politische Hefte oder Ergessungen über Tagesfragen; dann bloß vier wissenschaftliche Zeitschriften, dagegen aber sechs neue Zeitungen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, die das Jahr vorher ganz fehlen *).

---

*) Noch magerer erweisen sich die sieben Blätter vom 18. bis 24. Februar die Werke. Die von Zeitfragen unabhängig sind, lassen sich leicht zählen. Es sind deren (selbst wenn wir den unzählige Mal angekündigten Cotta'schen Verlag: Italiens Zukunft von Kölle dazu rechnen) bloß zwölf: drei ascetische Werke, zwei Romane, eine schon oft vorgekommene Beschreibung von Ischl, Buddens, St. Petersburg, ein lateinisches Wörterbuch, eine englische Mustersammlung, eine Erziehungslehre, ein Handbuch der Blumengärtnerei, Sporschil's Geschichte der Deutschen; darüberhin aus Cotta'schen Verlag

Daß ein ungehemmter Fortgang der Bestrebungen der Umsturzpartei aller wissenschaftlichen Pflege, aller Neigung zu den Wissenschaften einen Stoß versetzen würde, von dem sie sobald nicht sich würden erheben können; daß in dieser Beziehung eine neue Barbarei auf das Verzeichniß der „Errungenschaften" würde müssen gesetzt werden, das hat wohl mit uns schon Mancher geahnt; davon ist nur in jener Zusammenstellung bereits ein Vorschmack gegeben. Es läßt sich aber eine zweifache Pflege der Wissenschaft denken, eine verborgene, auf denjenigen, der ihr sich widmet, beschränkte, mit der eigenen Befriedigung sich begnügende, die wir eine empfangende nennen möchten; diese wird sich wesentlich vermindern, schwerlich jemals ganz aufhören. Dann gibt es aber auch eine an's Licht tretende, regsame, thätige, die durch eigene Forschung das Gebiet der Wissenschaft anbauen will, die im Gegensatze zu jener eine zeugende genannt werden darf. Diese muß bei der Fortdauer der jetzigen Constellationen noch mehr verkümmern, als bereits geschehen ist. Zwar wird es an Einzelnen, die auch fortan, in welchem Fache der Wissenschaften es sei, Forschungen anstellen wollen, nicht fehlen, aber die Möglichkeit, dieselben zum Gemeingut machen zu können, wird ihnen immer mehr entzogen werden, es wird immer schwerer fallen, für Werke des wahren Studiums Verleger zu finden, weil diese nicht mehr auf Käufer rechnen können.

Die Zahl derjenigen, für welche neue Werke ein Bedürfniß im strengern Sinne zu nennen sind, ist nicht sehr groß;

---

die längst bekannten Dichtungen von B. Weber und der Freiin von Droste. Hiezu kommen neue Zeitsächelchen, wie zwei Auswanderungsbücher, Lola-Montez, ein Schriftchen über Aufhebung des Cölibats, der Rest meist Scripse über die Begegnisse in Wien. Endlich werden fünf Zeitungen angekündigt, nicht politischen Inhalts, nur die in Leipzig erscheinende Universitäts-Zeitung. Das ist die magere Kost im Vergleich zu der ehemals reich besetzten Tafel.

...ich größer ist die Zahl derer, welchen neue Werke zur ...ung ihres geistigen Besitzes, als Schmuck und Zierde ... Daseyns willkommen, selten jedoch ganz unentbehrlich ... Wird das gesellschaftliche Bestehen erschüttert, werden ...ittel, mittelst deren dasselbe nach freier Lust über das ...ndige hinausschreiten kann, verkümmert, tritt der Zwang ...schränkungen ein, so ist der Ankauf neuer Bücher selten ...ste, was diesen unterliegt. Fehlt aber in der Gewißheit, ...ne tüchtige Arbeit einen Verleger zu finden, zu einer sol... ...ufmunterung, so muß nothwendig hiemit bei Manchem ...st sich mindern, dergleichen zu unternehmen, dieß selbst ...hen von der pecuniären Vergeltung, die für den redli... ...Forscher immer nur Nebensache oder Beigabe seyn kann; ...n deßwegen vorzüglich, weil das scire tuum nihil est, ... scire sicat et alter, eine natürliche Regung des Men... ...liches ist, ohne daß deßwegen von Eitelkeit zu sprechen ... Indem unter solchen Umständen mehr als eine wissen... ...che Forschung entweder unterbleibt, oder in die Verbor... ...des eigenen Gemachs gebannt wird, läuft bei längerer ... eines so gedrückten Zustandes auch die Regsamkeit zu ... Unternehmungen und die Lust daran Gefahr, immer ...ich zu verlieren.

...ie Welt hat sich auf die Kreuzerliteratur geworfen, be... ...sich mit dieser, erlabt sich an dieser, ersättigt sich mit ...Zeitungen, Heftchen, die von Tagesereignissen handeln, ...riften, welche über Tagesfragen sich ergehen, das sind ...ößtentheils die Ereignisse der Presse, in welchen die ... gewordenen Geister schwelgen. Diese endemisch gewor... ...iebhaberei versetzt der wahren Wissenschaft und der gei... Civilisation in zweifacher Weise den Todesstoß. Stel... ...r einige Wirkungen dieser immer mehr Alles anfressenden ... vor Augen!

...ie Consumtion feuert bei allen denkbaren Gegenständen ...oduction an. Da nun der Bedarf an politischem Ge... ...e ein so allgemeiner und gieriger, der Absatz desselben

ein so rascher geworden ist, widmen sich manche Geister, sonst des Bessern tüchtig und zu Tüchtigerem fähig wären, sem Gewerbe, dessen Erzeugnisse sich von Tag zu Tag lassen, daneben keiner mühsamen Vorbereitung, keiner an den Anstrengung, keiner beharrlichen Forschung bedürfen, denen der Stoff in ein paar eigenen oder fremden Ein leicht sich bietet. Mag man dabei gleich von Anbegin eines zusagenden Erfolges sich erfreuen; ist zugleich dam Geschmack an einem solchen Geschäftsbetrieb geweckt wo zeigt sich das Talent schmiegsam dafür, dann steht die G nahe, zu allem Ernstern, Anstrengenden, nur in langd der Thätigkeit für die Wissenschaft Ergiebigen, die Lust, Sinn, die Ausdauer einzubüßen.

Wie bereits bemerkt, war die Zahl derer, welchen Anbau der Wissenschaft dessen selbst wegen Lebensaufga wesen ist, von jeher die kleinere; die Mehrzahl bestand besteht aus Solchen, die einen Werth darauf setzten, die gebnisse wissenschaftlicher Thätigkeit Anderer als Zierde, Sch und zu würdiger Ausfüllung freier Stunden sich zu eigen chen zu können. Für diese vorzüglich hat der Geschichtsch geforscht, der Reisende beobachtet, der Ethnograph oder St stiker seinen Fleiß verwendet, der Naturforscher in höh Sinne die Resultate seiner Studien in allgemein ansprechen Werken niedergelegt. Nun kömmt jene Tages- und Kri literatur; nun kommen jene Zeitungen, die bereits nicht mit alltäglich einmaligem Erscheinen sich begnügen, die in senhafter Ausdehnung wetteifernd sich zu überbieten suchen reits ist das Bedürfniß darnach in eine solche krankhafte U wucherung ausgeartet, daß das Beschränken auf eine ei mit banausischen Abweisen einer zeitgemäßen Bildung un theilsberechtigung gleich gehalten wird. Man darf sich mehr an ein einziges Blatt halten; man darf sich nicht damit begnügen, möglichst schleunig zu erfahren, was Orts so eben nicht allein sich zugetragen hat, oder v worden ist, sondern man muß eben sowohl darüber Be

...en wissen, was ein Jeder, der irgendwo als Mann des ...s augenblicklich und vorübergehend auftaucht, beabsichtigt ...gesprochen hat. Wie ein bornirtes, bemitleidenswerthes ...f ist nicht in unsern Tagen der Mensch, wie muß er ...der jedem, auf der wahren Zeithöhe Stehenden mit Scham ...erröthen, wenn er nicht augenblicklich darüber Bescheid ...zu weiß, wie die „Allgemeine Zeitung" irgend einen ...der „Morning-Post", oder der „Times", oder eines ton...benden Blattes in Paris beurtheile, wie „die preußische ...Zeitung" die Bemerkungen der „Allgemeinen Zeitung" ...über aufnehme, in welche Weise der „österreichische Lloyd" ...r beide sich auslasse, was über sie alle die „Allgemeine ...erreichische Zeitung" belfere, in welcher Weise sodann über ...liche Vorgänger „die Presse" zu Gericht sitze, wie end... der „Correspondent" aus Olmütz sich verlauten lasse. Mit ...dem dieses Geträtsches aber gehen die freien Stunden des ...dahin, glücklich, wenn sie nur zureichen. Wem bliebe ... die physische Zeit übrig, um auf Anderes zu denken, ...Anderm sich zu beschäftigen? Wen wandelte nach dem ...samen Durchringen durch solche Tageslast zu Anderem nur ...h die mindeste Lust an? In wessen Kopf würde es nach ...dem unerquicklichen Herumvagiren nicht wüste, also daß er ...k alles Gediegenere blasirt sich erwiese? Daß daneben solche ...Zeitung nicht ohne Geldaufwand könne getrieben werden, ...s weiß Jedermann. Die Tausende aber, welche durch die ...mer üppiger wuchernde Kreuzer-Literatur verschlungen wer...n, sind am Ende doch ein Abbruch, welchen die wahre Li...teratur erleidet; denn in dem Maße, in welchem die Geldver...wendung für Tagesblätter steigt, in eben diesem vermindern ...) für Viele die Mittel zur Anschaffung von Büchern.

Hieran knüpft sich noch ein anderer Nachtheil. Dieses ...Zanken über politische Maßnahmen, häufiger bloß über Aeuße...rungen; diese Splitterrichterei aller getroffenen Verfügungen; ...dieses Haarspalten der individuellen Meinungen und Ansichten; ...dieser ganze zeitwüchsige Salmigondis gewährt dem Geist keine

Nahrung, höchstens leicht bewerkstelligten und schnell [illegible] Kitzel. Wie bei zufälligem Vorübergehen auch ein [illegible] und seine Zeit weise zu Rath haltender Mann an [illegible] nenkampfe sich vernarren kann, so sehen wir sonst [illegible] bei und für Besseres sich aufsparende Männer in [illegible] Angriffen und Widerlegungen, die nur allzuhäufig [illegible] Bedeutung und keine bleibendere Wirkung haben, als [illegible] Hahnenkämpfe, sich vernarren, auf Phrasen und [illegible] ein Gewicht legen, als wären dieselben Angeln, [illegible] die ganze Zukunft sich drehte; indeß die Ereignisse gewöhnlich den scharfsinnigsten Conjuncturen ein Schnippchen schlagen. Aber immer mehr findet man an jenen Logomachien, wie an jedem Kitzel, sein Behagen; hieraus entsteht allmählig ein Bedürfniß darnach, und gleichen Schrittes damit tritt gegen Ernsteres und Stoffhaltiges eine Abstumpfung ein. Die Zeit zum Bücherlesen gebricht, das Geld zum Bücherkaufen findet einen andern Abzug, am Ende wird man für die Zeitverwendung in wissenschaftlicher Belehrung gleichgültig, man kennt nur noch das Bedürfniß der Zeitvertreibung. Für gewöhnliche Menschen dient das Durchlaufen einiger Blätter und Broschüren weit besser dazu, zu dem Smal-talk der landesüblichen Conversation sich auszustaffiren, als jedes gründliche Wissen. Dazu findet man in jenen die Gedanken, Urtheile und Phrasen nach erforderlichem Maß, Gestalt und Farbe bereits gehörig zugerichtet und fertig, so daß man nur zu wählen braucht. In solcher Art wird das maßlose Zeitungslesen in mehr als einer Beziehung das Grab der Literatur, und je länger desto mehr dürften die kenntnißreichen Leute den zungenfertigen weichen müssen.

Indem wir aber überzeugungsgemäß dem Buchhandel eine düstere Zukunft in Aussicht stellen, werden wir unwillkürlich zu der Frage gedrängt: ob wohl von allen denkbaren Gewerben irgend eines zu dem unerfreulichen Zustand, worin sich gegenwärtig die Bewohner von Deutschland befinden, so viel beigetragen habe, wie die große Masse gewissenloser und all

chten Erzeugnisse der wirren und wüsten Geister mit be- dern Eifer fördernden Buchhändler; und ob es nicht für anerkennenswerthe, natürliche Ordnung der Dinge zeuge, von den Folgen der Zerrüttung diejenigen zuerst getroffen den, die zu deren Beförderung am meisten beigetragen ha- Wir wollen uns an die gewissenhaftern, ehrenwerthern Männer dieser Gewerbe wenden, ob sie nicht selbst bezeugen müssen, daß so viele ihrer Genossen niemals eine Ahnung des- gehabt hätten, daß ihr Beruf eine weit höhere, als eine merkantile Bedeutung habe; daß es Bedingungen und Verpflichtungen auferlege, denen in der sittlichen Würde des Individuums eine reinere und befriedigendere Bürgschaft ge- sichert werden müsse, als es den Gesetzen irgend eines Landes möglich wäre. Indem wir die Erzeugnisse des Büchermarktes des letzten Jahrzehends durchgesehen, dürfte es weder ein über- triebenes, noch ein hartes Urtheil genannt werden, wenn wir sa- gen, daß keine Schrift so ruchlos, so empörend, so brandstif- terisch, so allem Edlen und Wahren feindselig, so durchweg unsittlich gewesen sei, daß deren Verfasser nicht sicher gewesen wäre, einen Verleger zu finden, vielleicht leichter und sicherer als derjenige, welcher mit Ausdauer und Anstrengung ein wis- senschaftliches Werk, oder eine Arbeit zu Stande gebracht hätte, die unbedenklich in Jedermanns Hände zu legen gewesen wäre. So viele Buchhändler sind nicht allein wissentlich, sondern mit unverkennbarer Vorliebe dem Vertrieb allartigen Giftes obge- legen, und haben zugleich noch möglichsten Bedacht darauf ge- nommen, demselben unter der gleissendsten und betrüglichsten Empfehlung Absatz zu verschaffen, gleich als lägen die edelsten Heilkräfte unter dem Dargebotenen eingehüllt. Darf es dann befremden, wenn die Folgen der zerrüttenden Wirkungen den- jenigen zuerst sich fühlbar machen, welche so lange sich und Andern das Gegentheil vorzuspiegeln beflißen waren?

XI.

Zunehmende Ruhelosigkeit.

Können wir in Abrede stellen, daß der Gesellschaft, wie der Individuen eine gewisse, fiebernde Ruhelosigkeit sich bemächtigt habe, aufgestachelt durch den unabläßig sich drängenden Wechsel von Begegnissen, Umgestaltungen und Zuständen, durch die ununterbrochene Aufregung, Spannung und Erschütterung, womit die beinahe alltäglich zusammenlaufenden Berichte von Aehnlichem aus allen Ländern Europas uns erhalten. Auch das ist eine „Errungenschaft" der neuesten Zeit, ein Besitz, welcher den Vätern unbekannt war. Der ehemalige Morgengruß, die Bewillkommnungsformel für den Nachmittag, das Wort, mit dem wir sonst am Abend von einander geschieden sind, hat sich allgemein in die Frage verwandelt: was gibt's Neues? Mit dieser begegnen wir uns auf der Straße; mit ihr erscheinen wir in der Amtsstube; mit ihr sammeln wir uns zur Berathschlagung; mit ihr treten wir in das Comptoir des Kaufherrn, in das Gewölbe des Geschäftsmannes; mit ihr hängen wir den Hut an den Wandnagel der Gastzimmer und lassen wir uns auf den Sperrsitz im Theater nieder. Was gibt's Neues? schallt es herüber und hinüber. Was gibt's Neues? ist die Banalformel, unter welcher gegenseitige Bekannte und solche, die sich wildfremd sind, zusammentreffen. Der Stand der Witterung und des Befindens, sonst die bedeutungsvollen Prologen oder Achsen der Conversation sind vor der Frage: was gibt's Neues? in Staub und Asche verwandelt. Dem Greise, der mit dem einen Fuße im Grabe steht, dem Manne, der über Wichtiges mit dem Manne zu verkehren hat, der Dame, welche der Dame einen Höflichkeitsbesuch abstattet; dem Schüler, der auf dem Wege nach dem Gymnasium dem Mitschüler begegnet, ihnen insgesammt schwebt allstäts die große, durch den Welttheil erschallende Frage auf

ren Lippen: was gibt's Neues? Und es sollte uns nicht wundern, wenn, selbst nach langer Trennung, Bräutigam und Braut mit der Frage sich bewillkommten: was gibt's Neues?

Wir begnügen uns nicht mehr mit dem, worin sonst der ordentliche Weltlauf sich abzuspinnen pflegte; wir bedürfen einer kräftigeren Aufregung, einer drastischen Erschütterung, zum mindesten einer stäten Spannung; wir sind jenen Weinsäufern gleich geworden, welche selbst für das stärkste Getränk noch eine Zuthat von Gebranntem verlangen, damit es nicht wie Brunnenwasser die Gurgel hinabrinne. Wir möchten alltäglich von ausgebrochenen Empörungen, von zusammenbrechenden Thronen, von blutigen Straßenkämpfen, von schauerlichen Meuchelmorden hören; und in Ermangelung dessen laben wir uns wenigstens an Kammerscandalen, an frechen oder insipiden Interpellationen, an schamlosen Bekenntnissen sittlicher Zerfahrenheit, wovon sämmtlichen Neuigkeitsbedürftigen der frische Vorrath nur selten und niemals auf lange Zeit ausgeht. Aber eben dieses nie zu ersättigende Lechzen nach Neuem drückt so vielen Jetztlebenden, selbst denjenigen, die sich nicht berufen fühlen, durch lange Reden, geheime Entwürfe, sogenannte kühne Griffe, oder stürmisches Handeln, den Vorrath daran zur Befriedigung Andrer zu vermehren, dennoch eine Ungenügsamkeit, eine Unstätigkeit, jene wenigstens an die Oberfläche tretende Ruhelosigkeit auf, die wir eher für das Symptom eines krankhaften Zustandes, als für die Signatur kernfester Gesundheit erklären möchten.

Dieß bei den Bessern. Andere, leichtern Sinnes und durch größere Beweglichkeit dahin gerissen, finden nur dann sich behaglich, wenn dieser Gier nach Wahrem oder Falschem, nach Möglichem oder Unmöglichem tagtäglich der Fraß vorgeworfen wird. Deßwegen sehen wir in den Zeiten so allgemeiner Aufregung und sieghaften Kampfes der Wühlerei gegen die bestehende Ordnung, gegen die Grundlagen, wie gegen die berufenen Vorkämpfer der Gesellschaft, nicht allein an der Wahl-

stätte, sondern in weitgedehntem Kreise von Manchen das Gewerbe hintangesetzt, die Familien verlassen, den Hausstand vernachlässigt; dort schlagen sie ihr Lager auf, wo unter dem Zusammentreffen Vieler entweder in gemeinsamem Jauchzen über das Gelungene, oder in haderndem Erörterung darin die Spannung immerfort neue Nahrung erhält. Immer Mehreren aber stellt es sich als würdigste Lebensaufgabe dar, handelnd, und wäre es nur als Bruchtheil des Sturmhaufens, an der Bewegung Theil zu nehmen und nach bester Kraft mitzuwirken, daß dieselbe nimmer mehr zurückkehre in das geordnete Bette.

Das Wort Bewegung gehört aber ebenfalls zu denjenigen, welche in neuester Zeit einen ganz andern Sinn gewonnen haben, als ursprünglich damit verknüpft war. Wie bedurch sonst eine nothwendige und ersprießliche Lebensthätigkeit sei bezeichnet worden, das kennt Jedermann. Sonst ist dadurch bloß nebst der Manifestation innerer Kraft, zugleich das Mittel angedeutet worden, um zu irgend einem wirklich nützlichen, oder doch in aufrichtiger Ueberzeugung hiefür gehaltenen Zweck zu gelangen. Nun aber hat man sich durch den Verlauf der letzt abgewichenen Jahre dergestalt an eine umgewandelte Bedeutung dieses Wortes gewöhnt, daß es beinahe den Anschein gewinnen will, als sollte mit dem Worte „Bewegung" die alleinige Lebensbedingung ausgedrückt, als müßte in derselben ein Gut an sich, ohne Rücksicht auf Folge und Zweck anerkannt werden. Deßwegen genügt, was zunächst durch sie erzweckt worden, nur selten; man bemüht sich, dieselbe ununterbrochen fortzusetzen, so lange noch irgend etwas vorhanden geglaubt wird, was durch sie bis dahin noch nicht wäre erreicht worden. Damit soll nicht gesagt seyn, daß das Bemühen jederzeit die beabsichtigte Folge habe, sondern bloß, daß es an Solchen nicht fehle, welche zu diesem Zwecke eben sowohl eng unter einander sich verbinden, als zu dessen Erreichung alle möglichen Mittel in Anwendung bringen. Es sind dieß diejeni-

von welchen das Menschengeschlecht am meisten Ursache hat,
einer Hut zu seyn; dieweil ihre Unternehmungen unab-
und in jeglicher Weise gegen alles dasjenige gerichtet
was demselben ein geordnetes und zuträgliches Bestehen
erbürgen noch im Stande wäre.

Einerseits diese Ruhelosigkeit, welche der Gesellschaft ihrer
rzahl nach sich bemächtigt; andererseits dann bei Vielen
endlose Treiben in solcher Bewegung, bloß um des Be-
ens willen, hat einen Widerspruchsgeist hervorgerufen, von
chem oft in blankem Ernst behauptet wird, er sei zum Ge-
en der Völker und zum Heil der Staaten unerläßlich, ja
Achse, von der beide getragen würden, auf welcher beide
drehen müßten. Der Widerspruch (die Opposition) nach
nünftiger Anschauung setzt aber etwas voraus, was nicht
wie es seyn sollte; was, sei es nun als Person, sei es
Einrichtung seiner Aufgabe oder seiner Bestimmung nicht
äge, demnach belehrt, aufgehellt, zurechtgewiesen, als wir-
d an jene gemahnt, als bestimmend und maßgebend dersel-
müsse entgegengeführt werden.

Wer wollte die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit des
onnenen und wahrhaft klaren und zugleich aus edlen Moti-
hervorgehenden Widerspruches innerhalb jener Schranken
Abrede stellen? In diese aber soll er sich nach den Anfor-
ungen derjenigen, die als eigentliche Bewegungsmänner gel-
wollen, nicht sich einengen lassen; derselbe soll weder durch
iesene und einleuchtende Mangelhaftigkeit veranlaßt, noch
schließlich zu redlichen und anerkennenswerthen Absichten
vorgerufen werden. Beides kann zwar zufällige Beigabe
Widerspruchs werden, indeß es als preiswürdige Eigen-
ft an sich gelten, unbedingte Anerkennung aber demjenigen
Theil werden soll, welcher denselben am vielfältigsten, am
testen, am ungestümsten erhebt, als Fahnenträger sich auf-
t, welcher Andere um sich zu schaaren das Geschick oder

die Redefertigkeit besitzt. Ein solcher muß sich zu der Höhe zu erheben wissen, von der er Alles, was von den Vertretern eines immer markloser werdenden öffentlichen Ansehens ausgeht, herabzuwürdigen, mit Tadel zu übergießen sich vornimmt. Es liegt etwas Diabolisches in dieser Sucht; wo aber finden wir nicht Solche, die von ihr befallen wären, Andere, die laut das Lob derselben verkündigten? Wie Manchen, die ihr Beifall zujauchzen, würde sie nicht um so theurer, je klarer sie deren ausgeprägte Negation zu durchschauen vermöchten! Es ist nicht mehr der mögliche Unwerth des Beantragten, es ist nicht mehr die denkbare Unzweckmäßigkeit des Verfügten, es ist entweder die Stelle, von welcher Antrag und Verfügung ausgehen, oder schon das allein genügt, daß Etwas als Antrag, als Verfügung sich kund gibt, was den Widerspruch in den Lauf setzt; das Unerträgliche kommt so wenig mehr in Betracht, als das augenfällige Gegentheil jenen in Zaum zu halten vermöchte.

Und so krankhaft ist die Zeit geworden, und so verschieft haben sich alle Begriffe und so umdunkelt ist das Geistesauge mancher Menschen, daß es an Solchen keineswegs fehlt, welche es laut bekennen: die wahre Bürgschaft für das ersprießliche Bestehen der Staaten sei an diejenigen geknüpft, bei welchen der Mund zum prädominirenden Organ geworden zu seyn scheint. Mögen sie selbst, bei welchen dieses der Fall ist, hieran nicht jedesmal denken, an Andern, welche darauf aufmerksam machen, fehlt es nicht. Ihrer Meinung nach müßte in dem Drange, sowohl gegen Alles, was von oben ausgeht, obligaten Widerspruch zu erheben, als mit demselben Alles, was seitwärts kömmt, wenigstens zu besprengen, müßte in dem Drange, alles anders haben, alles berichtigen zu wollen, die sicherndste Gewährleistung für vollkommen tüchtige Leitung der wichtigsten Angelegenheiten sich kund geben. Haben wir ja in öffentlichen Blättern mehr als einmal die Hindeutung gelesen, wie Oesterreich mit einem Ministerium, aus den unermüdlichsten Kremsierer-Mäulern zusammengesetzt, ohne alle Frage am

:n fahren würde. Gehört es doch unbestreitbar zu den erlichsten Meinungen, daß die Tüchtigkeit zu einer Mini- stelle am unzweifelhaftesten durch das erfolgreiche Nieder- vatzen (und wer wäre so ein Neuling, um nicht zu wissen, mancherlei Zufälligkeiten dabei zum Gelingen mithelfen?) end eines ministeriellen Antrages sich bewähre; und hat zu- ich die neuere Zeit für das Königthum nichts Herabwürdi- ideres ersonnen, als die zum Brauch gewordene Nöthigung, Organe seines scheinbaren Handelns aus den Reihen der- iigen heraussuchen zu müssen, welche in oft mehr hitzigen, s redlich gemeinten Widerspruch gegen bisherige Minister rübergehend sich eines, nicht immer ruhmwidrigen Sieges freuen mochten. Die Vergangenheit trug in sich die Ueber- ugung, daß die oberste Geschichtsführung am zuversichtlichsten Männern anvertraut werde, die mittelst Uebung und Erfah- ing einen praktischen, vermöge ihrer Stellung und ihrer Ver- iltnisse einen weiten und freien Blick gewonnen hätten; die egenwart legt mehreres Gewicht auf den barschen Wider- ruch, auf die nimmer rastende Zunge. Das ist Zopf und chwanz; so scheiden sich die Zeiten. Welche richtiger geur- eilt habe, darüber dürfte die nächste Zukunft entscheiden, enn wir anders annehmen dürfen, daß dieselbe zur Besinnung rückkehren, zu unbefangener Ueberlegung und richtigem Ur- eile die erforderliche Ruhe wieder gewinnen werde.

XXII.

Literatur.

Phillips, über den Ursprung der Katzenmusiken (Charivari, Cravall, Carneval und Haberfeld), eine canonistisch-mythologische Abhandlung. Freiburg, 1849.

Ein Excurs über Katzenmusiken! Wer hätte dieß vom Herrn Verfasser erwartet, und wer möchte überhaupt viele Aufschlüsse von einem solchen Gegenstande sich hoffen? Aber es trifft sich bei wissenschaftlichen Arbeiten häufig, daß die Materialien zu mancher Untersuchung nur eben Einem Forscher zu Handen stehen, so daß gelehrte Aufschlüsse von einer Seite sich bieten, wo man es am allerwenigsten voraussieht. So ist der Verfasser des Obigen bei Ausarbeitung seines Buches über die kirchlichen Synoden auf diese Episode verfallen. In den Concilienakten schlummert noch manches historische Geheimniß, und der Fortschritt in der Sprachvergleichung wird uns noch viele Räthsel lösen.

Der Verfasser hätte noch weiter ausholen und seine Schrift betiteln können: „Ueber den Ursprung der Fackelzüge und deren Gegentheil.“ Das Anzünden der Fackeln bestand von Seite der Alten als symbolischer Akt bei gewissen Feierlichkeiten, um das Leuchten der Lebensfackel, der Sonnenfackel darzu-

n. Es war im Lichtbilde ausgedrückt, was der Ruf vivas! vivas! floreas! dem Gefeierten mündlich sagte. Das verkündet ...fackel Hymens, aber auch die Mysterienfackel, die ... in den Händen der Ceres Demeter geflammt, oder die Fa... ...e, die noch immer bei jeder vornehmen Begräbnißfeier statt..., und die lebendige Hoffnung leuchten lassen, daß auch im ... des Grabes das Licht des ewigen Lebens nicht erlöschen ... Auf Mithrasdenkmälern erhebt der Lebensengel die Fackel, ... die Sonne im Aufsteigen begriffen ist, der Todesengel aber ... sie, so wie das Licht des Himmels in der Winternacht zu ... geht. Die Musik, welche bei solchen Huldigungen für ...de und Verstorbene ertönt, sollte die Sphärenharmonie ...hmen, unter deren Klängen der Gefeierte seinen Weg nach ...wandle.

Das Gegentheil drückt nun jene unharmonische Musik im Dunkel ...lacht aus, die nach dem Thiere der Diana, der Nachtgöttin, ...nt wird. Während dort der Becher des Lebens zum ...scheszeichen der florirenden Gesundheit erhoben wird, wird der Glückstopf in Stücke und Scherben zerbrochen. Glück ... Unglück, Leben und Tod, Tag und Nacht, Sommer und ...er werden auf diese Weise figurirt, Cultur und Uncultur durch ... Festivitäten dargestellt. War es nicht Prometheus, der ...ste Licht vom Himmel brachte, und den Thongebilden den ...n Funken mittheilte? hatte nicht Orpheus (Oberon) mit ...hier aus wilden Thieren gesittete Menschen gemacht, und durch ... Ausführung der Religion und die Einsetzung der Ehe alle so... Wohlordnung begründet? So hängt alle Cultur vom Him...ichte ab, mit jedem Winter aber kehrte die Erinnerung an ...lte Barbarei wieder, und an die Stelle der solaren So...litäten traten dann infernale Aufzüge, thierische Ver...mungen, bestialische Lätitien, die, weil sie bei allen Natio... sich vorfinden, nothwendig auch bis in das höchste Alterthum ...datiren. Hat die Finsterniß dem Lichte die Herrschaft ...ommen, hat der Winterdrache das helle Sonnenleben physisch ...tödt, und die Gesetzlosigkeit scheinbar in der Natur eingerissen, ... tritt auch eine moralische Anarchie in den gesell...tlichen Zuständen ein, es greift die Erinnerung an jene

erste allgemeine religiöse und politische Empörung Platz, die Sprachverwirrung und Völkertrennung zur Folge hatte. folgen Auftritte, die in jährlicher Wiederholung jenes erste wandeln der Völker uns allenthalben vorführen; es hört Gesetzlichkeit, aller Standesunterschied auf, es herrscht wie rohe Masse; alles ist barbarisch umgewandelt, und das diesen Zustand der Confusion ist selber ein solches, das babylonischen Verwirrung, als einer organischen Sprache hören scheint. Es ist Charivari, Cravall oder Carn offenbar in der Wurzel identisch, und bezeichnend für dasselbe sen oder Unwesen, der Bildung nach aber, wie Barbar oder bel, Tartarus, Wirrwarr, Purpur, Turtur, Ararat (d. h. der Berge) u. s. w. als Superlativ eines Substantives sich sprechend, der nun nach eigenmächtiger Umbildung in jeder che seine eigenthümliche Erklärung und spätere engere Bezie finden mag.

Daß dieser koboldische Rummel und Tummel in die Sat nische Zeit hinaufreicht, spricht schon der Name der Satur lien aus; daß er darum universale Ausbreitung gef bezeugt das altpersische Sackenfest, wobei die Sklaven verkleideten, und in die Rolle der Herren versetzten, diese aber Diener zu spielen hatten; daß diese Festaufzüge überall Wintersmitte fallen, bestätigt endlich, daß hier zugleich solare und mythologische Vorstellung mitunterläuft. In Wint mitte war es auch, wo nach Herodots Bericht die nordischen ker, wie die Neueren, zu Werwölfen (vargus) sich umw ten. Die Tage, welche den Unterschied zwischen dem alte Mond- und späterem Sonnenjahre ausmachten, und bei den Aegyptern zu fünf, bei den Nordvölkern zu zwölf gere waren, gehörten eigentlich keiner Zeit an, bei ihnen hörte die calendarische und soziale Ordnung auf, das war die Vorzeit jedes geordneten Jahres, die an die Vorzeit der Völker erinnerte, bevor die bürgerliche Ordnung zugleich mit der Jahrrechnung hergestellt ward. Alsdann ergab sich Jeder der ausgelassensten Freiheit, und die Herrschaft der Gesetze schien ein Ende zu haben. Männer verkleideten sich in Frauengewande, Frauen in Männertracht, denn die Natur schien selber weiblich geworden; Jedermann putzte sich,

Unterordnung hat aufgehört, Jeder spielt den Herren, oder stellt sich als Wald- und Feldteufel vermummt das anfängliche, un- rte Leben vor. Von diesem jährlichen Freiheitsfest gilt Horazische Age libertate Decembri *). In den christlichen hunderten eifert bereits St. Eligius († 659) gegen die Mum- n am Neujahrstage, namentlich gegen das cervulum vitulam facere, indem man sich nämlich in Kühe, Hirsch- und andere Popanze (jocticos) verhüllte, und gleichsam das e Prinzip vorherrschen ließ. Auch Alkuin klagt im über den Gottesdienst: „Einige verwandeln sich am Neu- age in abenteuerliche Gestalten, und werfen Thierfelle um andere verkleiden sich als Weiber.“ Die kirchlichen Nar- feste während des ganzen Mittelalters, so wie das sogenannte gelächter sind bekannt, und reihen sich ebenfalls hier an. Frankreich beginnt dieser Welttanz, oder die Zeit des Carneval unschuldigen Kindleinstag, den 28. December, oder auch mit jahr, in Deutschland mit dem 6. Januar. Der Tumult auf en entspricht aber nach der Anschauung des Volkes nur dem uhr im Himmel, daher endet die Zeit der Tollheit erst nach „unsinnigen Pfinstag“ (dem noch der rußige Freitag feiste Samstag mit der eigentlichen Fastnacht folgt), d. h. dem Satan durch Michael vom Himmel gestürzt Dieser Sturz des Fürsten der Hölle, der den winterlichen und die Nacht des Grabes in die Welt gebracht hat, wo- er auch fortan figurirt, wird als Rest früherer Cultushand- gen noch nach unfürdenklichem Brauche überall vom Volke be- ngen. Der gälische Carneval z. B. wurde durch einen Aufzug n den Straßen beschlossen, bei welcher Gelegenheit ein Stroh- mann, das Bild des alten abgestorbenen Jahres, umhergeführt d in den Fluß geworfen wurde. Dabei fanden auch Verklei- dungen in Thiergestalten statt. Am folgenden Sonntag Dimanche de Brandons) wurden des Abends die Carnfeuer angezündet **). Das ist der gälische Carneval oder Carnfahrt,

*) Satyr. II. 7, 4.

**) Eckermann Religionsgesch. III. 2, S. 549.

erste allgemeine religiöse und politische Empörung Platz, welche die Sprachverwirrung und Völkertrennung zur Folge hatte. Dann folgen Auftritte, die in jährlicher Wiederholung jenes erste Nachtwandeln der Völker uns allenthalben vorführen; es hört alle Gesetzlichkeit, aller Standesunterschied auf, es herrscht wieder die rohe Masse; alles ist barbarisch umgewandelt, und das Wort für diesen Zustand der Confusion ist selber ein solches, das eher der babylonischen Verwirrung, als einer organischen Sprache anzugehören scheint. Es ist Charivari, Cravall oder Carneval, offenbar in der Wurzel identisch, und bezeichnend für dasselbe Wesen oder Unwesen, der Bildung nach aber, wie Barbar oder Babel, Tartarus, Wirrwarr, Purpur, Turtur, Ararat (d. h. Berg der Berge) u. s. w. als Superlativ eines Substantives sich aussprechend, der nun nach eigenmächtiger Umbildung in jeder Sprache seine eigenthümliche Erklärung und spätere engere Beziehung finden mag.

Daß dieser koboldische Rummel und Tummel in die Saturnische Zeit hinaufreicht, spricht schon der Name der Saturnalien aus; daß er darum universale Ausbreitung gefunden, bezeugt das altpersische Sackenfest, wobei die Sklaven sich verkleideten, und in die Rolle der Herren versetzten, diese aber die Diener zu spielen hatten; daß diese Festaufzüge überall in Wintersmitte fallen, bestätigt endlich, daß hier zugleich eine solare und mythologische Vorstellung mitunterläuft. In Wintersmitte war es auch, wo nach Herodots Bericht die nordischen Völker, wie die Neueren, zu Werwölfen (vargus) sich umwandelten. Die Tage, welche den Unterschied zwischen dem alten Mond- und späterem Sonnenjahre ausmachten, und bei den Aegyptern zu fünf, bei den Nordvölkern zu zwölf gerechnet waren, gehörten eigentlich keiner Zeit an, bei ihnen hörte die calendarische und soziale Ordnung auf, das war die Vorzeit jedes geordneten Jahres, die an die Vorzeit der Völker erinnerte, bevor die bürgerliche Ordnung zugleich mit der Jahrrechnung hergestellt ward. Alsdann ergab sich Jeder der ausgelassensten Freiheit, und die Herrschaft der Gesetze schien ein Ende zu haben. Männer verkleideten sich in Frauengewande, Frauen in Männertracht, denn die Natur schien selber weiblich geworden; Jedermann dutzte sich,

lle Unterordnung hat aufgehört, Jeder spielt den Herren, oder stellt ...oldisch als Wald- und Feldteufel vermummt das anfängliche, un- ivilisirte Leben vor. Von diesem jährlichen Freiheitsfest gilt as Horazische Age libertate Decembri *). In den christlichen iahrhunderten eifert bereits St. Eligius († 659) gegen die Mum- nereien am Neujahrstage, namentlich gegen das cervulum eu vitulam facere, indem man sich nämlich in Kühe, Hirsch- ähe und andere Popanze (jocticos) verhüllte, und gleichsam das hierische Prinzip vorherrschen ließ. Auch Alkuin klagt im raktate über den Gottesdienst: „Einige verwandeln sich am Neu- ahrstage in abenteuerliche Gestalten, und werfen Thierfelle um ch, andere verkleiden sich als Weiber." Die kirchlichen Nar- renfeste während des ganzen Mittelalters, so wie das sogenannte)stergelächter sind bekannt, und reihen sich ebenfalls hier an. n Frankreich beginnt dieser Weltstanz, oder die Zeit des Carneval n unschuldigen Kindleinstag, den 28. December, oder auch mit Neujahr, in Deutschland mit dem 6. Januar. Der Tumult auf rden entspricht aber nach der Anschauung des Volkes nur dem ufruhr im Himmel, daher endet die Zeit der Tollheit erst nach em „unsinnigen Pfinstag" (dem noch der russige Freitag nd feiste Samstag mit der eigentlichen Fastnacht folgt), d. h. achdem Satan durch Michael vom Himmel gestürzt t. Dieser Sturz des Fürsten der Hölle, der den winterlichen od und die Nacht des Grabes in die Welt gebracht hat, wo- ir er auch fortan figurirt, wird als Rest früherer Cultushand- ungen noch nach unfürdenklichem Brauche überall vom Volke be- angen. Der gälische Carneval z. B. wurde durch einen Aufzug n den Straßen beschlossen, bei welcher Gelegenheit ein Stroh- nann, das Bild des alten abgestorbenen Jahres, umhergeführt nd in den Fluß geworfen wurde. Dabei fanden auch Verklei- ungen in Thiergestalten statt Am folgenden Sonntag Dimanche de Brandons) wurden des Abends die Carnfeuer ngezündet **). Das ist der gälische Carneval oder Carnfahrt,

*) Satyr. II. 7, 4.

**) Eckermann Religionsgesch. III. 2, S. 549.

Carn heißt aber der Opferaltar, der Feuerbrand. Die heuti Römer blasen am letzten Tag des Carneval die moccoli Lichter aus, und rufen sia ammazzato, chi non porta m colo! Sprachkünstler wollen zwar, der Carneval habe davon Namen, weil man darin dem Fleische Lebewohl sage; aber d müßte ja vielmehr die Faste, und nicht die Zeit des üppig Lebensgenusses so heißen; denn wo der Carneval aus ist, fä das carne vale erst an. Der Anfang des alten Jahres Wintersende machte auch diesen Ausgelassenheiten ein Ende. erste April bildete den Schluß, und gab den Alten noch Täuschefest, wobei es bis zur Stunde bei allen Völkern geb ben. Dann hatte das Sommerjahr vollkommen wieder den S errungen, die Erde das Winterkleid abgeworfen, u das Gewand des Frühlings dafür angelegt, und d neuerwachte Leben machte allem weiteren Sinn truge ein Ende.

Weil aber bei den Deutschen der Frühling später bega „ging es auch länger um.“ In den zwölf Nächten, wel die Loosnächte (Rauchnächte) heißen, und nicht zum alten N maljahre gehören, zieht Wodan und Holle mit dem w den Heere aus, und Bertha fährt mit den Heimchen durc Land. In den zwölf Tagen von Walburgis bis zu eigentlichen Frühlingsanfang, der nach den sogenann drei kalten Tagen (11. bis 13. Mai) angeht, tanzt der Te mit den Hexen den Schnee von den Bergen weg. Am Tage Walburgis hielt man Umzüge durch die Felder, weil die Maifr den Hexen zur Last gelegt wurden. Nach dieser Grundanschauung li es im Charakter dieser Zeit, daß alle Magie und Zauberei Caruni *) — alsdann Gewalt hat; und unser Fasch hängt ja auch mit fascinum, Verzauberung zusammen. Die frä schen Annalisten berichten, es seien die abtrünnigen Sachsen in f samer Vermummung nach dem Blocksberg gewallfahrtet, dort ihren alten heidnischen Dienst zu begehen, dem Satan opfern, oder dessen Hochzeit zu feiern und an seinem Bundesm

*) Notker Psalm XIII, 3.

eil zu nehmen. Der fränkische Name für Hexenmänner ist ribu[illegible], wie er in der Ueberschrift des 67sten Titels der lex [illegible] Salic. oder Cherioburgi, was im §. 1 desselben Titels mit rioportius, d. h. der die Hexe zur Versammlung führt, oder mannweiblich sich trägt, übersetzt wird, indem es heißt: Si is alterum cherioburgum, i. e. strioportium clamaverit, illum, qui ineum dicitur portasse. Ineus ist der eherne [illegible]el, worin die Hexen kochen; der Name Kesselträger aber galt eine arge Beschimpfung. Charivari könnte füglich auch aus ceriburgi erklärt werden.

Allenthalben waltet hier die Idee eines ursprünglichen [illegible]onischen Gottesdienstes, einer infernalen Begehung, einer tanischen Hochzeit vor, der um diese Zeit statt gegeben [illegible]. Der Inder hegt ähnliche Vorstellungen von Himalaya. [illegible] thront Schiva Hara, der darum *Girisvaras*, der Berg[illegible] zubenannt wird, und auch zu ihm, dem Herrn des Todes, [illegible]en entsprechende Prozessionen statt. Es gibt aber eine Menge [illegible]nberberge, von welchen dieselbe Feier ausgesagt wird. Wir [illegible]nen die Sagen eben auf, wo wir sie finden. Vom Hermon, [illegible] dem syrischen Blocksberg, ging der Glaube: er sei es, auf [illegible] die Kinder Gottes herabgestiegen, um mit den [illegible]tern der Erde sich zu verbinden, mit andern Worten: [illegible] seien die Engel vom Himmel gestürzt worden. [illegible] Vorstellung von den Böcken der Wüste bei Isaias XIII. 21. [illegible] damit zusammen. Die wahre Religion ist eine Ehe [illegible]t Gott, das Heidenthum ist eine andere Ehe, ein [illegible]ristisches Bündniß, eine Wechselbalgerei mit dem Satan, [illegible]knüpft sich hier direkt an den ersten Abfall der Geister. Der [illegible]anismus erhält sich an abgelegenen Orten (auf der Haide), [illegible] feiert in der dunkeln Jahreshälfte nach der Volksmeinung noch [illegible] seine Orgien in nächtlichen Zusammenkünften. Welche tiefe [illegible]liche Wahrheit in diesem Glauben liege, lehrt die Geschichte [illegible] Ketzereien, indem jede erklärte Abtrünnigkeit von einem diabo[illegible]schen Bunde nicht fern bleibt: dieß zeigt gleich zu Anfang der [illegible]istlichen Zeit Simon von Samaria, im Mittelalter am spre[illegible]endsten die Geschichte der Waldenser. Homines agrestes oder

16*

pagani sind es also, die sich dieser Superstition ergeben, und die Ueberbleibsel des ältesten Heidenthums forterbten. Es ist ein Herabsteigen in den ersten halb historischen Zustand, eine Nachfeier der Prozessionen in der ungesetzlichen, chronischen Zeit, die in den Saturnalien und ihrer Fortsetzung, dem jährlichen Carneval begangen wird. Nur in der Zeit der Unkultur, im Winter, wird diesen Bacchanalien nachgegeben. Alsdann herrscht das Fleisch über den Geist, die niederen thierischen Elemente über die höheren, unsinnlichen vor. Die Kirche läßt zwar dem jährlichen Volksfeste freien Spielraum, aber nur, weil die dämonische Fratze einen komischen Charakter angenommen hat.

Was jetzt in leere Aeußerlichkeit aufgeht, hatte ursprünglich vielmehr mysteriöse Bedeutung. Es war die in den Mysterien vorgetragene Lehre von der Metempsychose oder Seelenwanderung, welche die Eingeweihten veranlaßte, in den künstlichen Höhlen und Tempeln, wo die Ceremonie statt fand, Thiergestalt anzunehmen. Dieser Gebrauch herrschte eben so im Geheimdienst der Dionysien, wie bei den Druiden. Im Weihedienst des Bacchus gab es drei Grade oder Wandlungen, den der Satyren, der Silenen und des bärtigen Hebon. Alle drei Grade hatten ihre charakteristischen Masken. Der Tanz der Satyr-Masken auf etrurischen Vasen, die man in Gräbern findet, bezeichnet diesen Cult, es ist ein Todtentanz. Sathar bedeutet im Semitischen verbergen, Verhüllen des Gesichtes, und diese Vorstellung hat eben den Satyren den Namen gegeben. Vielleicht ist *τίτυρος*, der Bock, hiemit verwandt. Im Sanskrit heißt mashja oder maskja der Mensch. In der Ehe werden die Maschen dieses Lebens angeknüpft und die Seele zieht das Kleid der thierischen Leiblichkeit an, darum dreht sich die Vorstellung des Charivari eben um die Ehe. Die Maskenvorstellung soll die *Avantaras* (Aventüren) oder Wanderungen und Verwandlungen, denen die Seele in der Verkörperung dieser Zeitwelt unterliegt, sinnbildlich ausdrücken. *Μῦμος ὁ βιός*, sagten darum die Alten, „das Leben ist eine Maskerade." Die ganze materielle Welt ist Maja, der Spielraum der Magie oder

nlichen Täuschung, und das bunte Treiben hienieden ird durch das bunte Kleid vorgestellt. Wie der ahrgott, die Sonne, durch die Himmelsräume wandelt, und in jedem Zeichen eine andere Gestalt annimmt, als Gott in anderem Bilde erscheint, so hatte nach der ursprünglichen Seelenlehre auch der incorporirte Geist den ganzen Thierkreis zu durchlaufen, bis er wieder zur Unsterblichkeit und Reinheit des Himmels zurückkehrte; und dieser Kreislauf wurde im Mysteriencult begangen. Es war urbildlich Pan, der ein geflecktes Hirschfell als Mantel trug, νεβρίδα, ἧς τοῦ παντὸς ποικιλίας, wie Eusebius *) erklärt. Es war Jacchus, der selbst den Namen αἰλόμορφος, der Bunte, führte, weil die Sinnenwelt wegen des ewigen Formenwechsels eben die Bunte ist (φύσις παναίολος πάντων μητήρ). Das ist der Anfang aller irdischen Tragödie; und was der Gott vorstellt, bildet der Zeitmensch nach. Als Herakles den Jupiter Ammon zu sehen begehrt, erscheint ihm dieser in der Vorstellung mit aufgesetzten Widderhörnern. Der ikarische und böotische Zeus heißt davon Καραιός, der Gehörnte, und Apollon Κάρνειος, wobei ihm als Frühlingswidder zu Ehren die Carnea eingeführt und festlich begangen waren. Τὰ κάρνεια waren ein apollinisches Fest, das in Sparta in dem Augustmonate gefeiert wurde und neun Tage dauerte. Die Priester wurden die Carneaten genannt, und durften als Geweihte des Gottes während ihrer vierjährigen Dienstzeit sich nicht vermählen. Bekanntlich heißt auch Hermes Κριοφόρος, der Widderträger. Eben so wurde Dionysos als Widder, zugleich aber, nebst Zeus, als Stier verehrt, wie Here Isis mit dem Kuhgeweih vorgestellt; Vulkan wird wie Chiron der Centaur mit dem Pferdefuß gedacht; Sirius Toth erscheint als hundertköpfiger Argus oder Cerberus. Odin führt die Wölfe mit sich, und ist selber der Lichtwolf, während Freyr gleich Mars unter dem Bilde des Ebers erscheint; und der Gebrauch, daß man bei uns jährlich in der Fastenzeit Eber, Hirschlein und Hasen bäckt, bewahrt noch das Andenken an die früheren Opferbrode.

*) Praepar. evgl. III, 11.

Venus verbirgt sich unter dem Bilde des Fisches, und heißt darum Apaturia, die Täuscherin, wie Dionysos seinerseits Apaturios. Damit steht das in aller Welt übliche Aprilschicken im Zusammenhange, was der Franzose faire un poisson d'Avril, der Britte making him an April fool nennt. Der Gefoppte wird hier zum Aprilfisch erklärt, dort in's Bockshorn gejagt, oder wie der Herr Verfasser erklärt, in's Haberfeld (caprivellus) getrieben, je nachdem er sich durch die äußere Unhaltung narren läßt, und nicht den wahren Sinn erräth.

Es soll durch diese Verwandlungen die Metamorphose in der Natur dargestellt werden. Wenn aber der Sieg des Lichtes entschieden ist, hat der Gestaltenwechsel, der Kampf um die Unentschiedenheit und Täuschung der Elemente ein Ende. Es ist also nicht der Mensch, sondern der Gott, welcher zuerst die Hörner trägt; es ist Aktäon der Schütze, dem das Hirschgeweih von Diana aufgesetzt wird, d. i. der Sonnengott Apollo, dem die untreue Gattin, wenn sie sich vom Lichte ab, und der Dunkelheit zuwendet, die Mondhörner verehrt. Die Hörner werden bei Bacchus zu Bockshörnern, um den geilen Trieb der Frühlingsnatur auszudrücken. Zeus ist es, der die Ziegenhaut, die schreckende Aegide zum Schilde führt, und um das goldene Vließ ziehen die Sonnenhelden, die Argonauten aus, mit dem zugleich der verderbliche Zauber der Medea zusammenhängt. Es ist Traumsymbolik, die hier vorgeht, ein Charivari der Götter, was im menschlichen Carneval seine Nachahmung gefunden hat. Wenn die Gestalten am Himmel und das Antlitz der Erde sich ändern, findet die Begehung statt. Als der Zeitmensch zuerst von dem unsichtbaren, ewigen Gott sich abwandte, und seinen Blick den Wandelgöttern, der Sonne und dem Tanz der Gestirne zuwandte; beim Ursprung des Heidenthums in der Ebene Schinear riß zuerst der Taumel in der Menschheit ein; da war die Sprach- und Völkerverwirrung entschieden, da brach der erste Cravall oder die wilde Nimrodsjagd aus, und wie die ursprüngliche Harmonie durch den Fall der Geister und die Verführung der Stammmutter gestört worden, so ging es nach diesem neuen Sündenfall unter den Erdenkindern verwor-

und bunt durcheinander. Nach jüdisch-rabbinischer Ansicht
e Eva zuerst in einen Bund mit Sammael sich eingelassen,
in verbrecherischer Ehe mit dem gefallenen Lichtste den ersten Menschenmörder erzeugt. Gleich das erste
ternpaar wandelte, nachdem es der Verführung gefolgt, seine
tnatur, und wurde in Thierfelle gekleidet. Als aber
a nach der Fluth die Abgötterei überhand nahm, als sich die
erblichen der Mannigfaltigkeit der mythologischen Bilder, den
nschungen der Natur und Sinnlichkeit hingaben, so artete die
trünnigkeit nun bald in förmliches Dämonenbündniß aus; die
te Blocksbergfahrt, der erste Anfang zum Bocks- und Kälbernst und die Vorstellung von Thiergestalten war schon am Thurm
n Babel entschieden. Dort wurde Gott die Ehe gebrochen und
it dem Bösen eine Afterehe eingegangen, das Geschlecht aber
itte sich dabei selber zum Besten, es war das erste Charivari,
obei der Hohn auf die Menschen zurückfiel, die immer tiefer der
ierischen Sinnlichkeit und leiblichen Tyrannei verfielen. In den
acken und Saturnalienfesten lebte dieses verderbliche Treiben unr späterer Ideenverbindung jährlich wieder auf. In diesem Zuande der Verzauberung und Verthierung, in diesem geistigen
interschlafe lag die Welt, bis die göttlichen Gesetzgeber die
ffenbarung eines neuen Lichtes verkündeten, und der große Osterg der Erlösung mit Christus anbrach. Uebrigens entgeht selbst
r Menschensohn in seinem Centralleben dieser Aufführung nicht,
ch er muß seinen Antheil an der Posse nehmen, und wird erst
ein Narrengewand und dann als König verkleidet, und in solem Aufzuge unter Gespött von Pontius Pilatus zu Herodes
n und zurück in den April geschickt. So wird mit dieser fortsetzten Jahresfeier uns der Lauf der Weltgeschichte
r Augen gestellt, bis mit Allerseelen jährlich das Vorbild
s großen Gerichtstages anbricht und die Todten auferstem, um zu den Böcken oder zu den Schafen gereiht
t werden.

Den Verfasser, der uns auf diesen Gegenstand gebracht, mahn die Maskeraden und sonstigen thierischen Aufzüge zunächst an
s wilde Heer, an den Geisterzug Wodans, des wilden Jägers,

das Charivari, an ein Larivari. Sagt doch selbst ein mittelalterlicher Kanon: Larvaria, Gallice Charivari; ein anderer Carvas facere seu carivaria. Und mit Recht; denn die alten Deutschen nicht bloß, sondern auch die übrigen Völker des Heidenthums begingen in der Winterhälfte ihr Todtenfest, die Römer ihre Larenfeier, und glaubten, daß namentlich in den „zwölf Nächten" von der Mutternacht oder unserer Weihnacht an den abgeschiedenen Geistern gestattet sei, als Larven (von λάθειν verbergen) wieder auf der Oberwelt zu erscheinen. In diesen Tagen sollten die Seelen deren, welche im neuen Jahre zur Geburt kamen, hervortreten, und man pflegte die Seelen der Verstorbenen zu sühnen oder zu beschwören (Lares fari oder affari). Alsdann ging der Todtentanz, der nach der Beerdigung von den Lebenden über den Gräbern gehalten wurde, wie ich selber noch in fernen Landen Zeuge war, um die Beinhäuser (charniers) vor sich; denn die Geister der Abgeschiedenen gingen um. In Wintersmitte fand nach dem Glauben der mythologischen Völker auch die jährliche Abrechnung statt; alsdann hielt nach den Rabbinen nicht bloß Jehova im Himmel das Gericht über die Sünden des Jahres, sondern auch der Gott der Germanen seinen Umzug auf Erden, um zu belohnen oder zu bestrafen. An seine Stelle ist in der christlichen Zeit St. Nikolaus getreten, den der schwarze Knecht Ruprecht, als kinderfressender Saturn, begleitet. Es ist der Poltergeist, der am Polterabend sich anmeldet, und nun die bösen Kinder bestraft, während die guten von Sanct Nikolaus belohnt werden. Also gehört nicht bloß das Berchtenlaufen im Zillerthal, und das früher in Nürnberg übliche Schönbartlaufen, sondern auch der Nikolausumzug im bayerischen Gebirge als bildliche Vorstellung hieher. In Wintersmitte fiel das Fest der Larenmutter Acca Laurentia, die unter dem Symbol der Wölfin (lupa) auftritt. Alsdann sollten nicht bloß die Seelen des folgenden Jahres sich incorporiren, sondern gleichzeitig stehen auch die Todten auf, um Gericht über die Lebenden zu halten. Die Geister haben zu der Zeit Gewalt.

Auch die Masken, welche von diesem Zeitpunkte an umziehen, üben ihren geißelnden Spott, und namentlich ist es die

ngere Fastnacht, wo die lokale Satyre über alle im Laufe des Jahres vorgefallenen Verkehrtheiten durch die modernen Satyren geübt wird. Auch die ältesten Komödien und Tragödien oder Bocksfeste fielen ursprünglich in diese Jahresperiode; der Carneval oder die Wintershälfte war zugleich die Zeit der Bauernspiele. Die ältesten histriones oder ludiones, ad tibicinis modos saltantes, kamen aus Etrurien nach Rom. Der antike histrio bringt aber bereits den Centuculus oder die hundertfleckige Jacke des Arlequino und Pulcinello mit sich, und Hanswurst macht als Mime unter den seltsamsten Vermummungen seine Streiche. Der alte Name für Possenreißer war copria, was an Caper oder die Bockshörner und die gespielten Capriolen erinnert. An die Erscheinung der Histrionen knüpfte sich die Sage, sie seien zur Pestzeit berufen worden oder aufgekommen, daher auch ihre Abbildung auf allen etrurischen Vasen oder Grabesurnen, wo sie den Todtentanz aufführen. Die Bedeutung liegt aber tiefer; es sind, wie gesagt, die in's Publikum getretenen mysteriösen Aufzüge, um den Lebenswandel der Sterblichen darzustellen. Zugleich verknüpft sich mit diesen mythologischen Vorstellungen bei allen Völkern die entfernte Erinnerung an die erste Pest, welche die Menschheit eben betroffen, als sie in der Ebene von Euphrat zusammengedrängt ihren saturnischen Orgien lebte, an die Pest, deren Schrecken nicht minder, wie die Sprachwirrniß die Völker veranlaßte, sich flüchtigen Fußes über die ganze Erde zu zerstreuen. Auch manches Andere, wie z. B. die Sage vom Thurmbau und dem mit dem Bösen verbündeten Baumeister, der ein trauriges Ende genommen und sein stolzes Unternehmen unvollendet stehen gelassen, hat sich aus jener Kindheitszeit noch im Gedächtnisse der Menschheit erhalten, und es ist darum kaum ein gothischer Münsterthurm oder sonstiger unfertiger Riesenbau, wo sie nicht wiederkehrt.

Eben die Verbreitung solcher Ansichten und Gebräuche aber liefert den Beweis für uranfängliche Herkommen. In Bayern z. B. besteht ein Rest jenes Frühlingsfestreigens, nachdem der alte Winter dahingegangen, noch in dem allsiebenjährigen Brauche des

Schäfflertanzes. Die rothe Jacke ist bezeichnend für die Frühlingsjugend, und auch hier geht Bacchus seinen Jüngern mit der Farbe des Gewandes voran. Daran schließt sich von Seite der Fleischerinnung der landesübliche Gebrauch des Metzgersprunges, mit welcher Aufführung der Carneval zu Ende geht. Auch hier ist das Thierfell oder die Verhüllung in die buntgeschwänzte Kalbshaut charakteristisch, und mahnt an ähnliche Vorstellungen des Alterthums, namentlich an die zahlreichen Priapen, welche die Histrionen der Alten sich an die Lenden hingen. Auch die Bacchanten liefen auf ähnliche Weise in gefleckten Panter- und Ziegerfellen umher. Der Gebrauch ist also wieder eben so allgemein als unvordenklich. So herrschte nach Olaus Magnus in Schweden die Sitte, daß Jeder sich bei Maskeraden nach seinem Stande vermummte, die Metzger aber setzten sich Ochsenhäupter und Ziegenköpfe auf, und ahmten dabei zugleich die Laute dieser Thiere nach. Hierher gehört auch der jährliche Umzug des Fastnachtochsen in Paris. Es gemahnt uns dieses an die Zeit, wo die Geschlechter der Menschen zuerst in Thierhäute sich kleideten, oder wo der Fleischesgenuß die reine Pflanzenkost verdrängte, also wieder an die Periode des Ueberganges zum besonderen Völkerleben. So hatte nach Pausanias u. a. Bericht (I, 28) auch in Attika, so wie auf Tenedos ein ähnlicher Festgebrauch, jährlich um die Zeit, wo der Frühlingsstier oder der Sonnenwidder zum Jahresopfer geschlachtet wurde, sich erhalten. Es hieß das Fest der Buphonien. Die Legende ging, ein Stier habe einst, zur Zeit des Erechteus, des ersten Königes in Athen, die Opferkuchen auf dem Altare des Zeus Polieus gefressen, und sei darum von Taulon erschlagen worden. Der Stierschläger flüchtet, weil er sich am Lebendigen vergriffen, aber der Fresser selber hat das Leben verwirkt und muß nun zur Speise werden. Der Akt wiederholt sich alljährlich, die Wasserträger tragen das Wasser, um das Beil zu schärfen, das Geschlachtete wird unter das Volk ausgetheilt. Die That des Schlächters aber wird durch Richterspruch vor dem Prytanäum gesühnt. Der Schlächter schiebt die Schuld auf die Wasserträger, diese auf das Beil, der Thäter wird frei gesprochen, das Beil aber sofort genommen und in's Meer versenkt. Die

Wein- und Wassertaufe beim Freisprechen der Fleischerzunft hatte ursprünglich sicher ähnliche Beziehung und Bedeutung. Der Brunnensprung und Wasserguß auf die versammelte Menge mag die Lustration oder jährliche Frühlingstaufe nach der Sitte des Alterthums vertreten, so wie das Ausschütten von Früchten: Aepfeln und Nüssen, auf den neuen Jahressegen hinzielt.

Es wird Niemanden entgehen, daß all diese Gebräuche mit dem Carneval als solchen zusammenhängen, und sein Leben und Wesen in der Ordnung des Jahres ausmachen. Bezeichnend ist es auch, daß die Wälschen um Lüttich das, was wir Charivari nennen, unter dem Namen Pailteg brunen, was auf Bel (Baeldaeg) oder uralten gallischen Sonnenkult zurückweist.

Wir führten dieses nur aus, um zu beweisen, daß Carneval und Charivari derselben Stammwurzel angehören, und nur dialektisch verschieden sind, wie denn der Schweizer z. B. auch Hospental statt Hospital spricht; oder es bestätigt sich aus der Gleichheit und Aehnlichkeit der Aufzüge die ursprüngliche Identität, bis später jedes Volk den Ursprung dieses Herkommens in seiner eigenen Geschichte suchte, ihn an den winterlichen Tod oder eine bestimmte Pest knüpfte, und den barbarischen Namen, wie jetzt der Italiener gekünstelt genug versucht, aus seiner Sprache erklärte. Aeußerst interessant ist nun die Zusammenstellung der siebenundzwanzig verschiedenen Namensformen, die der Herr Verfasser trifft, und unter denen allen er zuletzt der Form Caravarie von cara variare, „das Gesicht verändern", den Vorzug gibt. Dieß ist eben bei den Maskeraden oder Faschingsaufzügen am meisten hergebrachte Sitte, während der Gebrauch des Hörneraufsetzens eben wieder an Carn (Horn) und *Carneval* oder zu deutsch Hornung erinnert. Charivari ist eigentlich nur ein partieller, zu beliebiger Zeit und gegen eine beliebige Person gehaltener Carneval.

Die altbayerische Sitte des Haberfeldtreibens umfaßt nun alle Züge des so vielseitigen Charivari. Es findet zuvörderst eine Verkleidung in Thiergestalten statt, um den zu äffen, welcher in irgend einer Weise (das Jahr hindurch oder vor längerer

Zeit) gefehlt, oder „einen Bock gemacht hat", und über den darum ein öffentliches Sittengericht, wie über einen dem bürgerlichen Tod verfallenen, und aus der Zahl der ehrlichen Leute abgestorbenen Menschen gehalten werden soll. Es wird Abrechnung gehalten, und der, dem das Sündenregister gelesen wird, gleichsam bei lebendigem Leibe begraben. Der Aufzug bildet Wodans Aufzug in den Loosnächten, oder die wilde Jagd nach, und die Tumultuanten, welche mit Geblöck, mit Kuhschellen und allen möglichen Instrumenten einen gräulichen Lärm vollführen, als käme der jüngste Tag, erklären zum Abschied auch wirklich, zu Karl dem Großen in den Untersberg hineinzuziehen. Sie stellen eine Schaar Böcke, oder die Mächte und Gestalten der finsteren, heidnischen Zeit, der abgestorbenen Welt dar, und erklären den, dem die ominöse Huldigung gilt, ihrem Kreise verfallen. Es trifft besonders Personen, die sich vergangen haben (Caprimaritum), oder die in eine zweite mißliebige Ehe treten. Die Klage um die Jungfrauschaft ist hier in Spott ausgeartet. Daß sie sich ihres Standes, ihrer früheren Natur entkleidet, daß sie der Wechselbalgerei der Sinnlichkeit verfallen; überhaupt daß Zeugung und Tod Hand an Hand gehen und das Leben nur ein Larvenzustand ist, soll ihnen hier bedeutet seyn. Es mahnt der Gebrauch oder Mißbrauch in so weit wieder an Vorgänge, welche bei Hochzeitsbegehungen selbst im Mysteriencult der Ceridwen u. s. w. statt fanden. Die zweite Ehe wird für ein Verbrechen der Untreue erklärt, an das gleichsam der Rachezug der Furien sich hängt. Wer sie eingeht, wird zu Bacchus Dienern gezählt, und muß den Satyrenaufzug sich gefallen lassen. Sie gilt für eine Buhlerei mit dem Bösen, und um die junge oder alte Braut als Hexe darzustellen, die sich dem Teufel als geilem Bocke verbindet, wird das Paar eingeladen, dem Blocksbergsaufzug (der Cherioburgi) zuzusehen, der unter ihren Fenstern vor sich geht. Es ist Satans Hochzeit mit seiner Großmutter, die hier nachgefeiert wird. Die zweite Ehe wird gleichsam für eine Abtrünnigkeit von der wahren Religion, für einen Rückfall in's Heidenthum erklärt. Die rechte Ehe ist ein Sinnbild der Ordnung, der Anfang des gesellschaftlichen oder staatlichen Lebens, die Ueber-

retung aber führt eine Disharmonie, den Zustand der alten gesetzlosen Barbarei zurück, und verdient darum Ahndung. Es ist eine Empörung gegen die gesetzliche Ordnung, die deshalb auch den Kravall nach sich zieht. Die solches thun, mit ihnen muß alles Verständniß aufhören. Hourvari oder Haribarit, das Heergeschrei der wilden Jagd, der Hohn der Menge wird ihnen zu Theil. Caria bedeutet im Latein für sich Lärm und Aufstand, Carava noch im Spanischen eine lärmhafte Versammlung; im Deutschen kömmt aber zunächst das Wort heri in Betracht, während var, lateinisch varius gleich vir, Wehre, das in der Zusammensetzung so vielen Stammformen, und besonders Volksnamen, wie Baju — varier, Chattuarier wiederkehrt, die Wortbildung vollendet, so daß *heriveri* oder *charivari* die wilden Heergesellen bezeichnete. Vielleicht daß das obige Cheriburgi nur eine andere Auffassung ist. Sie erscheinen in Gestalt von Wehrwölfen (Loup garou), dazu in finsterer Nacht, um den Charakter der Wildheit und das schreckliche ungesellige Wesen recht hervortreten zu lassen.

Stellen wir aber diesen Charivari noch einmal mit der Festsetzung am Carneval zusammen, so ist der letzte Tag dieser tollen Zeit gerade dadurch ausgezeichnet, daß der Mummenschanz eine Art Fetisch, als Carneval begraben wird. Wer wird hiebei nicht an das Todaustragen erinnert, welches noch so vielfältig in den Landesgebräuchen sich erhalten hat. Im südlichen Europa wird statt des in Deutschland, Böhmen und Schlesien üblichen Todaustreibens eine alte Frau bildlich zersägt. La vecchia, la velha segare heißt es der Spanier und Portugiese. In England und Irland wird die Alte, nämlich Hel, die Todesgöttin unter dem Bilde eines Eichenklotzes verbrannt. In Hochschottland findet derselbe Aufzug mit der Calluch nollic oder alten Weihnachtsfrau statt, die um diese Zeit in effigie in's Feuer geworfen wird. Auch der Römer könnte bei seinem Carneval füglicher an Charon vale, als an Carne vale denken; denn es gilt den Charon, den Figuranten des winterlichen Todes, in's Wasser zu werfen. Die Slaven bezeichnen den Tod und die Pest als altes Weib, und nennen sie Baba, Groß-

mutter (d. i. ihre Hela); auch sie wird am Todtensonntag vor Ostern unter jämmerlicher Katzenmusik hinausgetragen und in's Wasser geworfen. Der Strohmann dient aber auch zum Bilde des verworfenen Heiden- und Judenthums, das vor dem aufgehenden Frühlingslicht des Christenthums weichen, und vor dem Glanze der Sonne des neuen Weltalters in den Schatten der Finsterniß und alten Winternacht zurücktreten muß. Darauf lautete die Begleitung der Lieder so wohl bei uns Deutschen (Juche, wir tragen den Tod hinaus, dem alten Juden in das Haus u. s. w.), als namentlich bei den Neugriechen, welche in diesem Augenblicke für jene mißverstandene Volksfeier als Beleidiger der jüdischen Nationalehre an einen Schützling Englands schweren Tribut erlegen sollen.

Damit fällt das geeignete Licht auf jene, durch die kirchlichen Canones vielfach verpönten Charivari bei einer zweiten Ehe oder sonstigen Mißheurath. Katzen zogen Freya's Wagen, und waren der germanischen Nachtgöttin aus eben dem Grunde, wie der Diana heilig, weil sie nämlich in ihrem Auge alle Mondwechsel abspiegeln, und entsprechend der Zahl der Wochentage, gleichzeitig sieben Junge werfen sollen. Das laute Dreschen wie bei leerem Stroh, das [illegible] und Mahlen mit der leeren Windmühle ist bezeichnend genug für den Ehemann oder die alte Braut, der die Ehre gilt. Die unharmonische Musik ladet zum Hexentanze ein, und soll jene unheimlichen Thiere nachahmen, mit welchen die bösen Geister ihre wilde Nachtmusik auf dem Blocksberg aufführen. Wie die alte Zeit oder der winterliche Tod soll auch das vermählte Paar hinausgetragen, oder als Strohpuppe verbrannt werden. Der Austrieb in's Haberfeld oder auf die Haberhalm treiben, bezeichnet die letzte Weide, die man bei der Einheimsung auf dem Acker stehen zu lassen, das letzte Opfer, das man den alten Göttern bietet. Ehemals muß der Gebrauch viel allgemeiner gewesen seyn, wir entnehmen dergleichen noch aus dem Rößlein oder Blindekuhspielen der Kinder; in Kinderspielen hat sich unter andern ja auch das altdeutsche Volksgericht noch erhalten. Karl der Große scheint dieß Herkommen bei den Sachsen bekämpft zu haben. Die Bockshörner sinnbilden den Teufel, der bei allem losen Scherz, bei aller Ge-

seinen Fuß hineinstreckt, und der Spötter von Anbeginn war, die erste Rebellion, den ersten Cravall erregte. Ruhm genug die jüngsten Crawallanten.

Das Todaustragen, der Gegensatz zum Fackelzuge, welcher frische Lebensfeuer symbolisirt, führt uns noch auf einen an- n, bisher unerklärten Namen in unserer Volksheimath, nämlich die kalten Herbergen, im Englischen cold harbour, deren in Bayern viele, außer Bayern und England aber nirgend mehr lche gibt, ein neuer Beweis für die alte Verwandtschaft der Ba- varier und der Angeln. Wir berühren jene Bezeichnung, nicht ell wir darin ein Pendant zu dem vorgenannten Heriburgi su- en, vielmehr weil wir sie mit dem in Niederdeutschland vor- mmlichen Nobiskrug und Ovelgumme für gleichbedeutend alten, und glauben, daß an solchen Stätten, die meisten- heils Grenzwirthschaften und mit Sagen von Tod und Lei- hen begleitet sind, von unseren Voreltern einst in Gegenwart er Leiche oder nach deren Beerdigung die regelmäßigen Tod- enmahlzeiten eingenommen wurden, daher in Nobiskrug ahren, oder zur kalten Herberge gehen gleichviel wie sterben be- eutete. Selbst den Namen der Wirthschaft zum Koch in der Höll, die in München nicht ferne vom Himmelschäfler liegt, können wir nicht ganz umgehen, weil wir glauben, daß hier am Kirchhofwege, weiland dem ersten Hause vor dem alten Stadtthor, man einst das herkömmliche Leichenmahl hielt oder den Todten verspeiste.

So viel von Charivari, Crawall und Carneval zur Begrün- dung ihrer Wechselbeziehung und fraglichen Identität, weil der Verfasser der hier besprochenen, äußerst interessanten Brochüre über ein Thema, worüber kein Mensch sich eine reiche Ausbeute, ge- schweige eine kanonistisch-mythologische Abhandlung versprochen hat, noch im Zweifel blieb, ob es angehe, auch Carneval mit den beiden andern räthselhaften Worten zusammenzustellen.

XXIII.

Eine politische Anekdote aus dem Jahre 1849.

Es war zur Zeit des Ungarkrieges; ich befand mich in der Urschweiz, der die heutige Schweiz ihre alte Freiheit verdankt. Ich ging spazieren; da gesellte sich ein alter Bauer der vormärzlichen Zeit zu mir. Als wir etwas vertrauter geworden, da hub der Alte, dem die radikalen Glückseligkeiten das Herz gebrochen, also an: „Aber, ich hoffe zu Gott, es soll jetzt bald anders werden und wir unsere alte Freiheit wieder bekommen; denn der Russe ist ja im Anmarsch, und wie ich höre, macht sich der Türke, Gott Lob! auch schon auf die Beine, um dieser radikalen Zwingherrschaft ein Ende zu machen. Sagt mir doch, Herr! wißt Ihr nichts Näheres aus den Zeitungen, wie lange es noch anstehen wird, bis sie da sein werden? ach! ich kann es kaum mehr erwarten!“ — So sprach der alte Bauer aus der unglücklichen Urschweiz, und seine Worte, so bezeichnend für unsere Zeit, klangen mir noch lange nach. Dahin haben es die Häuptlinge der Freischaaren, die Helden des Sonderbundkrieges, die europäischen Großrevolutionäre gebracht, daß das arme unterdrückte Volk eines Landes, das seit Jahrhunderten einer unschuldvollen Freiheit genossen, sich heute mit ringenden Händen nach den Russen und Türken als seinen Befreiern aus härtester Knechtschaft sehnt! Das sind die Früchte der Saaten, die Ochsenbein, Steiger, Drouey und ihre Genossen im Bunde mit dem revolutionären Auswurf Deutschlands gesäet! Mit welcher Befriedigung wird nicht Europa's schwarzer Genius, aller Wühler Oberwühler, aller Brutalen Brutalster, Lord Palmerston auf dieß seine Meister lobende Werk blicken. Kein Wunder, wenn er gerade jetzt die Schweiz, dieß Brutnest der Revolution, in seine besondere Protection nimmt, und für sie andere Gesetze und andere völkerrechtliche Grundsätze gelten läßt, als die erbarmungslosen, blutigen, die England an den unglücklichen Griechen der jonischen Inseln in Vollziehung setzte. Das Schlimmste bei all diesem ist nur, daß jenes Wort des alten Bauern aus der Urschweiz kein vereinzeltes ist. Auch manchen andern, der die sittliche Fäulniß und Verkommenheit unserer Zustände bedenkt, diesen gottlosen Hochmuth und diese geistige Elendigkeit und Ohnmacht, will es bedünken, als sei die Zeit reif für die Knute des Kosaken und die Zuchtpeitsche eines neuen Attila. Kömmt sie aber, die rächende Nemesis, dann werden wir sehen, daß gerade jene, die heute, als die Wüthigsten der Wüthigen, die schrankenloseste Freiheit im Munde führen, sich am niederträchtigsten unter den eisernen Fuß der Despoten-Gewalt schmiegen werden. Unter Napoleon haben wir dieß erbauliche Schauspiel der kriechenden Revolution schon einmal erlebt. Und die erste Revolution war doch eine Löwin im Vergleich zu dem Ratten- und Katzengezücht unserer Zeit!

XXIV.

Blicke auf das revolutionirte Italien.

Nach englischen Berichten *).

Erster Artikel.

Es wäre in der That ein seltsames Spiel des Zufalls, wenn ein Jude, der noch obenein den Namen Don Pacifico führt, die unmittelbare Veranlassung zu einem Kriege bieten sollte, dessen Ende und Folgen für menschliche Blicke unerreichbar sind. Don Pacifico hat sein Gegenstück in jenem französischen Friseur zu Neapel, der, herzlich froh, wenn er täglich etliche Grani für Haarschneiden erwerben konnte, dem Admiral Baudin die Veranlassung gab, die ganze Macht seiner Armada in dem Golf von Neapel zu entfalten, um eine Entschädigung von mehreren tausend Franken für die Verlüste zu erzwingen,

---

*) S. *Charles Mac Farlane*, A glance at revolutionized Italy: a visit to Messina and a tour through the Kingdom of Naples, the Abruzzi, the Marches of Ancona, Rome, the States of the Church, Tuscany, Genoa, Piedmont etc. etc. in the Summer of 1848. 2 Voll. Lond. 1849. — *Quaterly Review*. 1849. N. CLXIX. p. 225 sqq. N. CLXX. p. 563 sqq.

die jener am 15. Mai 1848, als der König siegreich die Revolution unterdrückte, erlitten haben wollte. Admiral Baudin hatte Ursache genug, nach solchen Heldenthaten, auf seinen Lorbeeren in den milden Lüften von Ischia auszuruhen, und seiner republikanischen, an spartanische Einfachheit und sittliche Zucht gewöhnten Umgebung junger Offiziere die Gelegenheit zu geben, doch einmal wenigstens im Leben sich einer gewissen Ungebundenheit in Genüssen aller Art hinzugeben. Sicherlich hat Sir William Parker, der damals ebenfalls mit seinen sieben Linienschiffen, darunter auch das jetzt vor Athen berühmt gewordene: The Queen und etlichen Fregatten und Kriegsdampfern vor Neapel lag, bedauert, daß seine daselbst wohnenden Landsleute, trotz sorgfältiger Nachfrage der englischen Gesandtschaftsfunctionäre, den kleinen Beschädigungen, die auch sie an jenem Tage erlitten hatten, gar keinen solchen Werth beilegten, um eine großartige Flottendemonstration zu veranlassen.

Welch Unheil die Politik Englands und Frankreichs noch über Italien bringen wird, weiß Gott allein; was sie aber in diesem Stücke schon geleistet haben, liegt als Thatsache vor Jedermanns Augen. Es ist aber nützlich, das Bild davon sich öfters auch in seinen einzelnen Zügen zu vergegenwärtigen. Erinnert man sich daran, wie der Befehlshaber des englischen Schiffes Bulldog sich beeilte, die Flagge der revolutionären Regierung zu Palermo beim ersten Grauen des Tages feierlich zu salutiren und die Franzosen, davon überrascht, mit demselben Gruße erst vier Stunden nachfolgten, so scheint die Förderung der Revolution in Italien durch jene beiden Mächte außer in andern Motiven, auch noch darin ihren Grund zu haben, daß sie durch gegenseitige Eifersucht angetrieben werden, und jede der andern es auf dieser heilbringenden, völkerbeglückenden Bahn zuvorthun will. Neben der Beleuchtung des Verfahrens der Engländer und Franzosen in Italien kommt es uns aber insbesondere darauf an, dieß Land, welches seit den letzten dreißig Jahren zu einem kaum geahnten Wohlstande emporgeblüht war, in seinem tiefsten Unglücke: der Schauplatz nicht eines, sondern

XXIV.

Blicke auf das revolutionirte Italien.

Nach englischen Berichten *).

Erster Artikel.

Es wäre in der That ein seltsames Spiel des Zufalls, wenn ein Jude, der noch obenein den Namen Don Pacifico führt, die unmittelbare Veranlassung zu einem Kriege bieten sollte, dessen Ende und Folgen für menschliche Blicke unerreichbar sind. Don Pacifico hat sein Gegenstück in jenem französischen Friseur zu Neapel, der, herzlich froh, wenn er täglich etliche Grani für Haarschneiden erwerben konnte, dem Admiral Baudin die Veranlassung gab, die ganze Macht seiner Armada in dem Golf von Neapel zu entfalten, um eine Entschädigung von mehreren tausend Franken für die Verlüste zu erzwingen,

*) S. *Charles Mac Farlane*, A glance at revolutionized Italy: a visit to Messina and a tour through the Kingdom of Naples, the Abruzzi, the Marches of Ancona, Rome, the States of the Church, Tuscany, Genoa, Piedmont etc. etc. in the Summer of 1848. 2 Voll. Lond. 1849. — *Quaterly Review*. 1849. N. CLXIX. p. 225 sqq. N. CLXX. p. 563 sqq.

Paris einen Bourbonen vertrieben, schien es — mit Dante zu reden — immer mehr wahr werden zu wollen

Che gli antichi Regi cadder e venner meno
Tutti,

was lag näher, als den König Ferdinand, dem man kurz zuvor an der bella giornata der Constitution als adoratissimo Sovrano und Salvatore del Regno unter Umarmungen und Küssen zugejauchzt hatte, ebenfalls als einen Tyrannen seiner Herrschaft zu berauben? Und das wäre auch geschehen, denn schon war die „L'Anarchie des singes" in vollem Gange, wenn nicht die Treue der Truppen und die Liebe des neapolitanischen Volkes mit einander gewetteifert hätten, die Krone einem Fürsten zu erhalten, welcher — mochten ihn auch die flammensprühenden Genueser Escremento di Nerone nennen — sich einen gerechten Anspruch auf die Dankbarkeit seines Landes erworben hatte. Ferdinando nostro e la santa fede! war die Losung, und es sprach sich hierin nicht bloß die Gesinnung der vermeintlichen, längst entschwundenen Lazzaroni, nicht bloß die des Napoli senza Sole aus, sondern dieß war das allgemeine Gefühl des Volkes. Ermüdet durch die Segnungen einer ihm von vermeintlichen Volksbeglückern aufgeschwätzten und aufgedrungenen Constitution, ermüdet von dem Drucke etlicher, vom Palazzo Gravina aus den Aufstand organisirender Deputirten, die, wie alle solche Helden, zuerst davonliefen, machte sich der Unmuth des neapolitanischen Volkes endlich am 15. Mai Luft und befreite sich und das Land von der Herrschaft eines Haufens von Banditen und fremden Gesindels. „Ach", sagte ein trostloser Demagoge, „könnten wir nur Herr werden über die Truppen und das gemeine Volk und all die Krämer, dann würden wir den Tyrannen fortjagen und die Lehre von der Volkssouverainetät ausbreiten, und eine wahrhaft demokratische Republik machen; aber das Unglück ist, daß das ganze Volk dagegen ist."

Die siegreiche Zerstörung der Barrikaden zu „Neapel wirkte wie ein Rasirmesser auf die ungeheuern demokratischen Bärte";

sie und alle sonstigen Abzeichen der Revolution waren im Nu verschwunden. Der wahrhaft große Vortheil jenes Sieges war aber der, daß nunmehr die Ordnung in Neapel völlig hergestellt war und der König ernstlich daran denken konnte, das aufrührerische Sicilien zum Gehorsam zurückzuführen. Mit Recht durfte aber nach dem von England und Frankreich bisher eingehaltenen Verfahren daran gezweifelt werden, ob diese Mächte nicht der Wiedereroberung Siciliens Hindernisse in den Weg legen würden. So wenig England oder Frankreich irgend einer Macht gestatten würden, ihren etwa im Aufstande begriffenen Unterthanen eine Unterstützung zu gewähren, so wenig hatten sie Bedenken getragen, dieses im Verhältnisse Siciliens zu Neapel zu thun. Wider alles Erwarten ließ die englische und französische Flotte die neapolitanische Expedition, die sich zunächst gegen Messina wendete, auslaufen. War dieß etwa ein Einlenken in bessere Principien, war es ein erwachtes Rechtsgefühl, welches dieß Verfahren veranlaßte? Es scheint nicht, als ob man berechtigt sey, die Sache so zu erklären; das Benehmen beider Mächte nach der Eroberung von Messina bietet einen andern Schlüssel. Sobald nämlich diese Stadt gefallen war, intervenirten sie und hemmten das weitere Vorschreiten der Neapolitaner. Warum nicht zuvor? Der leitende Gesichtspunkt für sie war wohl kein anderer, als die Hoffnung, der König würde gar nicht im Stande seyn, Messina zu nehmen. Dießmal hatten sie sich getäuscht, sie hatten aber auch zugleich die Sicilianer getäuscht, die jetzt eine ihrer schönsten Städte allen Schrecken eines Bombardements ausgesetzt sahen. Auf diesem Wege haben jene Großmächte, insbesondere England, es erreicht, sich bei allen Parteien gleich verhaßt und La perfida Albione in ganz Italien sprüchwörtlich zu machen. Ganz vorzüglich trug dazu auch noch die persönliche Ungeschicktheit, ja man möchte sagen die Rohheit einzelner englischen Agenten bei. Es zeigt sich dieß sowohl in ihrem Handeln in Italien, als auch in ihren Berichten an Lord Palmerston; überall Nichts als Lei-

denschaftlichkeit, durch welche sich namentlich Lord Napier in Neapel auszeichnete. Dieser war naiv genug, als Capt. Codrington in einer offiziellen Depesche ans Ministerium des Königs beider Sicilien, denselben gegenüber alle Rücksicht vergessen und ihn nur „König von Neapel“ genannt hatte, diese Beleidigung für ein „Uebersehen“ zu erklären. Jede Lüge, so unwahrscheinlich sie auch an sich war und so sehr sie auch bei glaubwürdigen Personen Widerspruch fand, wurde von den englischen Agenten nach London berichtet und manche auch über ihren ephemeren Bestand hinaus von Lord Palmerston als eine Thatsache benützt, aus welcher sich für sein System Vortheile ziehen ließen. Ja, „das Haus Lord Napiers in Neapel war stets der Sammelplatz für alle Brauseköpfe der höheren Gesellschaft und er selbst bildete den Mittelpunkt einer politischen Faction. Aus diesen Quellen schöpfte er seine Nachrichten, an Niemanden anders wollte er sich wenden und vermied alle Leute, die nur zur gemäßigten Partei gehörten. Männern, mit denen er zuvor genauer bekannt gewesen war wendete er den Rücken bloß deshalb, weil sie des Königs constitutionelle Minister geworden waren. Und wenn er nicht selbst sich in einer ungeziemenden Sprache gegen diese Minister und den König gefiel, so gestattete er doch eine solche Sprache in seiner Gegenwart. „La bestia“ war eines der mildesten Epitheta, deren sich die Gesellschaft Lord Napier's in Betreff des Königs bediente.“

Unglücklicher Weise trat der jugendlichen Indiscretion dieses Repräsentanten Ihrer Majestät der Königin Victoria, die Gesellschaft und der Rath des alten Lord Minto zur Seite. Dieser Mann hat offenbar die verderblichste Rolle gespielt, die nur jemals ein englischer Diplomat übernommen hat. Schwerlich kann man von ihm sagen, daß er bei einem der Souveraine Italiens accreditirt war, wohl aber bei den Männern der Revolution, deren Banner er dicht jenem königlichen Palaste gegenüber aufpflanzte. Wir wollen nur an die Balkon-Scene [illegible] vor dem revolutionären Pö- [illegible] d' Italia rief.

sein Publikum ihn nicht für einen Abgesandten Lord Palmerstons, sondern für einen Boten des Himmels hielt, war Alles und es war den Leuten wenigstens nicht zu verdenken, wenn sie riefen: „England habe sich ganz für ihre Revolution erklärt und wünsche selbst Nichts mehr als seinen alten Bundesgenossen Oesterreich aus der Lombardei vertrieben zu sehen."

Doch kehren wir noch einmal nach Neapel zurück. Der Engländer Mac Farlane, welcher durch einen früheren vieljährigen Aufenthalt sich eine sehr genaue Kenntniß Italiens und insbesondere Neapels verschafft hatte und das ihm werth und theuer gewordene Land jetzt in seinem revolutionären Zustande wiedersah, kann nicht umhin fast auf jeder Seite seines Buches die unselige Politik Englands zu beklagen. Er hatte auch Gelegenheit sich davon zu überzeugen, einen wie geringen Antheil das Volk in Neapel an dem Neubau des Constitutionalismus nahm; ja die Pairs selbst, so wie die Deputirten schienen nur einen sehr geringen Grad von Thätigkeit auf das Verfassungswerk zu verwenden. Es ist daher begreiflich, wenn unser Autor zu dem Schlusse kommt, daß das italienische Volk überhaupt für eine solche moderne Constitution mit Allem, was sie in ihrem Geleite hat, durchaus nicht geeignet sey. Er theilt ein in dieser Hinsicht merkwürdiges Urtheil eines gebildeten Neapolitaners mit, der „nach jeder andern Seite hin sich eher, als nach der des Absolutismus verirrt hat", und sich über die Jury dahin äußerte: „die große Masse des Volks befindet sich gar nicht in der Lage irgend einen Vortheil aus der Einrichtung zu ziehen, die man in England für eine der größten Segnungen hält. Bei uns würde die Jury in Civilsachen nur der Mittelpunkt von Intriguen jeder Art von direkten und indirekten Einflüssen seyn, in Criminalsachen aber wären die Geschwornen dem tödtlichsten Hasse und der wildesten Rache der Familien und der Anhänger des Verbrechers ausgesetzt. In der Hauptstadt würde man die Geschworne noch allenfalls schützen können, aber in den Provinzen würden sie erschossen oder erdolcht werden,

denschaftlichkeit, durch welche sich namentlich Lord Napier in Neapel auszeichnete. Dieser war naiv genug, als Capt. Codrington in einer offiziellen Depesche ans Ministerium des Königs beider Sicilien, denselben gegenüber alle Rücksicht vergessen und ihn nur „König von Neapel" genannt hatte, diese Beleidigung für ein „Uebersehen" zu erklären. Jede Lüge, so unwahrscheinlich sie auch an sich war und so sehr sie auch bei glaubwürdigen Personen Widerspruch fand, wurde von den englischen Agenten nach London berichtet und manche auch über ihren ephemeren Bestand hinaus von Lord Palmerston als eine Thatsache benützt, aus welcher sich für sein System Vortheile ziehen ließen. Ja, „das Haus Lord Napiers in Neapel war stets der Sammelplatz für alle Brauseköpfe der höheren Gesellschaft und er selbst bildete den Mittelpunkt einer politischen Faction. Aus diesen Quellen schöpfte er seine Nachrichten, an Niemanden anders wollte er sich wenden und vermied alle Leute, die nur zur gemäßigten Partei gehörten. Männern, mit denen er zuvor genauer bekannt gewesen war wendete er den Rücken bloß deshalb, weil sie des Königs constitutionelle Minister geworden waren. Und wenn er nicht selbst sich in einer ungeziemenden Sprache gegen diese Minister und den König gefiel, so gestattete er doch eine solche Sprache in seiner Gegenwart. „La bestia" war eines der mildesten Epitheta, deren sich die Gesellschaft Lord Napier's in Betreff des Königs bediente."

Unglücklicher Weise trat der jugendlichen Indiscretion dieses Repräsentanten Ihrer Majestät der Königin Victoria, die Gesellschaft und der Rath des alten Lord Minto zur Seite. Dieser Mann hat offenbar die verderblichste Rolle gespielt, die nur jemals ein englischer Diplomat übernommen hat. Schwerlich kann man von ihm sagen, daß er bei einem der Souveraine Italiens accreditirt war, wohl aber bei den Männern der Revolution, deren Banner er fast jedem königlichen Palaste gegenüber aufpflanzte. Wir wollen nur an die Balkon-Scene zu Rom erinnern, wo Lord Minto vor dem revolutionären Pöbel sich verbeugte und Viva l'independenza d' Italia rief.

Daß sein Publikum ihn nicht für einen Abgesandten Lord Palmerstons, sondern für einen Boten des Himmels hielt, war Alles und es war den Leuten wenigstens nicht zu verdenken, wenn sie meinten: „England habe sich ganz für ihre Revolution erklärt und wünsche selbst Nichts mehr als seinen alten Bundesgenossen Oesterreich aus der Lombardei vertrieben zu sehen.“

Doch kehren wir noch einmal nach Neapel zurück. Der Engländer Mac Farlane, welcher durch einen früheren vieljährigen Aufenthalt sich eine sehr genaue Kenntniß Italiens und insbesondere Neapels verschafft hatte und das ihm werth und theuer gewordene Land jetzt in seinem revolutionären Zustande wiedersah, kann nicht umhin fast auf jeder Seite seines Buches die unselige Politik Englands zu beklagen. Er hatte zugleich Gelegenheit sich davon zu überzeugen, einen wie geringen Antheil das Volk in Neapel an dem Neubau des Constitutionalismus nahm; ja die Pairs selbst, so wie die Deputirten schienen nur einen sehr geringen Grad von Thätigkeit auf das Verfassungswerk zu verwenden. Es ist daher begreiflich, daß jener Autor zu dem Schlusse kommt, daß das italienische Volk überhaupt für eine solche moderne Constitution mit Allem, was sie in ihrem Geleite hat, durchaus nicht geeigenschaftet sey. Er theilt ein in dieser Hinsicht merkwürdiges Urtheil eines gebildeten Neapolitaners mit, der „nach jeder andern Seite hin sich eher, als nach der des Absolutismus verirrt hat“, und sich über die Jury dahin äußerte: „die große Masse des Volks befindet sich gar nicht in der Lage irgend einen Vortheil aus der Einrichtung zu ziehen, die man in England für eine der größten Segnungen hält. Bei uns würde eine Jury in Civilsachen nur der Mittelpunkt von Intriguen und jeder Art von direkten und indirekten Einflüssen seyn, in Criminalsachen aber wären die Geschwornen dem tödtlichsten Hasse und der wildesten Rache der Familien und der Anhänger des Verbrechers ausgesetzt. In der Hauptstadt würde man solche Geschworne noch allenfalls schützen können, aber in den meisten Provinzen würden sie erschossen oder erdolcht werden,

und nicht einmal eine Vorbereitung zur Abreise ließ sich wahrnehmen. Gewiß wäre eines jeden Reisenden Geduld erschöpft worden und man kann es dem Engländer verzeihen, daß er zu seinem größten Mißfallen vernahm, jetzt um 12 Uhr fange in einer kleinen Kapelle in der Post die Messe an und Don Pepino, der Conducteur, sowohl als der Postillon müßten diese, da es ein Muttergottestag sey, hören; unmittelbar nach derselben würde der Courier abgehen.

Auf der Reise, welche er nunmehr über Ancona nach Rom antrat so wie während seines ferneren Aufenthaltes in Italien, konnte Mac Farlane nur bestätigt finden, was er schon in einem großen Umfange in Neapel wahrgenommen hatte, daß nämlich die Revolution den Wohlstand, dessen sich Italien in den letzten Decennien erfreut hatte, gänzlich zerstört habe. Ueberall Nichts als Klagen: „Stiamo malc, Signore". „Le cose vanno male" war überall in dem Munde der Leute und das sonst oft mit lächelndem Gesichte von den lustigen Neapolitaner Gassenbuben gehörte: Muoj di fam! war leider für viele Wohlhabende eine Wahrheit geworden. Lauter aber als solche Aeußerungen sprachen die öden Straßen, die leeren Gasthöfe, deren Inhaber die Urheber der Revolution in die Casa del diavolo wünschten, die sonst von Schiffen belebten, jetzt verlassenen Häfen, die geschlossenen Theater, die unbesuchten Messen und Märkte.

Und dennoch — könnte der Revolution noch Einhalt gethan werden — hier wäre eine Besserung der Verhältnisse möglich; Handel und Gewerbe würden wieder aufblühen, Italien wäre wiederum das Land, wohin der Engländer seine Guineen und der Deutsche seine Kreuzer trüge, allein wie ist der Schaden zu ersetzen, den die Revolution den großen Schätzen von Kunst und Wissenschaft zugefügt hat, welche die Halbinsel bewahrte? Auch in dieser Rücksicht hat der roheste Vandalismus sich geltend gemacht; alle Aufsicht über Gebäude und Sammlungen hatte aufgehört. E roba nostra! è roba nazionale war der

lische Ruf, in welchem sich die rohe Democrazie in dem Pa-
lazzo Borbonico in Neapel gütlich that und wer kann jetzt
schon die Verlüste zählen, welche die kostbaren Sammlungen
des Vatikan erlitten haben, nachdem solche Horden, wie die
Garibaldi's und solche Schurken, wie Sterbini und Mazzini
dort das Regiment geführt haben. Auch der Dom von S.
Peter, aller Sorgfalt für seine Erhaltung entbehrend, ist nicht
verschont geblieben; die Statuen beschmiert und bekritzelt, ja
den Arm des einen Engels, welcher den Weihbrunnen trägt,
hatte ein gegen Oesterreich ausziehender Kämpe dazu benützt,
seinen Namen mit tiefeingegrabenen Buchstaben unsterblich zu
machen. Auch die Grabmäler waren gleicher Behandlung nicht
entgangen; mit der Inschrift: Infami Tiranni wurde das der
Stuarts geziert. Indessen was ist das Alles gegen die Exe-
cration die S. Peter darin erfuhr, daß Mazzini auf dem Stuhle
des Papstes seinen Platz nahm und ein Priester sich fand, vor
ihm ein Te Deum zur Verherrlichung der Republik zu singen?!

Aber gerade damit berühren wir eine der für uns schmerz-
lichsten Seiten der italienischen Revolution: die Theilnahme so
vieler Geistlichen an derselben. Leider ist diese nicht einen Au-
genblick in Abrede zu stellen und sie zeigt uns, wie die Er-
ziehung des Clerus in Italien keineswegs so geleitet wurde,
wie sie seinem hohen Berufe entsprechend wäre. Man darf
sich auch nicht damit trösten, daß in Italien so Viele das
geistliche Kleid tragen ohne wirklich dem Stande, dem es zu-
kommt, anzugehören; die politische Verirrung hat sich auf allen
verschiedenen Abstufungen der Hierarchie kund gegeben. Hat ja
doch selbst das Mönchskleid nicht vor den größten revolutionä-
ren Thorheiten geschützt. Während dort Gioberti, der „italie-
nische Lamartine", sein Wesen trieb, eiferte hier der Barnabite
Guavazzi für Umsturz und Anarchie, und selbst ein Mann,
dessen Namen wir stets mit der größten Verehrung nannten,
der P. Ventura, konnte sich so weit verirren, daß er von der
Revolution ein Heil erwartete; doch Gott sei gedankt, er ist

wieder zu sich selbst zurückgekehrt. Auf der andern Seite darf man nicht verkennen, daß eine große Schaar von Priestern namentlich in Rom, treu ihrer Pflicht und ihrem Berufe, selbst mit ihrem Blute für Recht und Wahrheit Zeugniß gegeben haben und wir werden noch unten Gelegenheit finden, diesen Punkt zu berühren.

Es läßt sich nicht läugnen, daß „jene Incarnation von Selbstgefälligkeit und Pedanterie“ wie Mac Farlane Gioberti bezeichnet, mit seinen phantastischen Schriften und Reden wesentlich dazu beigetragen hat, seinen Landsleuten die Köpfe zu verdrehen. Was kann verkehrter seyn, als das Schreien nach der Einheit Italiens, wo das Volk einer solchen Einheit weit mehr widerstrebt, als die Regierungen. Es ist keine zu kühne Behauptung, wenn man sagt: der Congreß zu Wien habe mehr für die Einheit Italiens gethan, als die ganze Revolution. Ihr erster Anfang bestand in nichts Geringerem, als: „Ewige Trennung Siciliens von Neapel“, und so wie der Haß des Volkes in diesen beiden Ländern zu einer hochlodernden Flamme angefacht ist, so hat die Revolution dieß überall bewirkt; der Genuese haßt den Toskaner, der Lombarde den Piemontesen, der Pisaner vom rechten Arno-Ufer den vom linken u. s. w. Es zeigt sich hier der nämliche Erfolg, wie in den einzelnen Städten und Ortschaften, wo eben auch alte Leidenschaften entfesselt und alte Feindschaften der Bewohner unter einander von Neuem aufgeweckt worden sind. Unter der Maske des Patriotismus sucht die Rache ihre Opfer, und überall auf der Halbinsel herrscht die Furcht, wenn nicht ihr, so doch der Habgier zu verfallen. Un sospetto, un tremito, una paura! das sind die Segnungen, die an die Stelle früherer Behaglichkeit getreten sind.

Wäre die Sache nicht so außerordentlich traurig, ja wahrhaft schrecklich, man könnte daneben der italienischen Revolution so manche lächerliche Seite abgewinnen. Neuere Sprachforscher fangen wiederum an, sich der Ansicht zuzuneigen, der

der Langobarden sei doch von ihren langen Bärten ab-
. Wenn dem so seyn sollte, so ist doch in Italien in
Hinsicht Alles geschehen, um jeden Stammesunterschied
wischen, denn die Bärte, das trügerische Symbol des
s, wachsen auf der Halbinsel, wie in keinem andern
In der That man kann sich wohl kaum etwas
jmackteres denken, als die lächerlichen Radomontaden der
chen, kinnumbuschten Freiwilligen, welche in den albern-
heatercostümen der verschiedensten Jahrhunderte daher-
n und sangen:

„Dall' Alpi al lido siculo
Fratelli in una speme
Tutti concordi ed intrepidi
Ora stringiamci insieme:
Corriam tutti a combattere
Mossi da un sol desir.

Se i nostri avi divisero
Odio e mortal furore
Oggi noi ricongiungano
Per sempre fede e amore;
E di quei duri secoli
Spegnendo il sovvenir
Giuriam, giuriam l'Italia
Far liberar, o morir!

a, wenn „mit Gesängen und Bärten die Oesterreicher
geschlagen werden können", sie wären schon längst in
Flucht aus dem letzten italienisch redenden Dorfe ent-
!

Es begreift sich leicht, daß bei solchen patriotischen Ge-
gen der Jünglinge auch die Kinder nicht zurückblieben;
ie, die zehnjährigen Buben, Le Speranze d'Italia, exer-
mit Waffen, klirrten auf den Straßen der Städte mit
pfsäbeln und dampften Cigarren. Aber auch das schöne
echt wollte nicht zurückbleiben; nicht nur die Fürstin
sa, diese „Corinna des Kreuzzugs gegen die Barbaren"

wußte sich für die Sache des Vaterlandes zu begeistern, sondern auch andere, ruhige Hausfrauen, hielten es für ihre Pflicht — etwa Charpie zu zupfen für die Verwundeten? — nein, zu patriotischen Gastmälern zusammen zu kommen. So hatten z. B. die Frauen von Loretto in einem der dortigen Gasthöfe sich zu einem Bankett versammelt und sich daselbst durch folgende Inschriften verewigt:

ECCITATE PER LO ESEMPIO
DEI MILITI LORETANI
LE LORETANE CITTADINE
IN UN INSIEME CONVITANO
PERCHIÈ L'UNIONE INAUGURATA DA QUELLI
IN QUESTE SI COMPRIA.

Und:

ASPIRANDO A VIRILI PROPOSITI
UNO STUOLO MULIEBRE
IN UNA GIOJA CONVIVALE
FRATERNIZZA!"

Es läßt sich begreifen, daß solche Albernheiten die Frauen von Loretto manchen selbst unanständigen Witzeleien ausgesetzt haben. Alles dieß gilt aber für einen Fortschritt der Civilisation, und man würde sich gar nicht zu wundern nöthig gehabt haben, wenn die Frauen ein Amazonencorps gegen die Barbaren gebildet hätten, und, dem die Zustände Italiens bezeichnenden Worte gemäß: „La civilisazione marcia à suono del tamburro" selbst unter Trommelwirbel in's Feld gezogen wären. So viel ist gewiß, daß wenn die weibliche Erziehung in den letzten Jahren in Italien sich wesentlich verbessert haben sollte, diese Dinge geeignet sind, bald auch den letzten Hauch sittlicher Würde zu verwischen. — Es mag bei dieser Gelegenheit beiläufig bemerkt werden, daß der mehr erwähnte Engländer jene Verbesserung der weiblichen Erziehung vornämlich daraus erklärt, daß die jungen Mädchen dieselbe nicht mehr so allgemein wie früher in den Klöstern genössen. Wir wollen kei-

nen Augenblick in Abrede stellen, daß die klösterliche Erziehung auch ihre Gebrechen haben mag, dessen ungeachtet ist jene Bemerkung gewiß unrichtig; es möchte sich jene Erscheinung vielmehr daraus erklären, daß in den letzten Decennien sich überhaupt mehr Bildung auf der Halbinsel verbreitet hat. Von dem Standpunkte aus, daß in England gerade die guten Tanten, „Sarah and Mary", einen so wohlthuenden Einfluß auf die Gestaltung des häuslichen Lebens äußern, wollen wir jenen zugeben, daß das Familienleben in Italien dadurch um ein sehr angenehmes Ingrediens beraubt werde, daß unverheirathete Frauenzimmer hier meistens in's Kloster gehen.

Jetzt ist indessen in Italien gegen beides gesorgt: die Revolution hat alle Häuslichkeit zerstört und die Nonnen aus den Klöstern gejagt. Nirgend ist dieß auf eine rohere Weise, als in Rom geschehen, wo überhaupt die Schrecken der Revolution auf ihren höchsten Grad gestiegen sind. Dieß war begreiflich, denn wie die Revolution überhaupt ihrer ganzen inneren Bedeutung nach der Kampf gegen die Kirche Christi ist, so mußte sie auch in der Stadt, welche den Mittelpunkt der Christenheit bildet, ihren Hauptsitz aufschlagen. Auf die Dinge, wie sie hier sich gestaltet haben, mögen noch einige Blicke in den folgenden Artikeln geworfen werden.

XXV.

Die Weissagung von Lehnin.

Wir haben bereits mehrere Jahre vor den glorreichen Märztagen unser unparteiisches Gutachten über das Vaticinium des Frater Hermann in diesen Blättern niedergelegt.

Weit entfernt ein übertriebenes Gewicht auf diese prophetische Dichtung zu legen, mußten wir jedoch damals schon gestehen, daß sie unter allen bekannten modernen Prophezeiungen die merkwürdigste sei und daß dieses Urtheil selbst dann nicht umgestoßen werde, wenn auch der literarische Betrug und der spätere Ursprung der Urkunde nachgewiesen werden könnte, was bis jetzt zwar oft versucht, aber noch niemals gelungen ist. — Inzwischen sind, nachdem die Katastrophe von 1848 über das Haus der Hohenzollern und über ganz Deutschland hereingebrochen ist, die Aktien des märkischen Sehers bedeutend gestiegen, und Manchen will es scheinen als ob das alte wunderliche Orakel nicht außer allem Causalnexus mit gewissen Kaisergelüsten und verhängnißvollen Märzentschliessungen stehe. — Nach dieser Version wäre Manches geschehen und gethan, weil Hermann von Lehnin es, wie man meinte, vorausgesagt habe, und um den Geschicken durch freundliches Entgegenkommen gleichsam die hilfreiche Hand der Hebamme zu reichen. — Wenn aber nur die Weissagung nicht so gar dunkel

und nicht schon die Vorfrage ein ungelöstes Räthsel wäre: ob der Prophet dem preußischen Hause seine Erhebung und ein kaiserliches Diadem, oder die Strafgerichte Gottes und einen tragischen Untergang verkündigen wollte? — Inzwischen gehört schon die eine unleugbare Wahrheit zu den merkwürdigsten Thatsachen der historischen Mystik, daß ein Gedicht (zugegeben von zweifelhaftem Alter und unbekanntem Ursprung!) welches aber jedenfalls schon im Jahre 1722 gedruckt war, mithin damals doch existiren mußte, dessen Verfasser also, selbst wenn wir ihn in die spätestmögliche Epoche setzen wollten, weder die Conjuncturen unsrer Zeit noch die Persönlichkeit K. Friedrich Wilhelm's IV., gekannt haben kann, mit Bestimmtheit wenigstens soviel vorausgesagt hat: unter dem eilften Nachfolger Joachim's II. werde ein großer Wendepunkt in der Geschichte des Hohenzollernschen Hauses eintreten, und es bei dieser Zeitenwende sich darum handeln Deutschland wieder einen König zu geben. — Kein Billigdenkender wird es der hausbackenen und afterklugen Albernheit des Rationalismus verdenken, wenn sie dergleichen Invasionen in die Domäne des Unbegreiflichen schlechterdings nicht zu statuiren gesonnen ist. Die Folgerungen wären gar zu bedenklich, und könnten am Ende noch auf die Zulassung einer Möglichkeit der Prophezeihungen des alten Bundes leiten, mit deren Unterwühlung und Wegräumung sich die rationalistische Kritik so viele Jahre durch so treu und redlich abgemüht hat. Principiis obsta! Der bekannte Kirchenhistoriker Dr. Gieseler in Göttingen, ein Rationalist vom reinsten Wasser, hat es daher für nöthig erachtet, seine kritische Lanze gegen die Verse des Cisterziensermönchs einzulegen, die Hermann von Lehnin-Litteratur zu bereichern, und mit der Leuchte seiner Wissenschaft das auf jenem „Machwerk des Betruges" ruhende Dunkel aufzuhellen. Sein Büchlein führt den Titel: die Lehninsche Weissagung gegen das Haus Hohenzollern u. s. w. Erfurt 1849. 71 S. 8°. Wer es zu lesen Lust und Belieben trägt, mache sich darauf gefaßt nicht viel erheblich Neues zu erfahren. Der dem vulgären, deutschen

Rationalismus beiwohnende Mangel an gesunder Dialectik und selbst an positivem Wissen, der sich auch in diesem Schriftchen zu Tage legt, war lange vorher bekannt. Desto interessanter ist die vor Kurzem erschienene, denselben Gegenstand vom entgegengesetzten Standpunkte aus betrachtende Schrift des Dr. W. Meinhold, evangelischen Pfarrers und Verfassers der Bernsteinhexe. *) Wir können unsers Erachtens über dieses Buch, um es der Aufmerksamkeit unserer Leser zu empfehlen, nicht mehr sagen, als daß es in seiner Art ein fast eben so merkwürdiges Vorzeichen einer wunderbaren, näher als je bevorstehenden Wendung der Geschicke in Deutschland ist, wie die Lehnin'sche Prophezeihung selbst.

Des Verfassers Auslegung läuft einfach auf die Rückkehr des preußischen Königsgeschlechtes zur Einheit der wahren Kirche, und demnächst auf eine friedliche und glorreiche Herrschaft der „katholischen Hohenzollern" über ganz Deutschland hinaus. — Sollen wir mit gegenseitiger Leidenschaft und Erbitterung hierüber streiten? Sollen wir unsererseits der rührenden Anhänglichkeit eines Ehrenmannes an seinen angebornen Landesherrn mit dem kalten Messer der Kritik zu nahe treten? Sollen wir den Schleier von der wohlwollenden Willkühr wegziehen, mit der er das, was jeder Andere bisher noch als die schärfste gegen die brandenburgische Dynastie erhobene Anklage verstand, zu einem Lobgedichte umdeutet, wodurch „der Allwissende selbst das Geschlecht der Hohenzollern verherrlichen wollte"? Das sei ferne von uns! Wir verstehen die Prophezeihung (über deren Sinn, Ursprung und Aechtheit und

---

*) Weissagung des Abtes Hermann von Lehnin um's Jahre 1243 über die Schicksale des Brandenburgischen Regentenhauses, wie über den Beruf Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Könige. Vorausgeschickt eine religionsphilosophische Einleitung für die gebildeten Leser aller Confessionen, über den Begriff, das Wesen und die Unterschiede aller Weissagung in alter, wie in neuer Zeit. Leipzig 1849.

... weitere Streit unnöthig scheint!) in einer andern Weise, ... und ehren aber die Absicht und das Gefühl dieses ... gers. Geben die Ereignisse, an deren Schwelle wir ste... ihm Recht, so werden wir, wie leicht begreiflich, nicht ... mindeste dagegen einzuwenden haben. Nur möge er uns ... uns gestatten, unsere Agitation für die preußische He... ... in Deutschland noch so lange zu vertagen, bis jene ... sämmtlicher Hohenzollern, die ja auch nach ihm die ... lage und Vorbedingung der künftigen politischen Stel... dieses Hauses seyn soll, wirklich stattgefunden hat. Stel... wir in Liebe und gegenseitiger Geduld diesen Ausgang Gott ... im!

... Bekanntlich suchte bisher der Rationalismus die Meinung ... ten: daß selbst die Existenz eines Cisterzienser-mönches ... aus dem Kloster Lehnin eine Fabel sei. Herr Pro... ... Gieseler zu Göttingen entblödet sich nicht, sogar wörtlich ... des drucken zu lassen:

„Die Weissagung kündigt sich selbst als das Werk eines ... Hermann an, welcher kurz vor dem Erlöschen des Asca... ... Stammes in Lehnin gelebt habe. Von einem solchen ... ermann ist anderweitig schlechthin nichts bekannt, ... es ist nur auf Täuschung der Einfalt abgesehen, ... neuere Herausgeber bald von ihm berichten, er ... im Rufe der Heiligkeit gelebt, bald, er sei Abt ... Lehnin gewesen. Zu seiner Zeit, nämlich 1310 ... 1321, wird Theodor als Abt von Lehnin genannt; ... Abt Hermann kommt erst 1335 vor."

Für diese leichtfertige, freche Geringschätzung der Wahr... t, die leider! unsere Zeit charakterisirt, wird der rationali... che Professor denn von Dr. Meinhold, „ihm selber zur ... rafe und Andern zum abscheulichen Exempel", nachdem ihm ... her die Hülle eines unverdienten, gelehrten Rufes abgezo... ... worden, öffentlich mit der kritischen Ruthe nach Maß... ... be der Verschuldung gezüchtigt.

„So spricht“, ruft M. aus, „ein Professor der Theologie, der an einer der reichsten Bibliotheken der Welt lebt, und wer sollte ihm nicht glauben? Indeß hätte er sich die, von mir in der N. P. Zeitung ausdrücklich citirte Quelle über den Abt Hermann angesehen, so würde er nicht den Schimpf erleben, daß ein Landprediger mit seinen beschränkten literarischen Hilfsmitteln ihn hier öffentlich zurecht setzt und den letzten Ueberrest seines hölzernen Degens mit einem leichten Jagdhiebe durchhaut.“

„Der von mir dort citirte Dlugossus sagt nämlich historia Poloniae lib. VI. p. 563: Decimo Calend. Februarii (es ist vom Jahre 1234 die Rede) Dionysius de Godzikowo monasterium fratrum ordinis Cisierciensis fundat — — quos primum de monasterio Lehninensi ejusdem ordinis **per Hermannum, ejusdem Lehninensis monasterii tunc Abbatem, mitti obtinuerat.** Zu deutsch: am 23. Januar 1234 gründete Dionysius von Godzikowo ein Kloster, mit Cisterzienser-Mönchen, die er zuerst aus dem Kloster Lehnin, desselben Ordens, durch Hermann, damals Abt dieses Klosters, sich hatte schicken lassen.“

„Mit diesem Zeugniß stimmt genau zusammen:

Histor. Cisterciensium, seu verius Ecclesiasticorum Auralium, a condito Cistercio. Tom. IV. annus Christi MCCXXXVI cap. VIII. Nr. 3. p. 532, wo es heißt:

Fratres in hoc monosterium (Gosczichovo) **de monasterio Lemnin de annuentia Hermanni, Abbatis Lemnensis monasterii, introduxit.** Zu deutsch: die Brüder des Klosters Gosczichovo führte er (der obige Dionysius, der hier aber Bronisius genannt wird) aus dem Kloster Lemnin, mit Erlaubniß Hermanns, des Abtes des Lemninschen Klosters, ein.“

„Aus beiden Zeugnissen ergibt sich nun unwiderleglich, daß der Bruder Hermann wirklich eine historische Person war. Und halten wir sie beide zusammen, so geht daraus zugleich hervor: daß der zweite Schriftsteller über den Cisterzienserorden den Dlugossus gar nicht gekannt hat, da er den Namen des Stifters und den Ort der Stiftung anders schreibt, auch rücksichtlich der Zeit

Gründung mit ihm um zwei Jahre auseinanderstimmt. Aber n um desto glaubwürdiger wird selbstredend dieß gemeinsame ugniß jedem wahren Kritiker seyn.

„Bruder Hermann lebte also nicht blos, sondern er lebte h fast um volle hundert Jahre früher, als man gemeinhin an- nehmen pflegt, und ist es abermals, um mich auch einmal so de, als möglich, auszudrücken, ein historischer Irrthum, wenn rr G. an der reichen Quelle der Göttinger Bibliothek die Be- uptung aufstellt, in den Jahren 1310 bis 1321 wäre ein ge- sser Theodor Abt von Lehnin gewesen! Nein, der damalige Abt ß Johannes, wie aus einer Urkunde, ausgestellt in der Pfingst- che des Jahres 1311, hervorgeht. Daß aber 1335 wieder ein t Hermann in Lehnin vorkomme, ist von Herrn G. nicht er- esen, und leugne ich es schlechterdings, indem die Geschichte nfalls nur zwei Aebte daselbst namhaft macht, nämlich unsern ermann und den obigen Johannes *)."

Zum Schluße sei es uns erlaubt, eine Stelle aus der in ede stehenden Schrift eines, was nicht zu übersehen ist, pro- stantischen Pfarrers mitzutheilen, die unsern obigen usspruch rechtfertigen möge, daß diese Auslegung nicht viel eniger merkwürdig sei, als die Prophezeiung selbst.

Bekanntlich lauten die auf Joachim I. sich beziehenden Verse, wie folgt:

Inferet at tristem patriae tum foemina pestem,
Foemina, serpentis tabe contacta recentis,
Hoc et ad undenum durabit stemma venenum.

Zu deutsch:

Doch gar traurige Pest bringt jetzt dem Lande ein Weibsbild,
Eins, von dem Gifte berührt der frischerwachsenen Schlange,
Und wird währen dies Gift bis zum eilften Stamme hinabwärts.

Hierüber sagt die Meinhold'sche Erklärung:

„Unter ihm" (Joachim I.) „trat die Reformation Luthers

---

*) Doch es ist möglich, daß Herr Geheime-Rath Pertz neuerdings noch die Namen einiger anderer in seinen monumentis Germ. histor. aufgetrieben hat.

ein, welche V. 47 eine „„traurige Pest““ genannt wird, und insonderheit von der Gemahlin des Churfürsten, Elisabeth mit Namen, einer Tochter des Königs Johann von Dänemark, gepflegt wurde, worüber Joachim so entrüstet ward, daß er sie einmauern lassen wollte, und sie nach Sachsen fliehen mußte. Seine beiden Söhne folgten jedoch den Eingebungen der Mutter, obwohl er sie eidlich verpflichtet hatte, den katholischen Glauben nicht zu verlassen, welchem er selbst bis an sein Ende getreu verblieb, und nach einer väterlichen Regierung am 11. Juli 1535 verstarb. Bevor wir nun jenes harte Urtheil über die Reformation in nähere Erwägung ziehen, wollen wir uns erst überzeugen, daß wirklich des jetzt regierenden Königs Majestät den eilften Regentenstamm seit Joachim dem Ersten bildet, und mithin nach unserer Weissagung der letzte protestantische Fürst seyn wird, indem nunmehr der allgemeine Rücktritt zum Katholicismus (V. 54 und 95) erfolgen soll. Es haben nämlich seit jenem regiert, wenn man Joachim II., über welchen gleich das Nähere, nicht mitzählt:

1) Johann Georg,
2) Joachim Friedrich,
3) Johann Sigismund,
4) Georg Wilhelm,
5) Friedrich Wilhelm (der große Kurfürst),
6) Friedrich I.,
7) Friedrich Wilhelm I.,
8) Friedrich II. (der Große),
9) Friedrich Wilhelm II.,
10) Friedrich Wilhelm III.,
11) Friedrich Wilhelm IV.,

welcher, wie wir Alle wissen, kinderlos ist. Freilich können wir uns eine so nahe bevorstehende Katastrophe unmöglich denken, und sie scheint ohne die verheerendsten Kriege, gegen welche der dreißigjährige ein bloßes Reitergefecht war, kaum in Erfüllung gehen zu können. Indeß, sie scheint es auch nur. Möglich, daß Holzhauser Recht hat, welcher Seite 89 seiner angezogenen Schrift diese Katastrophe „„durch eine wunderbare, nach menschlichen Begriffen Jedermann unmöglich scheinende Veränderung““ eintreten läßt, und eben so möglich, daß der gött-

egnadigte Friedrich Wilhelm IV., dessen vortreffliches Herz ohne Ursache keinen Wurm tödtet, geschweige einen Menschen, der große Monarch ist, welcher mit dem heiligen Papste, nach allen eben angeführten Prophezeihungen, jene große Katastrophe zwar nicht ohne Blutvergießen, wogegen V. 94 spricht, aber mit möglichst liebevoller Schonung herbeiführen wird. Denn, sollen wir katholisch werden, so ist es lächerlich, daß dieß auf dem Wege der Ueberredung, oder gar der Philosophie, wie einige neuen Katholiken meinen, oder endlich, wie Bouverot sich träumen läßt, durch die fromme Beherzigung der Lehninschen Weissagung geschehen wird. Darüber lachen die meisten Protestanten, und wo sie es nicht thun, da steht die Trägheit des menschlichen Herzens, und die Berücksichtigung von tausend Sonderinteressen ihrem Rücktritt entgegen. Nein, nicht bloß ein Außerordentliches, sondern das Außerordentlichste muß geschehen, um nicht allein die protestantischen Völker, sondern auch die protestantischen Fürsten zu diesem Schritte zu vermögen, die, Menschen wie wir, auch an denselben Gebrechen unserer trägen Natur leiden."

„Aber, fragt man hier mit Recht, ist denn jener Rücktritt nothwendig? ist und war denn die Reformation wirklich eine „Pest"? Diese Frage gründlich zu beantworten, würde nicht den Raum einiger Blätter, sondern ganzer Folianten erfordern. Ich kann daher über diesen Gegenstand nur kurz meine Meinung sagen, und zwar so treu, ehrlich und ohne Vorbehalt, wie es meiner Denkweise eigenthümlich ist, und wie jahrelange, unausgesetzte Geschichtsstudien sie mir aufgedrungen, unbekümmert, welches Geschrei man darüber erheben mag; denn meine Geschichtsstudien sind nicht nach erbärmlichen akademischen Heften, oder nach dem [illegible] Schnickschnack unserer schönredenden Modehistoriker, oder [illegible] der Kirchengeschichte unseres „„uzerwählten Degens"" [illegible]) gemacht, der sogar Männer erster und unsterblicher Größe, wie Athanasius und Augustin, durchhechelt, sondern nach den Quellen der Geschichte selbst, nach den Chroniken einzelner Provinzen und Städte, nach den Lebensbeschreibungen damaliger Gelehrten, ja, nach den Anmerkungen, welche redselige Pastöre gleich nach der Reformation auf ebenso naive, als charakteristische Weise in die Kirchenbücher jedes Ortes einzutragen pflegten."

„Hiernach muß ich aufrichtig sagen: Eine Reformation war nöthig, aber nur nicht durch den, aller Welt- und Menschenkenntniß baaren, rechthaberischen und leidenschaftlichen Luther *).

„Mag es sich vielleicht bestreiten lassen, daß alle revolutionären Bewegungen unserer Zeit, wie die Katholiken behaupten, ihren letzten und ursprünglichen Grund in der Reformation haben, indem aus der mißverstandenen Freiheitspredigt Luthers zuerst der Bauernkrieg *) entstand, diesem aus ähnlicher religiöser Aufregung die schweizer Bürgerkriege, diesen die schmalkaldischen, diesen die

---

*) Wie leid der ganze Handel Melanchthon war, zeigt insonderheit sein Brief an Christoph von Carlowitz, den er nach Luthers Tode, in Angelegenheit des Augsburger Interims schrieb. Er wälzt darin alle Schuld wiederholt von sich, tadelt ebenso wiederholt seine eigene feige Natur, und klagt, daß er zu Luthers Lebzeiten eine fast garstige Knechtschaft (deformem paene servitutem) erlitten; (der große Reformator ohrfeigte ihn nämlich nicht selten: Ab ipso colaphos acceperim. Mel. ep. ad Theodorum.) denn in Luther wäre eine nicht geringe Zanksucht (φιλονεικία) gewesen, und er hätte oft mehr seine Natur, als seine Person oder den öffentlichen Nutzen im Auge gehabt (quum saepe magis suae naturae, quam vel personae suae, vel utilitati communi serviret). Melanchthon will zugleich in diesem Briefe Vieles, und sogar die Ceremonien der katholischen Kirche, nach Vorschrift des Interims gern beibehalten wissen, denn es sei ihm nicht unbekannt, daß sie ein Theil der Disciplin wären, und er erinnere sich gar wohl, mit welchem besonderen Vergnügen er sie schon als Knabe in den Kirchen mitgemacht hätte. Camerarii Vita Melanchth. ed. Strobel. p. [illegible]

**) Daß er späterhin genug gegen die Bauern donnerte, und sie wie tolle Hunde aufzuhängen befahl, ist allerdings wahr. Er glich hierin aber nur einem unbedachtsamen Schulmeister, der den Kindern zuerst erlaubt, auf's schwache Eis zu gehen, und, wenn sie durchplumpen, nun außer sich geräth über ihre Unvorsichtigkeit, so den armen Kleinen den Fehler aufbürdend, welchen er selbst begangen. — Die protestantische Entschuldigung, daß die brutale Grobheit Luthers in seiner Zeit gelegen, ist aber nur eine Entschuldigung für den großen Haufen, welcher kein wirklicher Kenner jener Zeit beistimmen wird.

nzösischen und niederländischen, diesen die dreißigjährigen, letzte- r wieder die furchtbaren Revolutionskriege in England folgten, 1 auch zuerst das deistische und atheistische Gift geboren wurde, d sich über das benachbarte Frankreich verbreitete, bis er vor hzig Jahren in jener furchtbaren Revolution ausbrach, an de- n Folgen wir noch Alle leiden, und daß mithin die Reformation it dem Wurf eines Steines in ein tiefes Wasser zu vergleichen , welches aufgeregt von Moment zu Moment immer größere d weitere Wellenkreise läuft; — mag dieß Alles, sagen wir, ch bestritten werden können, — die großen Mängel in der :hre und der Verfassung der lutherischen Kirche liegen zu r in ihren Folgen zu Tage, als daß sie länger beschönigt wer- n könnten."

„Unter den meisten vorreformatorischen Sectenstiftern war fast n Einziger, der nicht seine Lehre rund abgeschlossen hätte. Nur ther wußte nicht, was er wollte. Seine Schriften strotzen von derspruchen aller Art, und die Entschuldigungen, welche er des- halb vorbringt, können schlechterdings nicht angenommen wer- n; denn in so wichtigen Dingen, als das Seelenheil der Men- en, ihn zu corrigiren, und abermals zu corrigiren, ist eine lechte Empfehlung für sein Werk. Da begann denn auch gleich ch seinem Tode der Scandal über die reine Lehre auszubrechen."

Nach einer kleinen Skizze der innern Geschichte des Pro- testantismus fährt unser Autor fort:

„So hat die lutherische Lehre sich, wer weiß wie oft, wie Chamäleon gewandelt, während die katholische feststeht, und Kirche nur hin und wieder ihre unreinen Schlacken ausgewor- t hat. Durch alle diese geistigen Kämpfe aber ist die Zerrissen- it unter uns zum halben Wahnsinne geworden. Niemand lehrt, e der Andere, und dennoch berufen sich Uhlich wie Hengstenberg, upp wie Tholuck, Wislicenus wie Lücke, Alle auf die heilige chrift. Sollte uns das nicht bei ruhiger Ueberlegung zu der berzeugung bringen, wie wahr die Katholiken schon beim Be- nne der Reformation behaupteten, daß die heilige Schrift nur : der Hand der Tradition richtig verstanden werden könne, brigenfalls sie, wie ein Bischof auf dem Tridentiner Concil

sagte, eine wächserne Nase sei, die Jeder nach Gefallen drehen könne?"

„Unter diesen Wirrsalen aber leidet nun Niemand mehr, als das arme Volk, trotzdem man es von der einen Seite aller Orten mit Bibeln nicht bloß überschütten, sondern, könnte man sagen, geradezu überregnen läßt. Aber mehr noch wirkt von der andern Seite das Ueberhageln mit Zeitungen und Journalen. Dadurch wird jeder höhere Lebenskeim wieder in seinem Aufgehen niedergeschlagen; das arme Volk wirft die Bibel in den Winkel, oder verkeilt sie in dem ersten besten Branntweinladen, und liest dafür fortschrittsselig in der Bibel seiner eigenen Vernunft, an welche seine modernen Priester, die Zeitungsschreiber, es ja immer und ewig verweisen. Doch da es nichts darin findet, noch, wie wir oben gesehen haben, darin finden kann, geht es voll Verzweiflung durch die Stürme des Lebens und voll Entsetzen in den Tod." —

„Und dieser Zustand ist leider nicht blos der des armen Volkes, sondern fast der ganzen protestantischen Kirche, die Geistlichen mit eingerechnet; denn, wo nur zwei Prediger zusammen sind, da zanken sie sich in der Regel zum großen Scandal der Gesellschaft. Wie der zanksüchtige Luther zwar wußte, was er nicht wollte, aber nicht, was er wollte, so wissen wir, seine zanksüchtigen Söhne, bis auf diesen Tag, in der Religion, wie in der Politik, zwar, was wir nicht wollen, aber nicht, was wir wollen. Das ist die Strafe für das Losreißen von der objektiven Erfahrung, das ist die Strafe für den Aberwitz, sich allein für klug zu halten und alle seine Väter für Sklaven der Dummheit und der Unvernunft." —

Nicht günstiger urtheilt er über die Verfassung der protestantischen Kirche.

„Der hochselige König Friedrich Wilhelm III. suchte umsonst, durch größere Bevorzugung des geistlichen Standes, dem so tief eingerissenen Uebel abzuhelfen. Durch die eingeführte Union beider Kirchen wuchs es nur, und die vor drei Jahren in Berlin abgehaltene General-Synode ist vollends eine unreife Geburt geblieben, und hat nur gezeigt, wie wenig die meisten Vorsteher der protestantischen Kirche ihre Zeit begriffen haben müssen; denn sie war

eben eine Unmöglichkeit in der Zeit, wie ich sie gleich nannte, sobald ich von ihrem unglücklichen Daseyn erfuhr. Und was wird nun geschehen, wo der Staat die Kirche ganz frei geben will und dennoch, trotz dieser verheißenen Freiheit, ihr bereits vorgeschrieben hat, das Laienelement in die Synoden aufzunehmen, ja, dieß durch Urwahlen und zwar in der Weise geschehen zu lassen, daß mehr, als noch einmal so viel Laien, wie Geistliche, am Regiment der Kirche Theil nehmen dürften? — wird da, wenn man die religiöse Unwissenheit, den Hochmuth und den Eigennutz unserer heutigen Gemeinden bedenkt, nicht auch das letzte Heiligthum vor die Hunde, und die letzte Perle vor die Säue geworfen werden? — Von dieser traurigen Zukunft des Protestantismus kann man sich außer den Makulaturarbeiten der General-Synode abermals durch das so eben erschienene „„amtliche Gutachten, die Verfassung der evangelischen Kirche in Preußen betreffend“, herausgegeben von Dr. L. Richter, überzeugen.“

„Erkennt“, sagt der Verfasser zum Schluße, „der unparteiische Leser diese Schilderungen nun als Wahrheit an, so wird es ihm auch klar werden, weßhalb die Reformation in unserem Vaticinium eine „„Pest““ genannt wird. Protestanten und Katholiken gleichen zwei Parteien, die einen langen und schweren Proceß führen. Beide Theile glauben Recht zu haben, bis der Richter kommt, und das Urtel spricht. Hier hat er es bereits gesprochen, ehe an die Reformation zu denken war; denn unsere Weissagung ist entweder menschlichen oder dämonischen oder göttlichen Ursprungs; ein Drittes ist nicht möglich. Daß sie aber weder menschlichen, noch dämonischen Ursprungs seyn kann, ist oben auf Grund der Schrift und der Erfahrung erwiesen, mithin muß sie göttlichen Ursprungs seyn, und dann hört alles Raisonnement und Klugreden von selbst auf. Ich schließe deßhalb diese Betrachtung, die ich unten fortsetzen werde, auf erbauliche Weise, indem ich glaube, daß das folgende „„Gebet bei den Wirren der Zeit““ alle meine Leser an diesem Orte in der gewünschten Stimmung finden werde:

Hilf uns, Du dreieinig Wesen,
Denn kein Mensch kann von dem Bösen
Deine Kirche mehr erlösen!

Satan wüthet täglich dreister,
Wirre reden alle Geister:
Hilf uns, großer Herr und Meister!

Die Vernunft ist seine Kirrung,
Ha, und die Ideenirrung
Gleicht schon Babel's Sprachverwirrung!

Nicht mehr Zween sind einmüthig,
Alles schwatzet wild und wüthig:
Hilf uns, großer Meister, gütig!

Nur, wer Dich zumeist geschändet,
Und das Herz uns umgewendet,
Dem wird allwärts Ruhm gespendet.

Herr, Dein Kreuz steht rings umnachtet,
Nimmer warst Du so verachtet,
Nie dein Häuflein so verschmachtet!

Rette, großer König, rette,
Ringsum steh'n an heil'ger Stätte
Der Verwüstung Gräuel, rette!

Komm, o Herr, Du bist wahrhaftig,
Nicht im Geist mehr, komm' leibhaftig,
Alle Bäume steh'n schon saftig!

Komm zu aller Welt Gewahrung
Mit der schrecklichen Umschaarung,
Stürz' das Thier der Offenbarung!

Komme wie der Blitz geflogen,
Im Gebrüll der Meereswogen,
Und im Sturz der Himmelsbogen!

Komme bald, Du bist wahrhaftig,
Nicht im Geist mehr, komm leibhaftig!
Alle Bäume steh'n schon saftig!

Täglich schreit man uns betäubter,
Täglich heben wir die Häupter,
Täglich seufzen wir: Wo bleibt Er?

Darum komm, Du bist wahrhaftig,
Nicht im Geist mehr, komm leibhaftig,
Alle Bäume steh'n schon saftig!

Sagen wir Alle einmüthig und aufrichtig Gott dem Herrn
an[k], daß es inmitten der Verkommenheit und Entartung des
[he]utigen deutschen Charakters noch so grundehrliche und kern-
[ge]sunde, ursprüngliche Naturen gibt, wie deren eine der pro-
[tes]tantische Pastor zu Rehwinkel in Pommern ist. So lange
[die]ser Stoff noch nicht ausgegangen, ist auch Deutschland noch
[ni]cht „endgültig" verloren.

XXVI.

Literatur.

[V]ersuch einer Geschichte der biblischen Offenba-
rung. Von Dr. Daniel Haneberg. Regensburg. 1850.

(Schluß.)

IV. Das Volk Israel unter persischem und
[gr]iechischem Einflusse. Die Proph. Baruch und Daniel
gegenwärtigen uns das Leben der Juden im chald. Exile,
Letztere spricht auch zugleich die Sehnsucht nach der Auf-
[he]bung der Verbannung mit ausdrücklicher Berufung auf die
[Ve]rheißungen des Jeremias aus. Die bekannten 70 Jahre
[de]r Gefangenschaft rechnet unser Verfasser von der Schlacht
[bei] Karkemisch bis zur Eroberung Babylons durch Cyrus
[6]05 bis 535). Daniel hatte diese Ankündigung so gefaßt,
[da]ß er von der Zerstörung des Tempels bis zu seiner Wieder-
[er]bauung rechnete — ein Termin, welcher ihm in einer eige-
[ne]n Vision (Kap. 9) neu und sehr erweitert abgegränzt wurde.
[D]ie erste Rückkehr war eine ganz partiale; durch anderthalb
[J]ahrhunderte, von Daniel bis Esra ziehen sich die Versuche

hin, die volle Rückkehr und die Herstellung der Stadt und des Tempels zu Stande zu bringen. An der Spitze der ersten Karawane der Heimkehrenden standen Jesus (Josue) und Serubabel; ihr erstes Werk war die Errichtung eines Altares; zum Tempel wurde der Grund gelegt; seine Vollendung aber fällt erst mit dem sechsten Jahre des Darius zusammen, nach Haneberg Darius Nothus, so daß in der heiligen Urkunde eine Lücke von mehr als hundert Jahren gelassen wird. Mit der Erbauung des Tempels war aber das geistige Volksleben noch nicht erneuert; es mußte ein neuer Stamm der Lehre gesetzt werden. Das geschah nicht mehr durch die productive Kraft des Prophetenthums, sondern durch die reproductive Thätigkeit des Studiums der vorhandenen heiligen Bücher. Als ihr Hauptträger erscheint Esra (398) und nach außen hin als Restaurator Israels Nehemias (372). Die Wiederherstellung des Kultus und überhaupt des israelischen Lebens war indeß keine lediglіche Rückkehr zum Alten. Vieles wurde anders: An der Spitze der Verwaltung stand ein hoher Rath, von Esra bis auf Simon den Gerechten die „große Versammlung“, dann „Rath, Senat“, im Evangelium. „Schriftgelehrte und Aelteste“, endlich allgemein „Sanhedrin“ *) genannt, mit 71 Mitgliedern, dem Hohepriester als gewöhnlichen Präsidenten an der Spitze. Ihm waren die Gerichtshöfe von 23 Mitgliedern und endlich die Schiedsgerichte der niedersten Instanz von 3 Mitgliedern untergeordnet (vergl. Matth. 5, 22). Das Synedrium ließen selbst die Römer bestehen, obgleich sie seine Macht beschränkten; wie groß aber immer noch sein Ansehen war, sehen wir an der Verurtheilung Christi und in der Apostelgeschichte an vielen Stellen. Vorzüglich wohlthuend aus dieser Periode ist die Ausbildung und Pflege des Gebetes und der Vorträge aus der heiligen Schrift. Seit dem Exile wurde die Verrichtung täglicher Gebete nicht bloß allgemeines Gesetz für die Juden, sondern wir können auch zwei wichtige,

*) Vom griechischen συνέδριον.

noch bestehende Gebetsformeln aus dieser Zeit nachweisen *). Daran schloß sich die Recitation von Psalmen je nach den verschiedenen Gelegenheiten. Noch bedeutender wurde die Errichtung von Synagogen mit den dort zu haltenden Vorträgen. Bereits Esra gibt uns ein Beispiel solcher Festvorträge; später bildete sich ein eigener Stand von Schriftgelehrten, der sich nicht bloß aus Priestern ergänzte.

Es ist allgemein anerkannt, daß die Perser nur einen geringen politischen Einfluß auf die Juden ausübten, und sie in ihrer Entwicklung und Consolidirung nicht hemmten; um so störender wirkten die aus den Trümmern der macedonischen Weltherrschaft gebildeten Reiche der Ptolemäer und Seleuciden. Anfangs befanden sich die Juden unter ägyptischem Einflusse; bei einer Expedition gegen Jerusalem hatte der erste Ptolemäer 200,000 Juden nach Aegypten verpflanzt. Unter manchen Leiden und einzelnen Verfolgungen daselbst wurden sie nach und nach so heimisch, daß sie sich vollständig organisirten, Synagogen errichteten, ein Synedrium hatten, und endlich selbst einen eigenen Tempel (150 v. Chr.) erbauten. Aber diese Freundschaft der Aegyptier ward den Juden in Palästina zum Verderben von dem Tage an, da ihr Land in die Gewalt der Seleuciden kam. Da beginnen die Leidenstage und mit ihnen die glorreichen Kämpfe der Makkabäer (176 bis 140). In dem Maße, als diese kurze Periode für die Juden ruhmreich war, wurde die unmittelbar darauf folgende Herrschaft der Hasmonäer verderblich. Johannes Hyrkanus (135 bis 106), der Nachfolger und zweite Sohn Simon's vergrößerte seine Macht durch Unterwerfung der Edomiter, und zeigte sich auch nach innen als einen kräftigen und geachteten Fürsten, bis er mit den Pharisäern zerfiel und sich den Sadducäern anschloß. Sein Sohn Judas Aristobulus (106) regierte zum Glück nur ein Jahr. Er hatte seine Gesinnung genugsam geoffenbart, indem er seine Mutter im Gefängniß

*) Nämlich das Gebet: Schma und Schmone-Esre.

verhungern, einen seiner Brüder darin hinrichten ließ. Se
Gemahlin Salome half dem verschont gebliebenen Janná
(105 bis 78) auf den Thron. Er glich an kriegerischen
genden und am Hasse der Pharisäer seinem Vater, an Gr
samkeit gab er seinem verstorbenen Bruder nichts nach. Se
Wittwe Alexandra (78 bis 69) sicherte sich durch eine V
söhnung mit den Pharisäern die Regierung. Von ihren bei
Söhnen hatte sie Hyrkan zum Hohepriester, Aristol
zu ihrem Nachfolger bestimmt; doch konnte dieß einen bluti
Bruderkrieg nach ihrem Tode nicht aufhalten, der mit we
selndem Glücke geführt wurde, bis sich endlich beide Parte
an den Proquästor Scaurus in Damaskus wandten, der
Aristobulus entschied (65). Pompejus aber hatte sich für H
kan gewinnen lassen, und da Aristobulus nicht gutwillig
sein Recht verzichtete, nahm Pompejus Jerusalem im Stu
(63), ließ die Mauern der Stadt zum Theile schleifen,
den Hyrkan als Ethnarchen unter Auferlegung eines Trib
ausrufen. Die Ruhe war damit nur auf kurze Zeit he
stellt. Aristobulus, seiner Haft in Rom entkommen, erneu
in Vereinigung mit seinen Söhnen Alexander und Antigo
den Kampf, Gabinius schlug sie zwar im Treffen am
bor (55), das Land aber wurde zuerst von ihm, hernach
Crassus durch unerhörte Contributionen ausgesaugt. Letzt
raubte allein aus dem Tempelschatze bei 10 Millionen Th
Unter Cäsar kam ein fremder Fürst, der Edomite Antipa
zur Regierung; Hyrkan wurde als Hohepriester bestätigt,
der einzige im Exil lebende Sohn des (49) ermordeten
stobulus gar nicht berücksichtigt (44). Die Verwaltung
Landes übernahm sein zweitgeborner Sohn, Herodes,
durch seine Vermählung mit der Hasmonäerin Mariam
wenigstens theilweise die jüdischen Antipathien beseitigte.
...te aber nicht wenig Mühe, sich den schwankenden Part
... gegenüber zu erhalten, und im Kampfe gegen An
... den Sohn des ermordeten Aristobulus, der sich an
...er gewendet hatte, war Herodes so unglücklich, daß si

[?]en Bundesgenossen Hyrkan und Phasael in Gefangenschaft [?]ihen, während er selbst mit Mühe nach Rom entkam. Dort [?]nnte ihn der Senat durch den Einfluß der Triumvire Oc[?]an und Antonius feierlich zum Könige von Judäa, und [?]ius führte ihn in das eroberte Jerusalem ein (37). Hero[?] ließ den Antigonus wie einen gemeinen Verbrechen hin[?]ten, und nach und nach nicht bloß den Bruder seiner ge[?]ten Mariamne, den Hohepriester Aristobulus und den alten [?]kan, sondern auch seine eigene Gemahlin ermorden. Durch [?]e Gewaltthätigkeiten und seine Erpressungen, theils um die [?]rsättliche Habsucht eines Antonius, theils seine eigenen [?]nen besonders in prachtvollen Bauten zu befriedigen, wurde [?]ehr verhaßt, zumal da in den heidnischen Tempeln, welche er [?]und außerhalb Palästinas*) erbaute, eine offenbare Verhöh[?]g der jüdischen Religion zu Tage trat. Aber Herodes un[?]drückte durch eine tyrannische Polizei theils die Mißstim[?]g des Volkes, theils suchte er sie durch eine großartige [?]auration des Tempels zu beschwichtigen. Er begann die[?] weltberühmten Bau im 18. Jahre seiner Regierung 23 v. [?]. (731 u. c.). Zu seinen Erpressungen kamen noch die [?]ischen Schatzungen, wodurch die Lasten für das arme Volk unerträglich wurden. Von großer Wichtigkeit wurde jene, [?]che Augustus unter dem Consulate des Censorinus und [?]inus (746 u. c.) erheben ließ: denn darnach bestimmt die Zeit der Geburt Jesu Christi (747). Herodes [?]nte indeß seiner Regierung nie recht froh werden; bei all [?]er Grausamkeit war er nicht im Stande, die Zwistigkeiten seiner eigenen Familie nieder zu halten: er mußte sie in [?] schlichten lassen. Hoffnungslos auf das Krankenbett ge[?]

*) An den Quellen des Jordan erbaute er einen Tempel zu Ehren des Augustus, auf der Insel Rhodus einen prachtvollen Apollotempel, in Antiochien ließ er großartige Anlagen, Arkaden und Straßen errichten; zur Feier der olympischen Spiele schenkte er ungeheure Summen u. s. w.

worfen ließ er 5 Tage vor seinem Tode noch seinen [illegible] Antipater hinrichten und folgende testamentarische Anor[illegible] treffen, wornach Archelaus sein eigentlicher Nachfolge[illegible] Antipas Galiläa und Peräa, Philippus Batanea [illegible] erhalten sollte. Darauf starb er 750 u. c. kurz vo[illegible] Osterfeste.

Mit dieser geschichtlichen Darstellung verbindet de[illegible] fasser mehrere theils genealogische, theils die Geschicht[illegible] sichtlich enthaltende Tabellen; dann folgt eine Nachweis[illegible] jüdischen Colonien im ganzen Gebiete der römischen un[illegible] chischen Cultur, welche vorzugsweise geeignet ist, über [illegible] Ausbreitung des Christenthums Licht zu verbreiten, endli[illegible] Darstellung des griechischen Einflusses auf das Jude[illegible] Erörterungen über das Buch der Weisheit, Sirach, [illegible] u. s. w.; ihnen voran hatte er die letzten Propheten beh[illegible]

Archelaus wurde wenige Jahre nach seiner Ein[illegible] in die Verbannung geschickt, und Juda mit Samaria der [illegible] vinz Syrien unter einem eigenen Procurator einverleibt [illegible] v. Chr.); Philippus regierte unangefochten 37 Jahre, [illegible] überlebte Herodes Antipas, der sich aber zuletzt in [illegible] ternehmungen verwickelte, die seinen Untergang zur [illegible] hatten. Als der erste Procurator unter dem kraftvollen, [illegible] gezeichneten Statthalter von Syrien Quirinius († 21 v. [illegible] wird Coponius genannt; ihm folgten Ambivius, [illegible] fus, Gratus und als der fünfte Pontius Pilatus.

Von ganz besonderer Wichtigkeit in dieser Ueberga[illegible] periode ist das geistige Leben der Juden. Hören wir [illegible] hierüber kurz unsern Verfasser. Der Schulunterricht fand [illegible] den Makkabäern an sorgfältige Pflege. Es bestanden ne[illegible] den Kinderschulen auch höhere, gleichsam Akademien für [illegible] linge und Männer zur Ausbildung in der Kenntniß des [illegible] setzes und der gesammten Lehre. Für's Lehramt wurde [illegible] rechtmäßige Sendung erfordert; sonst ordinirte ein Rabb[illegible] andern. Bald entstanden Schulen mit sehr verschiedener [illegible]

lig. Die erste Nachricht hierüber spricht von einem gewissen Antigonus v. Socco, der sich unmittelbar der Zeit Simon des Gerechten anschließt. In seiner Schule entwickelte sich die Richtung, welche sich später unter dem Namen des Sadducäismus weiter ausgebildet hat. Zadok nemlich, einer von seinen Schülern wendete den Satz, welcher die bloß eigennützige Hoffnung auf ewige Belohnung beschränken sollte, zur gänzlichen Läugnung des ewigen Lebens an. Ihnen gegenüber mit einem ungleich größern Einflusse entstand die Schule der Pharisäer (d. i. der Frommen). Als ihre vorzüglichsten Lehrer erscheinen Jose ben Joeser, Joseph ben Jochanan, Nathan v. Arbela u. s. w., etwa 100 v. Chr., etwas später Schemaja und Abtalion aus Babylon, endlich von daher Hillel und Schamai. Soweit aber auch beider Ansichten auseinandergingen, und so heftig sich ihre Anhänger bekämpften *), sie blieben doch den wesentlichen Grundsätzen des Pharisäismus treu, dessen Aufgabe war, alle nicht jüdischen Einflüsse abzuwehren, und als Repräsentant des rechtgläubigen Judenthums dazustehen. Daher ihr Verbot, die griechische Sprache zu lernen, und ihre Behauptung, daß alles Ausländische, nicht bloß Wein und Brod, sondern auch Boden und Luft der Heiden unrein sei. Sie läugneten Gottes Wirken außerhalb dem Judenthume ganz und gar, und setzten ihm auch innerhalb desselben eine solche Schranke, daß sie jede Erweiterung der Offenbarung negirten; daher sie ihr Bestreben bezeichnend „Zaun des Gesetzes" nannten. Je mehr hiedurch aber die Religion verkümmert ward, desto mehr wucherten auf dem engbegränzten Gebiete die Schmarozerpflanzen menschlicher Satzungen. Die Mischnah und der Talmud geben uns einen Begriff davon. Darin werden nicht bloß mit scharfsinniger Interpretation aus den Worten der Bibel Consequenzen gezogen, sondern auch Gebräuche der verschiedensten Zeiten und Aussprüche einzelner Rabbinen als normgebende Quellen auf-

*) Es kam mitunter sogar zu blutigen Auftritten.

genommen, und so ein unvermeßliches Labyrinth von
und Cautelen erbaut, überall mit Fußeisen der Verbote u
cheln der Gebote besät. Da sich die Mehrzahl dersel
äußere Uebungen bezog, so lag es sehr nahe, daß L
der mannigfachsten Art sich an den Pharisäismus a
Ihm gegenüber standen die Sadduzäer; sie hatten n
politisch das Uebergewicht, aber bedeutende Lehrer zä
nie. Fruchtbarer hierin waren die Essener (Asaj
Aerzte *). Aus ihrem Kreise gingen die jüdischen G
wie Ebioniten **) hervor; dadurch wurden ihre Lehr
das Christenthum höchst bedeutsam.

Vergegenwärtigen wir uns die Zerrissenheit, welch
diese drei Hauptrichtungen in das Judenthum kam, d
ungeheuren Kämpfe, die das Morgen- und Abendland
erschütterten: da finden wir es wohl begreiflich, daß s
Sehnsucht nach einem Erlöser immer lebendiger aus
Verschieden mochten die Vorstellungen sein, das Verlang
allgemein und gleich stark Man betete alltäglich im „Sc
Esre" um die Ankunft des davidischen Sprößlings,
der Osterhagada kommt ein eigenes Geulla- oder Erlö
gebet vor. Die Erwartung des Messias, gerade zur Zeit
beurkundet sich ganz überraschend in den Targumim de
kelos und Jonathan. Ihre Paraphrasen sind nicht die
einzelner Gelehrten, sondern der Ausdruck der Anschauun
Zeit; und da werden viele Stellen auf den Messias b
bei denen selbst ein christlicher Leser kaum zu solcher D
angeregt würde. Dasselbe begegnet uns in der apokryp
Literatur dieser Zeit (z. B. Buch Henoch). Die Armut
heidnischen Religionen konnte nur dazu beitragen, diese
sucht immer mächtiger zu entflammen, bis der Erlöser r

*) Θεραπευταί.

**) Nicht Ebjon „arm", sondern von aba „das grobe Kleid d
choreten."

— freilich nicht wie ihn Tausende erwartet hatten (S.
bis 522).

VII. Christus in seinem Lehren, Wirken und Le-
Die schwache Kunde von der Geburt des Messias mochte
lange verhallt sein, als Johannes berufen wurde, sie
kund zu thun. Bald hatte er Gelegenheit mit dem
ündeten selbst bekannt zu werden bei der Taufe Jesu, da
heilige Geist herabkam und über ihm blieb. Dieses Blei-
äußerte sich wohl in mächtigen Wirkungen, zu denen auch
40tägige Aufenthalt in der Wüste gehört*). Als Christus
er am Jordan erschien — Ende Februar — sammelte er
ersten Jünger um sich. Sie begleiteten ihn nach Galiläa,
er sein erstes Wunder wirkte, und nach einem kurzen Au-
halte — Ende März — nach Jerusalem auf das Osterfest
Hier und in der Umgegend blieb er bis in den Spät-
In diese Zeit fällt die Gefangennehmung des Täufers,
veranlaßte den Herrn zu seiner zweiten galiläischen Reise
Samaria. Einen kurzen Aufenthalt in Jerusalem wäh-
des Purimfestes ausgenommen, brachte er das ganze
bis wieder in den Herbst in Galiläa zu. Den Abschluß
Wirksamkeit daselbst bildet die Verklärung. Mit ihr fällt
Hinrichtung des Täufers zusammen. Das Laubhüttenfest
ihn zum drittenmale in Jerusalem. Da und in der Um-
verweilte er bis in den Winter. Nach Galiläa zurück-
rt, wandte er sich den Jordangegenden zu, bis ihn der
des Lazarus nach Bethanien rief, wo er schon im ver-
en Herbste gewohnt hatte. Die Erweckung des Lazarus
ihn in so große Gefahr, daß er nur in der Wüste, dem
dchen Ephrem, Sicherheit findet. Wenige Tage vor Ostern

*) Nach unserm Verfasser wurde Christus in die Wüste entrückt; sein Aufenthalt daselbst war ein ekstatischer; gegen das Ende, als Ekstase allmählig verglühte, ward dem Satan die Möglichkeit der Versuchung gegeben.

geht er zurück über Jericho nach Jerusalem. Erneuerte Aussage seines Leidens, der Zöllner Zachäus; Ankunft in Bethanien; Salbung des Herrn, Einzug in Jerusalem; sein Leiden und Tod. — Von Oktober zu Oktober gerechnet (das bürgerliche Jahr der Juden) bekommen wir folgende übersichtliche Chronologie des Lebens Christi:

Erstes Jahr. Predigt Johannis, Taufe Christi; I. Osterfest zu Jerusalem. Aufenthalt in Juda.

Zweites Jahr. Reise nach Galiläa; kurzer Festbesuch in Jerusalem; II. Osterfest in Galiläa; Speisung der 5000; Reise gegen Tyrus, Speisung der 4000; Verklärung; Enthauptung des Täufers.

Drittes Jahr. Jesus auf dem Laubhüttenfest; Aufenthalt in Bethanien, in Jerusalem auf dem Encänienfeste; Rückreise durch Samaria nach Galiläa; Reise an den Jordan; Bethanien, Ephrem; III. Osterfest in Jerusalem, Leiden, Tod; Sendung des heiligen Geistes.

In dem folgenden Kapitel beleuchtet der Verfasser einzelne Umstände im Leben Christi näher; nemlich seinen Stammbaum, seine Verwandtschaft; die Frage in Betreff der verschiedenen Marien im Evangelium; das elterliche Haus Jesu; die Zeit seines öffentlichen Auftretens; seine äußerliche Erscheinung. Er behauptet die Identität der Maria Lazari mit Maria Magdalena (d. i. die mit den Haarflechten, oder die Haarflechterin). Nach dem Stammbaume, den er uns vorlegt, war Jesus (von seiner Mutter her) verwandt mit Jakob min., Joses, Simon, Judas (und Matthäus?) im zweiten, mit Jakob maj. und Johannes evang. im dritten, mit Johannes bapt. endlich im vierten Grade. Der gemeinsame Stamm heißt: Stolanus vermählt mit Emerentia. — Das dritte Kapitel, womit dieser Abschnitt endet, behandelt die dreifache Würde Christi. Den ganzen reichen Inhalt der Evangelien drängte Herr Haneberg auf einen möglichst kurzen Ueberblick zusammen, wahrscheinlich aus Besorgniß den Lesern nur Bekanntes in Erinnerung zu brin

, was freilich im alten Testament bei der Art und Weise
der Auffassung weniger zu befürchten war (S. 549 bis 560).

VIII. Verbreitung der Lehre und Wirkung Christi
durch die Apostel bis zur Zerstörung Jerusalems.
Bis zum Tode des Kaisers Tiberius wurde Judäa unmittelbar durch die Römer verwaltet (37). Durch Caligula kam
es wieder an einen Herodiaden Agrippa I., Enkel Herodes
des Großen und der Mariamne. Philippus war so eben gestorben, Antipas *) ins Exil geschickt worden; dieser Beider
Gebiet erhielt Agrippa. Aber erst nach manchen Schwierigkeiten konnte er von seinem Reiche Besitz nehmen. Da suchte
er sich die Gunst der Juden durch Verfolgung der Christen
und durch die Befestigung Jerusalems zu gewinnen. Er hatte
Jakobus den Aeltern (43) hinrichten und Petrus gefangen
setzen lassen, aber bald darauf starb er (44) nach dem Osterfeste. Judäa erhielt auf's neue römische Procuratoren: Fadus, Tiberius Alexander (neben ihm Agrippa der
Jüngere, der Chalcis am Libanon, 47, und seit 51 Batanea mit dem Königstitel hatte), Ventidius Cumanus
(47 bis 52). Felix, Portius Festus (59), Albinus
(63, 64), Gessius Florus. Alle hatten mehr oder weniger
mit Meutereien unter den Juden zu kämpfen. Gessius brachte
durch seine ruchlosen Erpressungen die Empörung zum allgemeinen Ausbruche (66). Vespasian sollte sie dämpfen; da rief
ihn der Tod Nero's vom Heere, das von nun an Titus befehligte. Der eigentliche Kampf vor Jerusalem begann 70
gerade zur Osterzeit. Die Belagerung dauerte bis in den
Herbst. Am 9. Ab wurde der zweite Tempel niedergebrannt **). Alle spätern Versuche, in Palästina nochmal ein

---

*) Er hatte Johannes Baptista enthaupten, und Christum verspotten lassen.

**) Am selben Tage desselben Monates war auch der erste Tempel abgebrannt.

jüdisches Reich aufzurichten, sind bis zur Stunde fruchtlos geblieben. Die Prophezeiung, welche Christus mit großer Wehmuth vom Falle Jerusalems aussprach, hat sich erfüllt. Freudiger war die von der Fortdauer seiner Kirche, deren Gründung in Mitte der überblickten Zeit, noch kurz zu beschreiben bleibt.

Ungefähr die ersten sieben Jahre nach der Himmelfahrt brachten die Apostel in Palästina zu. Jerusalem war ihr Hauptaufenthalt; da hatte sich die erste Gemeinde gebildet. Ihre Angelegenheiten leitete Petrus. Sie wuchs bald so sehr heran (5000 hatte Petrus gleich nach dem Pfingstfeste aufgenommen), daß für die niederen und äußern Bedürfnisse eigene Diener (die Diakonen) aufgestellt werden mußten. Die erste Verfolgung knüpfte sich an die Steinigung des Stephanus; sie zerstreute die Häupter der christlichen Gemeinde nach allen Seiten — Phönizien, Cypern, Damaskus, Antiochien, vielleicht selbst Rom. Aber die Predigt galt bisher nur den Juden und ausnahmsweise den Proselyten. Erst später machte sich das Princip allgemein geltend, daß das Evangelium eben so gut den Heiden als den Juden gehöre. Die Aufstellung dieses wichtigen Grundsatzes war indeß nicht Folge gegenseitiger Berathung, sondern das Ergebniß göttlicher Eingebung (die Vision des Petrus). Seine Durchführung stieß auf Hindernisse, welche nur die Energie eines Paulus überwinden konnte. Dieses Bestreben, die Kirche über das Judenthum zu erheben, knüpfte sich an die apostolische Thätigkeit, deren Mittelpunkt Antiochien bildete. Von da aus wurden die bekannten drei Missionsreisen des Apostels Paulus unternommen; die erste (44 u. 45) in Begleitung des Barnabas und Markus. Doch verließ ihn der Letztere wieder, wie es scheint aus jüdischer Aengstlichkeit über die unbedingte Zulassung der Heiden. Daß selbst der apostolische Beschluß auf dem Concil zu Jerusalem (50) nicht alle Schwankungen aufhob, sehen wir an dem ersten Auftritte zu Antiochien, wo Paulus mit schar-

i Worten die falsche Nachgiebigkeit des Petrus tadelte. Und imer noch war der Sieg nur ein halber. Denn die Judenisten beobachteten das Ceremonialgesetz, die Apostel selbst feiern, wenn sie in Jerusalem waren, Jakobus lebte als Nasiräer. Die Freiheit vom Gesetze sollte auch für sie, nicht bloß r die Heiden erkämpft werden. Dieser Fortschritt war Rom behalten. Die Einleitung dazu bildeten die zweite (53 bis 56) d dritte (56 bis 59) Missionsreise Pauli, die Bestätigung d Erfüllung die Zerstörung Jerusalems.

An die Stelle des zertrümmerten Judenthums trat nun s Widersacherin die römisch-heidnische Weltmacht. Nero hängte im eilften Jahre seiner Regierung (65) eine Verfolgung der Christen, welche als Vorspiel eines mehr als zweihundertjährigen Kampfes angesehen werden kann. Petrus und ulus erlitten da den Martertod. Aber das Werk Christi rte mit ihrem Tode nicht auf. „Christus ist gestern und ute derselbe (Hebr. 13, 8)." Das neue Jerusalem, dem s Jüdische zur Form gedient hatte, war fertig; die Form zerl nach glücklich vollendetem Gusse. Alle wesentlichen Wahriten waren ausgesprochen, alle Anstalten gegründet, für die rbauer der Gnadenspendungen, wie für die Einheit der läubigen Sorge getragen; selbst alle Gegensätze (Verfolgung d Häresie) hatten sich schon im Wesentlichen an der Kirche sucht und den Satz bestätigt, daß sie auf einen Felsen geut ist.

Der nächste Beruf der Apostel war die mündliche Verndigung (die Predigt); darin bestand das Evangelium. Es nnte indeß nicht fehlen, daß der mündlichen Lehre bald schrifthe Mittheilungen zu Hilfe kamen, wo Zweifel entstanden, ren authentische Lösung wegen Abwesenheit der Apostel ans nicht möglich war. So bilden die Briefe die erste und türlichste Ergänzung der Predigt. Die erfolgreichste Thätigt auch hierin entwickelt Paulus, von dem wir vierzehn Briefe

besitzen, die vom Verfasser chronologisch also geordnet werden: 1. während der zweiten Missionsreise die beiden Briefe an die Thessalonizenser von Korinth aus, 2. während der dritten die Briefe an die Galater, erster Brief an die Korinther, an Titus alle drei von Ephesus aus geschrieben, der zweite an die Korinther in Mazedonien von Nikopolis aus, an die Römer von Korinth aus geschrieben; 3. während seiner Gefangenschaft a) in Cäsarea die beiden Briefe an Timotheus, an die Hebräer, b) in Rom die Briefe an die Ephesier, Philipper, Kolosser und Philemon. Zwischen diesen aus der zweimaligen Gefangenschaft stammenden Briefen Pauli liegen der Zeit nach die Sendschreiben des Jakobus 59, aus Jerusalem geschrieben, das erste des Petrus aus Antiochien 62 oder 63, des Judas an die Gemeinde zu Jerusalem aus Babylon nach dem Tode Jakobus des Jüngern 64, endlich der zweite Brief Petri, sich an den des Judas anlehnend. Die große Lücke zwischen diesen Briefen und dem letzten apostolischen Zeugnisse durch Johannes füllen die synoptischen Evangelien mit der Apostelgeschichte: Matthäus zwischen 63 bis 65 in Palästina hebräisch geschrieben, Markus zu Rom noch zu Lebzeiten des Apostels Petrus 65, etwas später Lukas zugleich mit der Apostelgeschichte. Den Schluß endlich bilden die Johanneischen Schriften mit bestimmt ausgeprägter Polemik gegen die Gnostiker, welche theils die Gottheit, theils die wirkliche Menschheit Christi läugneten, theils das Sittengesetz aufhoben; daher ihnen gegenüber der emphatische Satz: „Und das Wort ist Fleisch geworden.“ S. 561 bis 691.

Noch folgen jene Abhandlungen, welche im eigentlichen Sinne der Einleitungswissenschaft angehören und dem letzten Abschnitte (IX) unter dem Titel: Geschichte der Bibel zugewiesen wurden S. 692 bis 788.

Ich habe absichtlich im Referate den geschichtlichen Theil unsers Buches fast ausschließlich berücksichtigt, weil sich von

hier aus am leichtesten ein Ueberblick des Ganzen gewinnen, und zeigen ließ, für welch einen großen Leserkreis dieses Buch eine reiche Quelle des Selbstunterrichtes und der Befestigung im Glauben sein dürfte. Es ist eine nicht minder außerordentlich zeitgemäße, als bedeutende literarische Erscheinung, und wenn wir auch dem Verfasser besonders im neuen Testament, nicht überall folgen, noch seine Ansichten über die Verfassungszeit der Briefe, sowie das gegenseitige Verhältniß der Synoptiker ganz theilen können, und manchmal eine tiefergehende Würdigung bereits gewonnener Resultate gewünscht hätten; so findet man doch auch hier wiederum so vieles überraschend Schöne und Treffende *) und einen solchen Geist des Ernstes und der Wahrheitsliebe, daß der Leser nicht bloß mit Liebe für die evangelische Wahrheit, sondern mit eben so viel Verehrung gegen den Verfasser erfüllt wird. — Der Preis ist so niedrig gestellt, daß wir dem Verleger unsere Anerkennung nicht versagen dürfen; er hat das Möglichste gethan, dem Buche die Verbreitung zu sichern, welche es verdient.

*) Vergleiche insbesondere seine Betrachtungen, über die Geistesgaben, die Verwaltung der apostolischen Kirche, die Apokalypse u. s. w.

XXVII.

Mittheilungen aus Nordamerika.

Wenn es Ihren Lesern lieb und angenehm ist, über den Zustand der Missionen unter den Deutschen in andern Welttheilen Berichte zu erhalten, so müssen diejenigen, welche aus Nordamerika und namentlich aus der Diöcese Cincinnati und ihrer Umgebung kommen, für sie von besonderem Interesse seyn, weil sich vorzüglich hierhin die Strömung der auswandernden Deutschen richtet.

Die Diöcese Cincinnati umfaßt gegenwärtig jenen Theil vom Staate Ohio, welcher zwischen dem Ohiofluß und dem 40° 4′ nördlicher Breite liegt, nebst den Städten Newport und Covington, die im Staate Kentuky über dem Ohio, Cincinnati gegenüber, liegen.

Wenn wir auf die Beschaffenheit des Landes selbst vorher einen Blick werfen, den diese Diöcese umfaßt, so dürften folgende statistische Bemerkungen hier vorerst in Betracht kommen. — Der Staat Ohio gilt dem Rufe nach in Hinsicht auf Urbarmachung und Kultur mit Recht als Musterstaat, wie Salzbacher, Löher, Raumer und andere Schriftsteller in ihren Berichten über Nordamerika mit Grund bemerken. — Vor nicht ganz siebenzehn Jahren wohnten daselbst noch Stämme

der wilden Indianer; und jetzt weichen die unabsehbaren Urwälder allmählig den zahllosen Streichen, mit welchen die deutsche Art, mit Fleiß und Ausdauer, diese ehemaligen Wildnisse lichtet. — Kanäle und Eisenbahnen durchziehen das Land nach allen Richtungen, und überall entstehen in nicht weiten Entfernungen Flecken und Städte. Als Bischof Flaget von Louisville, ein Mann von 82 Jahren, nach Cincinnati kam, zählte dasselbe nur drei Häuser; jetzt wohnen daselbst 120,000 Menschen und darunter bei 40,000 deutsche Katholiken. Nächst Cincinnati sind Kolumbus, Chilicothe, Dayton, Kanton, Marietta, Portsmuth, die bedeutendsten Orte.

Breite, regelmäßige Gassen, von eben so breiten und regelmäßigen Quergäßchen, nach Art eines Gitters durchkreuzt, sind der Typus der amerikanischen Städte. Diese erstrecken sich in Cincinnati mehr als eine und eine halbe englische Meile in die Länge, und die ganze Stadt breitet sich, dem Fluße entlang, wohl über sechs englische Meilen aus. Jede dieser Straßen bietet den Ausblick in die umliegenden, mit Weinlaub und sonstigem Grün beschatteten Hügel.

Wohl macht man den Ländern der vereinigten Staaten nicht ohne scheinbaren Grund den Vorwurf der Einförmigkeit in der Natur, und des Mangels an jenen reizenden Ausblicken in das Land, die man in den Ländern des mittleren und südlichen Europas so oft genießt. Der Vorwurf dürfte jedoch mehr scheinbar seyn, und auch dieß nur noch für einige Zeit lang. Allerdings nämlich muß der Umblick eintönig seyn, wenn ein Land noch mit Wald bedeckt ist, wie dieß großen Theils vor wenigen Jahren hier der Fall gewesen. Allein wenn der Wald durch Urbarmachung meilenweit zurückweicht, und Kolonie an Kolonie sich schließt, wie dieß der Fall nunmehr im Staate Ohio an vielen Orten ist — namentlich den Kanal entlang, der Cincinnati mit den Laks oder Seen verbindet — da bietet das Land einen ganz andern, und zwar oft höchst malerischen Anblick dar. Insbesondere ist dieß der Fall im

nordwestlichen Gebiet des Ohios, in Betracht der üppigen riesenhaften Vegetation dieser mächtigen Waldungen, die, mit urbaren Landgütern durchlichtet, in freiem Wuchse him melan streben.

Von Jahr zu Jahr wird der Fortschritt bemerkbarer, und diese Länder werden sich bald mit den mannigfachsten Reizen Kultur überziehen. Streckweise glaubt man jetzt schon auf europäischem Boden zu reisen. Wäre Deutschland, wäre gien, wäre Italien noch ganz mit Waldung überzogen, wahr sie würden das für das Auge nicht seyn, wozu sie Gartenkultur nunmehr macht. — Mir scheinen diese Vorb kungen auch noch mit einer wichtigen religiösen Wahrneh im innigsten Verbande zu stehen. — Also hat nämlich die sehung den Menschen auf die Erde gestellt, die für ih der Zeit erschaffen ward, daß sie ihre Reize nur seiner strengung enthüllt wenn er anders ihrer Weisung folgt ihn zur Arbeit führt.

Wer sich einen anschaulichen Begriff von der Besch heit des Landes hier machen will, der stelle sich ein Land in welchem sich große und kleinere Städte, alle nach dem angegebenen Typus, Kanäle und Eisenbahnen zwischen den waldungen hineindrängen, die überdieß von unzähligen ein und gruppirten Landhäusern durchsäet sind, so daß die Er nisse industriellen Aufschwunges im größten Maßstabe, mit Oede einer unbezwungenen Wildniß der Urwälder neben e der sich auf das bunteste durchkreuzen. Bald meint man Verkehr mit aller kultivirten Welt zu stehen, bald tritt mit einem Male der Glanz aller Erfindungen neuester Ze höchst imposante Weise dem Wanderer durch Nordamerik gegen. So wie, wenn man z. B. dem Ohio entlang a noch ganz einsam und verlassen gelegenen Stappelplätzen beigefahren, die Niemanden ahnen lassen, wie weit A in industriellen Behelfen vorangeschritten, und wenn man mit einem Male vor sich St. Louis und Cincinnati einem ganzen Wald von Dampfern, gleich schwimmend

stammend erblickt. Und in den Städten der riesige
ng! geschieht es ja oft, daß in einem Jahre acht
ja wohl über 1000 neue Häuser und Bauten sich
n, wie aus der Erde wachsend erheben. — Jeder wird
aus diesem Umstande zugleich nicht unschwer abneh-
: gefährdet bei diesem leidenschaftlichen Fabriks- und
m, und bei dem ergiebigen Bemühen es sich hier auf
on recht bequem und behaglich zu machen, der himm-
in, das christliche Streben nach Oben sich befinde,
nothwendig ein seeleneifriger priesterliche Beistand den
nden Katholiken in diese Länder sei. —
i wird um so klarer, wenn wir nun auch einen Blick
Bewohner Nordamerikas selbst werfen. Man hat da
ischen Eingebornen und Eingewanderten zu unterschei-
Wir verstehen unter den Eingebornen der Länder Nord-
von denen wir nun sprechen, nicht die wilden Indiа-
se sind seit länger her zurückgedrängt nach den Felsen-
und den Prärien des Nordens und Nordwestens,
nter den Eingebornen verstehen wir die bereits in
seit mehreren Generationen von ehemaligen Ankömm-
is Europa abstammenden Amerikaner. Unter die-
en den ersten Platz die von eingewanderten Englän-
stammenden Amerikaner ein; so nennt man sie hier
en Sinne des Wortes, wenn von Amerikanern die Rede
gehören jedoch zu den eingebornen Amerikanern
ächst auch die Abkömmlinge von den ehemals nach
und zwar insbesondere nach Pensylvanien eingewan-
eutschen; — die sogenannten Pensylvanier oder
Amerikaner. Endlich rechnen wir zu den einge-
Amerikanern die Abkömmlinge der ehemals einge-
i Irländer.
die Kathegorie der eingewanderten Bewohner reihen
die in andern Welttheilen gebornen und nach Ame-
menden. Es sind dieß zumeist Europäer, nämlich:
e, Irländer, Franzosen, Italiener, Spa-

nier u. s. w. Aus diesen sind die Deutschen bei weitem die zahlreichsten und angesehensten. Nach ihnen kommen die Irländer, dann die Franzosen. — Die übrigen europäischen Nationen haben wohl beinahe alle ihre Sendlinge, allein sie verschwinden im Verhältnisse mit den drei erstern Nationen. Durch die ungeheure Anzahl der mit jeder Woche ankommenden Ansiedler, ist Nordamerika ein ungeheurer Länderbezirk, der, so groß er ist, und so sehr auch dessen Bewohnerzahl zunimmt, doch eigentlich kein einheitliches Volk bildet. Es ist eben nur der Sammelplatz von Fremdlingen, deren Ankömmlinge sich erst verschmelzen müssen, um ein Volk im eigentlichen Sinne des Wortes zu bilden. Bis jetzt behält die Mehrzahl der Bewohner die Erinnerung an das verlassene Vaterland noch zu lebendig, um sich hier einheimisch zu fühlen. Man rechnet gegen eine Million solcher in alle Staaten Nordamerikas jährlich Einwandernden.

Bloß im Hafen von Newyork landeten in diesem Jahre seit dem Jänner bis August 140,000 Menschen. Die Haupttriebfeder beinahe aller dieser Ankömmlinge ist, in Amerika ihr zeitliches Glück zu machen. Money! Money! Geld! Geld! das ist das factotum dieser Wanderer, und sie haben daran ein klassisches Vorbild an den eingebornen Amerikanern englischer Race. Ein solcher vollblütiger Amerikaner ist ganz business, das heißt Geldgeschäft, und ganz mit Leib und Seele in seine Erde, Dampf und Fabrikate versenkt, so daß er für religiösen Enthusiasmus bei diesem Schlag Leute hier wenig Empfänglichkeit darbietet. — Der echte Amerikaner ist so beschaffen, daß er in seinem nüchternen weltlichen Sinne den lieben Gott, Gott sein läßt, und der Meinung ist: Er habe voll auf; somit sei es ganz überflüssig sich um dessen Verherrlichung zu bemühen, sondern jeder sorge nur, daß er auch etwas und zwar so viel als möglich zusammenscharre. Man begreift leicht wie ungünstig diese Erdenseligkeit für die Einpflanzung des himmlischen Sinnes sein muß. Das sursum corda und quae sursum sunt capite, stößt darum bei diesem Krämersinn auf zahllose Klippen. Der Reiz des Geldmachens ist

poſ. Dazu kommt nun noch Kalifornien mit ſeinen Sympathien! Und dennoch, man darf es wohl ſagen, allen dieſen Sekten gegenüber ſteht die katholiſche Kirche in geeinter Kraft als die zahlreichſte und ſtärkſte Glaubensgenoſſenſchaft da, nimmt man nämlich jede Sekte einzeln. Hingegen wenn man alle Nicht-chriſten und Sektirer zuſammenfaßt, ſo überbieten dieſelben ohne Zweifel die Katholiken noch weit an Zahl und Mitteln *). Indeß die unbeſiegbare Kraft der Wahrheit, und der Beiſtand Chriſti mit ſeiner Kirche, geben derſelben ein ſolches Gedeihen, daß ihr Wachsthum mit jedem Jahre wunderbar zunimmt. Sie wird, wie wir hoffen, endlich auch in Nordamerika zum Bekenntniſſe der Mehrheit werden, wie dieß in Südamerika und Mexiko ſeit lange ſchon der Fall iſt.

Trotz des peinlichen Eindruckes, den die Unzahl der verſchiedenen Bethäuſer in den Städten und Flecken Amerikas auf ein katholiſches Herz macht, da hierorts nach neueſter Zählung ſich bei 600 verſchiedene Religionsbekenntniſſe herum-

*) Ein im Sonntagsblatt zur Augsburger Poſtzeitung (Nr. 7. 17. Februar 1850) mitgetheiltes Schreiben des Benediktiners Bonifaz Wimmer aus Mount S. Vincenz äußert ſich über dieſen Gegenſatz von Glauben und Unglauben in Amerika: „Amerika entſcheidet die Geſchicke der Welt: nos oportet crescere, vos autem minui. Ich bin davon ſo feſt überzeugt, daß es meinen größten Jammer ausmacht zu ſehen, daß ihr euch ſelbſt nicht helfen könnet und uns, da ihr könntet, nicht helfen wollet: das macht euer Verderben fertig. Vielleicht kommt die Zeit, wo von hier aus Europa ſeine Miſſionäre erhalten muß; und wenn ſie nicht kommt, dann ſeid ihr verloren. Das Chriſtenthum macht die Runde um die Erde: a solis ortu usque ad occasum laudabile nomen meum. Von Aſien kam es nach Europa, von da nach Amerika, von da kommt es wieder nach Aſien: ehe wenige Jahre vergehen, ſind wir euch überlegen zu Waſſer und zu Land. Nur zwei Kirchen wachſen hier: die big church, wie es die Amerikaner nennen, d. h. die Zahl der gänzlich Ungläubigen; und die catholic Church: die Secten löſen ſich immer mehr auf und verſchwinden. Wehe euch, wenn durch eure Schuld *die letztere nicht ſo wächst, um der erſteren gewachſen zu ſein!*

treiben — so ist es doch hinwieder sehr tröstlich zu gew
wie sich unter diesen vielen Häuschen und Kirchlein der
tierer, die katholischen Gotteshäuser in stattlichster Auszei
erheben, und als wirkliche Tempelgebäude gewöhnlich d
deren Bauten in den Städten hoch überragen. In äh
Verhältnisse zeichnet sich die innere Gliederung und O
der katholischen Kirche vor den übrigen Sekten vortheilha
Während es da zumeist nur improvisirte Prediger gibt, d
ter der Woche dem Handel und Wandel oder sonst einem
werke nachgehen, erhebt sich der katholische Clerus im
glanze seiner hierarchischen Ordnung und Würde.

Man zählt gegenwärtig in Nordamerika 30 Diöces
unter drei Erzdiöcesen; nämlich die Erzdiöcesen von B
more, St. Louis und Oregon, und die Diöcese
New-Orleans, Cincinnati, Newyork, Louis
Boston, Philadelphia, Charleston, Richemond
bile, Detroit, Vincennes, Dubuque, Nash
Natchez, Pittsburg, Little, Rock, Chicago,
ford, Milwaukie, Nesqualy, Walla-Walla,
Hall, Calotille, Albany, Galveston, Cleland,
falo.

Im letzten diesjährigen Concilium von Baltimo
jedoch dem römischen Stuhle drei neue Erzbischöfe vor
gen, durch die Erhebung der Diöcesen Newyork, Cinci
und New-Orleans zu Erzdiöcesen.

Um diese Bischöfe schaart sich ein, wenn auch de
dürfnissen der Seelenanzahl und Landesbewohner bei
nicht genügender, doch immer zunehmender und meist
thätiger und würdiger Clerus. Priester, welche nicht a
reinen Absichten von Europa hieher kommen, bemakeln
den gewöhnlich nur auf kurze Zeit; denn sie scheiden s
aus, und gehen ihre Wege.

Wir beschränken uns diesmal auf die kirchliche
der Diöcese Cincinnati und geben folgende Details i
bedeutendsten Stationen der deutschen Katholikengemein

...ser Diöcese. Es sind dieß: Cincinnati, Kolumbus, ...nton, Chilikote, Dayton, Hamilton, Pigua, ...rtsmuth, Lankaster, East-Liverpool, West-Li...verpool, Münster, Stallotown, Zionsville, St. Lu..., Miamisburg, Marietta, Toledo, Mount-Ver...n. Leider kommt auf jedwede dieser Stationen kaum ein ... mit Ausnahme von Cincinnati, wo deren 15 sich ...den. Allein was ist dieß im Verhältniß mit der Seelen... dieser Stadt; und wie viele kleinere Ortschaften mit eini... Hunderten von Deutschen gibt es, wo gar keine Seelsor...station noch errichtet ist. Um aber überhaupt die Amts... dieser deutschen Priester in Nordamerika besser zu erken... und zu ersehen, auf welche Weise sie größtentheils mit Ei... besorgt sind, ihren heiligen Pflichten zu genügen, wollen wir ... Notizen über den Fortschritt und die Ausbreitung des ...en Glaubens und über den Stand der Katholiken in die... Diöcese beifügen, und richten dabei unser Augenmerk vor... auf Cincinnati selbst als den Centralpunkt der katholischen ...anderung und Ansiedlung, welches dieser Stadt unter al... Städten Amerikas den bezeichnenden Beinamen erworben ...: „das Rom des Westens" zu sein; gleichwie diese ... in Hinsicht auf ihre politische Bedeutsamkeit den Bei... „der Königin des Westens" führt. —

Cincinnati besteht erst seit 60 Jahren. Vor diesen we...igen Jahren war hier noch Alles wilder Urwald; jetzt um... der Wald, der die fernen Thalhügel umschattet, drei ..., die im mächtigen Aufschwung neben einander auf...en. Nämlich: Cincinnati am nördlichen Ufer des Ohios, ...hm gegenüber die zwei Städte Newport und Covington ... südlichen Ufer des Stromes auf dem Gebiete Kentuky.

Cincinnati hat seinen Namen von dem römischen Feldherrn Cincinnatus, der vom Pfluge zur höchsten Staatswürde postu... wurde. — Es sollte eine Andeutung darin liegen, zu wel... Höhe des Ansehens und des Wohlstandes diese Stadt be...

stimmt sei. Man hatte sich darin auch nicht verrechnet; Cin-
cinnati ist das Handelsemporium der meisten Staaten des
Westens. Noch bedeutsamer ward Cincinnati für die katho-
lischen deutschen Einwanderer seines religiösen Charakters we-
gen. Es ist der Centralpunkt des katholischen Lebens d
Deutschen Nordamerikas geworden. Diese Stadt erfreute
auch einer besonderen Gunst von Seite deutscher Unterstü
aus Europa, namentlich von Seite des Leopoldinen-Ver
Der Bischofssitz wurde hier im Jahre 1821 von Pius de
errichtet, und Eduard Fenrick war der erste Bisch
denselben einnahm. Er versah sein Amt mit wahrhaft
lischem Eifer und beschloß sein thatenreiches Leben im
1832, wo er auf seiner Visitationsreise an der Cholera
im Herrn verschied. Sein Nachfolger ist der nunmehri
schof Purcell, ein geborner Irländer. Von jeher h
seine bischöfliche Sorgfalt mit väterlicher Huld den De
zugewendet, und durch große Opfer bewiesen, wie sehr
Rücksicht auf Station mit gleicher Sorge ihr Wohl u
wie das der irischen und englischen Katholiken überwac
war es, der den Deutschen im Jahre 1833 zu einer
Kirche verhalf. Bis dahin war die Anzahl der deutsch
tholiken in Cincinnati noch so geringe, daß sie in
thedrale den Gottesdienst mit den englischen unter eine
feierten. Doch nach und nach wuchs ihre Zahl so seh
daß während vor 30 Jahren hier kaum 30 Familien
im Jahre 1833 die Anzahl derselben schon 5000 Se
trug, und gegenwärtig auf mehr denn 5000 Familien
wuchs, da nunmehr bei 40,000 deutsche Katholiken
befinden.

Diese deutschen Katholiken bilden hier sieben Con
nen, die von Missionspriestern geleitet werden. Ei
Pfarreien gibt es in Cincinnati nicht, denn es steht je
tholiken frei, die seelsorgliche Hilfe in und von jene
zu verlangen, wo es ihm am besten taugt. Es vers
daß die Mehrzahl sich an die nächste Stationskirche

Diese sind nun schon sieben. Jede dieser Kirchen ist sehr geräumig und sie sind sich an Größe so ziemlich gleich. Wenn sie ganz vollgedrängt sind, kann jede derselben, mit Ausnahme der Michaelskirche, wohl bei 4 bis 5 tausend Menschen fassen. Sie sind alle so gebaut, daß im abgeschlossenen Presbyterium drei Altäre stehen: der Hochaltar mit den beiden Nebenaltären. Die Verschiedenheit dieser Altäre und Presbyterien gibt jeder dieser Kirchen ihren verschiedenen Charakter. Eine vortheilhafte Ausnahme macht jedoch die St. Josephskirche. Das Schiff derselben ruht auf einem doppelten Säulengang und die ganze Decke ist mit Freskogemälden geziert. Es ist in Hinsicht auf Kunst und Geschmack wohl die erste der hiesigen deutschen Kirchen. Aber auch für die übrigen Kirchen wurde und wird besonders seit einem Jahre außerordentlich viel geleistet, und es steht mithin in Frage wie lange die St. Josephskirche ihren Vorzug behaupten wird.

Man baut auch gegenwärtig an dem Thurm der Philumenakirche, welcher eine Höhe von 268 Fuß erreicht, und der höchste Thurm in den Vereinigten Staaten unseres Wissens ist. Selbst die englischen akatholischen und sonst feindlich gesinnten Blätter lassen diesem Thurm die beifälligste Anerkennung widerfahren. Besonders imposant ist der Anblick vom Ohio aus. Triumphirend strahlt das schöne Thurmkreuz dem Fremden entgegen, der den Ohio hinabfährt, und durch ihn von der einen Seite, und durch die Michaelskirche am westlichen Ende der Stadt, gewinnt Cincinnati für die von der Stromseite Ankommenden das Ansehen einer katholischen Stadt. —

Die in diesen Kirchen sich versammelnden Deutschen sind größtentheils Norddeutsche; jedoch leben auch sehr viele Süddeutsche, oder wie man sie hier nennt, Hochdeutsche, hier und in der ganzen Diöcese. Letztere sind zumeist aus Rheinbayern, Baden und aus der Schweiz. In jeder dieser deutschen Kirchen sind Congregationen errichtet von Männern, Jünglingen, Frauen und Jungfrauen, welche sich die Unterstützung, Vollendung und Verzierung der betreffenden Gottes-

häuser angelegen sein lassen. — Sie haben dabei natürlich
auf zu thun, und können den Anforderungen ohne Beihilf
Europa noch auf lange hin nicht genügen. Dieß könnte vie
manchem unserer Leser gleichsam wie ein Widerspruch sch
mit dem, was wir so eben von der Ausschmückung der K
gesagt; oder sie könnte, wenn noch für das Nothwendige
gehörig gesorgt, als Verschwendung angesehen werden.
wenn man unsere Verhältnisse genauer kennt, begreift e
sehr wohl, woher und wie es komme, daß Armuth und
in unserem kirchlichen Aeußeren eben so bunt sich neben
der bewegen, wie in der amerikanischen Außenwelt. —
Menge der Katholiken nämlich, die mit jeder Woche zun
verlangt, daß man das, was man gerade für die Kirche
so groß als möglich thut, und dabei auch jedem Di
gleich jene Vollendung zu geben trachtet, die es in sein
verlangt, damit man dieß nicht späterhin und zwar in
Zeit und mit größeren Kosten, weil zweimal, zu thun
thigt sei.

Die katholischen Gotteshäuser können in einer so
Stadt wie Cincinnati ist nicht zurückbleiben, sie müss
Würde der heiligen Kirche auch nach Außen hin repräse
Liegt ja doch beinahe in jedem Bauernhaus ein Teppic
dem Fußboden; man verlangt, daß wenigstens das Pr
rium ganz mit Teppichen ausgelegt sei. So geschieht e
daß während es in der Kirche immer festlich aussieht,
seits hinsichtlich des Kirchen-Ornates einige einfache
wande das ganze Jahr dienen müssen, und daß sich son
Armuth und Mangel allenthalben fühlbar macht, wei
zwar das was man thut schön und zweckmäßig zu vol
trachtet, so wie es die erwähnten Umstände erheischen,
durchaus nicht Allem dabei genügen kann. Die Ka
Amerikas thun zwar allerdings ihr Möglichstes, und me
in Europa viele Gemeinden für ihre Kirchen thun, all
sind und werden noch längere Zeit nicht im Stande sein
Kirchen von der Schuldenlast, welche sie drückt, zu be

ihnen nicht bedeutende Hilfe aus Europa wird; später- werden sie sich, so Gott will, schon selbst erhalten und leicht den verarmten Kirchen Europas zu Hilfe kommen. och für jetzt strecken sie selbst noch ihre Hand nach milden en aus.

Das, was die Schuldenlast der hiesigen Kirchen so groß drückend macht, ist besonders der Umstand, daß alle auf theuerem Boden, bloß durch milde Gaben erbaut sind, daß sie keine Stiftung zur Erhaltung des Clerus, und zur eitung der laufenden Ausgaben haben. So kostete der und Boden zur St. Philumenakirche allein 12,000 ler; was nun erst der Bau und die innere Verzierung? ch war ein neues Gotteshaus gerade in jenem Stadt- nothwendig, und zwar ein geräumiges und würdiges. vertraute mithin der göttlichen Vorsehung, und begann Werk; alle echt katholisch Gesinnten unseres Vaterlandes, sich dessen mit uns erfreuen und mit uns die Ansicht , daß man in Amerika dem schönen Beispiel unserer Vä- in Deutschland folgen, und zur Verherrlichung Gottes und heiligen Kirche nichts halb thun soll, sondern ganz, wie des Herrn würdig ist.

Bei jeder dieser Kirchen sind auch Schulgebäude, in wel- ein wohlüberwachter Schulunterricht ertheilt wird. Die der Schulkinder vertheilt sich übrigens nicht gleichmäßig, die Eltern ihre Kinder der Nähe wegen oft in die Schule anderen Kirche schicken. — Nebstdem besteht in Cincinnati Waisenhaus, das durch einen eigenen dazu gestifteten katho- deutschen Waisenverein unterhalten wird. Gegenwärtig det sich so eben der Superior der Schulbrüder vom In- Mariä aus dem Elsaß hier, um Schulen zu übernehmen. Mädchen erhalten überdieß einen vortrefflichen Unterricht den Klosterfrauen Notre Dame, jedoch in englischer Sprache, jedes hier geborne deutsche Mädchen gewiß nicht minder als ihre Muttersprache spricht. Auch die Ursulinerinen barmherzigen Schwestern befassen sich mit Unterricht. Für

die höheren Studien besteht hier ein Collegium der [illegible] welches den Rang einer Universität hat. Es wird der [illegible] richt in englischer Sprache ertheilt. Mehrere deutsche [illegible] besuchen auch die englische Freischule derselben Väter.

Die Katholiken Cincinnatis sind somit allerdings in [illegible] sicht auf Religion und Erziehung wohl versehen. Wollte [illegible] es ließe sich ein Gleiches von anderen Stationen, [illegible] im Lande sagen. — Da fehlt es aber nur zu häufig an [illegible] stern, so wie an Schullehrern. Es ist ein Jammer zu [illegible] wie viele Katholiken in kleineren Ortschaften zu 30 [illegible] Familien zusammen leben, und keinen Priester haben, [illegible] denselben nur 1 bis 2 mal im Jahre sehen. Andere haben [illegible] ses Glück alle Monate, jedoch nur 1 mal, und dieß nicht [illegible] Sonntage. Von einer Schule ist keine Rede. Solche [illegible] schen gewöhnen sich dann ohne Gott und Priester zu [illegible] und ihre Kinder wachsen auf ohne Unterricht und [illegible] Es läßt sich dieser Uebelstand nicht genug beklagen. — [illegible] rend die Methodisten und andere Sekten überall ihre Pr[illegible] und Schulen haben, da beide für selbe leicht improvisirt [illegible] den und sich reichlicher Unterstützung von Seite der [illegible] ganda erfreuen, sind die Katholiken, die mitten unter [illegible] wohnen, oft, ja leider nur zu oft, beider beraubt. Die [illegible] ist, daß sie aus Langeweile und Ueberredung am [illegible] sich in protestantische Bethäuser begeben, und ihre Kin[illegible] einer Art Nothwendigkeit in lutherische oder methodistische [illegible] len schicken, damit sie lesen und schreiben, nebstbei ab[illegible] Unglaube oder Gleichgiltigkeit in Dingen ihrer Religion [illegible] und an Leib und Seele zu Grunde gerichtet werden. —

Möchte doch die aufopfernde Barmherzigkeit der [illegible] Katho[illegible] ken anderer Länder diesem Uebel steuern helfen, du[illegible] reichliche Geldunterstützung, die es möglich machte, [illegible] Schulen und Pfarrhäuser zu bekommen, und endlich Priester [illegible] gender Zahl aus Europa und zunächst aus unserem [illegible] Deutschland. Da und dort sind sie ja nicht selten üb[illegible] und hier würden wir ihrer so sehr bedürfen. — Noch einmal

es gesagt, so sehr auch der Wachsthum unserer heiligen
rche, durch die zahllose Einwanderung begünstigt, einerseits
s Herz erfreut, so sind doch die letzterwähnten Uebelstände
mer zu beklagen.

Um ihnen einiger Maßen abzuhelfen und auch der Gleich-
tigkeit und Lauheit, die bei sonst gut bestellten Gemeinden
ten im Gedränge zeitlicher Sorgen sich einfindet, entgegen
treten, wurde in jüngster Zeit an mehreren Orten das mäch-
e und wunderbar gesegnete Heilmittel von Volksmissionen
gewendet, und zwar mit höchst erfreulichem Erfolge. —

P. Franz X. Weninger aus der Gesellschaft Jesu, der
ens in dieser Absicht Europa verließ, um durch geordnete
Volksmissionen die deutschen Kolonien Amerikas zu bereisen,
jte diese nie genug zu empfehlenden Uebungen hier und in
n nächst liegenden Staaten von Indiana und Kentuky
l. Nur auf diesem Wege können Gemeinden zu einer durch-
eifenden allgemeinen und gründlichen Besserung gelangen,
sonders da wo die Priesterzahl gering ist, und die Gläubi-
gen öfter für längere Zeit ihrem eigenen Eifer überlassen
bleiben.

In Cincinnati selbst wurden sie in zwei deutschen Kirchen
om letztverflossenen Monat Dezember bis März gehalten. Und
war fand die erste dieser Missionen in Cincinnati in der Jo-
hanniskirche Statt. Der in Nordamerika als Organ der ka-
lischen deutschen Presse geachtete „Wahrheitsfreund"
te sich darüber in folgender Weise: „Die Volksmission,
e vom letzten Advent-Sonntage bis Neujahr vom Hochw.
Weninger gehalten wurde, rechtfertigte auf die glänzendste
die so oft ausgesprochene Behauptung: gutgeleitete
Missionen seien das wirksamste Mittel, das von der un-
en Zeitströmung mehr oder minder angegriffene katholische
oder zum heiligen Selbstbewußtsein und dem tiefreligiös-
lichen Leben zurück, und von dem ausschließlichen Welt-
dem ewig Unwandelbaren wieder zuzuführen; ja sie er-
daß im Volke noch gesundes kirchliches Leben anzu-

treffen, wenn der vom Weltleben aufgeschichtete
sam weggebracht wird. Fast alle Gemeindeglieder
an dieser Mission betheiliget zu haben. Ueber 50
kanten zählte man während der 9½ Tage, und de
besonders bemerkenswerth, über 1500 Ehemänner
würdigste Bischof theilte eigenhändig durch beinahe
die heilige Kommunion bloß den Ehemännern bei
Kommunion derselben aus, und vergoß Thränen

Mit Anfang der Fasten begann eine vom 1.
stensonntag fortgesetzte Volksmission in der St.
Kirche, welche sich am entgegengesetzten Stadtth
Dasselbe Blatt gibt über ihren Erfolg folgende Ae

„Am verflossenen Sonntage den 11. Mai hat
liche Schluß der in dieser Kirche von P. Wer
14 Tage abgehaltenen Volksmission statt. — De
digste Bischof celebrirte an diesem Tage das Frü
und es empfingen bei der General-Kommunion de
bei 1000 junge Männer das allerheiligste Sakram
sen Händen. Hochderselbe richtete an die Versa
Schlusse des Hochamtes Worte der Ermunterung,
Herzen tief erschütterten. Von welchen Gefühlen
würdigste Oberhirt selbst ergriffen war, dieß gaben
kund, die er aus den Psalmen auf diesen Tag un
denzeit bezog: „haec dies, quam fecit Dominus.
der Tag, den Gott gemacht, lasset uns dem H
und in Ihm uns erfreuen. — Ich erfahre wohl so
sagte derselbe, „was unser Herz mit Schmerz er
wenn ich heute dieses Beispiel der Erbauung vor
rufe ich dankerfüllt zum Herrn, und vor euch mit
aus: gaudeo in omni tribulatione, et superabun
ich erfreue mich in aller Trübsal, und mein Her
vor Freude. —

Ueberraschend war besonders während der gan
der Eifer der Gläubigen in den Frühstunden, nam
man die anglikanisirte Lebensweise der Deutschen

wo das zeitliche Aufstehen ganz etwas außergewöhnliches ist. In Amerika steht der gemeine Mann spät genug auf, und der Mittelste reibt sich den Schlaf erst um 8 oder 9 Uhr aus den Augen. Um nun Allen auch den Arbeitenden Gelegenheit zu geben, der Mission beizuwohnen, müssen in den Städten die Morgen- und Abendstunden gewählt werden. Das Volk entsprach der Einladung über alle Erwartung. Schon um 4 Uhr Morgens strömte dasselbe trotz aller zeitweiligen Hindernisse der Witterung in die für Viele weitentlegene Kirche, und wohnte in den vollgedrängten Räumen derselben allen Missionsübungen mit der größten Beharrlichkeit bei. Möge der Herr befestigen, was seine Gnade in so vielen Herzen gewirkt hat, und den Segen vollständiger Volksmissionen allenthalben in den Vereinigten Staaten weithin verbreiten. — Im Monat Mai wurde auch in derselben St. Philumenakirche der „Monat Mariä" in diesem Jahre mit aller Feierlichkeit begangen. Täglich versammelte sich das Volk um halb 8 Uhr Abends und verweilte bis gegen 9 Uhr daselbst; denn täglich hatte nebst Rosenkranz, Litanei und Liedern auch eine Predigt zu Ehren Mariä statt. Auch in der heiligen Mariakirche wurde der Monat gehalten.

Gleich erfreulich lauten die Berichte „des Wahrheitsfreundes" über die gesegneten Wirkungen der Volksmissionen in Indiana und Kentuky und in dem Inneren Gebiet von Ohio. Sie zeigen, welch ein Segen es für alle deutschen katholischen Gemeinden in Cincinnati sein werde, wenn die Abhaltung solcher Missionen ausreichend von Seite der wohlthätigen glaubigen Spendern Europas unterstützt wird, damit die Missionäre nicht nur für das Gewissen der Bußfertigen bei solchen Gelegenheiten sorgen, als welche oft 10, 20 und 30 Jahre nicht gebeichtet haben, sondern auch zur Errichtung von Kirchen, Pfarrhäusern und Schulen der Gläubigen hilfreich an Handen gehen könnten.

Der hochwürdigste Bischof besuchte auf seiner jüngsten Visitationsreise die ganze katholische Gemeinde von Münster,

bei welcher Gelegenheit das Frohnleichnamsfest mit allem
lichen Glanz und Jubel begangen ward; was um so mehr
wähnt zu werden verdient, weil in den amerikanischen Städten
sich mit sehr wenig Ausnahmen, die kirchlichen Funktionen
auf die kirchlichen Mauern beschränken. In diesem ganz
lischen Städtchen hingegen durfte man thun, wie man
Der Bischof celebrirte demnach an einem im Freien auf
teten Festaltare. Vorher hielt er eine Predigt in engl
Sprache; worauf ein Priester eine zweite in deutscher Sp
hielt. Alsdann begann der feierliche Zug zu den übrigen
altären in wohlgeordneter Prozession. Gebet, Gesang und
denschüße wechselten dabei festlich ab. Bei jeder Station
eine kurze Anrede in deutscher Sprache vor dem heiligen
gen gehalten, was großen Eindruck machte. So kam der
jubelnd und getröstet wieder gegen 2 Uhr Nachmittags
Kirche zurück. Wohl sah man dabei nicht jenen Glanz
entfalten, wie bei dieser Festfeier in Wien und München;
deß fühlt das Herz sich doch nicht minder erbaut, wenn
eine solche katholische Jubelprozession unter dem freien Him
Amerikas, auf einem Boden sich bewegen sieht, den vor 20
ren noch die wilden Indianer bewohnten. — Nachmittags
theilte der Bischof das heilige Sakrament der Firmung
vorhergegangenem Unterricht.

Die Woche darauf ward der Grundstein zu einer
katholischen Kirche in Berlin nächst Münster gelegt
darauf die Gemeinde von Wapaconetta, die zumeist aus
bayern besteht, mit einer vollständigen Mission beglückt.
ses Städtchen ist die Hauptstadt des Bezirkes Anglaise
war vor 17 Jahren noch von den Indianern bewohnt.
jetzt sieht man daselbst ihre Blockhäuser und die Gra
des berühmten Indianerhäuptlings, von welchem der O
Namen hat.

Die Methodisten und Lutheraner haben daselbst auch
Bethäuser, allein sie fanden es besser für diesmal ihre
tagsfeier zu suspendiren und sich gleichfalls als Zuhörer

zufinden. Gott gebe, daß der vorbeifliegende Same katholischer Wahrheit bei denselben auf nicht ganz unfruchtbaren Boden gefallen! Es steht um so mehr zu hoffen, da ihr letzter Prediger ihnen zumuthete, daß auch sie Ihm in der Ohrenbeichte die Sünden bekennen sollten; worauf sie sich aber kurz äußerten, daß sie in diesem Falle lieber katholisch würden, dann wüßten sie doch warum sie beichteten. Auch nach den Missionspredigten äußerten sie sich: es scheine wohl wahr und wichtig zu sein, was dieser Missionär lehre, aber es sei zu schwer so zu leben, wie er es verlange. Man sieht auch hier, woran es eigentlich den Sektirern fehlt: nicht sowohl am Verstande, um recht zu glauben, als vielmehr an einem festen männlichen Willen, um auch ganz nach dem heiligen Glauben zu leben: Nicht die Wahrheit; sondern die aus ihr entspringenden Pflichten erscheinen drückend und beirren die Ungewohnten. — Am Schlusse der Mission ertheilte der Hochwürdigste Bischof die General-Kommunion den Ehemännern, und den Firmlingen das heilige Sakrament der Firmung. Ein geschmücktes und dort zum ersten Male seit den Tagen des auf Erden gepredigten Evangeliums errichtetes Missionskreuz wurde auf den Friedhof der Kirche zunächst aufgepflanzt und bei den Füßen desselben jedem Stande die betreffenden Standesregeln gedruckt, und mit einem heiligen Bild geziert, übergeben.

Nach dem Schlusse dieser Mission wurde auch der Französischen Gemeinde zu St. Famille eine ähnliche Gnade zu Theil. Alle Bewohner derselben mit wenig Ausnahmen nahelen sich den heiligen Sakramenten, und die staunenswerthesten Bekehrungen erfolgten. Zum Anzeichen ihrer Dankbarkeit folgte ein Geleite zu Pferde dem unter Thränen der guten Leute scheidenden Missionär.

So viel für jetzt. Das Umsichgreifen der Cholera eröffnet eine neue, wenn gleich sehr ernste und lebensgefährliche Mission, deren Erfolg wir in unserem nächsten Berichte mit Gottes Beistand angeben wollen.

XXVIII.

Umschau in der Gegenwart.

Gar erfreulich sieht es in der europäischen Welt nicht aus; der Friede nur scheinbar; Alles schwankend und wankend und daher kein Gedeihen!

Die Rothen im offenen Kampfe besiegt, aber weder vernichtet noch weniger bekehrt, und überall bemüht, durch Presse und Klubbs die Massen zu gründlicherem Umsturz zu bearbeiten.

England und Rußland in drohender Stellung, mit eingelegten Waffen, kampfbereit einander messend; der Leopard hat bereits versuchsweise seine eisernen Krallen in das wehrlose Griechenland eingeschlagen.

Frankreich auf steuerlosem Floß am Rande des Abgrunds dahin treibend, ungewiß ob es Morgen ein legitimes Königreich, ein militärisches Kaiserreich, oder eine blutige Sansculotten- und Räuberrepublik sein wird, die Europa aufs Neue in Flammen setzt.

Deutschland endlich in alter Uneinigkeit über Verfassungen hadernd; in Preußen eine Partei, die in rücksichtsloser Vergrößerungssucht mehr und mehr zu einem unheilvollen Bruch mit Oesterreich hintreibt. War sie es, die nächst den Rothen, die meiste Schuld trug, daß das Werk der Reichsversammlung zu nichte wurde, so bereitet sie uns auch jetzt

wo unser Geschick in die Hände der Regierungen gegeben, nur größere Zerrissenheit und Schwäche, statt Einigung und Macht.

Und nun trotz den Frankfurter Erfahrungen dieser Wahn der Menge: allen Uebeln sei geholfen, wenn Deuschland unter einem Volkeshause stehe, das nach Majorität mit souveräner Allgewalt über Alles entscheide.

Belgien und Holland standen ja auch unter einem Parlament geeinigt; und doch machte Belgien seine Revolution und riß sich los, weil seine Interessen von der holländischen Majorität geopfert wurden.

England und Irland sind auch unter einem Parlament geeinigt; allein wem schreibt Irland sein gränzenloses Elend zu, als eben jener englischen Majorität des vereinigten Parlamentes, von der es mit tyrannischer Selbstsucht ausgebeutet wird. Bei fünfhundert Todesfällen erklärte jüngst die Todtenbeschau: „gestorben an Mangel!" Das ist die Regierung, deren Ruhm ein deutscher Professor, der vom Sultan [illegible] Fallmeraier, uns mit byzantinischen Sophisten-Floskeln [illegible] verkündet!

Und Frankreich — ist es nicht auch ein großes, fest geeinigtes Reich, in dem eine aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Volksvertretung durch Majorität entscheidet; aber ist es zufrieden? ist es glücklich? ist es auch nur die Stunde vor einer neuen Umwälzung sicher? Und wird der nächste Umsturz ihm die verlorene Ruhe geben?

Unsere Uebel liegen tiefer, als daß sie durch die Abstimmung einer so oder so zusammengesetzten Volksvertretung, oder durch diese oder jene papierene Verfassung könnten geheilt werden!

Wir Deutsche aber im Süden, würden wir, von Oesterreich getrennt, in einer kleindeutschen Union, unter dem Vorsitze Preußens, nicht genau das Schicksal von Belgien und Irland theilen?

Preußen ist seiner ganzen historischen Stellung nach ein Militär- und Beamtenstaat, ja es ist mehr als man glaubt,

eine Feudalmonarchie. Die Hälfte seiner Einnahmen verschlingt seine Armee; und auf diese gute Hälfte des gesammten Ertrages ist der arme Adel seiner alten Provinzen, aus dem die Mehrzahl der Offiziere hervorgeht, angewiesen. Der Rest fällt guten Theils den Söhnen seiner altländischen Beamten und Pfarrer zu, deren Name Legion ist. Ja auch hier sind es wieder vielfach die ausgedienten Soldaten aus den alten Provinzen, die die ersten Ansprüche namentlich bei den niederen Aemtern haben. Ueberall also altpreußische Offiziere und altpreußische Beamte, das wäre unser erster Gewinn, den wir von einer solchen preußischen Gütergemeinschaft hätten, und dafür könnten wir unsere Steuern zahlen. [illegible] auch selbst bei diesen Steuern wären wir, wenigstens vor [illegible] Hand noch, im Nachtheil; da ja auch hierin die alten Provinzen durch ihre steuerfreien Rittergutsbesitzer weit im Vortheil sind. Mit unserer Freiheit würde es nicht viel besser [illegible]

Allein auch abgesehen von all diesen Mißständen, und genommen, sie würden beseitigt, was wäre ein solches [illegible] preußisches Kleindeutschland ohne Oesterreich? Der kleinste [illegible] schwächste der Großstaaten, der zu einem steten unerschwing[illegible]lichen Militärstand verdammt, sich in willenloser Unterwürfig[illegible]keit an Frankreich, England oder Rußland anklammern [illegible] sein künstliches Leben von heute auf morgen zu fristen. [illegible] um zu diesem glorreichen Ziel zu gelangen, soll sich Deutschland in seiner finanziellen Noth, Angesichts der Gefahren die [illegible] von den Rothen drohen, noch einmal in zerrüttendem [illegible] zerfleischen! lachende Aussichten für Palmerston! — [illegible] einig! einig! einig! —

XXIX.

[Bru]chstücke aus einer Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona.

Im Norden Deutschlands, nicht fern von den Gestaden [der] Ost- und Nordsee, ragt aus der sie ringsumgebenden pro[testan]tischen Wüste eine kleine, aus mehreren katholischen Ge[mein]den bestehende Inselgruppe hervor. Es sind dies die, einen [Theil] der sogenannten Dänisch-deutschen Missionen des Nor[dens] bildenden Gemeinden Holsteins, Mecklenburgs und der [Han]sestädte, die, außerhalb jedes Diöcesanverbandes sich be[fin]dend, direct unter dem römischen Stuhle stehen, der mit ihnen [durch] das Medium eines apostolischen Vikars communicirt. [Da] die Kenntniß, die das übrige katholische Deutschland von [diese]n zu ihm gehörenden Enclaven hat, eine sehr beschränkte, [die W]issenschaft von der Existens derselben kaum übersteigende [sein d]ürfte, so ist es vielleicht nicht unangemessen, wenn Schrei[ber d]ieses, der es unternommen hat, die geschichtlichen Daten [wenig]stens zweier dieser Gemeinden, der Hamburgischen und [der m]it ihr engverbundenen Altonaischen, zusammenzustellen, im [Nach]folgenden den Lesern der Histor.-polit. Blätter aus seinem [ba]lde erscheinenden Werke einige Bruchstücke mitzutheilen [sich] erlaubt. Er hat zu diesem Zwecke zwei solche Fragmente [g]ewählt, deren jedes ein ziemlich abgeschlossenes Bild lie-

fert, und zwar I. die den Eingang seines Werkes bi
Geschichte der Losreißung Hamburgs von der Kirch
III. eine, nicht minder auch ein allgemeineres Intere
Anspruch nehmende Scene aus dem Anfang des acht
Jahrhunderts. Beide Episoden sind aber, zur bessern Ve
niß der letztern, durch die sub. II. beigegebene kurze Ue
der zwischen ihnen liegenden Ereignisse verbunden worden

I.

Die „Reformation" in Hamburg.

(1521—1530.)

Die Geschichte der Glaubenstrennung in Hambu
ginnt mit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Denn
dieser Zeit scheint sich die erste Spur eines nachhaltige
würfnisses mit der Geistlichkeit hinaufzuerstrecken, inder
letztere, sei es mit Recht oder Unrecht, in Verdacht gel
haben scheint, daß sie nicht selten ihren Einfluß beim rö
Hofe zum Nachtheil der einheimischen Staatsbehörden
gemacht habe, wozu bald auch noch Streitigkeiten ü
Grenzen der Jurisdiction und der Privilegien des Doml
kamen, die der Cardinal Raymundus, der zu Anfa
16. Jahrhunderts als apostolischer Legat den deutsch
scandinavischen Norden bereiste, während seiner Anwesen
Hamburg vergebens beizulegen suchte. Diese sich lang
spinnenden Zwistigkeiten waren daher die Hauptursache,
bei einem, wenn auch geringen Theil der Bevölkerung
eine gereizte Stimmung gegen den Clerus vorhanden wa
im Winter 1517 die erste Kunde von dem Manne, der
seine Theses an die Wittenberger Schloßkirche geheftet
nach Hamburg kam, und auch hier bald jene unhei
Früchte trug, die der bekannte dortige Canonicus Alb
Krantz prophetisch im Geiste vorhergesehen zu haben
wenn er, schon im Sterben begriffen, dem vermeintliche
formator die warnenden Worte zurief: „Abi, frater, i

r tuam et dic: miserere mei Deus" *). Denn kaum war e kurze Zeit vergangen, so begann auch schon (1521) ein tis altersgrauer Domvicarius, Ordo Stemmel den Sa- der Lutherischen Irrlehren auszustreuen, der denn auch mlich bei einem Bürger, Detlev Schuldorp, auf so Boden fiel, daß dieser, als bald darauf eins der vielen ten Mitglieder des Augustinerordens, ein gewisser Pater en brügge, als vagabundirender Apostel des neuen Evan- ns nach Hamburg kam, letzteren bereitwillig in sein Haus hm. Dieser „witte Mönnich", wie ihn eine alte Chronik , wollte denn auch sofort nach der beliebten Weise der rer, mit den einheimischen „schwarten Mönnick", den inikanern, eine Disputation, zu der Schuldorp viele ner eingeladen hatte, beginnen, allein der schlau berechnete a verfehlte seinen Zweck, indem einer der Dominikaner h die Erklärung „En Dor kan mehr Nein seggen wen Doctoren Ja" der Sache sehr bald ein Ende machte. Den- h aber scheinen die Werbungen zu einem kirchenfeindlichen re, trotz eines vom Senate erlassenen Warnungsmandates, m gut von Statten gegangen zu sein, denn noch im selben re ward der erzbischöfliche Official Wilhelm Delbrügge Hamburg vertrieben und schon im folgenden (1522) finden eine, wenn auch noch kleine, doch schon compakte Masse ammen, die dem im Ganzen noch kirchlichen Geiste der dt entschieden in den Weg zu treten wagt. Als erwünschte anlassung hiezu wurde der Umstand ergriffen, daß der dama- Domscholastikus Henricus Bantschow sich dem Vor- n einer der vier Standgemeinden (der zu St. Peter) außer beiden bereits bestehenden Schulen (der Domschule und der St. Nicolaus) noch eine dritte zu gründen, auf das Ent-

*) Protestantische Schriftsteller geben zwar diesen Worten durch künstliche Interpretation eine gerade entgegengesetzte Deutung, indem sie dieselben mit Cave (Euchophyl. Eccles. Pag. 330.) folgender Maßen umschreiben: „Vera quidem dicis, bone frater, sed nihil efficies, vade igitur in cellam tuam et dic: miserere mei Deus."

schiedenste widersetzte. In Folge dessen traten zum ersten
die (von nun an fest zusammenhaltenden) Neuerungssüch
aus allen Kirchspielen mit einer Demonstration hervor,
einer, unter andern dahinlautenden öffentlichen Erklärung
stand, daß man nicht nur gegen den Willen des „Scholas
fortan Schulen errichten, sondern sich auch den Inhibit
und Bannen der Geistlichkeit so wie den Forderungen des
bischofs für Consecrationen von Kirchen rc. nicht ferner
werfen wolle. Diese noch ziemlich gemäßigt aussehende
position bekam jedoch schon im nächsten Jahre (1523)
Charakter, aus dem sich zur Genüge ergibt, daß die Ver
renen einen bedeutend weiteraussehenden Plan, als die
chung obiger Forderungen, verfolgten. Denn als zu
dieses Jahres ein Franziskanermönch aus Rostock, Step
nus Kempe, in Ordensangelegenheiten das in Hamburg
findliche St. Maria-Magdalenenkloster selbigen Ordens besu
und dort von der Kanzel im Geiste Luthers zu predigen beg
begab sich sofort eine Deputation der kirchenfeindlichen Lig
dem Guardian des Klosters Joachim Ellerhof mit
Verlangen, den Kempe bei sich zu behalten. Da nun
auf jene Forderung, zumal dem Kempe die baldige Rück
nach Rostock vom Pater Minister anbefohlen sei, nicht e
hen zu können erklärte, so hatte die Deputation auf diesen
wand eine Antwort bereit, die zu charakteristisch ist, als
sie hier übergangen werden dürfte. Sie lautete: „Der
Minister hält Euer (der hamburgischen Franziskaner) Kl
nicht aufrecht, sondern wenn Ihr Fleisch und Mehl h
wollt, so pflegt Ihr mit Euren Säcken zu uns, den hie
Bürgern, zu kommen; wir sind also diejenigen, die Euch
tern, und deshalb sagen wir Euch im Ernst: wenn Ihr
den Mann lasset, so sollen Eure Säcke auch fernerhin ge
in's Kloster kommen." Daß dieses Argument seine Wirk
nicht verfehlte, ist ein trauriges Zeichen für den Zustand
gedachten Klosters, durch den denn freilich auch die Ber
willigkeit, mit der dasselbe später, im Gegensatz zu den

n und einem Theil der weiblichen Religiosen, sich der
in die Arme warf, erklärlich wird. Das Resultat
, daß Kempe, der „verlopne Mönnicke“, wie ihn
lischer Zeitgenosse nennt *), nicht nur blieb, son-
durch den Einfluß der Aufrührer zum Prediger an
Klosterkirche ernannt ward, in Besitz welcher Stel-
dann auch nicht ermangelte, nicht blos das von Stem-
sich inzwischen, seines hohen Alters wegen, in den
d begeben) angefangene Werk nach besten Kräften fort-
sondern auch sofort die graue Mönchskutte abzuwer-
ungefähr gleichzeitig mit seinem Wittenberger Meister,
arlisske bei der Hand“ zu nehmen **) das heißt
entsprungenen Nonne eine sacrilegische Ehe einzu-

waren also die Auspicien, unter denen die „reine
as „lautere Evangelium“ ihre ersten Triumphe in der
m heiligen Carl dem Großen erbauten Stadt feierten
aus dem auch hier statthabenden Einflusse des allge-
Sittenverderbnisses jener Zeit läßt es sich erklären, daß
ter, ohne der allgemeinsten Verachtung anheimzufallen,
ich auch das äußere Sittengesetz der Kirche mit Füßen
rfte. Doch fehlte es auch schon damals nicht an
Männern, die zwar anfangs, getrieben von der Sehn-
h Heilung mancher nicht zu verkennender Schäden des
r Clerus, den vermeintlichen Reformatoren gefolgt wa-
ch als sie mit diesen näher bekannt geworden, mit
den Abgrund gewahrten, an dessen Rand sie sich
tten. Zu diesen Männern gehörte der Pfarrer der
harinenkirche Joachim Fischbeck. Allein so groß
n damals die Macht der antikirchlichen Partei, daß

*). Moller: Nachricht von der Religionsveränderung in Ham-
g. p. 74.

lvaderus: Sylvae Chron. II. p. 80.

dieser, als er sich von den Irrthümern, an deren Ver
tung er theilgenommen, lossagte und jede Gemeinschaft
Kempe aufgab, seiner Pfarre entsetzt ward, worauf Kempe
selbe (1527) erhielt. Vorher aber (1526) legte letzterem
göttliche Gnade noch einmal die Gelegenheit nahe, seine
thümer zu erkennen und wieder gut zu machen. Der erste
tor am Dom, Johannes Engelin, war gestorben un
treuer Diener der Kirche, Dr. Barthold Moller zu Rost
ward (und zwar ohne Opposition der Neuerer, die ihn irrthü
für ihres Gleichen hielten) an dessen Stelle berufen.
ließ Kempe, der zu Rostock sein Schüler gewesen war,
zu sich kommen und gab sich, in einem Colloquium mit
selben, alle nur erdenkliche Mühe, den Verirrten zur Wa
zurückzuführen. Allein vergeblich! Kempe fuhr auf dem e
betretenen Wege fort und zog durch die Verkündigung
Irrlehren, namentlich durch die von der Nothwendigkei
communio sub utraque immer mehr Leichtgläubige an
Moller, entschiedener und muthiger als die übrige Geistli
trat diesem Unwesen durch offene Warnung von der K
mit Kraft entgegen, und der übrige Clerus, endlich durc
aus dem Schlummer erweckt, folgte seinem Beispiele, w
sich denn ein, von nun an bis zur endlichen unglücklichen
scheidung der ganzen Sache ununterbrochen fortdauernder
näckiger Kampf zwischen den treugebliebenen Dienern der K
und den eidbrüchigen Neuerern entspann. Die Streitkräft
letztern bedurften hiezu aber nothwendig einer Verstärkung
(zur Ehre Hamburgs sei es gesagt) wiederum vom Ausl
diesmal aus Magdeburg herbeigeholt werden mußten. Es
dies Johannes Ziegenhagen, ein von dort entlau
Mönch, seinem Cumpanen Kempe schon dadurch völlig
bürtig, daß er, wie berichtet wird, „sick hefft vertruwe
ten ener Junckfrouwen, welckere hadde gelavet Junc

*) Ein Bruder des oben citirten Berichterstatters Joha
Moller.

...lirende" *). Dieser ward durch die aufrührerische Par... ... Pfarrer an der St. Catharinenkirche bestellt, und über... ..., sowohl durch schamlose Invectiven gegen das kirchliche ...gma, als dadurch alle bisherigen Verkündiger der Neulehre, ... er, während diese die communio sub utraque nur drin... ... von der Kanzel anempfohlen hatten, mit der Ausspendung ...selben den Anfang machte. Dies trieb denn doch endlich ... schwachen und indifferenten Senat, der bis dahin dem Trei... der Lutheraner ruhig zugesehen hatte, zum Widerstande an. ... Ziegenhagen wurde nicht nur die Ausübung jeder prie...lichen Function untersagt, sondern ihm auch die Weisung ...stellt, innerhalb dreier Tage die Stadt zu verlassen **). Es ...arf kaum der Erwähnung, daß die aufrührerische Partei, ... den Gehorsam gegen Gott und die Kirche bereits abgestreift ...te, diesen, der weltlichen Obrigkeit gegenüber, zu bewahren, ...t gesonnen war. Es versammelten sich daher auch sofort ... Verschworene in der Wohnung ihres Oberhauptes Kempe, ... wo aus sie, nach gepflogener Berathung dem präsidirenden ...rgermeister Hobusen durch eine Deputation anzeigen ließ... ... der Senat möge sich andern Tages auf dem Rathhause ...sammeln, weil sie ihm etwas mitzutheilen hätten. Der Se... ... war nicht nur schwach genug, dieser Weisung nachzukom...n, sondern ließ sich auch durch eine, zu der bestimmten Zeit ... ihm erscheinende verstärkte Deputation, an deren Spitze ... gewisser Johann Wegeborn stand, dermaßen in Schre... ... setzen, daß er, da alle Vorstellungen von dem Unheil, was ...genhagen über die Stadt bringen würde, nichts fruchteten,

*) Moller l. c. p. 70.

**) Ein Hamburgischer Schriftsteller, van Heß, sucht sehr charakteristisch den Senat von dem Verdachte zu reinigen, als habe er sich aus Religiosität anfangs dem Treiben der Neuerer zu widersetzen gesucht. Er sagt in seiner Topographie von Hamburg Bd. 3. p. 111., es habe den Senat „nicht eigentlich Religion" zu der „Partei der Pfaffen" hingezogen, sondern „engherzige Politik."

das Ausweisungsdecret zurücknahm, welche Nachricht di
gesandten triumphirend den versammelten Verschworenen
brachten.

Von diesem Augenblicke an war der Senat natürli
Spielball in den Händen der Aufrührer, und jeder ferne
such, den immer höher steigenden Forderungen derselben
widersetzen, mußte, wie das gleich folgende Beispiel zeige
scheitern. Schon zu Anfang des Jahres hatte man, a
Senat die Nothwendigkeit einer neuen Steuer der Bürg
vorstellte, diesen günstigen Moment finanzieller Bedräng
nutzt und nicht nur verlangt, daß die benöthigten S
vom Domkapitel und den Klöstern eingetrieben, die Do
ner aber ganz aus der Stadt verbannt würden, sonder
die freie Wahl der Pfarrer für die Angehörigen eines
Kirchspiels in Anspruch genommen. Ueber letztern Pun
beiden erstern scheinen schon mehr nach seinem Sinne g
zu seyn) gerieth nun der Senat sogleich wieder mit de
ständischen in Streit. Letztere hatten nämlich schon im
vorher die vakante Pfarre an der St. Nikolauskirche d
rüchtigten Bugenhagen übertragen wollen; allein der
hatte statt offen diesem Vorhaben entgegenzutreten, es v
gen, dem Bugenhagen heimlich von der Annahme abzu
welche kleinliche List ihm auch gelungen war. Man hat
auf die Pfarre einem Capellan an derselben Kirche, Hen
Sendhorst, übertragen, diesem aber, da er wider Er
der Kirche treu blieb, das Leben also sauer gemacht,
sich genöthigt sah, den Staub von seinen Füßen zu sc
und die Stadt zu verlassen. Jetzt wollte man diesen
Fehlgriff wieder gut machen und die Pfarre (die vielleic
träglicher als die zu St. Katharinen war) dem Zieg
gen übertragen. Dieser Wahl widersetzte sich jetzt der
nicht sowohl deßwegen, weil sie gegen den Willen der
früher unberücksichtigt gelassenen) geistlichen Obrigkeit, al
sie ohne seine, des Senats, Mitwirkung geschehen war.
sein Widerstand war, wie gesagt, ein vergeblicher. Zie

en nebst Familie zog in das neue Pfarrhaus ein, wo er sich noch im selben Jahre die Freude erlebte, einen neuen Kämpfer in einem Lübeckischen Capellan, Johann Fritze, rüsten zu können, den man, da er, wegen seiner Verheirathung mit einer Nonne, von dort schimpflich verjagt war, gerade deswegen, wie es scheint, äußerst würdig fand, eins der bis bisher noch von keinem meineidigen Priester verwalteten Pfarrämter, das zu St. Jacobus, zu erhalten. Diesen im Auslande geflissentlich eingeführten klerikalischen Auswurf mehrten denn endlich auch zwei einheimische Priester, Gervasius Eggerd und Conrad Süsmann, und alle diese Ehrenmänner, mit Kempe und Ziegenhagen vereint, arbeiteten nun, wie sich ein neuerer hamburgischer Schriftsteller *) ausdrückt, „im schönsten Bunde an der Verbreitung der Wahrheit und ächten Gottseligkeit", welche letztere aber natürlich nicht im katholischen, sondern im Sinne Luthers, nach welchem gute Werke nicht bloß unnütz, sondern schädlich sind, verstanden werden muß.

Aber während die dergestalt rekrutirte Schaar der kirchenfeindlichen Prädikanten ihr gottvergessenes Werk zu fördern strebte, war, wie schon erwähnt, der treu gebliebene Theil des Clerus, den Domherrn Moller an ihrer Spitze, nicht unthätig geblieben. Unverholen hatten sie von der Kanzel vor den Irrlehren gewarnt und so viele Seelen, als möglich, von dem sich über die unglückliche Stadt lagernden Verderben zu retten gesucht. Allein diese Freiheit der Rede, von der sie doch selbst gegen die Kirche den unumschränktesten Gebrauch gemacht hatten, wollte die Partei der Neuerer (gerade wie noch heute) den Vertheidigern des kirchlichen Dogma's nicht mehr zugestehen. Ihr Wahlspruch scheint schon damals gewesen zu seyn: „Redefreiheit für jeden Angriff auf die Kirche, aber Zwang, Censur und Unterdrückung für jedes Wort der Abwehr

*) Janssen: Ausführliche Nachrichten rc. p. 8.

und Vertheidigung." Deßhalb riefen sie, wie es noch jetzt zu geschehen pflegt, das weltliche Schwert zum Schutze der Irrlehre und zum Kampfe gegen die göttliche Wahrheit auf. Der Senat suchte jedoch immer noch zum mindesten den Schein der Unparteilichkeit aufrecht zu erhalten. Er beschied daher um Weihnacht selbigen Jahres beide kämpfenden Theile aufs Rathhaus, wo er ihnen sechs Artikel übergab, die man von allen Kanzeln zu verlesen, und denen man beiderseits nachzuleben habe. Diese Artikel sind, falls sie wirklich ehrlich gemeint waren, in ihrem Streben, es mit keiner Partei zu verderben und das Unvereinbarste zu vereinbaren, wahrhaft rührend. Aber die beabsichtigte Wirkung konnten sie schlechterdings nicht haben. Denn welchen Erfolg konnte man sich z. B. von der Vorschrift des ersten Artikels, daß nur das „lautere Gottes-Evangelium" gepredigt werden solle, versprechen, da man sich ja gerade darüber stritt, wo dasselbe, ob auf Seiten der unfehlbaren Kirche, oder bei der subjectiven Willkür und Bibelexegese der Neuerer zu suchen sei. Letztere glaubten sich daher auch, wie natürlich, völlig berechtigt, dasjenige, was sie für das „lautere Evangelium" hielten oder zu halten vorgaben, auch fernerhin zu verkündigen, und es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die treuen Diener der Kirche, unter diesen Umständen, ihrerseits die einzige, ihnen gebliebene Vertheidigungswaffe, die Ermahnung des Volkes von der Kanzel, nicht aus den Händen gaben. Allein die lutherischen Prädikanten scheinen unverschämt genug gewesen zu seyn, von den katholischen Geistlichen zu verlangen, sie sollten keine von ihnen, den Neuerern, bestrittenen Dogmen in ihren Kanzelvorträgen berühren. Denn als dieß am Freitage nach Weihnacht von dem Canonicus Nikolaus Bustorp geschah, wurde an ihn durch Abgesandte die Frage gerichtet: ob er geständig sei, gewisse, von ihnen in Artikel gebrachte Punkte, welche sich namentlich auf die von den Neuerern bestrittenen Lehren von der Eucharistie und der Verdienstlichkeit der guten Werke, dann aber auch auf eine Warnung Bustorp's vor einer, wenige Jahre vorher

[illegible], höchst fehlerhaften Uebersetzung des neuen Testa[illegible] *) bezieht, gepredigt zu haben. Bustorp antwortete ih[illegible] darauf in einem lateinisch geschriebenen Briefe, der so [illegible] abgefaßt ist, und von einer so wahrhaft christlichen Ge[illegible] zeugt, daß er den Empfängern, falls diese solcher Ge[illegible] noch fähig waren, zur innigsten Beschämung gereicht [illegible] muß. Er läugnet in diesem Briefe keineswegs, einige [illegible] anglichen Punkte, dem Sinne nach, gelehrt zu haben, [illegible] auch mit andern Worten. Er setzt ihnen sodann aus[illegible] auseinander, was er sowohl hinsichtlich des Dogmas [illegible] der Eucharistie **), als bezüglich der wahnsinnigen Irrlehre, [illegible] Opfertod des Erlösers mache jede Enthaltung von der [illegible] überflüßig ***), gepredigt habe. Er räumt ferner ein,

*) Sie führt den Titel: Dat nyge Testament tho düdske tho Hamburg int Jaar 1523.

**) Er räumt an der betreffenden Stelle des Briefes ein, hinsichtlich dieses Punktes, und Anderer folgendes von der Kanzel gesprochen zu haben: Hic auditur error contra ecclesiasticam constitutionem. Sciatque omnis Christianus, quia sufficit illi sub una specie, sed panis tantum non vini, propter multa inconvenientia. Isto sunt duo signa sive duae species, unum autem Sacramentum. Ubi caro ibi sanguis et totus Christus. Deitas et humanitas. Et ubi sanguis, ibi caro et totus Christus. Unum est Sacramentum, quod heri, hodie est consecratum atque cras consecretur. Quis dubitat Divinam naturam esse invisibilem? .... Verum Apostoli post Christi ascensionem haud dubium.... dederunt communi populo sub utraque specie, sed quia fideles viderunt multa pericula et inconvenientia facti illius, per majores ecclesiae statuerunt, ut sumerent omnes fideles sub una specie. Et sic servat ecclesia et statuit, cui nos oportet conformari. *Extra enim ecclesiam salus non est* .... Haec est mea ad id doctrina, quam puto esse sanam, Catholicam, Christianam.

***) Die betreffenden Worte lauten: Sic locutus sum et de praesenti loquor: Christus peccata mundi pertulit in corpore suo super lignum... tu autem quum ad omnis (annos?) discretionis perveniris,

vor der schon erwähnten sogenannten Uebersetzung des neuen Testaments gewarnt zu haben, weil dieselbe von Fehlern strotze *), bei welcher Gelegenheit er eine Andeutung fallen läßt, die in ihrer Beziehung auf den widerlichen, und in ihrem Treiben so sehr kontrastirenden Mißbrauch, den die Neuerer mit dem Worte „Evangelium" trieben, eben so treffend als schonungsvoll ist **). Selbst über Luther ist sein Urtheil ein mildes, indem er, so entschieden er auch das Treiben desselben perhorrescirt, doch die Fähigkeiten desselben anerkennt ***). Allein auf die, welche dem Geiste des Evangeliums so fern standen, als sie mit dem Namen desselben prahlten, brachte dieser Brief keine andere Wirkung hervor, als daß sie ...

et peccas voluntarie et mera voluntate atque malitia spiritus, actualiter, mortaliter: putas, quod Dominus pro tali peccato passus sit et ei velles imponere? minime! Sic dixi, dico de peccatis et hanc doctrinam puto esse sanam, Christianam, Catholicam.

*) Er sagt: Caecior talpa est, qui non videt, quanti defectus sunt in illo, quod Novum Testamentum nunc vocitant. Centum et centum atque iterum centum sunt in eo incorrectae translationis, ut ipsi cernitis, vitia. *Si talia et similia poterint facere fructum salutis in hominibus videat auctor.*

**) Die Stelle lautet: Memini dixisse... quod Christi Evangelium est *supra* nos, virtutes autem debent esse *intra* nos et quod tot mysteria in Evangelio quod verba, imo quod omnia Christi.... miracula sunt et continent. Continet autem Evangelium externam humilitatem, paupertatem, castitatem, patientiam, charitatem, exilium, persecutiones, crucem, martyrium et similia. *Si quis talia potest, glorietur de Evangelio; si non, nihil dicat.*

***) In dieser guten Absicht, auch bei dem entschiedensten Gegner das Anerkennungswerthe hervorzuheben, statt zu verkleinern, läßt er sich sogar zu der enormsten Ueberschätzung hinreißen, wenn er sagt: Certe fuisset maximus Doctor totius Germaniae et Allemanniae habitus et tentus, sed quia tetigit Sanctum et dedit hoc canibus... ideo passus est instantiam et diffaveo illi:

so eifriger darnach strebten, mit Bustorp zu disputi- … Allein dieser, das völlig Nutzlose einer Disputation mit …, die am Glauben Schiffbruch gelitten und die Autorität … Kirche verwarfen, einsehend, wich ihnen aus, weshalb … Anfang des Jahres 1527 ihn, als dem obrigkeitlichen …le, nur das „lautere Evangelium" zu predigen, zuwider- …nd, beim Senate denuntiirten. Da sich jedoch die Ant- … des letzteren verzögerte, so erscholl, nach vorheriger Ver- …ung, auf einmal von allen Kanzeln der Neuerer eine solche … gegen Bustorp, daß der Senat, zumal da schon die …en Verwirrungen in den Kirchen selbst entstanden, indem … ein lutherischer Prädikant gleichzeitig von der Kanzel …igte, während ein katholischer Priester am Altare Messe …*), sich endlich zum Einschreiten genöthigt sah. Dieses …schreiten bestand aber in dem Allerunzweckmäßigsten, was …hätte thun können. Er lud nämlich partes zu einer Dispu- …ion auf's Rathhaus, bei der zum ersten Male der Bürger- …ster Hohusen die Stelle der geistlichen Obrigkeit vertrat, … theologische Controversen entschied. Es würde, den Zu-

*) Nach Kempe's eigenem Bericht hat der Prädikant folgende Worte, mit Hindeutung auf den messelesenden Priester, von der Kanzel geschrien: Hir höret her; wadt kere gy juw daranne, dat dar steidt de *ene Düvel und thüt sick mit den anderen bi den Haaren*, welche Worte die grauenhafteste Gotteslästerung enthalten. Dennoch muß aber Kempe selbst gestehen, daß sich das ganze anwesende Volk von der Kanzel weg und zum Altar hin gewandt habe, ein Beweis, wie trotz Allem die katholische Gesinnung noch im Volke vorherrschend war. Einen Beleg dafür liefern auch die vielen damals in Hamburg entstandenen Spottlieder auf die „Reformation", deren eins, gegen die Cölibatsstürmer gerichtet, folgendermaßen beginnt:

„Was han ick dummer mönnich gedaan?
Eyn nonne han ick ghenamen,
Hedde ick de yn dem Kloster laan
Szoe dorft ick mich nicht schamen." etc.

halt dieser Disputation zu charakterisiren, schon die Bemerkun genügen, daß, als Bustorp sich im Eingange seiner Re darauf berief, wie er während seiner dreißigjährigen Amtsfüh rung sich stets als frommer Mann betragen habe, ihm vo den „Evangelischen" die Erwiderung ward: „Es komme ga nicht darauf an, wie fromm er sei (!), sondern darauf, da er die communio sub utraque verdammt und gelehrt habe Christi Tod reiche zur Sühnung der Todsünden nicht hin, e bedürfe dazu vielmehr auch der Reue und Buße des Sünders" hinsichtlich welches letztern Punktes sich der Vertheidiger Bu storp's, der schon erwähnte Canonicus Moller, darauf be rief, daß dieser Satz „ad pietatem zu deuten sei", um da Volk von Sünden abzuhalten. Allein diesen, dem „pecc fortiter" des Lutherthums gerade entgegengesetzten Zweck woll ten die Gegner natürlich eben so wenig gelten lassen, als di Berufung Moller's, hinsichtlich des ersten Punktes, auf di Autorität der Kirche. Es hing daher das Resultat der Ve handlung lediglich davon ab, ob der entscheidende Bürgermei ster auf dem kirchlichen oder außerkirchlichen Standpunkte sic befand. Letzteres war jedoch der Fall, und so konnte dan auch die richtige Bemerkung eines anwesenden Juristen, Hei mann Langenbeck, daß das Concilium, das die communi sub una beschlossen, nach Matth. 18 den heiligen Geist ge habt, folglich nicht habe irren können, zu nichts helfen, un Bustorp ward zum Widerrufe condemnirt. Wenn letzterer nu auch nicht erfolgte, so war dieser Ausgang doch ein entschie dener Sieg für die kirchenfeindliche Partei, die denn auc schon im nächsten Jahre (1528) den listigsten aller Handstreich zur gänzlichen Unterdrückung des Katholicismus ausführte. Nachdem sie nämlich durch erneute Denuntiationen, diesmal gegen den Sub-Prior der Dominikaner, Heinrich Rens borg, der die kirchliche Lehre vom Altarsacramente vertheidig hatte, nichts weiter erlangen konnte, als daß diesem die Kan zel verboten ward, so suchte sie jetzt die Zusammenkünfte eini ger katholisch gesinnten Bürger, unter denen sich auch de

rgermeister Heinrich Salsborg befand, bei dem Volke verdächtigen. Es ward nämlich die Nachricht ausgesprengt, „Johannisleute“ (so wurden nämlich die Besucher jener im minikanerkloster zu St. Johannes stattfindenden Versamm-gen genannt) gingen mit dem von Rensborg ersonnenen me um, alle lutherischen Prädikanten sammt deren Anhän-n bei einem künstlich zu erzeugenden Aufruhr zu überfallen) zu ermorden, alsdann aber die Stadt an allen vier Ecken Brand zu stecken. Dabei verfehlte man nicht, die Phan-ie des Volkes durch so viele Details des angeblichen Pla-, als nur möglich, zu erhitzen, indem man z. B. erzählte: sborg selbst habe den Glockenstrang der St. Nikolauskirche ch seinen Bruder aufbinden lassen, damit beim Ausbruch . Feuers das Sturmläuten unmöglich sei. Sodann sollte dazu beorderte Senats-Garde (die sogenannten „reitenden mer“) das zum Löschen herbeieilende Volk niederreiten, und en Büttel sollten als Würgengel in die Häuser der Luthe-gesinnten eindringen. Nachdem durch die Verbreitung die-lächerlichen Märchens *) das Volk genugsam in Aufregung racht war, begaben sich einige „Lieblinge der göttlichen re“, wie sie ein protestantischer Schriftsteller **) nennt, bstverständlich unter dem Vorwande, daß es ihnen lediglich die Erhaltung der guten Stadt zu thun sei, zum Senate

---

*) Daß lediglich ein solches in der abentheuerlichen Erzählung zu suchen sei, die nur in einem einzigen (protestantischen) Berichte aus jener Zeit vorkommt und den keiner der übrigen Zeitgenossen, selbst Kempe nicht — der doch als erbitterter Feind der Katholiken gewiß keinen Grund gehabt hätte, sie zu verschweigen — die geringste Erwähnung thut: dafür liefert der Umstand den besten Beweis, daß neuerdings auch Protestanten anfangen, die Wahrheit derselben mindestens zu bezweifeln. Wenn dagegen das Gerücht, daß ein solcher Ueberfall beabsichtigt werde, wirklich, wie der Erfolg zeigt, existirte, so bedarf es keiner Divinationsgabe, um zu wissen, von welcher Seite dasselbe verbreitet ward.

**) Staphorst: Hamb. Kirchengeschichte Theil 2 Band 1. p. 128.

mit dem Begehren: er möge doch, da der jetzige Zustand täglich Unruhen herbeiführe, die „kirchliche Einheit" wieder herstellen, worunter aber, nach dem auf den Kopf gestellten Sprachgebrauche, das gerade Gegentheil davon, nämlich die völlige Auflösung derselben durch Unterdrückung des Katholicismus und völlige Emancipation des Irrthums, verstanden ward. Obwohl nun das Gerücht von dem bevorstehenden Blutbade sich dadurch als falsch erwiesen hatte, daß die Nacht, in welcher dasselbe stattfinden sollte, ruhig vorübergegangen war, so hatte doch der Senat, der inzwischen schon in der Mehrzahl seiner Mitglieder sich zum Lutherthum hinneigte, das Wohl der Stadt wenig genug im Auge, um auf den Vorschlag der Neuerer einzugehen, zu welchem Zwecke er nochmals die Comödie einer Disputation vor sich aufführen zu lassen beschloß. Zu diesem Ende mußten am 28. April 1528 sich wiederum beide Parteien auf dem Rathhause einfinden, wo vor einer großen Zuhörerschaar das neuerfundene Inquisitionstribunal, dem sich diesmal der ganze Senat anschloß, wie im vorigen Jahre vom Bürgermeister Hohusen eröffnet ward. Die Verhandlung begann mit der Vorlesung von 21 Artikeln, die Anschuldigungen der Lutheraner gegen die katholische Geistlichkeit enthaltend, die aber, abgesehen von einigen Verdrehungen, in nichts weiterem bestanden, als in dem Vorwurfe daß letztere den Vorschriften der Kirche gemäß gelehrt und gehandelt hätte. Der Canonikus Moller verweigerte darauf, Namens sämmtlicher anwesender Priester, die Einlassung auf gedachte Artikel, verlangte vielmehr eine Abschrift derselben, nach deren Empfang sie bereit sein würden, zwar nicht vor diesen Richtern, gegen welche sie protestiren müßten, wohl aber vor allen „christlichen und unverdächtigen Richtern und Universitäten" sich zu verantworten. Es scheint als ob dieser unverblümte Protest auf den Bürgermeister Hohusen einigen Eindruck gemacht habe, denn er pflichtete nicht nur dem Begehren Moller's bei, sondern that dies auch unter der Bemerkung, daß er nicht in Abrede stellen könne, wie ihm die Sache, in der er Richter

sein solle, doch eigentlich viel zu hoch sei, an welcher lobenswerthen Einsicht nur das Eine zu tadeln bleibt, daß sie ihm nicht früher gekommen. Allein die Protestantischgesinnten unter den Zuhörern säumten nicht, dem Bürgermeister sofort den Rückzug abzuschneiden indem sie erwiederten: es begehre ja auch Niemand, daß er oder der Senat in dieser Sache Richter sein solle, sondern „Gottes Wort" solle Richter sein, und da würde es sich bald finden, wer diesem treu geblieben sei und wer nicht, welche pfiffige Unterscheidung denn auch, nach gepflogener Privatunterredung mit den Lutherischen unter den anwesenden Bürgern, den Vätern der Stadt einzuleuchten schien, weshalb der Bürgermeister das Interlocut abgab: man solle nunmehr lediglich davon handeln, ob die eingestandener Maßen von der katholischen Geistlichkeit gelehrten Sätze, dem „Göttlichen Worte" gemäß seien oder nicht. Damit war denn natürlich, wie bei der ersten sogenannten Disputation, zum Voraus der Stab über die der Kirche treugebliebene Geistlichkeit gebrochen. Denn als gleich darauf der Canonikus Moller sich, betreffs der communio sub una, auf die „heilige Kirche, die eine Säule und Grundfeste der Wahrheit sei und vom heiligen Geiste regiert werde", berief, schrieen ihm sofort die Protestanten entgegen: auf die Kirche komme es nicht an. Wenn daher ferner im Laufe der weitern Verhandlung z. B. ein Priester darüber inquirirt ward, warum er einen Mann, der ohne Beichte communiciren wolle, abgewiesen habe? ob denn in der heiligen Schrift stünde, daß Gott die Beichte zur Bedingung der Absolution gemacht habe? so konnte, nachdem man an die Stelle der lehrenden Kirche die willkürlichste Exegese der von der Tradition isolirten heiligen Schrift gesetzt, die Neuerer daher, wie Moller richtig bemerkt*), zu Klägern und Richtern in einer Person gemacht hatte, die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft sein, ja um so weniger, als die bekannte Manier, den Sieg der begünstigten Partei dadurch zu befördern, daß

*) l. c. p. 78.

man die Reden der mißliebigen mit Gelächter begleitete, schon dem damaligen Auditorio nicht unbekannt war. Das Resultat der sogenannten Disputation (die aber in Wahrheit nichts weiter als eine für einen schon vorher gefaßten Beschluß des Scheines wegen gewählte Formalität war) bestand daher in einem dahin lautenden Erkenntniß des neuen Hamburgischen Vaticans, daß 1) Rensborg mit noch einem anderen Priester, der aber bei der Verhandlung gar nicht zugegen war, die Stadt zu verlassen, 2) Moller und ein gewisser Fabianus zu widerrufen und endlich 3) noch vier andere Geistliche nicht blos zu widerrufen, sondern auch sich alles ferneren Predigens zu enthalten hätten. Allein wie eine Regierung, die einmal mit der Revolution gemeinsame Sache gemacht hat, dieser nie genugthun kann, vielmehr zu immer größeren Zugeständnissen gedrängt wird, so war auch hier den, inzwischen auf dem „Eimbeckischen Hause" versammelten Aufrührern durch diesen Spruch keineswegs Genüge geleistet. Letztere forderten vielmehr Bestrafung aller derjenigen, die bei der Disputation unterlegen seien, da diese sie, als „einfältige Leute", so lange mit Ablaß und Fegefeuer angeführt und betrogen (!) hätten, wobei sie die Drohung hinzufügten: falls ihnen der Senat nicht willfahre, so würden sie selbst auf's Rathhaus kommen und der Sache (durch Volksjustiz) sehr bald ein Ende machen. Endlich gab man sich jedoch, unter der Bedingung zufrieden, daß auch Bustorp und der schon erwähnte Convertit Fischbeck mit noch einem anderen Priester ebenfalls verbannt würden, wozu der Senat, obwohl die beiden Erstgenannten bei der Disputation gleichfalls nicht zugegen gewesen waren, sofort seine Einwilligung gab. Hier sehen wir also auch den letzten Schimmer eines rechtlichen Verfahrens erloschen und die schrankenloseste Willkür an dessen Stelle treten, kraft welches von der Obrigkeit gegebenen Beispiels sich denn auch der große Haufe, wie nicht anders zu erwarten, sofort zu den brutalsten Gewaltthätigkeiten berechtigt glaubte. Zuvor aber verließen, zur tiefsten Betrübniß aller frommen Bewohner Hamburgs,

: nur die fünf Verbannten, sondern auch der Canonikus ler und der größte Theil der katholischen Geistlichkeit *) Stadt und statt ihrer hielt, von einer Deputation des Se- empfangen, der „achtbare unde hochgelerde" Bugen- en nebst seiner achtbaren und hochschwangeren Ehehälfte n Einzug in dieselbe, und erhielt gerade das dem Canoni- Moller gehörige und von diesem erst eben verlassene Haus Wohnung angewiesen, wo eine prächtige Mahlzeit und ein ngeschenk der Stadt, nämlich ein fetter Ochse incl. zweier nen Bier, seiner harrte. Indessen nun hier Bugenhagen von 1529 seine „Kirchenordnung", seine Gattin dagegen einen gebundenen Knaben zur Welt brachte, wurde von umherzie- en Rotten, unter Anführung der verworfensten Subjecte). eines lutherischen Prädikanten Dietrich alias Heinrich Becker, eines entsprungenen Mönches, der sich mit einer ent- enen Nonne aus dem Kloster zu Reinbeck vermählt hatte einem Joachim Wullenweber, von dem erzählt wird, er einst den Voigt auf den Faröerinseln mörderisch über- n, um ihm eine Geldbuße wieder abzunehmen, die seine Wullenwebers — Concubine, eines Kindesmordes wegen, e bezahlen müssen) ungehindert die abscheulichsten Sacrile- verübt, Kirchengeräthe und Altäre entweiht und zertrüm- t, wobei sich der fanatische Haß gegen alles Heilige in gottlosesten Verhöhnungen Luft machte, indem man z. B. den Altären die Reliquien herausriß und Fledermäuse an Stelle derselben hineinsetzte, das stupide Volk glauben ma- d, man habe letztere darin gefunden, es müsse also sicher Teufel im Altare verborgen gewesen sein. Und alles die- geschah (wie der, die obigen Gräuelsceenen berichtende Zeit-

*) Unter den Zurückgebliebenen war unter Andern auch Jodocus Sifried, der es vorzog, durch Leistung des geforderten Widerrufes die Schaar der eidbrüchigen Priester zu vermehren, weil er, eines ehebrecherischen Verhältnisses wegen, sich nicht entschließen konnte, die Stadt zu verlassen.

genoſſe meldet) „ahne Strafung des ehrsamen Rades, de da leider mede durch de Finger sehn.“ Dieſes „er mußte durch die Finger ſehen“ bezeichnet genugſam die ſchmähliche Abhängigkeit, in die der Senat, nachdem er ſich einmal der Empörung gegen die Kirche angeſchloſſen hatte, gerathen war. Und in der That bequemte er ſich zu Allem, was die „Kiſtenleute“ von ihm verlangten. Dieſes waren nämlich die aus der Schaar der antikirchlichen Partei gewählten Verwalter der neuerrichteten kirchlichen Armenkaſſen, denen nebſt 24 andern gleichgeſinnten Bürgern aus jedem Kirchſpiel die Vollmacht gegeben war, mit dem Senate die in Rede ſtehenden Angelegenheiten zu berathen und dafür zu ſorgen, daß „die rechte Ehre Gottes und dieſer guten Stadt Beſtes“ dadurch befördert werde. Letzteres glaubten die Gedachten nun auch nicht beſſer in's Werk richten zu können, als wenn ſie, wie ſie es zu Anfang des nächſten Jahres (1529) thaten, den Senat in zwölf, dieſen überreichten Artikeln unter Anderem aufforderten, gegen mehrere „halsſtarrige Johannisleute“ (katholiſch gebliebene Bürger) gerichtlich zu verfahren, ferner den noch fortbeſtehenden Gottesdienſt in der Domkirche ſo wie überhaupt alle „Winkelmeſſen“ zu inhibiren, und endlich auch die Seculariſation der Klöſter in's Werk zu richten. Letzteres ward ſofort, nach erfolgtem Conſens des Senates, durch den Receß vom 28. März ſelbigen Jahres zum Beſchluß erhoben und gleich darauf, nachdem inzwiſchen die Franciskaner bereits, wie Bugenhagen ſich in einem Briefe an Luther ausdrückt, zur „göttlichen Wahrheit“ übergetreten waren, am 20. Mai gegen die bei weitem treueren Dominikaner in Ausführung gebracht, die, nach tapferer Gegenwehr ihres Priors, Pater Henricus Wendt, dem nur durch phyſiſche Gewalt die Schlüſſel des Kloſters entriſſen werden konnten, aus demſelben vertrieben wurden. Von den weiblichen Religioſen ergaben ſich die Beghuinen (die nach der Farbe ihrer Kleidung „blaue Süſtern“ genannt wurden) geduldig ihrem Schickſal, wogegen die Ciſtercienſerinnen des Kloſters Harveſtehude, bei denen, trotz aller Bemühungen, ihnen

nen lutherischen Prädikanten aufzubringen, bis zum letzten Au-
nblicke Messe gelesen ward, nicht eher wichen, als bis im
lgenden Jahre (1530) ihr Kloster vom wüthenden Pöbel (An-
re sagen: auf Beschluß des Senates) zerstört und dem Erd-
oden gleich gemacht ward.

Und so erloschen denn nach und nach die letzten Strahlen
r katholischen Sonne, die siebenhundert Jahre lange der
tadt ihr erwärmendes Licht gespendet hatte. Allein zum gros-
n Verdruße der „Evangelischen" schimmerte noch immer ein
lämmchen derselben; die ewige Lampe vor dem Hochaltare
es Doms, auf dessen Stufen das Meßglöcklein noch rein und
ell, wie zu den Zeiten des heiligen Anscharius, erklang. Al-
ein auch dieser letzte Schimmer sollte erlöschen, dieser letzte
Ton einer bessern Vergangenheit verstummen. Als man näm-
ich in Erfahrung gebracht, daß im Dome noch „lateinisch ge-
ungen" werde, und „etliche alte Leute" (die aber vor Gott
vielleicht mehr galten als viele Verkünder der „reinen Lehre")
dort noch hineingingen und beteten, so wurden dieselben nicht
selten, wie erzählt wird, „von losem Gesindel überfahren",
weshalb der Senat die Vorkehrung traf — man sollte denken:
daß dem losen Gesindel gesteuert — nein, daß die Kirche gänz-
lich gesperrt werde. Allein vorher wollte man noch einmal
das nur zu oft gelungene Mittel der Verführung bei denjeni-
gen der zurückgebliebenen Domcapitulare versuchen, die noch
der Kirche treugeblieben waren. Zu diesem Ende ließ man
letztere am 5. Juni selbigen Jahres in die „Doctorie", das
heißt in Bugenhagen's obenerwähntes Absteigequartier, ein-
laden, woselbst ihnen dieser (wie Moller sagt: „mit vielen un-
nützen Worten nach der Ketzer Weise und voll Arglist") aus-
einandersetzte, wie man „in Freundschaft" die Abstellung der
Feste und Verehrung der Heiligen so wie auch der Messe von
ihnen verlange. Allein die Vorgeladenen schienen den Werth
der offerirten „Freundschaft" richtiger zu schätzen, als man ver-
muthet hatte; sie wiesen den wohlgemeinten Antrag einfach
zurück. In Folge dessen ward natürlich zur Gewalt ge-

schritten, und die Domkirche, wie schon erwähnt, gänzlich geschlossen. Es ist daher der 5. Juni 1529 höchst wahrscheinlich derjenige Tag gewesen, an welchem — für lange Zeit — die letzte Messe in Hamburg gelesen wurde.

XXX.

Blicke auf das revolutionirte Italien.

Nach englischen Berichten.

Zweiter Artikel.

„Uno, due e tre
Ed il Papa non è Re"

war schon längst, ehe Pius IX. zur Flucht nach Gaeta genöthigt wurde, die Devise der Republikaner und des in Rom aus allen Theilen des Kirchenstaates und andern Ländern zusammengeströmten Pöbels gewesen. Niemand hat wohl mehr den schnellen Wechsel der Volksgunst erfahren müssen, als gerade der gegenwärtige Stellvertreter jenes allein Unschuldigen, dem heute das Volk Palmen streute und Hosanna in excelsis zujauchzte, und wenige Tage darauf an's Kreuz forderte. Pius IX., der angebetete Liebling des Volkes, der sich nicht blicken lassen konnte, ohne daß ihm das Evviva Pio Nono entgegengetönt wäre, war nach und nach dem Volke gleichgültig geworden; kaum grüßte ihn Jemand, wenn er durch die Straßen Rom's fuhr, und zuletzt durfte er, auch ehe er Gefangener war, es nicht wagen, das Quirinal zu verlassen.

Es ist auffallend, daß selbst die wegen ihrer Loyalität bekannten Trasteveriner nicht einmal eine Demonstration zu

Gunsten ihres Fürsten gewagt haben, um so mehr, da Jedermann weiß, daß Einer von ihnen es mit Dreien von dießseits der Tiber aufnimmt. Allein diese Erscheinung erklärt sich leicht; die Revolution hatte durch ihre Zuzüge schon dafür gesorgt, daß von dießseits her zehn bis zwölf auf einen Trasteveriner kamen, während man auch bei der Austheilung der Waffen den jenseits belegenen Theil der Stadt sehr schlecht bedacht hatte. Zudem war es leider gelungen, unter den Trasteverinern selbst Zwietracht auszusäen, indem man einige Capi popolari für die Revolution gewonnen hatte. So konnte es auch geschehen, daß selbst in Trastevere Schaaren von Freiwilligen aus den Provinzen ihr Quartier aufschlagen durften. Eine Abtheilung derselben hatte in einem Schulgebäude sich niedergelassen, welches früher unter der Obsorge der Jesuiten gestanden war, und gab den ruhigen Bewohnern der Nachbarschaft durch den fürchterlichen Lärmen, den sie machte, Gelegenheit genug über die Änderung der Dinge nachzudenken. Mac Farlane hat in seinem Buche ebenfalls ein Zeugniß niedergelegt, in welchem sich die Gesinnung des bessern Theils des Volkes in Betreff der Jesuiten ausspricht. „Man mag sagen von den Jesuiten, was man will“, vernahm er hier, „sie waren die Freunde der Armen, sie waren die besten Freunde, die wir jemals hatten. Wer nahm unsere Kinder von der Straße auf, wer kleidete und erzog sie? Wer gab uns stets den besten Rath, wenn wir in Besorgnissen waren? Wer besuchte die Kranken und gab ihnen Arzneien, wenn die Hospitäler angefüllt waren und wir nichts erhalten konnten? Als die Cholera hier war, und unsere Priester und Mönche von Rom davonliefen, oder sich selbst vor Furcht in ihren Wohnungen absperrten, wer blieb auf seinem Posten? wer kam zu uns und stand an dem Bette der Kranken, tröstete die Sterbenden und betete für die Verstorbenen? die Jesuiten — e sieno benedetti, da per tutto dove trovano.“ Es versteht sich von selbst, daß es eine Uebertreibung ist, wenn allen andern Priestern und Klostergeistlichen eine so grobe Vernachlässigung ihrer Pflichten, deren Manche

sich schuldig gemacht haben mögen, vorgeworfen werden; aber Rom nur einigermaßen kennt, weiß es, daß die Je[s] die wahren Wohlthäter des römischen Volkes waren, nichts weniger, als die Behandlung verdient haben, die [i] zu Theil geworden ist. Denn sie und alle ihre Gebäude w[u] dem souverainen Pöbel Preis gegeben, und so weihte auch die Horde der sogenannten ersten römischen Legion (- gab es eine zweite —) das Collegio Romano, den Sitz g[e]licher Wissenschaft, mit Bacchanalien zu ihrem Haupt[quar]tier ein.

Daß unter dem immer mehr zunehmenden Revolut[ions]spektakel Rom zwar allerdings eine in hohem Grade b[...] Stadt wurde, ist der äußern Erscheinung nach richtig, innerlich nagte der Wurm der Zerstörung an dem ganzen [...]len Leben. Dem konnte begreiflicher Weise die Komödie [des] Parlaments keinen Einhalt thun, denn dieses befand sich bald unter dem Einflusse der Pöbelhaufen, die bei versch[iede]nen Veranlassungen in die Sitzungen der Deputirtenka[mmer] eindrangen, hier ihre Führer als Redner auftreten ließen, allen denen, die sich nicht unbedingt dem souverainen [...] unterwerfen wollten, als Verräthern, mit dem Tode dro[hten]. Man wird daher die Aeußerung eines angesehenen Römers natürlich finden, wenn er sagte: „Lieber wollte ich in [einer] Menagerie, in welcher alle wilde Bestien losgelassen sind, aufhalten, als Mitglied der Deputirtenkammer seyn." Alle Dinge mußten jedem ordnungsliebenden Manne herzlich [...]der werden, und man wird es dem allen Fremden in [...] wohlbekannten Mosaikhändler auf der Via Condotti nicht übeln, wenn er im Verdrusse über die „Menschenrechte", [...] ihn um Hab und Gut zu bringen drohten, ausrief: „No[n] rompete più la testa co'i vostri dritti dell'Uomo! Che d[...] Che fritti!" Ein gleiches Miserere, wie dieser Mosaikhä[ndler] stimmte aber die ganze Schaar von Kaufleuten und Krä[mern], von Hauseigenthümern und Gastwirthen und tausend A[...]

n, die in den früheren Zuständen ihre Wohlfahrt, in den gegenwärtigen ihren Ruin gefunden hatten.

Nur einige Klassen von Gewerbsleuten fanden bei der neuen Gestaltung der Dinge ihre Rechnung, insbesondere die Fabrikanten von Kappen, die wesentlich der Ausdruck der Gesinnungstüchtigkeit wurden, und mehr noch als alle Andern diejenigen Buchhändler, welche sich dazu hergaben, das anlockende Gift, welches die revolutionäre, sittenlose Presse Frankreichs und die ihr nachäffende Italiens ausspie, zu verbreiten. Dieß waren die Segnungen der Preßfreiheit für Italien, und es ist unbegreiflich, wie der katholische Lord Beaumont (in seinem Buche: Austria and Central Italy) sich selbst so täuschen konnte, von der Preßfreiheit sich Heil für Italien zu versprechen. Er hoffte freilich, daß auf diesem Wege die Werke von Hume, Gibbon und der Lady Morgan sehr viel Gutes auf der Halbinsel wirken würden, und hat an die französische „Bordellliteratur" nicht gedacht; aber welcher Katholik kann auch nur von Hume's Verdrehung der englischen Geschichte eine wahre Aufklärung sich erwarten. Ueberhaupt scheint der edle Lord, der sich obenein sehr von seiner Abneigung gegen Oesterreich leiten läßt, in Betreff Italiens von ganz utopischen Vorstellungen befangen zu seyn, und hat die Dinge alle nur im rosenfarbensten Lichte gesehen; nach ihm schwebte der Papst in keiner Gefahr, und hätte gar nicht nöthig gehabt, zu fliehen. Des Papstes Premier-Minister war in der Kammer ermordet worden, seine Truppen hatten ihn verlassen, sein Palast war von Artillerie umringt, die Thore desselben verbrannt, sein Secretair an seiner Seite getödtet, er aber nachzugeben genöthigt, und die Barrikadenhelden zu empfangen; seine Macht war so gebrochen, daß er, indem er ruhig eine der Kugeln aufnahm, welche auf dem Boden lagen, nur noch mit dem Worte: „Bewahret die Liebe des römischen Volkes gegen Unsere geheiligte Person", gegen alles Dieses Protest einlegen konnte. Und das nennt Lord Beaumont keine Gefahr, und verspricht sich von solchen Zuständen

eine glückliche Zukunft für Italien, wenn nur alle bedeut-
den Städte der Halbinsel, Rom mit eingeschlossen, republi-
nische Verfassungen, wie im Mittelalter, erhalten würden
jede dieser Städte sollte nach diesem Projecte ihre Kam-
Präsidenten, Minister und einen Vollziehungsausschuß hab-
über ganz Italien aber der Großherzog von Toscana
Statthalter mit verantwortlichen Ministern und einem „Ber-
gesetzt werden, der abwechselnd zu Bologna, Florenz und
seine Sitzungen zu halten hätte.

Kann man sich wohl etwas Abgeschmackteres denk-
Mit Recht hält das Quaterly Review dem edlen Lord en-
gen: was er wohl dazu sagen würde, wenn irgend ein
England reisender Florentiner von den Parteikämpfen,
sie daselbst statt finden, die Veranlassung hernähme, den
ländern vorzuschlagen, sie möchten zu der alten Lan-
aus der Zeit der Heptarchie zurückkehren, ein Witenage-
das abwechselnd zu Ipswich, Colchester und London
Sitzungen zu halten, einführen, und den Herzog von
bridge zum erblichen Sprecher dieses Hauses erwählen.
das Auffallendste an jenen Vorschlägen ist das, daß der
tholische Lord so ohne Weiteres mit der weltlichen Herrsch-
des Papstes fertig, und in der That von einem protestanti-
Recensenten auf eine beschämende Weise zurückgewiesen
Bei solchen Ansichten ist es freilich sehr wohl zu verstehen,
Jener sich mit allen Maßregeln der päpstlichen Regierung,
mit denen in der Zeit, wo der Papst gar nicht mehr
Hand hatte, völlig einverstanden erklärt.

Es wird hier an der Stelle seyn, einen Rückblick auf
Gang dieser verschiedenen Regierungsmaßregeln zu werfen.

Der Cardinal Mastai Ferretti wurde nach dem kürze-
Conclave, welches seit der Zeit Gregor's XIII. (1572) geh-
ten worden, am 16. Juni 1846 zum Papste erwählt. Ein
seiner ersten Acte athmete Liebe und Milde, es war die all-
meine Amnestie der politischen Verbrecher mit Ausschluß v

benzig, die sich daneben noch andere Delikte hatten zu Schulden kommen lassen. Es ist bekannt, welch allgemeine Freude diese Maßregel des Papstes in ganz Italien erregte; allein gar bald wurde die Güte des heiligen Vaters gemißbraucht; und die rastlosen Wühler glaubten, es sei für sie die günstige Gelegenheit gekommen, den von ihnen beabsichtigten Umsturz der socialen Ordnung so vorzubereiten, daß es, so bald das Werk reif sei, nur noch eines kleinen Anstoßes bedürfe, um alle Throne Italiens, als der Freiheit nachtheilig, über den Haufen zu werfen. Es begann die Zeit der politischen Demonstrationen, Processionen, Fahnen, Inschriften, Bänder, Cocarden; dazu kamen Verdächtigungen einzelner Personen, als der Freiheit des Volkes ungünstig, insbesondere auch der Schweizertruppen; der österreichische und russische Consul zu Ancona wurden persönlich auf der Straße insultirt. Am wenigsten aber lohnten die Amnestirten dem Papste die ihnen erwiesene Wohlthat; sie kehrten aus ihrem Exil bloß zu dem Zwecke zurück, um thätig an dem Umsturze mitzuarbeiten. Als die Gefahr immer drohender wurde, und der Papst unstreitig daran dachte, sich nach einer wirksamen Hülfe bei dem natürlichen Beschützer Italiens umzusehen, glaubte man von der andern Seite her — und dieß waren auch die Ansichten des stets mit Lord Palmerston direkt correspondirenden englischen Consuls Freeborn in Rom — durch ein übliches Manöver zuvorkommen zu müssen: durch die Errichtung der Nationalgarde nämlich, was dort eben so viel hieß, als Bewaffnung Derer, denen man, wenn sie Waffen gehabt hätten, sie hätte nehmen sollen. Cardinal Gizzi vermochte keinen Widerstand zu leisten; als man aber die Nationalgarde auch in den Provinzen organisiren wollte und er dieß nicht zu hindern vermochte, dankte er ab.

Von diesem Augenblicke an war der Revolution kein Widerstand mehr entgegenzusetzen; um das Unglück vollständig zu machen, kamen noch die bekannten Vorfälle von Ferrara hinzu. Die englischen Agenten lobten die „Mäßigkeit“ des Cardinal Ciacchi und das „weise und politische“ Benehmen der Populace von

Ferrara, und der arme Papst wurde genöthigt, die Sch
des Delegaten zu genehmigen und — worauf es die Rev
tion abgesehen hatte — in eine feindliche Stellung zu Oe
reich zu treten.

Daß mit diesen Gange der Dinge bei allen denen eine g
Unzufriedenheit herrschte, welche nicht von dem Taumel der
volution ergriffen waren, versteht sich von selbst. Allein trotz
daß diese Personen sich völlig ruhig verhielten, war es schon
Verbrechen, daß sie nur solche Gedanken hegten. Es e
allen solchen Personen gewöhnlich so, wie dem trotz allen
würfen schweigsamen Manne, dem der Berliner Polizei-Com
sär zurief: „Er raisonnirt inwendig!" So wurde auch von
Wühlern, denen die blosse Meinungsverschiedenheit ein Ve
chen war, das Gerücht ausgesprengt, es sey in Rom eine
schwörung der Reactionäre angezettelt worden. Ob auch
ein Mensch in Wahrheit daran geglaubt hat, steht sehr be
indeß die Lüge erreichte ihren Zweck: eine Menge friedlicher Bü
deren Namen man in öffentlichen Anschlägen dem Pöbel m
getheilt hatte, sahen sich genöthigt, zur Sicherung ihres Leb
die Stadt zu verlassen.

In Rom selbst sollte bald alle Gewalt in die Hände d
Pöbels kommen, dessen Leitung damals noch jener Angelo Bru
netti, mehr unter dem Namen Ciceruvacchio bekannt, in s
Händen hatte. Dieser Mann, bereits vorgerückt an Jahr
seinem Gewerbe nach ein sogenannter Mercante di campagn
Groß- und zugleich Kleinhändler mit Korn, Erbsen und He
hatte sich dadurch, so wie durch Geschäfte mit Bauholz e
ansehnliches Vermögen erworben. Ob er am Anfang schon
Mitglied einer politischen Sekte aufgenommen war oder nicht,
unbekannt, so viel aber ist gewiß, daß er bald ein vielverspr
chender Adept und endlich ein thätiger Leiter wurde. „Die
roh in seiner äussern Erscheinung, in seinen Manieren und Si
ten, und ohne alle Erziehung, konnte er mit seinem ungeschick
und rohen Benehmen auch seine eigenen Landsleute nicht tä

, die gar bald seinen rastlosen Ehrgeiz und die unter einem
ßeren, welches nicht gerade die Laster der Verfeinerung ver-
igte, lauernde Treulosigkeit durchschauten. Dieser Mann er-
n in seiner bäuerlichen Kleidung und mit aufgestreiften Hemd-
eln in der Versammlung des clericalischen und politischen
schwörers und sogar an der Tafel des verschwenderischen Edel-
nes. Seine unbeschränkte Herrschaft über den Pöbel verlieh
eine mächtige Stimme bei jeder Berathung und machte ihn
zum geeigneten Bundesgenossen der Clubbs", an welche jetzt
Regierungsgewalt übergegangen war. Diese Clubbs, der Cir-
Romano — ehedem eine literarische Gesellschaft — und der
mehr democratische Circolo Populare nöthigten den Papst,
Ministerium nach dem andern zu entlassen und schrieben
selbst die Mitglieder desselben vor. Auf Gizzi war Ferretti,
diesen Antonelli gefolgt; ihm hatten die Clubbs die Colle-
beigestellt. Unter diesen befand sich namentlich der Prinz
Teano, der so sehr er auch im Uebrigen die für einen
ster erforderlichen Eigenschaften vereinigt haben mag, sich
selbst sehr bald, nachdem er sich überzeugt hatte, daß un-
der Clubbherrschaft keine Regierung möglich sey, in der
e sah, das Portefeuille wiederum niederzulegen. Seit dieser
wurde eine Concession nach der andern dem Papste ab-
ungen und die Herrschaft über Rom stieg in immer tiefere
hten der Gesellschaft hinab. Es bedarf keiner Erwähnung,
unter solchen Verhältnissen an eine Verbesserung derjeni-
wirklichen Mißstände, an welchen die frühere Verwaltung
iten haben mochte, in keinerlei Weise die Rede war. Dieß war
vom Anfange an nicht das Ziel der Bewegung gewesen,
denn die Revolution war der Zweck und das Mittel, welches
Italien mit größerm Erfolg als anderwärts seine Anwendung
den konnte. Denn, die Bemerkung ist gewiß nicht unrichtig:
die Italiener haben weniger als irgend ein anders Volk eine
rmte Liebe zur Gerechtigkeit und selbst die Abneigung ge-
n die Oesterreicher entsprang weit mehr aus deren Ordnung,

Methode und strenger Unpartheilichkeit als aus irgend ei
Mangel ihrer Regierung."

Zu der Kriegserklärung gegen die Oesterreicher war Papst nicht mehr zu bringen gewesen; man gab dem Vo verstehen, die Ursachen davon seyen die Einflüsterung Cardinäle, insbesondere Antonelli's, der, ein Mann von Mäßigung und Geschicklichkeit, noch immer an der Sp Cabinets ausgeharrt hatte, obgleich man ihm die gefähr Collegen aufgedrungen hatte. Auf den Prinzen von Te der unter Gregor XVI. zum Tode verurtheilte und Gefängniß begnadigte, von Pius IX. amnestirte Galetti ten, der seinem Herrn für die erwiesene Wohlthat damit daß er der erste war, welcher nachmals in der Consti den Antrag auf dessen Absetzung stellte. Jetzt kam es vor darauf an, Antonelli zu stürzen. Ciceruvacchio instruirte Pöbel, den Papst, wenn er sich sehen lasse, völlig zu ig „damit er lerne, daß er von dem Volke allein abhänge." rauf wurde eine große Versammlung des Circolo Popola dem Cafè delle belle Arti angesetzt, wo jener Volks nachdem mancherlei andere verschiedene zu ergreifende Ma vorgeschlagen worden waren, geradezu sagte: „das sind Worte, aber was nützen sie, während wir von Priestern alten Weibern geknechtet werden? Ich bin dafür, daß Flecken in ein wenig Blut ausgewaschen werde. Man Cardinäle vor das Tribunal des Volkes und sie mög Strafe derer erleiden, die ihr Vaterland verrathen." Unter donnernden Beifallsrufe setzte er sich nieder, worauf ein deres Mitglied aufstand und sprach: „Ich billige ganz trag des ehrenwerthen Bürgers, aber derselbe hat sein rigkeit in der Ausführung; das Volk ist in politischer tät kaum hinlänglich vorgeschritten, um ihn zu billigen. schlage als eine vorbereitende Maßregel vor, daß die Car von dieser Versammlung angeklagt und auf ihren Zimmern fangen gehalten und bewacht werden sollen." Einstimmig w dieser Vorschlag angenommen und alsbald jedem Cardin

Wache von Nationalgardisten gegeben; mehreren gelang es entkommen. Ciceruacchio aber trat ans Fenster, und redete auf dem Corso versammelten Volkshaufen an: „Wollt Ihr wohl zu Eurem Minister?" Verblüfft gab der Pöbel keine ...rt. „Ich sage, seyd Ihr Willens, daß irgend ein Prie- ...roth oder schwarz, die Macht behalten solle, Euch zu ver- ...n?" Einige Stimmen riefen: „Nein, Nein!" Wen also wollt ...? Man rief: „Mammiani!" und die Namen einiger noch ...andeerer Personen; das neue Ministerium war somit ... und wurde alsbald vom Papste bestätigt.

Aber auch dieses Ministerium war von keiner langen ...er, bald trat ein noch radicaleres an seine Stelle. Die ... größer werdende Anarchie öffnete endlich doch selbst eini... Fortschrittsmännern die Augen und man fing an, ... drohenden Gefahren klar zu werden. Dieß gab ...ranlassung zu der Erhebung Rossi's an die Spitze der ...ltung. Auf ihn setzten alle ordnungsliebenden Leute ihre ...ng. Allein man täuschte sich, wenn nicht in seiner Per- ... doch in der Möglichkeit die Ordnung wiederherzustellen; ...lte an den Mitteln. Zwar waren viele unruhige Köpfe den „Kreuzzug gegen die Barbaren" ausgezogen, allein auch Schweizerregimenter hatten mit marschiren müssen, und so ...ch Rossi sich ausser Stande zu helfen. Dessen ungeachtet ...en die Demokraten, sich seiner entledigen zu müssen und ... bald nach seiner Ernennung zum Minister war sein Tod ...n Clubbs beschlossen worden. Am 6. Nov. zog in einem ...aus zu Bologna ein Mann die Uhr aus der Tasche und ... „Jetzt ist Rossi ermordet!" Und so war's. Drei Bandi- ... Namen in Rom allgemein bekannt sind, hatten ihm ...ert. Einer von ihnen wurde von dem Pöbel auf den ...rn herumgetragen, das blutige Messer voran, während Speranza d'Italia patriotische Lieder sang.

Nachdem der Revolution dieses Opfer gefallen, lechzte sie ... dem Blute des Papstes; das Quirinal wurde belagert,

beschossen, des Papstes Secretär an seiner Seite getödtet, und sicher hätte er selbst sein Leben durch eine meuchlerische Kugel oder vielleicht gar durch einen Act der Justiz des souveränen Volkes eingebüßt, wenn es ihm nicht durch die Beihilfe d[illegible] bayerischen und französischen Gesandten, gelungen wäre zu fliehen. Diese Flucht des Papstes gehört zu den interess[illegible] Episoden des italienischen Revolutionsdrama's. Durch den Be[illegible] such des französischen Gesandten beim Papste wurde dieser [illegible] den Stand gesetzt, unbemerkt und in Verkleidung die [illegible] unbewachte Pforte des Quirinals zu gewinnen; aber [illegible] zwanzig Jahren war sie verschlossen gewesen, und beinahe eine halbe Stunde brachte man vergeblich damit zu, sie zu öffnen. Unterdessen wartete, die Minuten zählend, Graf Spaur mit einem kleinen Wagen am Colosseum. Endlich kam der Pa[illegible] man erreichte Albano, fuhr um die Stadt herum und erwart[illegible] jenseits derselben die Gräfin, welche sich zuvor schon dort[illegible] begeben hatte, mit ihrem Wagen. Als sie kam erblickte sie den Papst und ihren Gemahl in der Umgebung von acht Gens[illegible] darmen und Alles schien verrathen. Indessen die Gensdarm[illegible] hatten keine Ahnung davon, mit wem sie sprachen; sie hat[illegible] Auskunft über den Weg nach Velletri gegeben, den man [illegible] mehr antrat. Glücklich wurde die neapolitanische Gränze er[illegible] und es ist nicht unwahrscheinlich, daß in der den Wagen [illegible] der ersten Poststation umgebenden Menge Einer den [illegible] erkannte, indem er gar oft mit dem Finger auf ihn wies: Qu[illegible] Questo! Vor Molo di Gaeta begegnete man dem Ca[illegible] Antonelli, der mit dem Grafen Spaur den Paß ta[illegible] und während dieser schnell seine Reise nach Neapel fort[illegible] fast die Veranlassung geworden wäre, daß die Polizei zu [illegible] sich der ganzen Gesellschaft bemächtigt hätte. Der Poli[illegible] sident selbst war nämlich ein Schweizer und mußte zu [illegible] größten Verwunderung wahrnehmen, daß der vermeintliche [illegible] Spaur kein einziges Wörtchen deutsch sprach. Es ist be[illegible] mit welcher Freude König Ferdinand erfüllt wurde, den [illegible] in seinem Staate in Sicherheit zu wissen und in welcher

[illegible] di Gaeta sich begab, um dort den heiligen Va- [illegible]. —

[illegible] hatte sich in Rom ein im Namen der Depu- [illegible] unter der Leitung von Sterbini, Mammiani, [illegible] und Galletti, als Ministern, ein Regiment etablirt, [illegible] nur den Zusammentritt der Constituante erwartete, um [illegible] blik zu proklamiren. Diese Periode der Geschichte [illegible] der Flucht des Papstes bis zur Einnahme der ewi- [illegible] durch den modernen Brennus wird den Inhalt des [illegible] Artikels bilden.

XXXI.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 16. Februar 1850.

[illegible] jüngste Abschnitt aus der constitutionellen Geschichte [illegible], welcher mit dem 7. Januar beginnt und mit dem [illegible] endet, ist eine der lehrreichsten und merkwürdigsten [illegible] im Entwickelungsprozesse des modernen Repräsentativ- [illegible] überhaupt, und des „preußisch constitutionellen Lebens“ [illegible]. Am 5. Dezember 1848 hatte bekanntlich die [illegible], nachdem sie mit Heeresgewalt den Aufruhr er- [illegible] gebändigt hatte, dem Lande Preußen eine nach [illegible] der belgischen Verfassung gegossene Charte ver- [illegible] diese der constituirenden (wie es dießmal hieß: revidi- [illegible]) Versammlung in Berlin vorgelegt, welche nach vielfachen [illegible] ihr Werk in der Weise vollendete, daß es dabei im We- [illegible] sein unverändertes Bewenden behielt. Nach dem ge- [illegible] constitutionellen Geschäftsgange hätte nun der König

den herkömmlichen constitutionellen Eidschwur leisten müssen, die Charte wäre dann, insoweit davon bei modernen Constitutions-urkunden überhaupt die Rede sein kann, auf so lange in's Le-ben getreten, bis die Natur der Dinge, oder eine neue Re-lution, sie wieder von der Bühne verdrängt hätte. In P-ßen jedoch traten diesem gewöhnlichen Weltlaufe einige hi-sorische Hindernisse in den Weg. Seit den ersten Tagen Jahres begann ein dunkles Gerücht in immer deutlichern rissen Gestalt zu gewinnen: der König habe Gewissensbe-lichkeiten. Nachdem er so oft und in so feierlichen Betheu-gen dem modernen Constitutionalismus abgesagt, nachdem noch auf dem vereinigten Landtage erklärt hatte, wie er und nimmer zugeben könne, daß sich ein Papier zwischen und Gott dränge, wolle er jetzt seiner Seelen Se-nicht an die vielleicht unmögliche, und jedenfalls noch versuchte Beobachtung einer Urkunde binden, von der die Kr-zeitung — (mit welchem Rechte ist uns unbekannt, aber der Charte vom 5. Dez. lag nichts, was dieser Behau-widersprochen hätte!) — wovon, sagen wir, die Kreuzzeitung harrlich die Versicherung wiederholte: sie sei ein Elaborat befannten Demokratenhäuptlings Waldeck, desselben, der Kurzem noch, nach erfolgter Freisprechung, gezogen von Auswurfe der revolutionären Hauptstadt, seinen Triu-durch die Straßen Berlins gehalten hatte. Vorbereitet solche Erwartungen erfolgte am 7. Januar eine „königliche schaft" an die Kammern, in welcher fünfzehn Abänder-und Ergänzungen der, von der Krone selbst octroyirten, beiden Kammern nach den Dimensionen der Länge, Breite Tiefe bereits hinlänglich durchdebattirten Verfassungsur-den Volksvertretern zur nochmaligen Discussion vorgelegt den. Das Wesentlichste derselben war ein ziemlich und schwacher Versuch: außer den bestehenden, die Er-tung neuer Familienfideicommisse zu retten; ein Entwurf: Ministerverantwortlichkeit des Repräsentativsystems durch

e Lesart: „die Minister sind dem Könige und dem
de verantwortlich *)," unvermerkt einen neuen Sinn unter-
hieben; ferner ein Anlauf zur Gründung einer preußischen
rie, und endlich der Antrag: daß der Gesetzgebung gestattet
solle einen besondern, für Hochverrath und andere Verbre-
gegen die innere und äußere Sicherheit des Staates zu-
digen Gerichtshof zu schaffen. Daß die Minister mit der
ahme oder Nichtannahme dieser Vorschläge, welche die
gleichgesinnten als Ultimatum der Krone geltend zu machen
die Mühe gaben, stehen und fallen würden, dieß wurde
genug zu wiederholten Malen ausgesprochen.

Wir unsererseits haben den Jubel und die Freude der
zeitung über den eben bezeichneten Schritt, so wie die
artungen nicht begreifen können, welche dieses sonst so in-
ente Organ an die königlichen Anträge knüpfte, selbst wenn
unbedingte Annahme zu erwarten gewesen wäre. Dage-
haben wir unsere volle und herzliche Zustimmung einer
ffentlichung nicht versagen können, in welcher Herr V. A.
er in dem Theile der Kreuzzeitung, für welchen die Redac-
sich nicht verantwortlich erklärt, mithin wie es scheint im
erspruche mit seiner Partei, seine Ansicht über die Bedeu-
der oben erwähnten Propositionen ohne den mindesten
halt aussprach.

„Es liegt, heißt es dort, den Ständen ein königliches Ulti-
um in der Verfassungsfrage vor — denn auch nur die Mög-
it, daß davon wieder etwas abgehandelt, abgeschwindelt und
trezt werden könnte, wollen wir nicht denken — so wenig
ie zu den Verehrern der gegenwärtigen Räthe des Königs ge-

*) Augenscheinlich bietet diese Fassung einen Doppelsinn. Sollten so-
wohl die Krone als die Kammern, jedes für seinen Theil, eine
Ministeranklage erheben können? oder: sollte die Nothwendigkeit
begründet werden, daß die Anklage nur aus dem Einverständ-
nisse der Krone und der beiden Kammern hervorgehen dürfe?

hört haben. Wohlan — wenn nun die Stände diese Prop [illegible] annehmen — was dann? Dann haben wir eine Ve [illegible] welche trotz aller Zusätze und Emendationen im Wesentli [illegible] Gebrechen, alle Widersprüche, alle Unmöglichkeiten, alle [illegible] heiten, alle Confusionen, alle unfruchtbaren Reibungen un [illegible] nungen, alle falschen Wehen des französischen Restaurati [illegible] stitutionalismus verbürgt — und damit das unabweisl [illegible] lich dürfniß der constitutionellen Corruptionsschmiere, [illegible] Maschine im Gang zu erhalten — so lange es dau [illegible] Oder meint man z. B. mit einer solchen Pairskam [illegible] mer mehr beschafft und gewahrt, als mit jener der französisch [illegible] non vérité oder vérité? Nicht als wenn es an den ma [illegible] und socialen Elementen zu einer wirklichen Aristokratie fe [illegible] Aber was helfen die ohne den wahrhaft aristokratischen Ge [illegible] Geist, ohne das Bewußtsein der Aufgabe, der Pflichten, [illegible] unsere Zeit einer wahren, lebendigen, lebensfähigen Ari [illegible] auf dem weiten Felde der socialen Fragen anweist? [illegible] dens aber suchen wir nach den Männern dieses Bewußtseins [illegible] den in vieler Hinsicht ohne Zweifel sehr ehrenwerthen, [illegible] nenden und begabten Notabilitäten des hohen Land- und [illegible] Adels, des hohen Staatsdienstes, der hohen Wissenschaft, des [illegible] sen Besitzes, die sich bei diesen Schöpfungsarbeiten legislat [illegible] theiligen, oder die man dabei im Auge haben mag."

„Aber ist damit Alles gesagt? Würde das von so vielen [illegible] wohlgesinnten als gedankenlosen Patrioten heiß erwünschte Zu [illegible] ner Annahme jenes Ultimatums wirklich Preußen nur [illegible] Fluch und Schaden einer solchen Verfassung bringen? Ge [illegible] nicht; sondern die bei weitem verderblichste Bedeutung der [illegible] würde in dem an die Annahme geknüpften Eid auf diese Ve [illegible] fung liegen. Sie würde darin liegen, daß wir nicht blos [illegible] die wichtigsten Punkte des Staatslebens in bedenklichster, ge [illegible] lichster, verkehrtester Weise feststehendes Gesetz erhalten [illegible] dem wir zu gehorchen haben würden, wie jedem andern [illegible] oder schlechten einzelnen Gesetze — mit aller Freiheit durch [illegible] liche Mittel seine Zurücknahme oder Verbesserung zu be [illegible] mit allem bona fide Vorbehalt des ultra posse nemo o [illegible] tur; sondern die Beamten, und vor Allem unser theurer [illegible]

ü, würden mit ihrer Seelen Seligkeit an dieses specielle ... und seinen todten Buchstaben, mit Ausschluß aller andern ... Rechte und Rechtsgrundlagen gebunden seyn. Der ... schwört aber hier nicht bloß in seinem und seines hohen ..., sondern auch in seines Volkes Namen den Eid der ... des Gehorsams an und gegen die Revolution — er ... mit seiner Seelen Seligkeit dafür einzustehen, daß die todt... Frucht der Revolution leben und gedeihen, daß die dürre ... des constitutionellen Freiheitsbaumes Wurzeln schlagen und ... solle! Es gehört zwar — wir wissen es — wenig ... und Gewandtheit dazu, um diese entsetzliche, ruchlose, ... und Volk in seinem innersten Seelen- und Gemüthsleben, ... gegenseitigen freien Treue zerrüttende Bedeutung seines Eides ... dürren Verstand wegzudeuten, zu verhüllen. Man ... z. B. sagen: der Eid hat für Jeden nur die Kraft und ..., die er ihm zugesteht, und es kann sich Jeder in die... Sinne ausdrücklich oder stillschweigend verwahren; man kann ... . aber was man auch sagen mag: wo noch im ... und bei Einzelnen ein lebendiger Kern der christlichen Treue ... Gott und gegen den König, ein Rest von Bewußtseyn ... ... des Eides ist, da wird sich gegen alle diese wohl- oder ... gemeinten Beruhigungen eine ernste Stimme erheben, die laut ... deutlich sagt: „„es ist doch nicht so, — es ist doch die Re... ..., der wir und der König hier den Huldigungseid schwören ...! Es ist nicht so, wie ihr es versteht oder glauben machen ... eben weil die Revolution, die allein den Eid fordert, ihn ... — ihn gerade so fordert und versteht, wie wir ihn ver...

... Revolution aber die Eide versteht und hält, die ... vollkommen und immer bereit ist, das hat das ... 1848 auch dem Stumpfsinnigsten gezeigt; wie sie den Eid ..., und warum sie so großen Werth auf den Eid legt, den ... dem Könige und seinen Dienern fordert — das ergibt ... handgreiflich genug aus dem Geständniß, welches die sechs ... Führer des „„ächten Constitutionalismus““ jetzt nicht ... zurückhalten, und womit sie nur bestätigen, was wir seit ... bezeugt: das Volk verabscheut (von links oder rechts,

gleichviel!) entweder diesen Constitutionalismus, oder es frägt Nichts darnach; er hat keine Wurzel, keine Stütze im Volk. — Der König ist die einzige wirkliche Macht, von der die Verwirklichung dieser Phrasen und Doctrinen ausgehen kann, und eben deßhalb soll der König ihn auf seine Seele nehmen; er soll sein Volk allmählig in dieses heillose Treiben hineinziehen und hineinzwingen!"

„Aber genug über diese nach allen Erfahrungen der neuen Zeit bei uns und anderwärts und bei der ganzen Lage der Dinge unerhörte Zumuthung eines wahrhaft monströsen Eides!"

„Kein Mensch jedenfalls wird im Ernst die Thatsache leugnen, daß das Volk, was Nichts von dieser Verfassung wissen will, noch viel weniger etwas von einem solchen Eide des Königs oder seiner Diener auf diese Verfassung wissen will."

„Und das Volk hat ein Recht an die Seele des Königs, welche im gewissen Sinne die Seele des Volks ist!"

„Ist dieser Eid nun die schlimmste Frucht, die von dem Annehmen der Stände zu erwarten — und Gott verzeihe es denen, auf deren Rath und Einfluß diese Bedingung gestellt, diese Möglichkeit eröffnet worden! — so wird eben die Entbindung von dieser Bedingung, die Vermeidung dieses Eides eine hoffentlich sichere Frucht des Ablehnens seyn."

„Denn darüber, daß der König dann auch nicht an diese Bedingung gebunden wäre, daß er dann den Eid nicht zu leisten brauchte — wollen wir kein Wort verlieren. Ja, wir sehen das einzige — wenn auch wahrscheinlich absichtlose wahre und unbewußte — politische Verdienst dieses Ultimatums darin, daß es die moderirte Revolution den Hörnern einer unerbittlichen Alternative gegenüberstellt. Entweder sie müssen sich durch Annehmen vollends um allen Credit bringen und an ihren eigenen Phrasen, worin sie sich verfitzt haben, ersticken; oder sie müssen den König der ihm aufgedrungenen Verbindlichkeit des Eides entheben."

„Wir glauben und hoffen, daß der „„ächte Constitutionalismus"" noch genug politischen Stolz, Ehre, Eitelkeit

in seinem Sinne) und zu wenig politische Klugheit haben wird, um sich nicht für die zweite Alternative zu entscheiden!"

"Also Ablehnen! — Und dann? Nun dann wird im besten Falle der König und das Volk noch eine Frist ernsten Nachdenkens über die Frage gewinnen: wie weit der König überhaupt unter diesen Umständen an dieß Verfassungsgesetz — wie weit an das Recht und die Pflicht einer neuen Revision gebunden sein kann? Woran sich dann begreiflich auch die Revision der deutschen Frage knüpfen würde."

"Im schlimmsten Fall aber und als geringern, aber doch noch immer unermeßlich großen Vortheil würde sich aus diesem Ablehnen — vorausgesetzt, daß die Räthe des Königs nicht völlig und unverbesserlich bethört und verblendet sind — ergeben: daß der König und das Volk diese Verfassung eben nur als ein schlechtes Gesetz über sich ergehen lassen müßten, wie so manche andere schlechte oder mittelmäßige Gesetze — so lange es dem beliebt, so weit es ausführbar und bis ein besseres auf gesetzmäßigem Wege an dessen Stelle getreten ist. Wer den Unterschied zwischen einem solchen Gesetz und einer im Sinne der Revolution beschworenen Verfassung nicht begreift oder leugnet, mit dem haben wir kein Wort zu verlieren. Das Volk begreift oder fühlt ihn jedenfalls sehr gut — und die Revolution auch!"

Wir haben, — der geneigte Leser wird sich dessen wohl noch erinnern! — mit diesem Schriftsteller in vergangenen Tagen mehr als eine scharfe Lanze gebrochen. Wären wir von jener Unversöhnlichkeit durchsäuert, wie sie z. B. in Frankreich unter allen Parteien hergebracht ist, so würden wir wahrlich die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ihm herbe Vorhaltungen zu machen. Wir würden vielleicht ihn und seine Partei anschuldigen: durch ein überschwängliches Preußenthum, welches seine Adepten taub gegen alle Warnungen Derer machte, die außerhalb des Zauberkreises ihrer Täuschungen standen, den Sinn des Königs umwölkt, ihm den Blick in die wirkliche Lage der Dinge verbaut, und so die Krisen vorbereitet und näher gerückt zu haben, die jetzt mit unwiderstehlicher Gewalt

über Preußen hereingebrochen sind. Dergleichen „un
Vorhaltungen liegen uns jedoch heute wahrlich ferner.
Wir sind zufrieden, wenn Herr V. A. H. sich erin
wir ihm vor vielen Jahren schon ein bedenkliches
für Preußens Zukunft stellten, und wiederholen heute,
unser Wort eingetroffen, was wir damals sagten: d
wie *er* wähnte, blinder Haß gegen Preußen es war,
inspirirte. Uebrigens zollen umgekehrt auch wir der
oben mitgetheilten Artikel ausgesprochenen Gesinnung
V. A. H. gerne diejenige Achtung, welche rückhalt
fenheit und entschiedenem Muthe von Gottes- und R
gen zu allen Zeiten, doppelt aber in einem Augenblicke
wo feige Gesinnungslosigkeit, schmählicher Eigennu
Selbstverläugnung aus Niedertracht nahezu die herrsch
politische Religion des Tages geworden sind. Daß wir
recht kräftig hervortretende Ausnahme von dieser Regel an
einem Manne zu ehren und anzuerkennen haben, der vor
Revolution in den Reihen unserer bittersten Gegner käm
und *heute* vielleicht noch lange nicht auf unserer Seite
dieß zählen wir mit aufrichtiger Freude zu *unsern* Err
schaften.

Kehren wir jedoch zu unserer oben unterbrochenen, neue-
sten Geschichte des Constitutionalismus zurück. Die königlichen
Vorschläge wurden, wenn wir auf den thatsächlichen Erfolg
sehen, — in mehreren wesentlichen Punkten *nicht* angenom-
men. Insbesondere schlug der Plan, die constitutionelle Mi-
nisterverantwortlichkeit umzudeuten, gründlich fehl. Die Er-
richtung eines besondern Staatsgerichtshofes blieb freilich der
künftigen Gesetzgebung vorbehalten, — (es will uns bedünken,
daß Krone und beide Kammern dazu nicht einmal der Erlaub-
niß der gegenwärtigen Constituante bedurft hätten!) — aber,
wird hinzugefügt: es dürfe die neue Justizstelle auch nur ein
Schwurgericht seyn, dessen unerträglichen Nachtheilen bei
der Aburtheilung politischer Verbrecher die Krone ja eben durch

Vorschläge hatte entgehen wollen. Das beschämendste
zniß aber: in welchem Maße diesem Geschlechte die ein-
ken Begriffe von natürlicher Freiheit der Person und des
thums abhanden gekommen seyn müssen, haben die Ver-
Volksvertreter in beiden Kammern dadurch abgelegt: daß
r despotischen Gesetzeszwang hartnäckig aufrecht erhielten,
r schlechterdings keine Fideicommisse gestatten will; eine
:bdung, welche, im Geiste der Revolution, die Gleich-
cht als Gleichheit der Freiheit, sondern der einzwängen-
schränkung und Knechtschaft faßt. Dumpfsinniger Haß
:id gegen den Adel, und Befehdung des stetigen, untheil-
Bodenreichthums, als Mutter jedes künftigen Adels,
Nachäfferei der in der ersten französischen Revolution
enen Beispiele, und landübliche Gedankenlosigkeit haben
u gleichen Theilen den weisen Spruch zu vertreten. Wie
daneben die von Revolutions- und Volksgnaden bewilligte
sie (ohne Fideicommisse) ausnehmen wird, die mit dem 7.
August 1852 (gewissermaßen post festum!) in's Leben treten
, darüber werden die Jahrbücher der künftigen parlamenta-
ischen Geschichte Preußens Aufschluß geben *).

Je kühner die Hoffnungen gewesen waren, welche die
Partei der Kreuzzeitung beim Erscheinen der königlichen Bot-
schaft auf ein Sichermannen des Königthums in Preußen ge-
st hatte, desto tiefer war nach dieser Enttäuschung ihre Nie-
rgeschlagenheit.

„Die Schuld dieses kläglichen Ausgangs des kühnen Zuges, sagt
eses Blatt, womit die Krone siegreich in's Feld rückte, wen trifft sie, oder
elmehr, wen trifft sie nicht? Von den streitenden Parteien schrei-
n zwei sich den Sieg zu: das Ministerium, indem es sich rühmt,

*) Eine königliche Botschaft vom 31. Januar, welche sich mit diesem
Ausgange befriedigt erklärt, eröffnet dennoch die Aussicht auf Vor-
lage eines neuen Gesetzvorschlages in Betreff der Familienfideicom-
misse.

den Irrlehren der Charte noch vor Thores Schluß gesundere …
cipien entgegengesetzt zu haben, — die Alt-Constitutionellen …
dem sie behaupten, daß ihr Widerspruch die Königliche B…
ihres Kerns beraubt und der übel berathenen Krone nur die …
gelassen hat. Beide Theile haben in dem, was sie sagen, …
Unrecht, beide haben, wenn gleich verloren, doch auch ge…
Wer aber nicht gewonnen und nur verloren hat, das sind …
Freunde."

„Das erste Mal, daß die Entscheidung einer großen …
in die Hand dieser kleinen Minorität gelegt war — und …
erste Mal hat die kleine Schaar nicht Stand gehalten. O…
in vielen heißen Kämpfen besiegt, trug sie doch bisher die …
den auf der Brust, und diesen Ruhm hat sie jetzt im entsch…
den Momente eingebüßt. Sie hat mitgewirkt zu dem fur…
Staatsgerichtshof, der durch Beschluß beider Kam…
und der Krone, also wie jede andere Institution in …
die nicht etwa schon auf den Grund des Art. 105 geschaffen …
dermal einst in's Leben gerufen werden kann, mitgewirkt z…
mächtigen Pairie, die Thron und Vaterland gegen die Revol…
schützen soll — nur nicht, während die Stürme der Revol…
am lautesten brausen, — zu der Pairie, die ohne Fideicom…
das Messer ist ohne Scheide, dem die Klinge fehlt. Sie h…
sich herbeigelassen zu dem Mitpinseln von Grau in Grau, d…
schwerer Nebel auf uns lastet und für den Moment noch die …
der Schmach verhüllt, auf der alle Theile zu Falle gekommen …
Die Crisis ist nicht gehoben, vielmehr der Krankheitsstoff …
Innen getrieben, am bedrohlichsten für die Glieder, welch…
edelsten in unserm Organismus sind."

Nachdem der Feldzug der fünfzehn Propositionen v…
glückt war, standen der Krone zwei Wege offen. Sie k…
bei ihren Anträgen beharrend, die Verhandlungen einst…
noch weiter und weiter fortzuspinnen suchen, um sie bei …
eclatanten Gelegenheit abzubrechen, oder gleich von vorn…
die verstümmelte Annahme für gar keine Annahme er…
und nun auch ihrerseits die Verfassung vom 5. Dec. zu…

...die Dinge in Preußen dem Wesen nach, wenn nicht auf den Zeitpunkt vor dem 18. März, so doch auf 5. Nov. 1848 zurückgekehrt wären. Ohne Zweifel ist es ...sicht auf den Reichstag zu Erfurt und die immer noch ...gegebene Hoffnung auf einen politischen Primat in ... gewesen, welche keinen von beiden Wegen einzu... gestattete. Der König erklärte sich durch eine neue ...ift mit der Annahme (richtiger: Nichtannahme!) seiner ... zufriedengestellt, und bereit: am 6. Februar den ... die Charte zu leisten, welchen die Kreuzzeitung, von ...Standpunkte aus mit großem Rechte, noch am 5. Fe... ...er Preußens ... erklärte. „Wir sind gefallen“, ...aus, „zu Ehren Deutschlands, und wir werden bald ...ren, nicht wieder aufzustehen; — und vielleicht bleibt ... doch noch eine Monarchie!“

...f ... nicht indifferenten aber wahrhaft unparteiischen ...unkte, den wir Preußen gegenüber uns zu allen Zeiten ...nen bemüht haben, sind wir, dem Acte gegenüber, der ...en Saale des königlichen Schlosses zu Berlin am 6ten ...r vor sich ging, in einer eigenthümlichen Verlegenheit. ...önnen uns einer Menge von Zweifeln und Bedenken ...erwehren, die sich weniger an den königlichen Eidschwur ..., als an die Vorbehalte und Bedingungen desselben knü... Und dennoch möchten wir, um alles in der Welt nicht ... Sinn in die Worte des Königs tragen, der, trotz aller ...e, die für das Gegentheil sprechen, dennoch dem Geiste ...Monarchen auch möglicherweise fremd seyn könnte! Ver... ... wir daher einstweilen nur die Thatsachen festzustellen. ...Zukunft wird die Räthsel lösen, welche sich heute noch ...ren Deutung knüpfen. Alles Nachfolgende kann und soll ...en Werth einer, diesem Zwecke dienenden Conjectur haben. ...ragen wir zunächst: wie ist der königliche Eid von den ...schiedenen Parteien verstanden worden?

...Wer wird sich morgen freuen“, ruft die Kreuzzeitung am

Vorabende der Eidesleistung, „und wo sind die Parteien, denen der Verfassungseid den Abschluß macht? Wer ist befrie und wer hat die Absicht, die Verfassung, so wie sie vom genpart gemeint ist, zu erfüllen? Finster grollend steht Revolution im Hintergrund und wartet nur des rechten blicks, die Kammern auf die Straße zu verlegen; ihr ist die fassung nichts, als feige Lüge, und der Verfassungseid nicht ein neuer Strick um den Arm der Obrigkeit und ein Mittel, die Krone moralisch zu beflecken. Höhnisch lächel grüßen die Constitutionellen den trüben Tag, sie wissen wo „„die Verfassung des Mißtrauens““ keinen wahren Frieden det, und freuen sich, daß der Verfassungseid nunmehr ihrer süchtigen „„Ueberzeugungstreue““ einen frommen Schimmer wird. Sie haben, was sie wollten, den ersten gesetzlichen derschlag der zahmen Revolution, und bleiben auch im Ein noch manche treue Wünsche, eine feine Interpretation wird helfen. Und wir, wir trauern, wenn wir dem alten Preußen Grabgeleite geben und auf sein Grab die Trauerweide der fassung pflanzen. Wir hören im Westen schon das dumpfe sen eines neuen Sturms, wir wissen, daß in unserer Verf auch nicht die kleinste der Fragen, welche die Menschen Zeit bewegen, ihre Lösung findet, und wir mögen uns nich der Hoffnung täuschen, als könnten wir den Sand, worau unser Haus gebaut, durch unsern Schwur zu einem Felse chen. Was wir retten wollen ist nicht das Haus, auch nich loses Fundament: es sind die Menschen, die darinnen wo wenn sie sich wollen warnen lassen. Wir gehen mit der Ge Hand in Hand, nicht, daß wir die Geschichte machten, nei wir glauben an Den, der zu Gerichte sitzt."

Aber am Tage **nach** dem großen constitutionellen sagt dasselbe Blatt:

„Die Verfassung ist beschworen, und mit freudigem bekennen wir, daß die Worte, mit denen unser Königlich das neue Gelöbniß Seinen Königlichen Pflichten beigefe wie frischer Morgenthau auf unsere Herzen gefallen sind. wahr, das Werk, das gestern feierlich bestätigt worden,

den Stempel einer trüben schweren Zeit, und niemals, niemals, niemals vermögen wir zu preisen, weder was wir selbst, noch was Andere dabei gethan. Allein wir danken, daß Gottes Gnade größer war, als unsere Schuld, wir ehren die Treue, auch wenn und wo der Rost des Zeitgeistes ihren reinen Glanz getrübt, und wir sind fröhlich in Hoffnung, so lange die dürren Fluren des Vaterlandes dem Strom „„des lauteren Lebenswassers““ nicht verschlossen sind. Und so geloben auch wir, so wahr uns Gott helfe, mit unserm Könige Seinem und unserm Herrn zu dienen, festzuhalten in guten und bösen Tagen an der alten heiligen Unterthanen-Treue, und nichts von der Verfassung abzuthun, als Preußens Sünden. Bis dahin, daß wir dieß erreicht, so wie es uns als Christen zusteht durch treues Bekenntniß und unsträfliches Thun, werden wir auch in dem Menschenwerk Gottes Ordnung nicht verachten, und natürlich sind wir fern davon, gegen ein Gesetz uns aufzulehnen, so lange es die Weihe Dessen trägt, dem wir von Alters her zum Gehorsam eidlich verpflichtet sind. Wir streiten nicht mit der Revolution gegen die Verfassung, sondern mit unserm Könige von Gottes Gnaden wider die Revolution, und wir haben keinen Wunsch und keinen Zweck, als einen guten Kampf zu kämpfen. Niemand aber, der seinen ersten Eid gebrochen, möge mit uns über den zweiten rechten, wir spielen nicht mit unsern Eiden und wären weniger bedenklich gewesen, wenn wir es weniger ernstlich meinten.“

Ueber diese Freude und Zufriedenheit verliert das Berliner junge Israel, — denn bekanntlich fließen die Correspondenzbächlein der Augsburger Allgemeinen Zeitung größtentheils wohl nur noch aus semitischen Quellen! — es verliert die maskirte Politik der demokratischen Linken, die sich auf jener Gemeinwiese zu ergehen pflegt, über diesen plötzlichen Wetterwechsel, der sich im Humor der neuen Preußischen und ihrer Gegner zugetragen, geradezu alle Haltung und Besinnung. „Woher diese Verstimmung, Erbitterung nach dem Act, der uns Friede geben sollte!“ — ruft einer jener Berliner Artikel in der Allgemeinen Zeitung vom 17. Februar: „Weil von einer Königsrede nur die böse Nachrede uns blieb! Weil man sie unablässig und unermüdlich nur

zum Schlimmen auslegt! Weil man nicht psychologisch der sie sprach, würdigen, weil man nur diplomatisch u misch sein Werk zersetzen will. Weil das Mißtrauen e uns in's Blut gedrungen, und weil alle Parteien we es auszubeuten." Dann folgt ein wuthschäumender gegen die Kreuzzeitung, der wir, fiele sie lebendig je i Hände, den collegialischen Rath geben möchten, sich m licher Fassung in das Schicksal des Pater Thomas in zu ergeben. „Traurig nur, daß sie durch ihre treubün Vereine einen so großen Anhang politisch Gesinn ser (!) mit sich zieht." — Aber auch an den Partei des Correspondenten wird gerügt, daß nicht sie wenigst königlichen Eid „als eine Bürgschaft gelten" lassen (ob ten zu lassen sich stellen!). „Von den Demokraten ford das nicht; aber die Constitutionellen sind in sich zerrissen stimmter als je!" Man scheine zu glauben: „die besch Verfassung verlöre ihren Charakter einer ungeheuren Absch zahlung" (auf die rothe Republik!), „weil eine mündliche claration ihr gefolgt ist." (Falsch: sie ist der Eidesleis nicht gefolgt, sondern vorausgegangen.) „Wäre man doch muthet, sie auf eine Gesetzesstelle des preußischen Landr zu verweisen, wonach mündliche Zusätze zu schriftlichen trägen keine Gültigkeit haben." — Kapitaler Gedanke!

Also lauten Rede und Gegenrede. Auf welche von den Seiten aber auch unser Herz sich neigen möge, dieß ist gewiß, daß zwischen dem 5ten und 7ten Februar etwas schehen seyn muß, was die Partei der Kreuzzeitung getr die Constitutionellen mit Besorgniß und Mißtrauen erfüllt, mokraten und Juden zur hellen Wuth entflammt hat.

Dieß kann nur der königliche Eidschwur seyn, und stehen wir vor der Aufgabe, streng dialectisch den Inhalt selben zu ermitteln.

Der König hat dem Schwur: „die Verfassung Landes und Reiches fest und unverbrüchlich zu halten, u

[illegible]ung mit ihr und den Gesetzen zu regieren", eine [illegible] vorausgeschickt, welche augenscheinlich den Zweck [illegible] Ueberzeugung des Monarchen über den Sinn und die [illegible] Kraft des zu schwörenden Eides auszusprechen.

Der [illegible] König erklärt nämlich, indem er Gott zum Zeugen [illegible] sein Gelöbniß auf die Verfassung treu, wahrhaft [illegible] Rückhalt sei, daß Leben und Segen der Ver- [illegible] von der Erfüllung unabweislicher Bedin- [illegible] abhängen.

[illegible] Lebensbedingung sei nämlich, daß ihm [illegible]ge) die Regierung mit diesem Gesetze [illegible] gemacht werde. Denn in Preußen müsse der [illegible]ieren. Der König bestätige also dieß Werk (die [illegible] 5ten December 1848) „in Hoffnung."

Regieren nennt Friedrich Wilhelm aber nicht bloß die [illegible] der, in der Urkunde vom 5ten December ihm beige- [illegible] Rechte, sondern er erneuert, „ehe er zur Handlung des [illegible] schreitet, zwei frühere „Gelöbnisse" vor den Anwesenden. [illegible] Dieß sind: 1) die „Gelöbnisse, die er bei den Huldigungen [illegible]gsberg und Berlin geleistet", Gelöbnisse, welche gleich- [illegible] fast mehr noch den Charakter von Erklärungen in [illegible] des Umfangs der königlichen Rechte an sich tragen; [illegible] das am 11. April 1847 ausgesprochene „heilige Gelöbniß": [illegible] seinem Hause dem Herrn zu dienen." „Dieß Gelöbniß", [illegible] der König hinzu, „steht über Allen andern, es muß in [illegible] Jedem enthalten seyn, und alle andern Gelöbnisse, sollen [illegible] Werth haben, wie lauteres Lebenswasser durchströmen."

Die Verbindlichkeit: nach der Verfassungsurkunde vom [illegible]cember zu regieren, ist also, wenn wir die königlichen [illegible] recht verstehen, von der Bedingung abhängig gemacht, [illegible] was dasselbe ist, nur in so weit übernommen: als sie [illegible] mit dem „Gelübde, dem Herrn zu dienen" (zu dessen Aus- [illegible] begreiflicherweise nur das Gewissen des Königs berech- [illegible]erscheint!), und 2) mit den Pflichten und (beziehungs-

weise) Rechten in Einklang gebracht werden kann, die der König bei seinem Regierungsantritte im Jahre 1840 für alle Mal vorbehielt. Sollte dieß in einem gegebenen F nicht möglich seyn, so wäre auch damit die, im Obigen stellte Bedingung der Wirksamkeit des geleisteten Eides eingetreten, dem Könige somit das Regieren mit diesem E „nicht möglich gemacht.“ Da nun aber eine Verpflichtun einer unmöglichen Handlung nach bekannten Rechten und nichtig ist, so wäre, wenn je der Fall einer solchen lision zwischen dem königlichen Verfassungseide und den b frühern „Gelöbnissen“ einträte, der erstere genau so anzus als ob er nicht geleistet worden.

Wir wiederholen es: wir wagen nicht mit Sicherh behaupten, daß dieß wirklich der Sinn der königlichen vom 6ten Februar 1850 gewesen sei. Aber so bündig auch die eben entwickelte Argumentation erscheint, so ge wir dennoch offen: wenn etwa Jemand sagte, er hiel für eine noch edlere, noch kräftigere, noch königlichere wahrung der Rechte der Krone, wenn Friedrich Wilhelm den verhängnißvollen Eid lieber gar nicht geschworen h als mit solchen Clauseln, — wenn Jemand das sagte, würden wir einer solchen Behauptung sofort und aus gan vollem Herzen beipflichten. Es geht uns in diesem Stück jenem Arzte, der zur Cholerazeit auf geschehene Anfrage: o rathsam sei, Gurkensalat zu essen? das Responsum gab: w die Gurken ganz reif sind, der Essig vom besten, das Pro çeröl nicht ranzig, und der Salat wird gut angemacht, s es, wenn man nur noch die Vorsicht beobachtet, ihn unge zum Fenster hinaus zu werfen, gar nicht möglich, daß er schädliche Wirkung haben kann. Auch ein, unter Hinsi der oben erörterten Vorbehalte geschworner Eid kann ge Seele nicht schaden; nur wäre es noch sicherer gewesen, w er nicht geleistet worden wäre. Jedenfalls wäre dann die Nachrede, die jetzt nicht ausbleiben wird, gründlich ve den gewesen.

XXXII.

Literatur.

s das Wachsthum Jesu in der Weisheit. Exegetisch-geschichtliche Erörterung der Stelle Lucä II. 52. Von ert Lieber, Priester der Diöcese Limburg. Mainz 1850.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die vorliegende Schrift eine der merkwürdigsten und wichtigsten Erschei- auf dem Gebiete der gesammten katholischen Literatur ten drei Jahrzehnte nennen. Nicht bloß des Gegenstan- wegen, sondern hauptsächlich darum, weil der junge Ver- — der durch seine jungfräuliche Bescheidenheit dem Her- er Leser bald theuer wird, — ohne sich dessen bewußt hierauf ausgegangen zu seyn, einen Schuß in's Schwarze und ein Muster der rechten Methode der Behandlung der gie in unserer Zeit geliefert hat. Katholische Exegese, geschichte und Kritik auf die rechte Weise verbindend, it Herr Gisbert Lieber seinen Stoff, wie in unsern jeder positive Stoff behandelt werden müßte; er trägt und großem Geschick die historisch-genetische hode auf das Gebiet der Theologie hinüber. Die seltene der Klarheit bei der Entwicklung des Sachverhaltes und Meinungen Anderer; das reife, gesunde, nüchterne Urtheil,

welches er selbst an den Tag legt so oft er seine eigene
zeugung aussprechen soll; die zarte Ehrfurcht vor der w
ten Frage, die ihn durchdringt; die unverkennbar allen
durchscheinende, redliche Absicht: der Ehre Gottes un
dem eigenen Ruhme gelehrten Wissens zu dienen; de
Tact, mit dem er große Erudition als Mittel und ni
Zweck handhabt, das sich Fernhalten, so von jeder spec
Lieblingsgrille, wie von allem forcirten Genialthun; d
fache, sich kindlich an die Autorität der Kirche haltende
der aus jedem Worte spricht, — dieß Alles sind Eig
ten, die allerdings geeignet sind, die katholische Welt,
auf diesen ersten Versuch hin, zu den schönsten und g
sten Hoffnungen für die Zukunft des jungen Verfassers
rechtigen.

Gegenstand der Schrift ist die bekannte Stelle Luc
„Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gn
Gott und den Menschen"; eine Stelle, die so oft es sich
handelte: den Glauben an die Gottheit Christi zu unte
oder offen anzufechten, den häretischen Bestrebungen schon
Zeiten zum Vorwande und Deckmantel dienen mußte
Verfasser weist nach, wie in unsern Tagen, bei der
gräulicher hereinbrechenden Unwissenheit in der Kennt
Väter und der Scholastik, selbst bei katholischen Sch
lern Lehren und Auffassungen „des Wachsthums
der Weisheit" sich hervorwagen durften, welche der
des Nestorius in bedenklich nahem Grade verwandt sind
Häresie führt nämlich mit der Läugnung der hypostatischen
einigung der Gottheit und Menschheit in der Person
und mit deren Abschwächung zu einer bloß moralischen
gung nothwendig zu der Vorstellung: sich in Christo die
wickelung zu denken, wie sie bei dem gewöhnlichen
sen Menschen statt findet, während doch die
Geisteskräfte des Heilandes, wie sie niemals gesondert
subsistirten, so auch in allen ihren natürlichen
stets durch die höhere Thätigkeit des Logos

...ren waren. In Folge dessen mußten, wie das ganze Ver-
...niß ein außerordentliches, wunderbares, so auch die geisti-
... Zuständlichkeiten jener heiligen Menschheit außerordentliche
..., d. h. die gewöhnlichen Gesetze des bloß menschlichen Ge-
...lebens weit überragen.

„Und gerade“, so fährt Herr Lieber fort, „„dieses letztere
...ment ist in der Auffassungsweise des Progresses, wie wir
... bei Neueren finden, allzusehr außer Acht gelassen worden.
... wie ist es sonst begreiflich, daß, um nur Ein Beispiel
...führen, in einer, übrigens vielgepriesenen Schrift eines
...lischen Theologen die Rede sein kann, von dem „„Ge-
...hle der Unterrichtsbedürftigkeit““, und von dem
„Durste Jesu nach vollbefriedigendem Aufschlusse
... so Manches““, von „„der Lust und dem Bedürfnisse
...Knaben zu fragen und zu hören““; daß die Rede sein kann
..., wie der Knabe zu den weisen Männern im Tempel ge-
..., um „„über dieß und das, worüber sein Geist und
... zur vollen Klarheit zu kommen sehnte, sich
...hren zu lassen““; wie es ihm lieb und theuer war,
... den Gesetzeskundigen zu gehen, ihrem Unterrichte zuzu-
..., und sie über das, worüber er volleren Aufschluß
...ürfte, zu befragen; „„daß endlich die Rede sein kann
..., wie der zwölfjährige Jesus zu Jerusalem zu dem kla-
... Bewußtsein seiner göttlichen Abkunft und irdischen Be-
...ung gekommen sei, und wie es ihn nun drängte „„die
...rheit, die Offenbarungen seines himmlischen
...ters und diesen Vater selbst aus seinen Offen-
...ungen u. s. w. zu erkennen““; (vergl. Hirscher Be-
...ungen über die Sonntagsevangelien 1 Theil Seite 308
... f.) alles Sätze, die, wir mögen sie betrachten, wie wir
..., mit der Lehre der katholischen Kirche über die Incar-
... und das Verhältniß der beiden Naturen in Christo ab-
... nicht zu vereinigen sind, sondern im besten Falle eine
...lanische Anschauung bieten.“

Begreiflicherweise hat diese Bemerkung heute, nach eben so plötzlichen als erfreulichen Sinnesänderung des Domkapitular Hirscher, und seiner rühmlichen Unterw unter das verdammende Urtheil der römischen Kirche h sächlich wohl nur noch ein kirchenhistorisches und ein psy gisches Interesse.

XXXIII.

Unsere Errungenschaften.

XII.

Verthierung der Massen.

Ueber eine Errungenschaft können wir uns un täuschen, über die fortschreitende Verthierung der Menge Vorkehrungen dazu waren in manchartiger Weise längst ge der Impuls manchen Orts gegeben, und überall mit fähigkeit aufgenommen worden, die Wirkungen liegen am Unsere Bewegungsmänner, unter den Weltenverbesserer Staatenerneuerern die Rückhaltslosesten und Durchgreife haben, um schneller und sicherer an ihr Ziel zu gelangen, gesäumt, an das Thierische in den Massen zu appelliren, Gehülfen und Vollstreckern ihrer Beglückungsplane unter nigen sich umgesehen, welche auf die Argumentation mittelst Fäuste, und was dieselben zu ergreifen wissen, sich ver So viel wenigstens haben sie aus der Geschichte gelernt, bei diesen das Thierische am ungezügeltsten in den Lauf setzen lasse. In solcher Berechnung oder Erfahrung haben sich nicht getäuscht; sie haben gefunden, was sie gesucht

...ziert; die Andern haben den Wink verstanden, und als folg... Satelliten gegen Solche, über welche Jene als Gegner ... Fortschrittes die Vehme verkünden für gut gefunden, ...nde mit Dolchen, Terzerolen und allartigen Mordwaffen ... Damit deren Muth weder wanke noch erlahme, be... ...en die Dirigenten gleichzeitig, der strafenden Gerech... ...ter den herzbrechendsten Diatriben das Richtschwert zu ...; um im Hinblick auf eine zu ermunternde oder zu er... ...de Amnestie auch dem ruchlosesten Unterfangen endliche ...ligkeit zuzusichern. Sie vergießen Crocodils-Thränen ... Leichnam eines nach Recht und Gerechtigkeit abgeur... ...und justificirten Verbrechers, und spielen daneben, in ...chen Schriften wenigstens, mit Fürstenmord als dem lieb... ...wsten und ergötzlichsten Dinge der Welt.

Werden Männer, die ihnen verhaßt oder unbequem sind, ...er schauerlichsten Weise, und selten bloß zufällig, aus dem ...e geräumt, so bemänteln sie die gräßliche Unthat durch ... schauerliche Wort Volksjustiz, und geben heuchlerisch zu, ...e sei ein ungewöhnliches und scharfes, dennoch aber bis... ...n das einzig heilende Mittel, dem deßwegen, wie schmerz... ...s auch falle, der Lauf müsse gelassen werden; zugleich ...fordern sie mit Ungestüm, daß die im Dienste der Ge... ...keit stehende Strafgewalt das Schwert fortan zur Erde ... wie solches an dem Denkmal des Kaisers Franz in er... ...nder Symbolik dargestellt ist *). Mit der einen Hand ... sie sich, das einzige Licht, welches dem um sein täg... ...Bestehen ringenden Menschen die Leuchte auf seiner Le... ...bahn seyn kann — das Christenthum — auszulöschen, die ...en von Recht und Sittlichkeit aus dessen Begriffskreis

*) Während bisher überall die Gerechtigkeit mit hoch emporgehalte-nem Schwerte abgebildet wurde, läßt sie der Künstler an diesem (ob zufällig, ob mit verstecktem Sinne, ist ungewiß) das Schwert zur Erde senken; ein sprechendes Bild des abhanden gekommenen Strafernstes.

rein auszuspülen, in einer Afterbildung einen Irrwisch vor aufzischen zu lassen, dem er als einzig verläßlichen Wegw folge, durch Beispiel und Ansprache eine Phalanx wilder denschaften in ihm aufzustacheln; mit der andern dann brechen sie den letzten Damm, der in der Furcht vor der liegt, damit die Fluth desto ungebändigter durchdringe. ten unter schleichenden Dolchstichen, unter lautlosen Mordsch sen, unter röchelnden Todesopfern ergehen sie sich, wenn in förmlichen Schutzreden, so doch in sophistischen Entschul gungsgründen zu Gunsten der Meuchler, der Mörder, der menschtesten Verbrecher. Welchen Scharfsinn hat man aufgeboten, um das Wort: „die Obrigkeit trägt das zur Strafe der Uebelthäter und zum Schutze der Fromm in den förmlichen Gegensatz umzudrehen.

Frankfurt sah die gräßliche Zerfleischung von Lichnowsk Auerswald (dieselbe scheusalsartige Verworfenheit bezeichn als ein Sterben, wie Blums gerechte Strafe eine Tödtung), die Niedermetzlung des Grafen Lamberg; Wien den grauen Mord Latours; Rom die Ermeuchlung des Grafen Ross war überall derselbe finstere Geist, der auf die genannten diese Blutschulden bürdete; und dieser finstere Geist kündi mit frecher Stirne für denjenigen an, von welchem endl wahre Erleuchtung und die einzig denkbare Beglückung das Menschengeschlecht aufgehen solle. Dieser finstere es, der zu jenen gräßlichen Unthaten aufgestachelt, der bar die Mordwerkzeuge zu deren Vollstreckung geführt ha intellectuellen Urheber, die moralischen Anstifter, so physischen Vollführer derselben sind überall Leute des Schlages, solidarisch unter einander verbunden, wenn persönlich sich nicht kennen, nicht einmal gegenseitig ihre men wissen sollten. Wenn dann in Wien schon in de genblick, in welchem des edlen Latours Blut noch aus dert Wunden troff, für die Scheusale, die ihn gemordet, öffentlichen Antrag Straflosigkeit gefordert, in Rom der

[illegible] welcher Rossi durchbohrte, von Lorbeeren umkränzt, [illegible]ntlichen Verehrung ausgestellt wurde, so ist das Eine [illegible] das Andere ländlich sittlich, im Grunde aber manifestirt in [illegible] Beiden eine verwandte Gesinnung; und es wäre nicht [illegible] weßwegen der österreichische Freiherr, der jenes [illegible], den römischen Bravi's, die dieses verfügten, die [illegible]weigern sollte, wenn sie kämen, ihm dieselbe als Brü[illegible]ütteln.

[illegible] dergleichen sich mehrende Erscheinungen keine An[illegible]nes höchst bedenklichen Zustandes seyn? zumal sie nicht [illegible] Handlungen, sondern die mit Abscheu und Entsetzen [illegible] Spitze einer aus allartiger sittlicher Verwüstung auf[illegible]en Pyramide müssen genannt werden. Diese Hand[illegible]insgesammt sind nicht aus der aufwallenden Leiden[illegible]keit eines Einzelnen hervorgegangen; sie sind die Er[illegible] der Lehren und der Bestrebungen einer eben so weit [illegible]ten, als zahlreichen Partei; denn was die augenblick[illegible] der materiellen Thäter vollführte, das hatte die [illegible]rechnung der intellectuellen Urheber längst vorbereitet. [illegible]en wissen nur allzugut, daß sie in dem Maße auf die [illegible]Menge zählen können, in welchem es ihnen gelingt, sie [illegible]alisiren. Kann über diejenigen, welche sich brüsten, [illegible]trägliche Weltordnung anzubahnen, eine gedeihlichere [illegible]tung der Staaten und der ganzen Gesellschaft zusam[illegible]en zu wollen, irgend etwas ein genügenderes, zugleich [illegible]lähenderes Licht verbreiten, als die Würdigung ihrer [illegible]en von dem Standpunkte der Sittlichkeit, ihrer ange[illegible]ten Mittel von dem Standpunkte der Rechtlichkeit, ihres [illegible]sses auf Andere von dem Standpunkte Beider. Lasen [illegible]nn in öffentlichen Blättern, wie selbst, ja vorzugsweise [illegible]er Stadt, die sonst der Milde ihrer Sitten wegen geprie[illegible] nicht selten schlaffer Weichheit beschuldigt ward, keine [illegible]e vergehe, in welcher nicht feige Meuchelmorde an schuld[illegible] Opfern einer verbissenen Wuth der gestörten Hetzer und [illegible] verthierten Anhanges vorfielen, dann gellt aus den Re-

den über die Nothwendigkeit alsbaldiger Abschaffung der Todesstrafe, das grinsende Hohngelächter der Hölle. Erinnern wir uns aber, wie unter den Förderern des Umsturzes die Hitzigsten nach der Guillotine lechzten, so klingen uns jene Erörterungen der Kühlern und Bedächtlichern unter ihnen wie die barschen Invectiven eines drückenden und wuchersüchtigen Monopolisten gegen denjenigen, welcher in gewissenhafter Redlichkeit bescheidenem Erwerb obliegen möchte. Seltsam! die „Errungenschaft" der Verwilderung, des ungezügelten Rachedurstes, der um sich fressenden Blutgier mit derjenigen der Abschwächung der Strafgewalt vergesellschaften zu wollen!

Recapituliren wir, was wir in einer Reihenfolge von Artikeln als Errungenschaften der Neuzeit bezeichnet haben. Beschränken wir das Inventarium unserer „Errungenschaften" auf ein nacktes Register, so finden wir darin verzeichnet: die angestrebte Beseitigung des Christenthums; — den geförderten Zerfall der Sittlichkeit; — das umsichgreifende Verschwinden der Ehrenhaftigkeit; — die voranschreitende Beseitigung der Wahrhaftigkeit; — den in alle Verhältnisse sich einschleichenden Unfrieden; — die Einbuße der wahren Geselligkeit; — das gänzliche Zerrinnen des Vertrauens; — das immer bedenklicher werdende Einschrumpfen des Wohlstandes; — die durchgreifende Verkümmerung des Verkehrs; — den bevorstehenden Untergang der Wissenschaften; — eine steigende Ruhelosigkeit; — endlich überhandnehmende Verthierung der Massen.

XXXIV.

Hathumod.

Ein Bild deutscher Vorzeit.

Im Mai des vorigen Jahres habe ich die Leser dieser Blätter auf einer Frühlingswanderung nach einer unserer alten Klöster im deutschen Süden, am Fuße der bayerischen Alpen, geführt; an der Hand der Sage sind wir dem Bayerherzog Tassilo in die Wildniß des Urwaldes gefolgt, wo sich das Gotteshaus Wessobrunn am einsamen Waldquell, auf grünem Hügel, Angesichts der silbernen Häupter der alten Bergriesen friedlich erhob, zum Preise Gottes und zum Segen der Menschen. Die zarte Gestalt einer Klosterfrau, die dort vor Jahrhunderten demüthigen Herzens gebetet und gearbeitet, die Diemut, ist mit andern ihrer Strebensgenossen und den Bildern vergangener Tage an unserm Blicke vorübergezogen.

Dießmal möchte ich den Leser nach einem andern jener ehrwürdigen Gotteshäuser führen, die die Frömmigkeit unserer Vorfahren mit aufopferndem Sinne gegründet; aber es liegt nicht in den luftigen Hochlanden des Südens, sondern in den waldigen Niederungen des deutschen Nordens; nicht im Gebiete der Bojoarier und ihres alten Herrschergeschlechtes der Agilolfinger; sondern in den Gauen des alten Sachsens, wo das Geschlecht des kriegerischen Widukinds mit Macht gebot.

Wir meinen das Stift Gandersheim, das ein Ja hundert jünger als unser Wessobrunn, zur Zeit sei Gründung zur Hildesheimer Diöcese gehörte.

Auch seine Gründung, geknüpft an die Ahnen eines serer ruhmreichsten Kaisergeschlechter, des sächsischen, f uns eine längst verschwundene Vorzeit wieder lebendig vor Seele. Und in seiner ersten Aebtissin, der frommen Hat mod, die das Kloster, die Stiftung ihres Vaters, gleich mit eigenen Händen aufbaute, erscheint uns eine andere begnadigte Jungfrau; eine heilige Friedenstaube mitten in Stürmen und wilden Kämpfen der sie umgebenden Welt; hohes, ernstes und liebliches Bild demüthiger Andacht, wissenhafter Pflichterfüllung, fleckenloser Reinheit, liebr Sanfmuth und Milde, und unermüdlichen stillen Wohlth

Allein nicht wie bei der Wessobrunner Diemut bei der Betrachtung des Lebens der Hathumod au kurze Grabschrift, auf einzelne dürftige Nachrichten stummen Werke ihres Fleißes, die Pergamentbände, Hand ohne Beifügung ihres Namens abgeschrieben, besch wir haben vielmehr von ihrem Leben einen treuen Beric über ihr Hinscheiden tröstende Klaggesänge, beide lich steine unserer Literatur, nicht nur von einem Zeitge und Augenzeugen verfaßt, sondern von einem ih verbundenen und vertrauten Geiste, der in die Tiefe ih nen Seele geschaut, auf den ihr brechendes Auge geblic der ihr in der letzten Stunde priesterlichen Beistand ge

Die Trauergesänge, welche „Agius, ein ger Priester durch die Gnade Christi", wie er sich sel nach dem Hinscheiden der heiligen Seele ihren geistlich stern zum Troste gedichtet, und die Lebensgeschichte, Verwaisten zum Spiegel der Nacheiferung verfaßt, sam die letzte Ehre, die er dem Andenken der geliebten din dankbar erwiesen.

In dem Eingange zur Lebensgeschichte sagt er selbst erinnere den Leser vor Allem, daß er wisse, daß ich

ches oder Zweifelhaftes von ihr sagen werde, son-
Wahres und Gewisses, und meist allen, die sie ken-
nnten, Bekanntes; denn ich schreibe nichts Anderes,
was alle Leute insgemein, die Niederen laut verkündigen,
Dieren beglaubigen."

Allein beide Schriften tragen noch ein anderes, inneres
auß ihrer Wahrheit in sich: die Züge, mit denen er die
ge schildert, sind so lebendig, der Schmerz um ihren Ver-
der seine Worte durchdringt, ist so unmittelbar, daß den
dabei ein Gefühl anweht: als sei der Schreiber eben
der theuren Leiche, wo er mit den Schwestern gebetet,
standen, und habe mit thränennassen Augen seine Erinne-
und Empfindungen in der Zelle für die klagenden
Nonnen niedergeschrieben. Keine Todte, sondern lebendig
sie Unvergeßliche vor seiner dankbaren, wehmuthvollen
in dem lichten Glanze ihrer heiligen Schönheit, denn
selbst sagt:

Mir vom Herzen weicht ihr Bild nicht Nacht und Tag,
Ob ich schlafen, oder ob ich wachen mag.
Und um sie nicht weinen sollt' ich, die mir pflag
So viel Huld, als ich zu sagen nicht vermag?
Die mitleidend um mein Weh, als ihr's, geweint,
Und mitfreuend auch sich meiner Lust vereint;
Die das Uebel mir erträglicher gemacht,
Und das Gute mir zu höherm Glanz gebracht!
Nur mit ihr, was auch mir mochte kommen ein,
Konnt' ich völlig reden wie mit mir allein.

Und darum war es auch seine vorzüglichste Absicht bei
ung beider Schriften, daß die leiblich ihnen Entrissene,
besseren Theile nach, durch die Erinnerung an ihren
n Wandel, vor den geistigen Augen der Jungfrauen
ben möchte, indem er tröstend zu dem Chor der Jammern-
pricht:

Denn, wiewohl ihr Geist die Ruhe droben fand,
Hat sie hier doch ganz nicht euch sich abgewandt.

Ihre Tugend lebt bei euch, ihr Leben lebt,
Ihre Red, und alles, was sie fromm gestrebt.
Dieses, weil ihr nicht mehr könnt ihr Antlitz sehn,
Lasset als ihr Bild vor euern Augen stehn.
Also habt ihr, was ihr an ihr liebtet meist,
Stets ihr heil'ges Leben, ihren hohen Geist.

Wenn Agius dann wieder den Schmerzerfüllten vorhä wie nicht nur sie, sondern auch er so Unersetzliches mit i verloren, und sie erinnert, welche Liebe ihm die Seelige i Leben bewiesen, und wie die Kranke so sehnlich nach ihm v langt und die Sterbende so innig an ihm gehangen: dann es natürlich, daß Pertz, der beide Schriften in den sechs Band der Monumenta Germaniae historica Seite 165 bis 1 aufnahm, die Vermuthung aufgestellt, ihr Verfasser sei je ihrer Brüder gewesen, der in's Kloster gegangen und des Name sich unter dem des Agius verberge, von dem wir a sonst nichts wissen. Allein entscheidende Gründe, welche di Annahme ganz außer Zweifel setzen, bieten beide Schriften durc aus nicht dar. Der Verfasser könnte auch sonst ein Verwandt ihres Hauses seyn. Daher der gelehrte Eccard sich f Wicbert, einen mit der ärztlichen Kunst vertrauten Mön von Corvei, der später Bischof von Hildesheim wurd einen Angehörigen ihres Geschlechts, erklärte. Mit Gewißh erfahren wir aus den eigenen Worten des Verfassers nur viel: daß er ein Priester und Mönch in einem benachbart Kloster war. Uebrigens ist diese Frage auch nicht von großem Belang; mag er nun ihr leiblicher Bruder gewes seyn oder nicht, beide Schriften geben hinlänglich Zeugni daß ein heiliges Band lebendiger Seelengemeinschaft beide v einigte, so innig, wie es nur zwischen Vater und Tochter, od Bruder und Schwester bestehen kann. Und dieser warme He schlag, der in beiden Werken schlägt, war es auch ohne Zw fel, der das Gemüth eines unserer ersten Dichter mit sichtbar Rührung ergriff, daß er sie, tausend Jahre nach ihrer Abfa sung, mit ehrfurchtvoller Scheu aus dem Lateinischen in

Deutsche übersetzt: „Das Leben der Hathumod, erster Aebtissin des Klosters Gandersheim, Tochter des Herzogs Liudolfs von Sachsen, beschrieben von ihrem Bruder Agius, in zwei Theilen, Prosa und Versen, aus dem Lateinischen übertragen von Friedrich Rückert. Stuttgart, Liesching 1845."

Auch Pertz, gleich Rückert ein Protestant, kann dem Geiste, der in diesen Blättern eines frommen, reinen, liebreichen Gemüthes weht, seine Anerkennung und sein Mitgefühl nicht versagen. Er nennt in der vorausgeschickten Einleitung den Verfasser „hervorragend durch Frömmigkeit, durch Güte und wissenschaftliches Studium" (pietate, caritate litterarumque studio insignis). „Beide Schriften", so fährt er weiter fort, „zeichnen sich aus durch einen Verfasser von bester Glaubwürdigkeit und durch den Inhalt der in ihnen erzählten Begebenheiten. Sie überliefern uns gar Vieles, was uns sonst gänzlich unbekannt wäre, insbesondere über das liudolfische Geschlecht, dessen Reichthum an Religion und wissenschaftlichem Sinne, an tapferen, religiösen Männern, an frommen, wohlwollenden, geistig gebildeten Frauen wir hier kennen lernen. Liudolf selbst, seine ehrwürdige Gemahlin Oda, der ein Lebensalter von hundert und sieben Jahren bestimmt war, die Töchter Hathumod, Gerberga und Christina, alle drei Aebtissinnen, der Priester Agius wandeln im Vordergrunde der Bühne vor unsern Augen vorüber; im Hintergrunde gewahrt unser Blick die Königin Liudgard, Otto und Bruno, die Herzoge, und erscheinen wird zur bestimmten Stunde des Geschlechtes Ruhm, des Vaterlandes Vater, König Heinrich I." *)

Neben Agius gedenken auch die Lebensgeschichten der Bischöfe Bernward und Godehard der Gründung des Klosters Gandersheim. (Pertz Mon. VI. 762.)

Vertritt uns aber insbesondere der Bericht des Agius als Augenzeugen die Stelle der ungeschmückten Geschichte, er, der

---

*) Pertz Mon. VI. 165.

da aufschreibt, was er unmittelbar gesehen und gehört, was Hohe und Niedere bezeugen können: so hat dagegen in dem Gedichte, welches hundert Jahre später eine Jungfrau des Klosters Gandersheim von dem Ursprunge ihres Gotteshauses geschrieben, die Legende schon ihre blühenden Ranken um die heiligen Mauern gesponnen. Wir meinen den Clamor validus Gandeshemensis, wie sie sich selbst nennt, die Dichterin Hrotsvitha, die unter den Ottonen geblüht, als das Geschlecht der Hathumod mit dem Kaiserthum den höchsten Gipfel irdischer Ehren erstiegen. Es ist dieselbe Nonne, durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit eine Zierde ihres Geschlechts, die, neben diesem Carmen de primordiis coenobii Gandersheimensis, auf Bitten des jungen König Otto's II. die Thaten seines großen kaiserlichen Vaters in einem beiden gewidmeten Dichtwerke verherrlichte. Sie auch ist es, die, die erste aller uns bekannten deutschen Dichter, christliche Schauspiele in lateinischer Sprache dichtete, in der frommen Absicht, den züchtigen Sinn ihrer Klosterschwestern von der anstößigen Lectüre des römischen Komödiendichters Terenz rein zu erhalten.

Agius beginnt seine Lebensbeschreibung zuerst mit dem Preise des Geschlechts der Hathumod, wie es an Adel, an Macht, an zeitlichen Gütern und Ehren überreich geglänzt. Er nennt das Haus Liudolf's einen herrlichen Baum, in der Fülle seiner Kraft, mit geraden Aesten blüthenschwer geneigt:

„Das ist sein erlauchter Stamm und sein Geschlecht,
Vor der Welt erhaben und vor Gott gerecht.
Prangend vor der Welt, stand er im Blütenflor;
Angenehm vor Gott, hob er sich grad empor."

Doch nicht deßhalb gedenkt er dieses vergänglichen Schimmers irdischer Ehren und Güter, um die Demüthige in stolzem Glanze der Welt strahlen zu lassen, sondern, wie er ausdrücklich sagt, „damit erhelle, von woher, wohin sie gelangte, und wie Großes sie für die göttliche Liebe verschmähte, verachtete, von sich warf; denn je mehr ein Mensch für Gott aufgibt, desto größer wird sein Verdienst bei Gott seyn, desto

größeren Lohn wird er empfangen." — Die Voreltern, „die alle so von väterlichem Stamme wie von mütterlichem die berühmtesten waren", mit Stillschweigen übergehend, berichtet er dann, wie ein Bruder von ihr, (Herzog Bruno), eine erlauchte Fürstentochter, (eine Enkelin Ludwigs des Frommen) zur Ehe habe, wie eine Schwester, Liudgarda, einem karolingischen Königssohn und König (dem Sohne Ludwigs des Deutschen, Ludwig dem Jüngeren), angetraut sei. Vier ihrer Schwestern und ein jüngerer Bruder hatten der Welt entsagt und sich dem Dienst des Herrn gewidmet. „Die übrigen" (Herzog Otto und Schwester Eda), „haben innerhalb des Vaterlandes, ihrem Stande gemäß, die ehrenvollsten Verbindungen geschloßen. Ihr Vater selbst, aus erlauchtem sächsischem Geschlecht, war Herzog der östlichen Sachsen; die Mutter, desgleichen vom edelsten Frankenstamm ward noch edler durch die Kinder. Und also erwuchs Hathumod selbst, diese heilige und unvergleichliche Frau, von guter Bäume gutem Samen, zuerst als lieblichste Blüte, sodann zur gereiftesten Frucht."

Wie Agius in diesen allgemeinen Zügen der großen berühmten Vorfahren ihres Hauses, der Kürze halber, nur vorübergehend gedacht, so war ihm andererseits seine glorreiche Zukunft noch verborgen. Er wußte, als er diese Worte schrieb, nicht, daß jener ältere Bruder, Herzog Bruno, der die Königs-Enkelin zur Ehe genommen, im Kampfe gegen die Nordmannen fallen, dagegen der jüngere Bruder, Herzog Otto, der Vater des großen deutschen Städteerbauers, König Heinrichs des Finklers, werden sollte, dem die Ottonen entstammen.

Um dieser Bedeutung willen, welche dieß erlauchte Haus in unserer Geschichte einnehmen sollte, wollen wir Einiges über seine Vorfahren und seine Verwandtschaft hier ergänzend nachholen, was die Uebertragung der Kaiserkrone Karls des Großen an die Enkel Herzog Liudolfs in ein helleres Licht setzt. Schon die wenigen Angaben des Agius zeigen zur Genüge, wie vielfach in diesem Stamme das edelste sächsische,

und das edelste fränkische Blut, widukindisches [illegible] karolingisches, sich mischte. So gehörte Liudolf [illegible] sächsischen Häuptlingsgeschlechtern an, seine Gemahlin [illegible] dagegen war der edelsten fränkischen Abkunft; ein [illegible] hatte eine Karolingerin zur Gemahlin, eine Tochter [illegible] Karolinger zum Gemahl. Und dieser Zug geht als ch[illegible]teristisch noch höher hinauf durch das Geschlecht durch.

In ihm erfüllte sich auf eine glänzende Weise der [illegible] Karls des Großen, der, nach der Besiegung des Sa[illegible]landes durch seine Waffen, beide Stämme innig zu verb[illegible] und zu verschmelzen trachtete. Daher die Verpflanzung [illegible]ler sächsischen Familien nach dem Frankenlande; [illegible] auch die Begünstigung von Ehen zwischen den edlen Geschl[illegible]tern beider Stämme.

So weit uns nun die dürftigen, abgerissenen, zerstr[illegible] Nachrichten zu schließen erlauben, war Liudolfs Groß[illegible] Bruno, Fürst der sächsischen Angrarier*), Liudo[illegible] selbst aber ein Sohn Ekberts, des Grafen im Dreinga[illegible] und der heiligen Ida. Ekbert und Ida sind ihrer Se[illegible] wieder, wie Liudolf und Oda, eine Verbindung sächsisch[illegible] und fränkischen Blutes. Denn Ida war eine Karolinge[illegible]rin**), und Karl der Große war es selbst gewesen, der die[illegible] Ehe der Stammutter des sächsischen Kaiserhauses geschlossen. Er auch hatte Ekbert mit fürstlicher Gewalt in Sachsen bekle[illegible]det, und die Braut reich mit Gütern ausgestattet.

Leiten uns mehrere Angaben nicht irre, so war diese Ida eine Enkelin Karl Martells, eine Tochter jenes Bernhards, des Onkels Karls des Großen, der die eine Hälfte des fränkischen Heeres bei der Unterwerfung der Lo[illegible]

*) Pertz Mon. VI. 165 und II. 569.

**) Vita S. Idae bei Pertz II. 570. Summa inter suos loco nata . . . ex regali scilicet indole sanctarum virginum Odiliae, et Gertrudis filiae sancti Pipini.

den über die Alpen geführt. Adalhard aber und Wa-
die ersten Männer im Rathe Karls des Großen, gleich
zeichnet durch Geist, Charakterfestigkeit und heiligen Sinn,
hmten Stifter der altberühmten Abtei Corvei, sie wa-
auch die Brüder der Ida und mithin die Onkel
Liudolfs.

so durch ihre Stammmutter, deren Andenken selbst im
der Heiligkeit fortlebte, mit dem großen karolingischen
chte verbunden, hatten die Söhne und Töchter des
lfischen Hauses zu Vorfahren und Vorbildern nicht
eine Reihe von Kriegshelden, die die Welt mit scharfem
rte besiegt und mit Macht beherrscht, sondern auch eine
Reihe von Männern und Frauen, deren Name in höch-
Verehrung segenwirkend fortlebte, weil sie nicht minder
und siegreich durch Selbstverläugnung und Selbstüberwin-
alle irdische Größe verschmäht, aller Herrlichkeit der
entsagt und sich und das Ihrige zum Opfer gebracht
, um, aller Bande frei, nur Gott zu dienen und ihren
nschen mit brüderlicher Hingebung Gutes zu erweisen.
and an der Spitze des Geschlechtes, verehrt als der
tzpatron des Hauses, der heilige Arnulf, der Stamm-
r der Karolinger von väterlicher Seite her; von mütterlicher
würdige Gestalt Pippins von Landen mit sei-
der heiligen Gertrud, der Stifterin von Ni-
le, zu deren Andenken unter den deutschen Stämmen sich

*) Auch diese Brüder sind ein weiteres Beispiel der Vereinigung bei-
der Volksstämme. Denn mehrere Stellen in dem Leben des Wala
von Paschasius Radbertus weisen unzweideutig darauf hin,
daß sie nicht von einer Mutter stammten. Wala erscheint darin
im Gegensatze zu Adalhard als ein Sachse, der unbezweifelhaft
eine Sächsin zur Mutter hatte; ob die Mutter Adalhards vielleicht
eine Aquitanierin oder eine gallische Fränkin war, wissen wir
nicht, da kein Name der Gemahlinnen des Frankenherzogs Bern-
hard auf uns gekommen ist.

so viele Kirchen erhoben. Da war ferner der große Bischof von Metz, der H. Chrodegang, der, wie so viele andere Geistesgenossen, diesem hervorragenden Geschlechte angehört. Und wir dürfen nicht zweifeln, daß das Vorbild dieser verehrten Ahnherrn und Ahnfrauen auf empfängliche Gemüther, wie das der Hathumod, die ihren Geist durch Lesen in [illegible] Schriften so eifrig zu bereichern strebte, nicht wirkungslos geblieben. Ihr Leben enthält manche Anklänge und Züge, [illegible] an das Bild jener heiligen Vorfahren erinnern, und derselbe [illegible] ist es auch, der die Aufzeichnungen des Agius durchdringt.

Herzog Liudolf, Hathumod's Vater, wird uns als [illegible] edle kriegerische Fürstengestalt geschildert. „An Ehren wie [illegible] Tapferkeit", sagt Agius von ihm, „überragte er weit sein [illegible] schlecht; und gesetzt über viele Mannen, stand er, ein [illegible] gebietender Fürst, auf dem Gipfel seiner Macht." — „Er [illegible] sprach", also setzt Roswitha dieß Bild ergänzend fort, „de[illegible] hohen Adel seiner Vorfahren und seiner erlauchten Abkunft; aus[illegible] zeichnet durch treffliche Sitten und ehrenhaften Charakter wuchs [illegible] preiswürdig heran unter allen Sachsen; ein kraftvoller M[illegible] von ausnehmend schöner Wohlgestalt, weise in seinen R[illegible] und besonnen in all seinem Thun; die Hoffnung und die Z[illegible] seines ganzen Geschlechtes. In seiner frühesten Jugend [illegible] er in Kriegsdienste unter Ludwig dem Deutschen; von [illegible] sem wurde er nach seinem Verdienst ehrenvoll belohnt, [illegible] zur Grafenwürde in seiner sächsischen Heimath erhoben, [illegible] bald mit einer noch höhern Machtgewalt bekleidet, die ihn [illegible] Fürsten gleich machte, und den Herzogen nicht ungleich [illegible] Seite stellte. Und also geschah es, daß er, der seine Verw[illegible] ten alle durch frommen Sinn übertraf, sie nicht minder d[illegible] den Glanz der Ehren überstrahlte." *)

Dieser männlichen Heldengestalt des Sachsenfürsten [illegible] die edle Frankentochter,

„Edita Francorum clara de stirpe potentum"

---

*) Carm. de prim. Gand. Vers 6 bis 20.

Roswitha, die Gemahlin Oda würdig zur Seite. Eine ehrfurchtgebietende, fürstliche Frauengestalt, voll milden ..., geschmückt mit den sanfteren weiblichen Tugenden; so ... sie länger als ein Jahrhundert segensreich wie ein gu... ... Engel in ihrem Geschlechte. Ein frommer, pflichtge... ..., gottergebener, aufopfernder Sinn, der sich selbst ver... ... um Anderen zu leben, zeichnete sie aus. Bei aller Sanft... ... ihres liebevollen Gemüthes besaß sie eine große Seelen... ..., so daß sie, wenn ihr eigenes Herz vom tiefsten Schmerz ... erbebte, mit sanfter Miene die Leiden Anderer stillte ... tröstete. Ihre liebreiche Milde bewegte den hochstrebenden ... des Fürsten, der im Getriebe weltlicher Sorgen nach ... und Auszeichnung rang, zu Opfergaben und Werken ... Barmherzigkeit, oder wie Agius singt:

„Sie ist's, sie, die zu des Heiles Ast ihn wies,
Die Almosen aller Art ihn spenden hieß."

So ward sie auch das Vorbild der Hathumod, die mit ... Seele an dieser theueren Mutter hing, „die sie auch als ... wie ein Kind zu liebkosen, der sie wie eine Magd zu dienen ..., und die sie einzig liebte, einzig verehrte, und der sie ihr ... Herz erschloß." Während eines vollen Jahrhunderts sah ... Fürstin den Wechsel menschlicher Geschicke an sich vorüber... ..., und Geschlecht um Geschlecht aufwachsen und dahin... ... den karolingischen Stern sah sie noch auf seiner Höhe ..., sie sah ihn seinem Untergange sich zuneigen und erblei... und den Stern ihres eigenen Hauses helleren und helle... ...langes aufleuchten. Der Kreis der Ihrigen lichtete sich ... Augen; sie überlebte ihren Gemahl; von fünfzehn Kinder starben eine Tochter und drei Söhne in frühester ...; auch die übrigen wurden vor ihr in das Grab ge... ... die hundertsiebenjährige vereinsamte Mutter überlebte ... einziger Ausnahme der Christina, die ihrer Schwe... Hathumod als Aebtissin in Gandersheim folgte, und ... Mutter Oda um sechs Jahre überlebte. So hat „die er... ... glorreiche Frau", wie Agius sie nennt, in ungewöhn...

lichem Maße den Becher menschlicher Freuden und Sch[illegible] geleert, das ruhige Auge vertrauensvoll zum Himmel ge[illegible]

Sie war die Tochter eines fränkischen Fürsten [illegible] Billung, und wie sie sich in ihrer Tochter Hathumod [illegible] gelte, so war sie selbst die Erbin der Frömmigkeit ihrer [illegible] ter Aeda. Ja an diese Großmutter der Hathumod, [illegible] vielleicht umgekehrt eine dem Franken angetraute Sächsin [illegible] knüpfte eine Ueberlieferung, welche sich als Stammsage, [illegible] es scheint, in dem sächsischen Hause erhalten hatte, und [illegible] uns Roswitha mittheilt, die Verheißung von der kaiser[illegible] Größe ihres Stammes. Aeda, die gottesfürchtige, so [illegible] nämlich diese Legende, hindeutend auf die künftige [illegible] des Klosters, eine hochherzige Frau preiswürdigen An[illegible] pflegte gar häufig sich und ihr Leben dem Herren in [illegible] gem Gebete anheimzustellen, und Gott mit milden Werk[illegible] dienen. Da geschah es einst, es war in den ersten Frü[illegible] den; eben durchbrach das aufglänzende Morgenlicht die [illegible] liche Finsterniß; sie lag, ihrer Gewohnheit nach, auf [illegible] Knieen vor dem Altare des Johannes des Täufers, und [illegible] stürmte den Himmel mit heißen Gebeten. Da sie ihren [illegible] durch die frommen Uebungen erleichtert fühlte, da erblick[illegible] den Fuß einer Gestalt, die vor ihr stand. Verwundert sch[illegible] auf, spähend, wer es gewagt, sie an der stillen Stätte [illegible] früher Stunde in ihrem geheimen Gebete zu stören. Sie [illegible] hob die Stirne von der Erde, und ein wenig den Kopf [illegible] bend, sah sie einen Jüngling strahlend in wunderbarem Gla[illegible] Er war angethan mit einem härenen Gewande gol[illegible] Farbe, als wäre es gewoben aus den Haaren des ge[illegible] Kameels. Der blendenden Weiße seines schönen Antlitzes ve[illegible] ein spärlicher Bart, gesellt zu schwarzen Haupthaaren, [illegible] gewissen Ausdruck lichter Glorie. Sie starrte ihn an; [illegible] Sterblicher schien ihr der Strahlende; und von heft[illegible] Schauer, nach der Sitte eines Weibes, überwältigt, sank [illegible] vor ihm zur Erde nieder. Mit sanfter Rede aber die Zitter[illegible] beschwichtigend, sprach der Jüngling: „Zittere nicht und fürch[illegible]

nicht! sondern erfahre beruhigten Herzens, wer ich bin. Den Trost dir zu bringen, bin ich genaht; denn wisse, Johannes bin ich, dem einst die Gnade zu Theil geworden, Christum mit des Jordans klarer Fluth zu begießen. Weil deine Andacht uns so oft geehrt, so verkünde ich dir: Deines Stammes erlauchte Sprossen sie werden heiligen Jungfrauen ein Hort, und dem Reiche Frieden und triumphirende Herrlichkeit begründen, so lange nämlich sein heiliger Glaube durch fromme Eifer in Kraft und Blüthe steht; darum werden Enkel einst in den kommenden Jahrhunderten auf dem Throne in mächtiger Ehre solchen Glanzes strahlen, daß der Erde Könige keiner in jenen Tagen ihnen an Herrschergewalt mag gleichen worden." Also sprach er, und heimkehrend zu den Himmelshöhen war er plötzlich verschwunden. Die Ahnfrau, die selige, blieb zurück mit dem süßen Troste, den ihr der himmlische Bote gebracht. „Und diese große Verheißung eines königlich herrlichen Schmuckes", fügt Roswitha hinzu, „drückte besondere ihr Siegel der glorreichen Nachkommenschaft der Oda auf, deren ruhmvoller Sohn, Herzog Otto, den König Heinrich erzeugte, der des Reiches Scepter so wohl zu führen wußte und der Vater Otto's wurde, jenes glorreichen, verehrten Fürsten, der an des Vaters Stelle, gestützt durch die Kraft des ewigen Königs, zuerst die Herrschaft über Sachsen führte, und dann, gesegnet von göttlicher Gnade, den Thron des römischen Reiches mit dem Scepter kaiserlicher Gewalt ein Würdiger empfing, und seinen gleichnamigen, nicht minder gesegneten Sohn, unter des Ewigen mildem Beistande, des gleichen Herrscherstuhles und der gleichen Ehre theilhaftig machte." Dieß die Worte der Sängerin von Gandersheim. *)

So lautete die Stammsage des sächsischen Hauses, und vielleicht lag der Erzählung der Roswitha ein altsächsisches Volkslied über der Aeda wunderbares Gesicht zu Grunde, wie denn auch die in dem Geschlechte herrschenden [illegible]

*) Carm. de prim. Gandersh. V. 25 — 60.

an den der frommen Stammmutter und ihre Verheißung erinnern; hatte ja Aeda's Tochter Oda wieder eine Tochter Namens Eda oder Aeda, und auch der Name der Ottonen erinnert wieder an Aeda und Oda, denn er wurde zu ihrer Zeit und in ihrer Heimath Oddonen gesprochen und geschrieben.

Eine ganz ähnliche, künftigen Segen verheißende und ihn an aufopfernde, mildthätige Frömmigkeit knüpfende Stammsage, wie das sächsische Haus, hatte übrigens auch das ihm so eng verbundene karolingische. Diese fränkische Ueberlieferung geht zurück auf des Hauses heiligen Stammvater und Beschützer, St. Arnulf, der in seiner Jugend ein tapferer Streitheld und ein weisheitsvoller Machtinhaber, in seinem gereiften Alter ein heiliger Bischof, vor dem Ende seines Lebens aber allen zeitlichen Würden und Gütern entsagte, um in der Waldeinsamkeit der Vogesen, in ungestörtem Dienste Gottes, sich für seinen Hingang in die Ewigkeit vorzubereiten. Und zwar ist es Paulus Warnefrid, genannt der Diacon, der langobardische Geschichtschreiber, — der die wunderbaren Begegni aus dem Leben Bischof Arnulfs von Karl dem Groß selbst vernommen hatte, — der uns diese Ueberlieferung erzä Nachdem nämlich Paul Warnefrid den Glanz von nulfs Ahnen und seine Heiligkeit gepriesen und das wun bare Wiedererscheinen des Ringes, den der Heilige in Mosel geworfen, erzählt, fährt er fort: „Dieß habe ich von dem ersten besten geringen Menschen erfahren, son aus dem Munde des Bürgen jeder Wahrheit, von dem benen König Karl selbst, der es mir erzählt hat, er, der Stamme des seligen Arnulfs entsprossen, sein Enkel im dr Grade ist. Nun beschied", so erzählt uns Paulus dann ter, „der ehrwürdige Mann Arnulfus seine beiden Si Ansegis und Clodulf, vor sich; und weil er barmh war und stets den Werken frommer Milde oblag, so such beide Brüder zu bewegen, daß sie ihre Zustimmung [illegible] ben möchten, all seine Habseligkeiten den [illegible]

geschah es, daß der ältere von ihnen, Clodulf, ganz gar nicht sich dazu verstand, daß nämlich der ihm ge-ende Erbtheil dem Vater geschenkt seyn sollte; der jüngere i dagegen, Ansegis, des festen Glaubens, daß ihm durch Barmherzigkeit Christi ein Mehreres würde geschenkt wer- verhieß dem Vater bereitwillig, in allen seinen Wünschen ehorsamen. Da dankt der ehrwürdige Vater dem Sohne, gibt ihm die Verheißung, daß ihm mehr würde werden, er aufgegeben, und damit segnete er ihn und alle seine ige Nachkommenschaft. Und sein Wort ist wahr gewor- denn dem Ansegis wurden größere Schätze zu Theil, die dahingegebenen, und also fest hat sich der väterliche :n ihm eingepflanzt, daß aus seinem Stamme so kraftvolle tapfere Männer erwuchsen, daß der Franken Herrschaft Recht auf seine Enkel übertragen wurde. Denn merk auf! wenigen Worten will ich dir das zeigen: Ansegis wurde Vater Pippins (von Heristall), eines Helden, den keiner i Kühnheit übertroffen; dieses Pippin's Sohn war ! (Martell), den Tapfersten vergleichbar, der unter an- großen Kriegen insonderheit die Sarracenen also nie- mmerte, daß dieß trutzige und treulose Volk bis auf den en Tag die Waffen der Franken fürchtet. Diesem ent- der Sohn Pippin (der Kurze), nicht minder durch heit, wie durch Tapferkeit ausgezeichnet, der mit wun- em Glück die Wasconen, seit lange Rebellen, sammt Fürsten, Waifarius, im Kampfe überwältigte, und der chen Herrschaft unterwarf. Als Sohn erwuchs ihm :oße König Karl, der das Frankenreich, wie nie zuvor, erte. Unter andern großen und staunenswerthen Thaten, vollbracht, hat er endlich auch das gesammte Volk der obarden, das sein Vater schon zweimal besiegt hatte, ichdem er vorher seinen einen König, Desiderius, ge- i, den anderen, Namens Adelgis, der mit dem Vater ischaftlich herrschte, nach Constantinopel vertrieben, — eine harte Schlacht seiner Botmäßigkeit unterworfen und,

was selten zu geschehen pflegt, er hat seinen Sieg dur nende Mäßigung gemildert. Ferner hat er die Röm des Romulus Stadt selbst, die seit lange nach sein genwart sich sehnte und damals unter dem Drucke de gobarden seufzte, aus harten Drangsalen befreit und Scepter beigefügt, ganz Italien nicht minder seiner Herrschaft unterthan gemacht — ein Mann, von de nicht weiß, was man mehr an ihm bewundern soll Tapferkeit im Krieg, oder seine glänzende Weisheit, od Meisterschaft in allen freien Künsten!" *)

So lautete Warnefrid's Preis karolingische dessen Ausspruch den Worten der jungfräulichen säc Dichterin würdig zur Seite steht. Und alle diese Her diese Siege, diese Macht, diesen Ruhm, diese Fülle Männer schrieb jene karolingische Stammsage dem Se heiligen Ahnherrn und der milden Opfergabe seines de gehorsamen Sohnes zu!

Das waren die Vorfahren und die Eltern der H mod, das der Geist, der in den glorreichen Herrscherge tern einer demüthigeren und darum größeren Vorzeit le

Sie opferten viel und darum ward ihnen mehr geschenkt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Pauli Warnefridi liber de episcopis Mettensibus. Mon. II. 264.

XXXV.

Blicke auf das revolutionirte Italien.

Nach englischen Berichten.

Dritter Artikel.

Mit der Flucht des Papstes hatte für Rom eine Schreckens-
schaft begonnen, welche ihre größte Stütze und Förderung
er Presse hatte. Wehe dem, der es wagte, von den Rechten
Papstes zu sprechen und selbst wenn es in den demüthig-
Ausdrücken geschah. So büßte der arme P. Ximenez, wel-
die Zeitung Cassandrino redigirte, eine solche Kühnheit mit
Leben; er ward in der Nähe der Kirche al Gesù eines
rgens von Dolchen ermordet gefunden; gleiches Loos ereilte
n andern Priester, wegen gleichen Vergehens. Ja selbst sol-
n, die rein wissenschaftlichen Arbeiten nachgingen, die aber
Clubbisten mißfielen z. B. einem Juristen, welcher Docu-
nte zur Geschichte einzelner adelichen Familien herausgeben
lte, wurde wegen aristokratischer Tendenzen mit dem Tode
roht. Eine Mordthat folgte auf die andere, Confiscation
Confiscation. Durch Androhung aller möglichen Schrecken
de den friedlichen Bewohnern das Geld abgepreßt, in den
ungen aber diese Brandschatzungen als freiwillige Ga-
angekündigt. Ja selbst den Verwandten der Ermordeten
de das Trauern verwehrt; sie konnten, wenn sie es thaten,

ihre Namen am Cafè delle belle Arti, als zu gleichem Schi
sal bestimmt, in öffentlichem Anschlage lesen.

Eine sehr auffallende Erscheinung war hiebei die, daß,
mehr Silber auf die Münze gebracht wurde, desto mehr das
verschwand. Silbergeräth von vielen Millionen an Werth
derten dorthin und es wurde geprägt und geprägt und
war nirgend ein Scudo zu sehen. Man bediente sich des
Gepräges Gregors XVI. und so konnten die neuen Münzen
solche nicht erkannt werden und um so leichter in den
der Patrioten verschwinden. Wenn man dabei auch in
schlag bringt, was auf Kosten der römischen Republik bei
dern Revolutionen aufgewendet worden ist, so scheint
die Angabe nicht ungegründet zu seyn, daß jeder der
demagogen mindestens seine 100000 Scudi für sich
ten habe. Garibald, der „mit seiner natürlichen Anlage
die Erfahrung Süd-Amerika's vereinigte," soll eine halbe
lion sich zugeeignet haben und da er „erst um die eilfte
kam", so läßt sich daraus ein Schluß auf die reiche
seiner Vorgänger machen. Und zu allen ihren Zwecken der
pressung und des Mordes, stand den Gewalthabern eine
von Beamten, die Financieri zu Diensten. Diese Rotte,
„Zöllner", von jeher die schlimmsten Beamten in
hatte sich in jener Zeit noch oben ein aus einer Menge
Banditen rekrutirt. —

Keine Classe von Personen hatte aber mehr zu erleiden,
der Clerus und eine so klägliche Rolle auch so mancher
Standes in der italienischen Revolution gespielt hat, so
werth hat sich doch die römische Geistlichkeit in jener
tragen. Der Verfasser des Artikels über Rom im
Review leitet die nachfolgende Erzählung der an
verübten Mordthaten mit folgenden Worten ein: „der
war am Meisten den Verdächtigungen ausgesetzt und zu
unsterblichen Ehre sey es gesagt, er bewährte durchaus
solchen Muth und eine solche Entschlossenheit, wie keine

Classe darin ein Beispiel gab und worin er keine Nach-
er fand." „Die Hauptscene der Grausamkeiten war St.
sto, ein Benedictinerconvent in Trastevere, wo, nach Ver-
ung seiner Bewohner, Zambianchi, der Anführer der Finan-
i, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Er war ein Bo-
ser von Geburt, und aus dem Gefängnisse entlassen, wo-
er sich wegen sieben Mordthaten befunden hatte. Dankbar
an die großen Männer, die er als seine Wohlthäter betrach-
und mit großem Vertrauen und Unterstützung von ihnen
irt, wurde er das brauchbarste Werkzeug für ihre Absichten.
retrograden Partei, welche jetzt als die Schwarzen und
Curantisten bezeichnet wurden, mußte Schrecken eingejagt
den, diejenigen die man als solche ansah, wurden ihres Ver-
ens beraubt und in die Gärten von St. Calisto hineinge-
ht, die sie nicht mehr lebend verliessen. Zwischen vierzig
fünfzig Leichname in einem Zustande der verschiedenartig-
Verstümmelung wurden daselbst in einem gegrabenen Loche
aden und späterhin brachte man, bei Umgrabung des Erd-
es eines in der Nähe befindlichen Feigenbaumes noch sieben
ue zum Vorschein. — Ein Verzeichniß aller der Ver-
chen zu geben, die während dieser Periode verübt worden,
e eben so schwierig, als das Gemüth empörend; wir wäh-
nur einige Beispiele von den bekanntesten oder solche aus,
che mit der größten Oeffentlichkeit begangen wurden. Der
bate Maccioli, ein Canonicus von St. Johann im Lateran,
i vier Financieri, die an ihm in einem offenen Wagen vor-
erfuhren, erblickten, wurde von ihnen ergriffen und nach St.
listo gebracht; hier wurde er nackt ausgezogen, und einer
ßen Geldsumme, die einer Behörde zustand, beraubt; sein
ben indeß wurde durch die zeitgemäße Fürbitte einiger mäch-
gen Freunde gerettet. Ein anderer Priester, welcher während
r Belagerung in die Nähe der Stadtmauer kam, wurde vor
nen höhern Militärbeamten gebracht, der, während er ihn
mit geringer Aufmerksamkeit zu behandeln schien, bezeichnende
Blicke mit der Wache wechselte; der arme Mann verließ ihn

voll von Hoffnung, wurde aber in der folgenden Minute al
ein französischer Spion erschossen. Der Pfarrer von Mo
Mario wurde von der Nationalgarde ermordet, weil die Fra
zosen, gegen die er sich nicht vertheidigen konnte, in seine Wo
nung eingedrungen waren. Ein Priester, welcher die Kra
und Sterbenden in dem Spitale von Trinita bei Pellegrini
suchte, wurde, da man bei ihm einen Paß nach Gaeta fa
wohin er wegen eines Prozesses bei der Curie sich zu bege
hatte, auf der Stelle erschossen. Der Pfarrer von S. Ma
sopra Minerva wurde mit vier andern Priestern zu S. Cal
erschossen, und zwar ergötzte sich Zambianchi daran daß e
indem er sie nöthigte in die Hallen des Klosters einzutreten,
sie mit seiner Rotte feuerte. Der Minister Galleti nahm
Gelegenheit einer militärischen Promenade um die Stadt
drei Bauern gefangen, von denen er behauptete, sie seyen
kleidete Jesuiten und indem er sie mit sich in die Stadt nah
gab er sie der Wuth des Pöbels preis, der sie auf der E
gelsbrücke ermordete; ein Augenzeuge versichert, daß er es sah,
die Mörder die blutigen Messer mit ihren Zungen ablec
Wir besorgen das Gefühl zu erschrecken, ja vielleicht mit di
sem entsetzlichen Bericht die Ungläubigkeit unserer Leser in E
land hervorzurufen. Wir wünschten auch nur eine schwa
Hoffnung zu haben, daß diese Nachrichten übertrieben sey
Die Wahrheit kann nicht lange verdeckt bleiben, aber so
die genauere Geschichte dieser traurigen Periode bekannt
wird, so wird sich zeigen, wie weit das Gemälde, welches w
geben, noch hinter der furchtbaren Wahrheit zurückbleibt." –

Die ausgeschriebene Wahl der Constituante fand auß
ordentlich wenig Theilnahme; von der Nationalgarde Rom
die mehr als 12000 betrug, stellten sich keine Dreihundert z
Wahl ein. Am vierten Februar 1849 wurde jene Versamml
eröffnet und wenige Tage darauf (9. Febr.) proclamirte d
Präsident derselben: daß die Gewalt des Papstes faktisch u
juristisch aufgehört habe und daß fortan die Republik eingefüh
sey. Als executive Gewalt wurden drei Triumvirn bestellt, u

ihnen ein Ministerium. Diese Republik verhieß aber kurzen Bestand; der bessere Theil des römischen Vol- mußte ihrer bald satt werden und hätte sich gewiß eines ges ermannt und dem Dinge ein Ende gemacht. Auch läßt nicht verkennen, daß der Clerus gerade in dieser Zeit mit ser Thätigkeit daran arbeitete, eine bessere Gesinnung bei m Volke zu beleben; selbst Mazzini, der jetzt nach Rom ge- men war, „um den erhabenen, für ihn aufgesparten Sitz nehmen" und die Schaar von Fremdlingen, welche sich hin gezogen hatten, würden zuletzt doch nicht im Stande esen seyn, die Tragödie weiter fortzuspielen, wenn ihnen t die Belagerung Roms durch die Franzosen zu Hülfe ge- men wäre. Dieß gab ihrer Sache eine unerwartet gün- e Wendung.

Wären die Franzosen mit einer Heeresmacht gekommen, che jeden Widerstand als Wahnsinn hätte erscheinen lassen, wären die Häupter der Revolution, nach dem Beispiele An- r, unstreitig davon gelaufen. Jetzt aber hatte die Schlappe, che das kleine Corps des General Oudinot erlitt, die De- gogen ermuthigt, und dadurch in den Stand gesetzt, alle ifte aufzubieten, um die Vertheidigung möglichst in die Länge ziehen. Dazu kam das Benehmen des französischen Agenten ps, welcher, während der französische General vor den oren stand, es mit der revolutionären Regierung in Rom lt. Oudinot's Lage war in der That eine beklagenswerthe; war in allen seinen Operationen gehemmt, denn die Bela- rten hatten ihre besten Bundesgenossen in den französischen urnalen, die jeden Schritt des Generals herabsetzten und an dern Pariser Demagogen, welche eine geheime Correspondenz mit nen unterhielten und sie zum muthigen Widerstande gegen e französische Armee aufforderten. Unter solchen Umständen nnte Oudinot in der That selbst gar nicht wissen, ob ihm cht an einem schönen Morgen der Befehl zugehen würde, ge- einschaftliche Sache mit der römischen Republik zu machen. n diesem ganzen Unternehmen der Franzosen trat es nur zu

deutlich hervor, daß die große Nation, die mehr als jede andere einer starken Regierung bedarf, in Folge der revolutionären Zerrüttung, an der sie leidet, nicht mehr recht berufen zu sein scheint, eine bedeutende politische Rolle zu spielen. Es fehlt an aller Entschiedenheit und Energie und obendrein ist Frankreichs Politik von der ihres größten Nebenbuhlers, Englands in Schlepptau genommen worden. Die Belagerung Roms wird unter allen Umständen, ohne daß man den Truppen oder ihren Befehlshaber irgend einen Vorwurf machen könnte, keine sehr ehrenvolle Stelle in den Annalen der französischen Kriegsgeschichte einnehmen. Für Rom selbst war sie aber ein höchst beklagenswerthes Ereigniß. Sehr richtig bemerkt das Quaterly Review: „Die Römer, statt daß sie Ursache hätten sich ihrer langen Vertheidigung zu rühmen, sollten darüber vielmehr erröthen als über die tiefste ihrer Erniedrigungen.“ Sie duldeten es geplündert und getödtet zu werden von Horden fremder Abentheurer — insbesondere von Garibaldi's Schaar — welche ohne ihre Zustimmung in die Stadt gekommen waren und mit Drohungen und Schlägen zwangen ihre eigenen Mauern gegen einen Feind zu bemannen, für dessen glückliche Erfolge ihre Herzen im Geheimen schlugen.“ Da Garibaldi in diesem traurigen Drama eine der Hauptrollen spielte, so entnehmen wir aus der nämlichen Quelle noch einige Züge zur Charakteristik dieses Räuberhauptmanns und seiner Rotte.

„Garibaldi erregte, als er das erstemal mit seinem wilden Troß von Banditen, dem Auswurfe aller Nationen in Rom erschien, die Besorgniß der Bewohner und die Eifersucht der Nationalgarde. Er wurde, damit man ihn wenigstens auf einige Zeit los werde, in die Abruzzen gesendet, mit dem Befehl, dort die Gränze gegen den erwarteten Einfall der Neapolitaner zu bewachen. Seither hatte er dort sein Lager aufgeschlagen und er trieb sein Wesen in völliger Ungebundenheit, indem er seinen Genossen jeden Exceß gestattete und seine Streitkräfte durch das Versprechen der zügellosesten Lebensweise recrutirte. Die Furcht vor ihm hatte sich in Rom bei denen, die noch Etwas zu

atten, nicht vermindert — allein man konnte seiner
r entbehren. Den Triumvirn war die Mißstimmung
ialgarde sehr wohl bekannt; abgesehen von ihrem
sprochenen Mißbehagen an dem Kampfe, waren sie
der Republik feindlich gesinnt und es war daher
, einige Kräfte zu sammeln um diese einzuschüchtern
zugleich eine Lehre zu geben. Die Linientruppen wa-
anisirt und vielleicht noch mehr als die National-
Gedanken eines bewaffneten Widerstandes entgegen.
wurde daher, als der Angriff der Franzosen drohte,
zurückgerufen und zwar mit einer Streitmacht, deren
Höhe sich nicht über sechshundert belief, deren wirk-
und aber nicht weniger als zweitausend betrug. Es
r kam, ein für die damalige Jahreszeit heißer Tag,
wohner der Stadt, welche nach dem Thore hinge-
en, wurden von neuem Schrecken erfüllt, als sie ihn
vergrößerte Schaar von Banditen erblickten — ein
ifen in dem mannigfaltigsten Costüm, wobei die Zer-
ihres Anzuges im Allgemeinen einen wunderlichen
einzelnen reichen Zierathen und Kleidungsstücken
affnet mit jeder Art von Waffen, Weiber in Manns-
rtige Kehlabschneider und als Weiber maskirt, einige
enen Pferden, Andere auf Eseln, die sie von den
geholt hatten; einige auf Karren, Wägen und
für Fuhrwerk, was nur für den Dienst hatte
werden können; den Schluß bildete die Kutsche
s von Rieti, mit betrunkenen Freiwilligen angefüllt,
Kräften schrien und die Beine zu den Fenstern
en ließen. Keinerlei Ordnung wurde auf dem Zuge
— man gab dem Dinge absichtlich ein Ansehen von
und Brutalität, um durch die natürliche Wildheit
lichen Anblick noch zu erhöhen. Viele waren betrun-
n und Pistolen wurden in den Straßen ohne Rück-
die Gefahr abgefeuert und Drohungen und Flüche
mit gemeinen und blasphemischen Gesängen. Man

beabsichtigte hauptsächlich durch dieses Gesindel die Bewohner von Trastevere, denen man immer am Wenigsten traute, in Schrecken zu setzen; wagte aber doch nicht jenes sogleich [illegible] marschiren zu lassen. Man überließ der Bande zuerst das Kloster von S. Silvestro in Capite, von wo sie die Nonnen, welche lange obdachlos auf den Straßen herumirrten, vertrieb. [illegible] später verlegte in stiller Nacht Garibaldi sein Hauptquartier nach Trastevere, wo sich alsbald ein Vorfall ereignete, [illegible] dazu bestimmt war, bei der retrograden Partei Schrecken [illegible] verbreiten. Während Garibaldi mit einigen seiner Genossen [illegible] einem der Kirche von S. Maria in Trastevere benachbarten Wirthshause saß, wurde ein Geistlicher aus dieser Pfarrei [illegible] ihn gebracht, beschuldigt, die Republik geschmäht zu haben. Garibaldi horchte mit Aufmerksamkeit seiner Vertheidigung [illegible] Der arme Mann gab an: es sey wahr, daß er ein getreuer Unterthan des Papstes sey, daß er aber, obschon er die Republik nicht liebe, doch keinerlei Meinung hierüber ausgesprochen habe. Garibaldi, mit einer ernsten und feierlichen Miene, die ihn [illegible] verließ, bemerkte: in einer Republik seyen alle Meinungen [illegible] gestattet und sprach seine Freilassung aus. Zwei Reihen Soldaten begleiteten den Geistlichen und als man an eine geeignete [illegible] kam, wurde er erstochen. Am folgenden Morgen war der [illegible] tar bereitet und man versammelte sich zu der Messe, die [illegible] halten sollte, als man sich das Gerücht zuflüsterte, daß [illegible] Leiche in einer benachbarten Straße gefunden worden sey; [illegible] mand aber wagte, nach dem Mörder zu forschen." Gari[illegible] aber, um auf seine Persönlichkeit zurückzukommen — „ist, [illegible] man sein Costüm abrechnet, in keiner Hinsicht jener melo[illegible] matische Held, wie ihn die Zeitungen schildern. Er zählt [illegible] schen vierzig und fünfzig Jahre, ist von mittlerer Statur, [illegible] haftem Aeussern, und wohlgestalteten Gliedern. Seine [illegible] welche Entschiedenheit ohne Wildheit ausdrückt, verleiht [illegible] Zügen mehr Auffallendes als Schönheit. Sein Haar ist [illegible] einem leichten Roth, und herabwallend bis zu den Schultern entspricht es dem dicken und buschigen, etwa um eine oder

:irungen helleren Barte. In seiner Kleidung sucht er das
ische; seine Mütze ist von scharlachnem Tuche, geschmückt
ner Goldborte und einer schwarzen Feder. Er trug eine
a oder Blouse von dem herrlichen Scharlach, welchen der
n dem Papste zum Geschenke gemacht hatte; ausser dem
rte führte er einen Dolch in seinem Gürtel. Seine ei-
Lieblingstruppen waren fast auf die nämliche Weise ge-
. Mit einer gewißen Leichtigkeit und natürlichen Anmuth
en Bewegungen vereinigte er jenen Anstrich von ruhiger
ter Würde, welcher für diejenigen unerläßlich ist, die
Spanier und deren Abkömmlinge eine Auctorität ausüben
l. Er hat in Südamerika spanische Sitte und Sprache
r Vernachläßigung der eigenen angenommen. Von seiner
: angebetet, fand er die Kunst sich bei den buntgemisch-
schaaren zügelloser Italiener Gehorsam zu verschaffen.
lich höflich in seinen Reden, war er unerbittlich in seinen
lungen; in demselben Athemzuge konnte er die Execution
wölf Deserteurs befehlen und ein Glas Wein fordern.
Art von Claverhouse unter den Banditen, trug er die-
Gewissenhaftigkeit in Betreff dessen zur Schau, was er
Pflicht nannte und während er die Republick haßte und
publikaner verachtete und auf dem Ruin Beider sich zu
i trachtete, prahlte er mit einem unerschütterlichen Eifer
ren Sache, für welche er bereit sey, Alles zu opfern.
nd er für seine Person die größte Sorge trug, setzte er
eine Leute keiner unnöthigen Gefahr aus. Er zwang die
heilten in den Trancheen zu arbeiten und schien seine
te Freude daran zu finden, die Freiwilligen dem feind-
Feuer auszusetzen. Wohlbekannt mit dem Nationalcharak-
b er sich das Ansehen, an dem Muthe derer zu zweifeln,
ihm Dienste anboten und wenn sie ihr Verlangen zu
n ausdrückten, so pflegte er ihnen mit Ruhe die Bresche
en, wohin er seine Myrmidonen sendete, um jenen den
t zu lassen mit der geheimen Instruction, daß kein Zu-
hen gestattet werden solle. Wir sind nicht der Meinung,

daß dieser Mann „„ein Räuber zu Land und ein Pirat zu See"" des gewöhnlichen Muthes eines Soldaten entbehrt habe, allein er war nicht beseelt von einer ritterlichen Liebe des Ruhmes oder mit der romantischen Kühnheit, welche in Gefahren Anreizung sucht. Auch wollen wir nicht behaupten, daß er, obschon völlig gleichgültig gegen das menschliche Leben, irgend ein besonderes Vergnügen am Blutvergiessen gehabt habe."

Diesem Abentheurer war die oberste Leitung Roms übertragen worden; ihm zur Seite stand ein aus drei Mitgliedern bestehender Vertheidigungsausschuß, der weit mehr als die Franzosen zur Verwüstung der Stadt beigetragen hat. Ohne allen Zweck wurden Häuser und Gärten zerstört, oft blos weil der Neid sie als solche bezeichnete, die der Vertheidigung der Stadt hinderlich seyen; ganze Straßen, insbesondere in der Nähe der Engelsburg wurden nivellirt und auch das große Theater Tordinone war durch die Rachsucht eines durch schlechtes Leben in seinen Finanzen ruinirten ehemaligen päpstlichen Offizieres bedroht, welchem der Fürst Torlonia früher einmal die gewünschten Summen nicht hatte vorstrecken wollen. Am Meisten aber ist die nutzlose Verwüstung der beiden schönen Villen, der Villi Borghese und Pamfila zu beklagen; in beiden waren es nicht die Franzosen, welche die Zerstörung anrichteten, sondern die Belagerten. Jene hielten, als sie zum Besitze der Villa Pamfili gelangten, die strengste Mannszucht, als aber Garibaldi dieselbe wiedernahm, wurden der Park, das Casino, die Antiquitätensammlung und die Springbrunnen völlig verwüstet. „Hatten früher die beiden genannten Villen an Schönheit gewetteifert, so konnte es jetzt zweifelhafter werden, welche in der Zerstörung die andere übertraf. Das gleiche Schicksal hatte ohne Unterschied die ganze Umgebung von Rom und die Stadt bot ein Aussehen, welches vielleicht dazu dienen konnte, um sich eine Vorstellung von Lissabon nach dem Erdbeben zu machen." Daß die Volkshelden die Schuld von allen dem auf die Franzosen schoben, versteht sich von selbst, ja sie gingen darauf aus, dieß vor aller Welt Augen klar zu machen, indem sie

Batterien, ohne daß die Strategie dieß erforderte, so po-
, daß die herrlichsten Monumente Roms durch die Ku-
er Franzosen bedroht werden mußten. Hatte Rom in dem
ihrer der Gallier den neuen Brennus gefunden, so fehlte
h dießmal nicht an den hülfebringenden Vögeln. Die Con-
nämlich mehrerer Staaten, manche von ihnen freilich ge-
gen, fanden sich bemüßigt, auf Anstiften Mazzinis, einen
st gegen die Zerstörung der Monumente Roms durch die
zerer zu unterzeichnen.

Neben jenem Vertheidigungsausschusse wirkten zwei andere,
der bald sich identificirten, in gleichem Maße zerstörend
ie Wohlfahrt der Bewohner; dieß waren die Ausschüsse
e freiwilligen Gaben und für die gezwungenen Anlehen.
glich beobachtete man hierbei noch eine gewisse Form; man
ete Hab und Gut einzelner Personen auf, und nahm die-
der jenes davon in Anspruch, allein jetzt forderte man was
wollte, indem man den Besitzern die Pistole auf die Brust
Die Thätigkeit dieser Ausschüsse kam der einer allge-
n Plünderung gleich, und hatte man gleich manche Häu-
hon ganz ausgeleert, so begann man doch noch nach ver-
nen Schätzen zu suchen. Dieß Loos traf namentlich Kir-
und Klöster und es wurde bei solchen Visitationen gegen
Geistlichen große Gewalt und Brutalität geübt. Ihre
r wurden erbrochen, ihre Weine weggenommen oder nutz-
ergossen; ihre Diener wurden geschlagen und mit Bajo-
n oder Degen gestoßen, um sie zur Angabe versteckter Sa-
zu veranlassen. Pferde und Futter wurden gefordert, Pro-
en jeder Art für die tapfern Vertheidiger der Bresche,
n und Linnen für die verwundeten Patrioten. Einige Spi-
wurden in Stätten der Lust verwandelt, wo Frauen, selbst
besseren Stände, unter dem Vorwande die Kranken zu be-
n, eine Gelegenheit zu lockern Leidenschaften boten, die
in einem geordneteren Zustande der Gesellschaft gezwun-
gewesen wären zu unterdrücken — und der Beichtvater
de von dem Kissen des Sterbenden durch die Furcht hin-

weggetrieben, Zeuge von Scenen der zügellosesten Ausschweifungen sein zu müßen."

Endlich nach einer Belagerung von neun und sechszig Tagen ließ man die Franzosen in die Stadt ein; eine Eroberung kann man dieß freilich nicht nennen. Die Maßregeln, welche jetzt ergriffen wurden waren eben so halber Natur, wie die bisherigen. Statt Garibaldi, welcher abgezogen war, zu verfolgen, statt das Raubgesindel der Financieri und der römischen Legion, die sich noch auf fünftausend belief, aus der Stadt zu vertreiben, statt sofort, wozu man sich jetzt noch nach vielen Monaten genöthigt gesehen hat, das Standrecht zu verkündigen, ließ man Alles so gehen, wie es eben ging. Ja es war viel, daß man nicht auch den Wunsch Mazzini's (der in dem Comptoir oder in dem Weinkeller des englischen Consuls Freeborn ein Asyl gefunden hatte), in Rom unter der britischen Aegide bleiben zu dürfen, erfüllte. Mazzini begab sich zuerst nach England, „wo er, wie er an seine Bewunderer in Italien schreibt, Sympathie, Zuneigung und Unterstützung gefunden hat." „Er wird jetzt", wie das Quaterly Review von ihm sagt, „den Vortheil des persönlichen Verkehrs mit Lord Palmerston genießen, der die beste Gelegenheit hat, die Ansichten der leitenden Republikaner an der Urquelle kennen zu lernen und ihm als Gegengabe dafür die Absichten des Cabinets Ihrer Majestät mitzutheilen."

Wir wünschen dem edeln Lord nichts Böses, allenfalls die angenehmste Zurückgezogenheit des Landlebens; möge es aber Gott gefallen, Italien und ganz Europa recht bald von ihm zu befreien. Leider jedoch scheint sein Handeln so sehr der Krämerpolitik Englands zu entsprechen, daß selbst diejenigen Männer, von denen man es am Wenigsten erwarten sollte, sich mit all seinen himmelschreienden Gewaltthaten und Verletzungen des Völkerrechts zu versöhnen wissen. Der Tag der Vergeltung wird nicht ausbleiben!

XXXVI.

Bruchstücke aus einer Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona.

II.

Kurze Uebersicht der Ereignisse von 1585 bis 1719.

Nachdem solchergestalt die „Reformation" — wie sich die protestantischen Lokalhistoriker ausdrücken — „glücklich zu Stande gebracht war", verschwand (abgesehen von dem Dörfchen Eppendorf, in dessen Kirche bis 1545 Messe gelesen sein soll) schon in den nächsten Jahren jede Spur eines katholischen Lebens aus Hamburg und mußte verschwinden, da im Recesse von 1529 ausdrücklich bestimmt war, daß jeder, der sich der katholischen Sache in Hamburg ferner annehme, „recht verfolgt" und „nach Gelegenheit der That bestraft" werden solle. Dennoch kam nach Verlauf von sechszig Jahren 1585 ein florentinischer Edelmann, Alexander della Roccha, dessen katholisches Glaubensbekenntniß man, seines großen Reichthums wegen, ignorirte, nach Hamburg, und brachte nicht nur einen Priester der Gesellschaft Jesu, Michael von Isselt, mit sich, sondern wußte auch von dem schon protestantischen Grafen Adolph XIII. von Schauenburg die Vergünstigung zu erlangen, in dem, zu seiner Grafschaft Pinneberg gehörenden,

ganz nahe bei Hamburg liegenden Dörfchen Altenau (den späteren Altona) einen katholischen Gottesdienst einrichten zu dürfen.

Kaum aber war dies geschehen und kaum hatte dort ein Priester, Henricus Neverus S. J., seine Wirksamkeit begonnen, so war auch schon dadurch der Zorn der protestantischen Bevölkerung Hamburgs erregt und zwar um so mehr als man, trotz der Nähe, jene Vergünstigung auf fremdem Gebiete nicht inhibiren konnte. Desto mehr ließ man daher seine Erbitterung die in Hamburg wohnenden Katholiken fühlen, indem man nicht nur den Pöbel zu den gröbsten Gewaltthätigkeiten gegen sie aufhetzte, sondern sich auch vereinigte mit den katholischen Kaufleuten weder Geschäfte zu machen noch ihnen Wohnungen zu vermiethen. Ja, man ging so weit im Recesse von 1603 zu verordnen, daß jeder, der durch den Besuch der Messe in Altona ein schlechtes Beispiel gäbe, aus der Stadt verwiesen werden solle. Zwar ertheilte Kaiser Rudolph II. den Hamburgischen Katholiken 1604 einen besonderen Schutzbrief, allein dieser half so wenig wie ein bald darauf an den Senat erlassenes kaiserliches „Mandatum arcti de non offendendo sub poena banni", indem man trotz dessen fortfuhr, sowohl die in Hamburg als die in Altona wohnhaften Katholiken dergestalt zu turbiren, daß der Pinneberger Drost Hans Steding in Bezug auf Altona an den Senat schrieb: die dortigen Einwohner würden lieber an der türkischen Grenze wohnen als an der Hamburgischen.

Indessen erneuerte der Regierungsnachfolger des Grafen Adolph, der Graf Ernst von Schauenburg, 1607 das Privilegium der Katholiken, wenn auch, wie es scheint, weniger aus Zuneigung zu diesen, als zum Vortheil Altona's, das sich durch fortgesetzte katholische Ansiedelungen schon so vergrößert hatte, daß es bereits 1604 zu einem Flecken erhoben worden war. Denn er ertheilte nicht nur den in Hamburg gleichfalls nicht geduldeten Calvinisten und Mennoniten diese

ergünstigung, sondern scheint auch, als diese neuen Ankömm-
nge in ihrem, von dem der Lutheraner in nichts verschiedenen
Haß gegen die Kirche so weit gingen die zuerst aufgenomme-
en Katholiken aus Altona verdrängen zu wollen, diesem Plane
icht ganz abhold gewesen zu sein, der jedoch durch die Inter-
ention des Kaisers Matthias (1612) glücklicher Weise ver-
eit ward.

Es ist wohl bemerkenswerth, daß um eben diese Zeit, da
Hamburg noch keine Messe, und sei es auch in dem ver-
orgensten Winkel, gelesen werden durfte, die gegen Ende des
6. Jahrhunderts eingewanderten Juden dort bereits ihre Sy-
agoge und ihren Rabbiner hatten. Es erklärt sich dieser Um-
and jedoch einfach dadurch, daß die Juden große Reichthü-
er mitgebracht hatten und ein bedeutendes Schutzgeld zahlten,
ährend die Katholiken, wie sich der Senat in einem späteren
chreiben an den Kaiser ausdrückt, „von keiner sonderbaren
ualität" waren, auch „schlechte Nahrung und Trafiquen"
eben. Allein bei dem frommen Kaiser Ferdinand II. be-
urfte es keiner „sonderbaren Qualitäten", um seines Schutzes
eilhaftig zu werden, weßhalb er denn auch den armen ham-
urgischen Katholiken ihren Schutzbrief erneuerte, und letzteren
m Senat 1622 durch zwei Dominikanermönche, von denen
r eine, Pater Dominicus Janßen, auf kurze Zeit in
amburg blieb, überreichen ließ. Allein weder dieser Schutz-
ief, noch alle spätern Mandate und Befehle des Kaisers
tten eine andere Wirkung, als daß man die Katholiken nur
o eifriger verfolgte, weßhalb denn auch der Pater Do-
inicus bald wieder flüchten mußte. Ja, als der Kaiser sich
einer seiner Zuschriften an den Senat darauf berief, daß
an doch den Juden freie Religionsübung verstatte, hatte dieß
ine Verbesserung der Lage der Katholiken, sondern nur eine
eschränkung der Freiheit der Juden zur Folge, da man (nach
m Ausspruche eines damaligen lutherischen Predigers, Jo-
ann Müller) fürchtete, dasjenige, was man den Juden zu-

gestände, am Ende „wohl gar“ auch den Katholiken be
gen zu müssen.

Nachdem jedoch Altona, das 1640 nach dem Ablebe
letzten schauenburgischen Grafen, Otto VI., an Christia
von Dänemark gefallen war, von dessen Nachfolger Fr
ric III. zu einer Stadt erhoben, und bei dieser Geleg
das Privilegium der Katholiken 1658 ausdrücklich er
worden, unternahm es in Folge dessen einer der dama
Missionäre, der in Altona wohnhafte Pater Wernich
aus seinem eigenen Peculio die erste ordentliche Kirche be
herzustellen, die jedoch schon 1669 wieder geschlossen
weil der König die von dem apostolischen Vicar, Vale
Bischof von Marocco, in der Kirche vorgenommene Fir
als einen Verstoß gegen die Beschränkungen des von ih
theilten Privilegiums betrachtete. Doch ward der Gottes
schon 1670 von seinem Nachfolger Christian V., auf Fi
des Herzogs Johann Friederich von Braunschweig,
der freigegeben.

Inzwischen aber war es mit dem Aufkommen ste
Legationen völkerrechtliche Sitte geworden, den Gesandten
wärtiger, einer andern Confession zugethaner Höfe einen
vatgottesdienst in ihren Häusern zu verstatten. Da nu
solcher auch in der Wohnung des französischen Gesa
Vidal, statt fand, so hatte dieser den hamburgischen K
liken, während der Sperrung der altonaischen Kirche,
Kapelle zum Mitbesuche geöffnet. Die Frequentirung der
dauerte jedoch, auch nach Wiedereröffnung der Kirche i

---

*) Derselbe gehörte, wie alle spätern hamburgischen und alton
Missionäre, bis 1773 der Gesellschaft Jesu an. Diejenigen, d
Zeit der Auflösung des Ordens daselbst fungirten, blieben, al
mehrige Weltpriester, auf ihren Posten.

achbarstadt, so lange fort, bis der französische Gesandte 1675 Folge davon, daß Frankreich zum Reichsfeinde erklärt war, amburg verlassen mußte. Da nun der Senat am selben age zugleich befahl, das nach Altona führende Thor, der riegsunruhen wegen, geschlossen zu halten, so war damit n hamburgischen Katholiken jeder Besuch eines Gottesdien-es unmöglich gemacht. In dieser Noth nahm sich ihrer der iserliche Resident von Rondeck an, indem er ihnen, da seine auskapelle zur Aufnahme der Gemeinde zu klein war, ein sonderes Haus miethete, und über dasselbe, zum Zeichen, ß es unter kaiserlichem Schutze stehe, den Reichsadler auf-ingen ließ. Hierüber entstand jedoch ein so großer Tumult, amentlich unter den lutherischen Predigern, daß, da letztere uf alle Güteversuche erklärten, „sie hielten sich in ihrem Ge-issen verpflichtet, so lange gegen den Adler, der das rosa-um papistarum schütze, zu predigen, bis derselbe verschwun-n sei", sich Rondeck endlich genöthigt sah, gegen das Ver-rechen des Senats, das nach Altona führende Thor wieder fnen zu lassen, den Gottesdienst in gedachtem Hause ganz fzuheben.

Da man trotz dessen aber fortfuhr, die Katholiken auf e Weise zu molestiren, so entschlossen sich letztere, einen ihrer issionäre mit der Bitte um erneuten Schutz an den Kaiser schicken. Diese Sendung übernahm der Pater Marcel-s Lotz, der auch so glücklich war, von Leopold I., der h der hamburgischen Gemeinde stets als ein wahrer Schirm-gt der Kirche erwies, den Befehl an seinen dortigen Ge-ndten zu erwirken, ein sowohl zum Gottesdienst, als zugleich m Gesandtschaftshotel geeignetes Haus auf kaiserliche Kosten zukaufen. Dieß geschah, jedoch ließ der, nach dem Tode nes Vaters zum kaiserlichen Residenten ernannte Baron ondeck d. j. das acquirirte Haus zuvor niederreißen und nen Neubau beginnen, während welcher Zeit die Gemeinde ch mit dem Besuche der kleinen Kapelle des spanischen Ge-andten, Don Juan de Salazar, begnügen mußte. Als

man aber, während einer Reise des letzteren, sie auch v
zu vertreiben suchte, reiste der Pater Henricus Isaa
Brüssel, um bei dem dortigen Hofe Hülfe zu suchen,
zwar nicht erhielt, dagegen das Glück hatte, auf der
reise, während seines Aufenthaltes in Münster, dadurch
er dem frommen Bischofe Ferdinand von Fürstenb
klägliche Lage der nordischen Missionen schilderte, die
lassung zu derjenigen Stiftung zu werden, die, un
Namen der Ferdinandeischen, noch heute der Segen
den ist.

Nachdem das neue Gesandtschaftsgebäude nebst ge
ger Kapelle endlich 1681 vollendet war, wollte der Baron
Rondeck, der, als specieller Freund des damaligen Bürge
sters Meurer, überhaupt mehr das Interesse der S
als das seines Kaisers im Auge zu haben schien, in de
Wohnung der Missionäre bestimmten Theil desselben statt
eine protestantische Familie aufnehmen, was ihm jedoch
Kaiser auf das Nachdrücklichste verwiesen ward. Das
Sache betreffende kaiserliche Schreiben ist besonders de
von Interesse, weil es zugleich den Beweis liefert, daß da
der Zweck der kaiserlichen Gesandtschaft in Hamburg weit
niger ein politischer, als ein religiöser war, wie dieß den
aus folgenden Worten hervorgeht:

„Wenn nun die Haltung eines kaiserlichen Residenten
vorbesagter Stadt Hamburg hauptsächlich dahin ab
hen ist, damit der katholische Gottesdienst denen sich
Orten befindlichen Katholischen zum Trost gehalten und
Religion weiters fortgepflanzt werden möge.“ rc.

Dennoch wurden aber nicht selten die wohlwollenden
sichten sowohl Kaiser Leopold's I. als seiner Nachfolger d
die denselben zuwiderlaufenden Interessen ihrer Gesandte
Hamburg gehemmt und geschwächt. So fiel es unter An
dem, nach der Abberufung Rondeck's, 1684 als Gesa
nach Hamburg kommenden Baron von Gödens plötzli

[illegible] Vermittelung des der Verhältnisse kundigen kaiserlichen Beichtvaters, Pater Stettinger, die Erlaubniß zu erwirken, das erst neuerbaute prächtige Gesandtschaftshotel wieder zu verkaufen, und dafür zwei alte baufällige, der protestantischen großen St. Michaelskirche gerade gegenüber liegende Häuser zu acquiriren, die, obwohl sie mit einander vereinigt wurden, doch nicht Raum genug für die Aufnahme des Gottesdienstes boten, weßhalb zu diesem Zwecke 1693 ein besonderer Flügel angebaut werden mußte. Trotz dessen aber hatten die hamburgischen Katholiken diesen 1687 geschehenen Tausch auf das Tiefste zu beklagen. Denn nicht nur fehlte es, namentlich nachdem 1713, als bei der Einäscherung Altonas durch den schwedischen General Steenbock, auch die dortige Kirche niedergebrannt war, in diesem neuen Lokale an der nöthigen Räumlichkeit, sondern die obenerwähnte Lage desselben ward auch die Veranlassung zu dem beklagenswerthen Ereignisse, das in der nächsten Episode darzustellen sein wird.

III.

Die Zerstörung der kaiserlichen Gesandtschafts-Kapelle.

(1719.)

Nach Beendigung der fürchterlichen Pest, welche während der Zerstörung Altona's dort geherrscht und im folgenden Jahre (1714) auch in Hamburg Tausende von Opfern hingerafft hatte, fand sich, daß eine nicht geringe Zahl katholischer Kinder verwaist worden war, welcher Umstand die Gemeinde um so mehr in Verlegenheit setzte, als zur Aufnahme in das städtische Waisenhaus das Lutherische Glaubensbekenntniß (wie noch jetzt!) erforderlich war. In dieser Noth entschloß sich eine treue Wohlthäterin der katholischen Armen, die Gräfin Reventlau, eines dieser Kinder zu adoptiren, welche edle Handlung zu einer noch größeren und fortdauernden Wohlthat für die Katholiken beider Städte ward. Denn als die Kunde

von derselben nach Wien kam, entschlossen sich, auf Anregung des Kaisers (Carl's VI.) mehrere Erzherzöge und fürstliche Personen des Hofes, eine Anzahl dieser armen und verwaisten Kinder auf ihre Kosten in Wien versorgen und erziehen zu lassen, zu welchem Zwecke der Kaiser sofort 230 Dukaten an die Missionäre sandte, um damit die vorläufigen Ausgaben so wie die Reisekosten zu decken. Der Plan ward auch sofort ausgeführt und noch im selben Jahre (1715) wurden sieben und zwanzig Kinder beiderlei Geschlechtes nach Wien gesandt, denen im nächsten Jahre dreißig, und 1717 wieder neun andere folgten.

Die Dankgebete dieser sechs und sechszig kleinen Hamburger und Hamburgerinnen haben sicher das Ohr ihres himmlischen Vaters wohlgefälliger berührt, als die Pauken und Trompeten, mit denen man im letztgedachten Jahre in ihrer Vaterstadt das „Reformationsfest" feierte. Denn mitten durch das Schmettern derselben schrillte das unharmonische Zetergeschrei der Lutherischen Prediger gegen ihre katholischen Mitbürger, die ihnen noch immer nicht genug verfolgt und gemißhandelt schienen. „Vix dici potest (sagt ein katholischer Berichterstatter aus jener Zeit) quantis furiis conjurati totius urbis praedicantes per annum integrum e cathedra et in famosis suis libellis *) suam in nos bilem effuderint."

Daß die unausbleibliche Folge solcher Aufreizungen erneute Excesse gegen die Katholiken sein mußten, lag in der Natur der Dinge. Zuerst brachen diese gegen die arme, ihrer Kirche beraubte Altonaische Gemeinde los. Vor dem Hause, in welchem diese interimistisch ihren Gottesdienst hielt, erschien nämlich an einem Sonntage gerade während des Hochamtes ein Trupp vermummter Reiter, drang in dasselbe ein, riß die

*) Eins derselben von einem gewissen Heinson, dem Nachfolger des in der hamburgischen Geschichte äußerst berüchtigten Krumbholtz, führt den Titel: „Drei römisch-katholische Pfaffengewäsche." Hamburg 1717.

celebrirenden Priester das Meßgewand von den Schultern, zerschlug Kelch und Patene, zerstörte den Altar und Alles, was sich in dem Saale befand, warf sich dann wieder auf die vor dem Hause stehenden Pferde und sprengte nach Hamburg hinein. Wer sie gewesen und in wessen Auftrage sie gehandelt, ist, so leicht es auch, wie es scheint, bei einigem guten Willen der Behörde, möglich gewesen wäre, nie herausgebracht worden.

Wenn dieser Ueberfall vermummter Reiter zweihundert Jahre früher zur Zeit des noch bestehenden Faustrechtes, etwa von einem Franz von Sickingen, oder auch nur hundert Jahre später, während des Ausbruches des dreißigjährigen Krieges, irgendwo vollführt wäre, so würde man ihn nicht sonderlich auffallend finden, daß er aber im 18. Jahrhundert zur Zeit der Amouretten und Schnörkeln, der Atlasroben und gestickten Kleider, in dieser Stadt zur Friedenszeit sich ereignen konnte, darf allerdings etwas Außergewöhnliches genannt werden. Noch überraschender aber ist es gewiß, daß jene Räuberscene keine vereinzelte blieb, sondern durch eine andere, in bedeutend vergrößertem Maßstabe in Hamburg unternommene noch um Vieles überboten ward.

Der durch die hamburgischen Prädikanten bei Gelegenheit des „Reformationsfestes" entflammte Haß gegen die Katholiken stieg nämlich, wo möglich, noch höher, als der an die Stelle des bisherigen kaiserlichen Gesandten, Grafen von Kinsky, ernannte Graf von Metsch gleich nach seiner Ankunft in Hamburg, nachdem er die Unmöglichkeit eingesehen hatte, den, zwar erst 1693 erbauten, aber doch schon völlig baufälligen Flügel des kaiserlichen Hotels noch fernerhin Gottesdienst zu halten, zu diesem Zwecke den Bau eines ganz neuen Kapells begann, und zwar an der hintern Seite des Hotels, damit, weil letzteres, wie schon erwähnt, der großen St. Michaeliskirche gerade gegenüberlag, der Meßgesang das leichtverletzte Ohr der Protestanten nicht beleidige. Der Tag der

Legung des Grundsteines ward durch folgende Inschrift auf letzterem verewigt:

† Carolus VI imperator †
Sacro sacello
Divi Caroli Borromaei
per
Able † ga-
tum Adolphum
Comitem de Metsch
primum hunc lapidem
posuit
Anno MDCCXIX.
XX. Maj.

Mit welcher Rücksichtnahme man übrigens bei dieser Grundsteinlegung verfuhr, beweist noch der Umstand, daß man nicht nur dieselbe in aller Stille betrieb, sondern vorher auch sämmtliche Bauarbeiter fortschickte, damit diese an der, von dem Weihbischofe von Hildesheim vorzunehmenden heiligen Handlung keinen Anstoß nehmen möchten. Nach Beendigung derselben ließ der Graf denn aber den Bau durch mehr als fünfzig Arbeiter so rasch fördern, daß derselbe schon nach wenig Wochen nur noch des Daches zu seiner Vollendung bedurfte.

Da glaubten die geschworenen Todfeinde der Kirche, die Herren mit den großen Perrücken und den kleinen Herzen auch ihrerseits keinen Augenblick mehr verlieren zu dürfen. Schon am 26. Mai hatten sie eine Vorstellung an den Senat eingegeben, in der u. A. gesagt wird:

„da auch eine Kapelle und zu derselben ein besonderer Gang angelegt werden solle, ja, wie in einem Grundrisse zu sehen gewesen sei, mit einem Thurm solle gezieret werden, die Papisten und Jesuiten auch wirklich den Bau vorgenommen und, mit Haltung einer lateinischen Oration, bereits den Grundstein, so von weißem Allabaster und mit vielen Kreuzen bezeichnet gewesen, gelegt hätten, da überdies auch der Jesuit Pater Koch im Beisein noch dreier andern Jesuiten einen andern Stein, mit Weihwasser vermittels eines grünen

Buchsbaumwedels besprengelt, in den Grund gelegt: — als stelle Reverendum Ministerium E. E. Rath anheim, ob nicht dieser Stein mit Inscription und was dem anhängig zu visitiren, zumal da es unter E. E. Rathes und der Stadt Regalien gehöre, die Besichtigung der Stellen, so bebauet werden sollen, vorzunehmen, wie denn auch Rev. Min. dieses wünscht und ersucht: daß Ampl. Senatus absonderlich, auf wessen Namen dieser Bau geschrieben worden, zu vigiliren belieben wolle.... Ueberdies gehe auch Rev. Minist. Bitte dahin noch: daß E. E. Rath auf das Eilfertigste darin Einsicht thun möge, weilen periculum in mora und man gewisse Nachricht habe, daß der so den Bau dirigire, gesagt: „„Wenn nur erstlich etwas von dem Bau der Kapellen stünde, würde es wohl stehen bleiben, weilen schon, zur Beförderung dieses Werkes, täglich 40 bis 50 Arbeiter daran beschäftigt seien"". Uebrigens aber gebe Rev. Min. dieses E. E. Rathe genau und alles Ernstes zu überlegen: auch sie mit einer guten Resolution darob zu erfreuen, dabei zugleich meldende: wie sich Rev. Min. eigentlich um den Bau nicht bekümmere und ließen Ihro Excellenz den Herrn Grafen von Metsch in ihrem Bau an dem kaiserlichen Gesandschaftshause auch unturbiret: allein Rev. Min. protestire nur solenniter wider den Bau einer Papistischen Kapelle und wider das Exercitium publicum Religionis Papisticae und werde Rev. Min. ferner bei dieser Sache sich aufführen als nach Gottes Worte, Fundamentalgesetze, Formula concordi und ihrem geleisteten Eide treuen, redlichen Evangelisch-lutherischen Lehrern und Wächtern des hamburgischen Zions gebühre 2c."

Nachdem die gewünschte Besichtigung vorgenommen, die Bauarbeiter eidlich verhört worden, erklärte jedoch der Senat an „Reverendo Ministerio":

„daß man mit Inhibirung solchen Baues nicht sogleich verfahren könne, zumalen solcher Bau nicht zur Fundir- und Erbauung einer neuen katholischen Kapelle, sondern

vielmehr zu des kaiserlichen Herrn Gesandten commoder Erweiterung und zur Verbesserung dieses Gesandtschaftshauses angefangen und unternommen sei."

Diese Antwort war aber keineswegs nach dem Sinne der Ministerialen. Dieselben hielten daher am 7. Juli eine Conferenz, in der sie sich zu folgendem Eide gegenseitig verbanden:

„Wir, Senior, Pastores und sämmtliche übrige Membra Rev. Min. allhier in Hamburg, verbinden uns hiemit im Namen der Heiligen Hochgelobten Dreieinigkeit, alle für einen und einer für alle, daß, wie wir bisher in Sachen, eine Papistische Kapelle und Kalvinistische Kirche*) betreffende, damit nämlich in hiesiger Stadt keine gebauet, noch beiden Sekten (!) das publicum exercitium ihrer Religion gestattet werden möge, einmüthig gethan, was redlichen Knechten Gottes und der evangelischen Kirche eignet und gebühret: — also wir ferner darin unzertrennlich fortfahren, und alle Wege, die Gott und sein Wort, unser Amt und Gewissen und dieser guten Stadt Fundamentalgesetze an die Hand geben, sammt allen andern rechtmäßigen Mitteln vorkehren; auch so uns Leiden und Widerwärtigkeiten darüber zustoßen sollte, Alles auf uns nehmen und keiner sich von dem andern sondern, noch ihn verlassen wollen. So wahr uns Gott helfen soll in der letzten Todesstunde."

Nachdem dieser schauerliche Eid auf dem Kirchensaale der großen St. Michaeliskirche, von wo aus man das Fortschreiten des „papistischen" Kapellenbaues trefflich übersehen konnte, geleistet war, beschloß man, nochmals eine Vorstellung an den Senat zu senden, welche zur Folge hatte, daß letzterer die

*) Man hatte zugleich auch einige französische Refugiés in Verdacht, daß ein von ihnen, in einer Straße, die „Pilatus Pool" hieß, gekaufter Platz zu einem reformirten Gotteshause bestimmt sei, ein Argwohn, der sich jedoch nicht bestätigte.

Buchsbaumwedels besprengelt, in den Grund gelegt: — als stelle Reverendum Ministerium E. E. Rath anheim, ob nicht dieser Stein mit Inscription und was dem anhängig zu visitiren, zumal da es unter E. E. Rathes und der Stadt Regalien gehöre, die Besichtigung der Stellen, so bebauet werden sollen, vorzunehmen, wie denn auch Rev. Min. dieses wünscht und ersucht: daß Ampl. Senatus absonderlich, auf wessen Namen dieser Bau geschrieben worden, zu vigiliren belieben wolle.... Ueberdies gehe auch Rev. Minist. Bitte dahin noch: daß E. E. Rath auf das Eilfertigste darin Einsicht thun möge, weilen periculum in mora und man gewisse Nachricht habe, daß der so den Bau dirigire, gesagt: „„Wenn nur erstlich etwas von dem Bau der Kapellen stünde, würde es wohl stehen bleiben, weilen schon, zur Beförderung dieses Werkes, täglich 40 bis 50 Arbeiter daran beschäftigt seien"". Uebrigens aber gebe Rev. Min. dieses E. E. Rathe genau und alles Ernstes zu überlegen: auch sie mit einer guten Resolution darob zu erfreuen, dabei zugleich meldende: wie sich Rev. Min. eigentlich um den Bau nicht bekümmere und ließen Ihro Excellenz den Herrn Grafen von Metsch in ihrem Bau an dem kaiserlichen Gesandschaftshause auch unturbiret: allein Rev. Min. protestire nur solenniter wider den Bau einer Papistischen Kapelle und wider das Exercitium publicum Religionis Papisticae und werde Rev. Min. ferner bei dieser Sache sich aufführen als nach Gottes Worte, Fundamentalgesetze, Formula comcordandi und ihrem geleisteten Eide treuen, redlichen Evangelisch-lutherischen Lehrern und Wächtern des hamburgischen Zions gebühre ꝛc."

Nachdem die gewünschte Besichtigung vorgenommen, die Bauarbeiter eidlich verhört worden, erklärte jedoch der Senat an „Reverendo Ministerio":

„daß man mit Inhibirung solchen Baues nicht sogleich verfahren könne, zumalen solcher Bau nicht zur Fundir- und Erbauung einer neuen katholischen Kapelle, sondern

chergestalt hiesige, denen im heiligen römischen Reiche re…
pirten fremden Religionen verwandte Bürger und Ei…
wohner, welchen, denen hiesigen Verfassungen nach, d…
öffentliche Exercitium religionis nicht gebühret, anstatt si…
mit der, ihnen nach denen Reichsgesetzen und dem Instru…
mento pacis von E. E. Rathe gern gegönneten Gewissen…
Freiheit und Tolerence zu befriedigen, vielmehr ihnen ei…
Zeit her, ohne die geringste obrigkeitliche Vergünstigung…
allerhand unstatthafte Ausnahmen anzumassen und ih…
Gottesdienst in dieser Stadt mittelst Anhörung ihrer Pr…
digten, Gesangs und Gebrauch der Sakramente, fast öffent…
lich zu verrichten, dazu sich verschiedener Orten ohne Sch…
und in ziemlicher Anzahl zu versammeln, die Ihrigen v…
einigen ihrem Glauben zugethanenen Geistlichen inform…
katechisiren, oder auch gar mit äußerlichem Pomp u…
Gepränge copuliren zu lassen, sich unterstanden, solches …
terfangen aber nicht nur denen Reichsgesetzen und dem …
angezogenen Instrumento pacis, sondern insbesondere den…
heilsamen Grundgesetzen und Verfassungen dieser Stadt …
barer massen schnurstracks zuwider und dannenhero auf …
Weise gestattet werden mag: — als will E. E. Rath …
dieser Stadt Bürger und Einwohner, welche sich zu de…
übrigen im heiligen römischen Reiche recipirten Religi…
bekennen, hiemit öffentlich anerinnert, wohlmeinentlich…
warnt und denenselben ernstlich geboten haben, daß si…
alles öffentlichen Exercitii ihrer Religion, nicht weniger…
dem Gottesdienst gewidmeten Versammlungen, ingleichen…
ministrirung der Sakramente, öffentlicher Schulen, Ca…
sationen und Copulationen in dieser Stadt und deren…
biete gänzlich enthalten, und sich vielmehr dem Instrum…
pacis in allen Stücken gemäß bezeigen sollen, mit der…
drücklichen Verwarnung, daß gegen die ungehorsamen …
treter dieses Ge- und Verbots, ohne Ansehen der P…
mit der Strenge verfahren, und dieselben, befundenen…
ständen nach, mit schwerer Strafe unausbleiblich ang…

werden sollen. Wonach sich ein jeder zu richten und für Schaden zu hüten hat. Actum et conclusum in Senatu publicatumque sub sign. Veneris d. 28. Juli 1719.

Wenn der Senat mit diesem Mandate nicht einen Aufruhr gegen die Katholiken (denn die andern „fremden" Religionsverwandte waren offenbar nur der scheinbaren Unparteilichkeit wegen mitgenannt) auch seinerseits unterstützen wollte, so war es, gelinde gesagt, ein Mißgriff von ihm, daß er dasselbe, obwohl es zur Hauptbevölkerung der Stadt, der lutherischen, in gar keiner Beziehung stand, statt es den betreffenden kleinen Gemeinden in der sonst üblichen Weise communiciren, an alle Straßenecken kleben ließ. *)

Die Folge dieses Publicandums war einerseits, daß alle in Hamburg anwesende Gesandte nicht-lutherischer Höfe zu dem Beschlusse zusammentraten, daß an dem bisherigen Stande der Dinge nichts geändert werde, man vielmehr die Anwendung der Gewalt abwarten wolle, andererseits, daß bereits einige „juvenes heterodoxi" (wie unser Berichterstatter sagt) anfingen, zur Zeit des Gottesdienstes in der (alten) kaiserlichen Kapelle, mit großem Geschrei Steine in dieselbe hineinzuwerfen, welcher Umstand einen lutherischen Prediger veranlaßt haben soll, am nächsten Sonntage seine Predigt mit den biblischen Worten „Aus dem Munde der jungen Kinder hast Du Dir eine Macht zugerichtet" **) zu eröffnen. Der Senat, zum Schutze gegen diese ersten drohenden Anzeichen eines aufsteigenden Gewitters aufgefordert, verhielt sich passiv, wogegen die dadurch muthig gemachten Prädikanten jetzt Jung und Alt geradezu von den Kanzeln aufforderten, das „Teufelsnest" niederzureißen. Und dieser Weisung ward pünktlichste Folge geleistet.

---

*) Es geschah dieß (wohl nicht ohne absichtliche Beziehung auf die Missionäre) am 31. Juli, dem Feste des heil. Ignatius v. Loyola.

**) Psalm 8. V. 3.

Am Morgen des zehnten Septembers, eines Sonntag(s) (der Zeitpunkt war von den hinter den Coulissen stehenden Lei-tern des Aufstandes gut ausgewählt, indem der Graf Metsch gerade zum Congresse nach Braunschweig abgereist und nur der Legationssekretär Lempe nebst dem kaiserlichen Residenten Baron Kurzrock zurückgeblieben war) versammelte sich, (ehe) noch die Frühmesse beendet war, wie auf ein gegebenes Zei-chen eine große Menge des aus der gegenüberliegenden (St.) Michaeliskirche kommenden Volks vor dem kaiserlichen Gesandt-schaftshotel *), das sich anfänglich damit begnügte, die Fenster in diesem und in der Kapelle mit Steinen zu zertrümmern. (Als-)bald wurden aber auch die Thüren erbrochen. Die in der Ka-pelle versammelten Andächtigen flohen, um ihr Leben zu retten, so eilig, als möglich, von dannen, während jene ihr Zerstö-rungsgeschäft begannen. Nachdem sie bei demselben schon (eine) ziemliche Zeit zugebracht und die Kunde, daß von Obrigkeits wegen auch nicht die leiseste Miene einer Intervention gemacht werde, bis in die engsten Gassen und Gäßchen der Stadt (ge-)drungen war, strömte von dort ein noch viel ärgerer Pöbel-auswurf in Schaaren zum kaiserlichen Gesandtschaftshotel, (um) sich dort einmal recht con amore und „mit hoher obrigkeit-licher Bewilligung" seinem Vernichtungstriebe zu überlassen. Jetzt ward, während sich die Missionare mit dem Hochwürdigsten

---

*) Es ist wohl bemerkenswerth, daß gerade dieses Haus schon (frü-)her einmal Zeuge eines gegen Katholiken gerichteten Angriffs war. Es gab nämlich in demselben am 8. Juli 1658 die sich damals in Hamburg aufhaltende Königin Christine von Schweden ein Fest zu Ehren der Erwählung Clemens X., bei welcher Gelegenheit sie eine große Menge Wein an die vor dem Hause stehende Gasse (ausschen-)ken ließ. Letztere aber vergalten, durch den Wein erhitzt, die Frei-gebigkeit der Königin dadurch, daß sie zuerst ein, den Namen des heiligen Vaters tragendes Transparent niederrissen, dann aber auch das Haus stürmten und spolirten, wobei die Königin sich nur mit genauer Noth durch ein Hintergäßchen (noch jetzt Christinenstraße genannt) rettete.

Gute in die untersten Kellergewölbe flüchteten, Alles zer-
mmert, was den Zerstörern unter die Hände kam, sämmt-
es Mobiliar des Grafen so wie das kaiserliche Archiv, ja
ganze Flügel, in welchem letzteres lag, ward dem Erdboden
chgemacht. Von da ging's, mit reicher Beute an Gold-
Silbergeschirr beladen, nachdem man noch unterwegs das
tenhaus und den Pferdestall niedergerissen, auch sämmtliche
me im Garten gefällt hatte, zurück in die Kapelle. Hier
nunmehr auch Alles vernichtet, was die ersten, nicht
so rohen Eindringlinge, aus einer gewissen Scheu vor
Heiligen, unangetastet gelassen hatten. Jetzt wurden die
en Paramente, die Antipendien, Casuln und Velen so wie
Bildnisse der Heiligen unter den gräßlichsten Blasphemien
spieen, mit Füßen getreten und mit Messern zerschnitten,
uf, nachdem man sowohl die alte als die neue Kapelle
Erdboden gleichgemacht hatte, die kirchenräuberische Horde,
der Einige die geraubten Meßgewänder, Alben und Su-
pellicien sich angezogen hatten, wie in Procession, die heili-
Paramente in den Händen, und unter den abscheulichsten,
dem steten Refrain „Sancla Maria ora pro nobis“ ver-
enen Gotteslästerungen, durch die Straßen zog.

Allein selbst damit war, wenn auch das Schlimmste, doch
lange nicht Alles vorüber. Aus allen Straßen, durch
lche diese infernale Procession zog, entschlossen sich nämlich
ch Viele, angelockt durch die reiche Beute ihrer Vorgänger, min-
ens nachträglich zu untersuchen, was von jenen noch übrig
lassen sei. Da jedoch das passive Verhalten der Obrigkeit
völligste Muße dabei verstattete, so ging jeder erst nach
Hause und holte sich das seiner Hantierung entsprechende Ge-
räth: die Tischler ihre Sägen, die Zimmerleute ihre Beile, die
Dachdecker ihre Leitern. Weil man sich aber leider getäuscht
sah, da alles Werthvolle bereits fortgeschleppt, so benutzte man
diese Geräthschaften, um sie doch nicht umsonst herbeigeholt zu
haben, dazu, die noch übrigen Mauern und Wände einzureißen,

wo man in sieben Stunden so viel beschickte, als wozu ... rechte Arbeiter doppelt so viel Tage gebraucht haben wür...

Der Senat, der im Laufe des Tages zum öftern ... Legationssekretär Lempe und dem Baron Kurzrock besch... ren worden war, doch endlich, und sei es auch nur im ... nen Interesse, damit es nicht heiße, es sei Alles mit ... Bewilligung geschehen, den Gräuelscenen ein Ende zu ma... zögerte, im Geiste jener bekannten, dem ehrenwerthen ... fälschlich untergeschobenen Worte „nach einer Stunde ... wieder“, so lange, bis — jede Hilfe überflüßig geworden ... Erst nachdem volle zwölf Stunden gewüthet war, glaubte ... daß nunmehr (Abends um acht Uhr) den kühnsten ... schen der „evangelischen“ Prediger Genüge geleistet sei.*) ... ließ daher um diese Stunde die Trommeln rühren und ... Bürgerwehr auf die Beine bringen. Diese zog jedoch mit ... cher Langsamkeit dem Schauplatze der Zerstörung entgegen, ... den wenigen dort noch beschäftigten Räubern Zeit genug ... sich und ihre Beute mit Muße in Sicherheit zu bringen. ... ward daher auch nicht ein einziges Individuum arretirt.

Welche Gefühle die Herzen der Katholiken an diesem ... bewegt haben mögen, als sie ihr Gotteshaus durch ihre ... nen Mitbürger zerstört und ihre heiligen Kirchengeräthe ... Spott durch die Straßen schleppen sahen, ist leicht zu ermessen. Dazu kam, daß die von den Schweden niedergebrannte ... naische Kirche noch nicht so weit wieder aufgebaut war, ... der Gottesdienst in derselben hätte gehalten werden ... Derselbe mußte daher bis auf Weiteres in die Wohnung ... Baron Kurzrock verlegt werden, während welcher Zeit ...

---

*) Nach einem andern Berichte sollen um Mittag einige Dragoner sich dem Schauplatze der Zerstörung genähert haben, jedoch, nach dem ihnen einige Leute „mit den feinsten schwarzen Kleidern, schönen Perrücken und silbernen Degen“ zugerufen: „Ihr werdet es ja wohl mehr mit uns halten, als mit den Katholiken!“ sofort wieder abgezogen seyn.

...ionsſekretär Lempe den ganzen Verlauf der Sache ſo-
...l nach Braunſchweig an den Grafen Metſch als an den
...er nach Wien berichtete.

...Als letzteres der Senat erfuhr, mochte ihm bei wieder-
...hter Beſinnung denn doch wohl, namentlich im Bewußt-
...n, daß die Zeiten Ferdinands II., deſſen Schutzbriefe und
...ate man unbeantwortet ad acta legte, längſt vorüber
...ein wenig ſchwül zu Muthe werden. Er ließ deshalb
...am nächſten Tage einen „Befehl die Spoliatores des
...ſchen Geſandtſchaftshauſes zu denuntiiren“ an die Straſ-
...n ſchlagen und beeilte ſich, dem Legationsſekretär zuvorzu-
...n, indem er ſchon am 16. September ein Entſchuldi-
...ſchreiben an den Kaiſer ſandte, worin er betheuert, daß
...der Senatoren) allerdevoteſten Seelen das Schmerzlichſte
...en geweſen, daß ſie nicht „ſo ſchleunige Hilfe,
... wohl gewollt“ hätten ſchaffen können, weil die
...der Frevler, unter denen ſich ſehr viele fremde Matro-
...befunden, in Kurzem dergeſtalt angewachſen ſei, daß die
...irte Mannſchaft zu Pferde und zu Fuß, aller ange-
...en Mühe unerachtet, nicht im Stande geweſen ſei, ſie
...ben. Es habe daher ſowohl die ganze Bürgerſchaft als
...ſammte Garniſon unter's Gewehr gebracht werden müſ-
...was ſo eilig, als wohl nöthig, nicht zu bewerkſtelligen
...n ſei, weil man, bei ſo großer und ungewöhnlicher Ge-
...keit, erſt den Senat, die Oberalten und ſämmtliche Co-
...l und Bürgerkapitäne habe verſammeln müſſen, worauf
...r, da viele von ihnen, des Sonntags und der ſchönen
...zeit wegen, ſich außerhalb der Stadt befunden, eine

*) Der Senat gab ſich erſichtlich Mühe, die Schuld nicht nur von den „Perrücken und ſilbernen Degen“, ſondern überhaupt von den lutheriſchen Bürgern abzuwälzen. Deßhalb ward zuerſt in den Zeitungen ausgepoſaunt: „katholiſche Jungen“ hätten den Tumult begonnen. In dem obenerwähnten Placate vom 11. September wird dagegen von „allerhand unbekannten Volk“ geredet, und jetzt müſſen die „fremden Matroſen“ herhalten.

lange Zeit hingegangen sei. Uebrigens — fährt das Schreiben beruhigend fort — sei der Tumult (d. h. nachdem nichts mehr zu zerstören übrig) völlig gestillt, auch werde noch jetzt das Haus (rectius: dessen Ruinen) Tag und Nacht mit vielen Mannschaft von der Miliz besetzt gehalten.

Im weitern Verlaufe des Schreibens sucht dann der Senat „freimüthig jedoch in allertiefster Erniedrigung" dem Kaiser auseinanderzusetzen, daß — eigentlich die Katholiken an Allem schuld seien! Denn obwohl die Evangelisch-Lutherische Religion dergestalt in Hamburg eingeführt sei, daß keine andere Religion weder eines privati noch publici exercitii genießen könne *), so hätten dennoch verschiedene katholische Geistliche, absonderlich Jesuiten, nach und nach sich eingefunden, die den Namen von Missionariis öffentlich affectiret und sich nicht gescheut hätten, allerhand spitzige und absonderlich seligen Herrn D. Lutherum schimpflich handelnde Schriften publice zu distribuiren, auch, da sie doch den Herrn Ministris welchen sie angehören wollen, blos zu ihrem Privatgottesdienst dienen sollen, sich gleichwohl unternommen hätten, nicht nur außer hochgedachten Herren Ministrorum Personen und Domstiften, sondern gar außer derselben Häuser, ihre functiones auf die, ihrem Glauben zugethanenen Bürger und Einwohner der Stadt zu extendiren, denenselben Sacramenta zu administriren, ihre Kinder zu katechisiren, zu informiren, ja copulationes und Anderes mehr, so zu einem öffentlichen exercitio religionis gehörig, vorzunehmen. Nun habe man sich zwar nie in den Sinn kommen lassen, das Recht der kaiserlichen Gesandten an

---

*) Erstere Behauptung harmonirt aber keineswegs mit dem „Instrumento pacis", auf das sich der Senat so oft beruft. Denn im Art. 5. §. 35 desselben heißt es: Placuit porro: ut illi . . . Catholici . . . . qui anno 1624 publicum vel etiam privatum religionis suae exercitium *nulla* anni parte habuerunt . . . patienter tolerentur et conscientia libera domi devotioni suae sine inquisitione aut turbatione *privatim* vacare . . . . non prohibeantur.

exercitium privatum zu schmälern, allein man habe doch ache zu wünschen, daß eine Veränderung mit denjenigen mern im Gesandtschaftshotel, wo bisher der Gottesdienst alten worden, nicht vorgenommen, oder doch mindestens dem Kapellenbau Alles vermieden sei, was, obwohl der sandte versichert habe, daß kein publicum exercitium damit ubirt werde, doch „sehr extraordinaire“ gewesen sei. Denn sei, um nur das Hauptsächlichste zu erwähnen, nicht bei em bloßen Zimmer geblieben, sondern man habe einen Flü- von ungewöhnlich dicken Mauern und „von bedenklicher uctur“ gebaut, ja es sei eine „Inscription“ in den Grund gt und von einem „Geistlichen im Chorhembde“ *) mit „ge- en Ceremonieen“ eine „gewisse Consecration“ vorgenom- n, was, als es eclatirt, sowohl bei dem ehrwürdigen Mini- rio als bei den bürgerlichen Collegien große Bestürzung und sorge verursacht habe ꝛc. ꝛc.

Diese Supplik hatte aber, wie begreiflich, den gewünsch- Erfolg, daß der Kaiser die Katholiken als die Anstifter Tumults betrachte, keineswegs. Derselbe hielt sich viel- r an den Hochweisen Senat und verlangte: 1) daß zwei glieder desselben, darunter der zur Zeit des Aufstandes prä- ende Bürgermeister **), sich nebst zwei Oberalten nach n verfügen sollten, um daselbst „nach erhaltener allergnä- er Audience in actu publico und in Gegenwart des kai- chen Hofes sich vor dem kaiserlichen Throne fußfällig zu igen und, auf den Knieen liegend, die schuldigste De- ation und Abbitte in allertiefster Demuth zu verrichten.“ Daß das Gesandtschaftshotel neu aufgebaut und sowohl bürgerlichen Nexu als von allen öffentlichen Lasten befreit de, 3) daß die Kapelle wieder aufgebaut, 4) alles Geraubte,

*) Dieser „Geistliche im Chorhembde“ war, wie oben bemerkt, der Weih- bischof von Hildesheim.

**) Bernhard Mattfeldt J. U. Dr.

vornämlich auch das Kirchengeräth, erstattet und 5) ein Strafe von 200,000 Thalern bezahlt werde.

Dieses Pönal-Edict setzte nun, wie leicht begreiflich, d Senat in nicht geringen Schrecken, weshalb er ungesäumt zw Commissarien *) nach Braunschweig schickte, um sich sowo der Fürsprache der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüt und Blankenburg, als der des Grafen Metsch, der sich do wie erwähnt, auf dem Congresse befand und dem der Sen einen großen Fonds von Gutmüthigkeit zugetraut haben mu zu versichern. Allein alle drei wußten keinen bessern Rath geben, als daß der Senat, falls man nicht „die Stadt v aller Welt in Tort setzen" wolle, eilen möge, die zur Wiede erlangung der kaiserlichen Gnade nöthigen Schritte zu thun.

Der Senat stellte daher der, dieser Angelegenheit weg nicht weniger als zehnmal convocirten, aber nie in der b schlußfähigen Zahl erschienenen Bürgerschaft im Convente vo 15. Februar 1720 vor, daß man in dieser „hochwichtigen un der Stadt Wohl und Wehe betreffenden Sache" nicht läng säumig sein dürfe, weshalb er der Bürgerschaft proponirt 1) was die erste „für der Stadt Ehre und Reputation so en pfindliche" Forderung betreffe, dem Kaiser vorzustellen, wie ko spielig „bei diesen schlechten geldmangelnden Zeiten" eine na Wien zu sendende Deputation sein würde, und ihn deshalb bitten, entweder ganz davon zu abstrahiren oder doch mind stens mit einer einfachen Deputation, welche dem Kaiser Senats und der Bürgerschaft „horreur und Abscheu an d vom Pöbel verübten Frevel" ausdrücken solle, fürlieb zu ne men; 2) anlangend die zweite Forderung, ein anderes beq mes Haus für den Gesandten zu offeriren, wodurch man gleich den Vortheil erhalte, von der „anstößigen Wiederau bauung der Kapelle" befreit zu sein; 3) hinsichtlich der dri ten Forderung dem Kaiser nochmals „die bisherigen E

*) Den Syndikus Anderson und den Senator Bell.

[…]esse der Catholiquen" bemüthigst vorzustellen und hinsichtlich […]s exercitii domestici im Gesandtschaftshause zu bitten, daß […] ein ordinär bequemes Zimmer hiezu gebraucht werde, b) daß […]jemand, als der Herr Abgesandte und dessen wirkliche Do[m]estiquen — es wären denn einige fremde Durchreisende — […]h desselben bedienen dürften, c) daß keine mehrere Geistliche, […]s zu solchem Privat-Exercitio nöthig, admittirt würden, wel[ch]en jedoch auch d) nur in des Herrn Abgesandten Wohnhause, [au]ßer demselben aber nirgends, einige actus ministeriales zu [v]errichten, freistehen solle, und die dabei e) sich des Tituls [d]es Missionarii nicht weniger aller Anzüglichkeiten im Reden [u]nd Schreiben zu enthalten hätten. — Was aber 4) die [v]ierte kaiserliche Forderung betreffe, so proponire der Senat, [si]ch zum Ersatz des Geraubten, „soweit dessen Abgang bescheinigt werde", zu erbieten und 5) hinsichtlich der fünften For[d]erung endlich mit dem Kaiser, unter Berufung auf die „be[t]rübten Zeiten", soweit herabzuhandeln als irgend möglich.

Man sieht aus diesen Propositionen zur Genüge, wie dem Senat, trotz seiner „den totalen Ruin der Stadt" vor Augen [s]tehenden Seelenangst (denn es war schon eine „ad inquiren[d]um" verordnete kaiserliche Commission im Anzuge) immer die Manifestation seiner gründlichsten Abneigung gegen die „Ca[th]oliquen" die Hauptsache bleibt, wie er jede Gelegenheit er[g]reift, dieselben als die Urheber des (gegen sie selbst verübten!) [F]revels darzustellen und wie er nichts so sehr fürchtet, als eine [m]ögliche Erweiterung ihrer Rechte.

Nachdem die Bürgerschaft diesen sämmtlichen Propositio[n]en ihre Genehmigung ertheilt, beschloß man zwei Commissa[r]ien *) zur Unterhandlung nach Wien zu senden. Als diese [j]edoch von dort aus berichteten, daß der Kaiser von seiner For[d]erung nicht abgehe, vielmehr, falls die Stadt nicht verlang[t]ermaßen submittire, „mit der größten rigeur" dieselbe zu pro-

*) Den Syndikus Winkler und den Senator Louis.

sequiren Willens sei, erließ der Senat eine neue flehentliche Bittschrift an den Kaiser, in welcher er an dessen „reichsväterliche Clemence“ und an „die weltbekannte österreichische Milde und Güte“ appellirt, damit doch — vor allem Andern die Rechte der Katholiken nicht erweitert werden möchten, wobei denn das alte Lied von der „noch mit vieler Freiheit continuirten Extension des, nur den Legaten competirenden Exercitii privati et domestici“ abermals wiederholt wird. Allein auch diese Supplik hatte (und vielleicht gerade wegen des stets wieder zur Schau gestellten Hasses gegen die Kirche) keinen bessern Erfolg als die erste. Es mußte daher die Deputation endlich abgesandt werden, die denn auch am 27. Juni 1721 vor einem geistlichen und einem weltlichen Commissär, den Cardinal Grafen Schönborn und dem Prinzen Eugen von Savoyen die kniefällige Deprecation leistete *). Aber kann

**) Diese deprecirende Deputation bestand aus dem (den zur Reise unfähigen Bürgermeister Mattfeldt vertretenden) Bürgermeister Sillem, den Oberalten Friedrich Wahn und Christoph [illegible] und dem Senator Brockes. Letzterer — seiner Zeit bekanntlich ein berühmter Poet — sagt darüber in seiner Selbstbiographie folgendes: „Anno 1721 den 9. Mai habe ich die dem Herrn Bürgermeister Sillem und mir aufgetragene Gesandtschaft nach Wien, um die verdrießliche Capellensache zu berichtigen, in Gottes Namen angetreten, und hat Gott zu dieser beschwerlichen Reise nicht allein seine Gnaden, sondern auch zur Abthuung der ganzen Sache seinen Segen gegeben, daß die Stadt auf sehr leidliche conditiones die Kaiserliche verlorene Gnade wiedererhalten, wozu denn eine zu Wien von mir verfertigte Poesie, welche in der „Europäischen Fama“ befindlich, nicht wenig beigetragen.“ -- Da die erwähnte „Poesie“ in keiner Ausgabe der Brockes'schen Gedichte enthalten ist, so mag der Anfang derselben hier einen Platz finden:

„Monarch! den der Monarch gestirnter Himmels-Höhen
Der Christenheit zum Schutz, zum Heil der Welt ersehen,
Monarch! dem Meer und Land, dem Ost und West gehört,
Und der, wie viel Er hat, doch eines Mehrern werth:
Dein Hamburg lieget hie in uns zu Deinen Füßen,
Das, was es theils gethan, theils nicht gethan, zu büßen;

... geschehen, ... der Senat, auf die Meldung der ...ation, daß sie auf dem besten Wege ..., die ganze Sache ...zu Ende zu bringen, dieser sein Mißfallen darüber ...ssehen, daß sie, obwohl sie, dem Rath- und Bürger...e vom 15. Febr. gemäß, ausdrücklich instruirt sei, sich die hamburgischen Katholiken beim Kaiser zu beklagen, die geschehene Ausführung dieses Auftrages nichts in Schreiben erwähnt habe. Deshalb solle sie, obwohl es unbekannt sei, daß „diese Materie dem dortigen Hofe nicht angenehm sein werde", das Versäumte eiligst nach... Denn weil im entgegengesetzten Falle der Kaiser auch dahin Bezügliches in seine Schlußresolution einfließen werde, wodurch „denen katholischen Geistlichen der Muth ...chsen möchte", so finde man es höchst nöthig, daß die ...tation dem Kaiser die „Excesse" der Katholiken nachmals das Kräftigste" vorstelle und, salvo quocunque jure, die ... wenigstens dahin zu bringen suche, daß ... Missionären ... kaiserlichen Resolution anbefohlen werde, bei keinem ...ischen Bürger oder Einwohner „einige actus ministe...“ zu verrichten.

Man scheint jedoch in Wien die Verhältnisse besser, als sich in Hamburg vorstellte, durchschaut zu haben. In ...m da durch die Deputation mit nach Hamburg zurück...hten kaiserlichen Schlußresolution ist kein Wort von einem ... Befehl an die Missionäre zu finden, es ist darin viel...mehr der Stadt ein Theil des Strafgeldes erlassen und

---

...e treue Stadt verflucht des Pöbels blinde Wuth,
...ermaledeit die That; es wallt ihr ängstlich Blut,
...s klopft ihr banges Herz, wenn sie daran gedenket,
...die ein verworfner Schwarm die Majestät gekränket,
...es unbesiegten Carl's, den alle Welt erhöht,
...ie fürchterlich sowohl als holde Majestät." rc.

Der weitere Verlauf dieses Alexandrinerstromes ist durch die „Europäische Fama" zu erfahren.

verstattet, dem Gesandten, statt das alte Haus wieder aufzubauen, ein der Stadt als Eigenthum verbleibendes, zugleich zur Wiedererrichtung des Gottesdienstes geeignetes Gebäude (das aber von den lutherischen Kirchen möglichst entfernt, dagegen in der Nähe einer Wache liegen müsse) anzuweisen.

Die Wahl eines solchen Hauses führte nun aber zu neuen Irrungen, da die vom Senate dem inzwischen nach Hamburg zurückgekehrten Grafen Metsch proponirten Gebäude nicht dem gedachten Zwecke entsprachen, während der Senat sich wieder um zum Ankauf des vom Gesandten in Vorschlag gebrachten sogenannten Görtz'schen Hauses nicht entschließen wollte. Ersterer supplicirte daher unterm 27. Dez. 1721 abermals an den Kaiser, erhielt jedoch eine vom 19. Jan. 1722 datirte sehr ungnädige Antwort des Inhalts, daß der Senat entweder das vom Grafen vorgeschlagene Haus zu dem gedachten Zweck ankaufen oder das alte Hotel nebst Kapelle wieder aufbauen lassen solle. Da man jedoch noch im Juni selbigen Jahres weder zu dem Einen noch zu dem Andern Anstalt getroffen hatte, so erhielt der kaiserliche Gesandte unterm 12 gedachten Monats ein kaiserliches Rescript, in welchem es unter Andern heißt:

„...... Indem wir nun an den bisherigen, von gemeldeter Stadt gemachten vermeintlichen Vorwendungen und Entschuldigungen mehr und mehr deutlich zu vermerken haben, welcher Maßen ihre, nach der Deputation Rückkunft, geschehene langweilige Vorschreitung gemeldeter Satisfactionssache gleichsam nur zu neuen freventlichen Aufzügen abzielend sein, so hast Du, ohne weitere Anfrage, unserm vorhin in Händen habenden Verhaltungsbefehle nach, geraden Weges zu vollziehen und von dem Magistrate Deputirte zu Dir zu fordern, welchen ausdrücklich in Unserm Namen für das letzte Mal noch zu bedeuten ist, daß uns seine und der Bürgerschaft Aufführung sehr mißfällig und in sich nicht weniger als hochempfindlich anzusehen sei, gestalten sie von Unserer, ihnen über ihre vielfältigen groben Verbrechen erwiesene kai-

erliche Milde, Gnade und Langmuth einen vermeßlichen Mißbrauch zu machen sich nicht enthalten, dahero Wir in der Satisfactionssache dem Stadtmagistrate weder schrift- noch mündlich etwas ferner antworten werden, bei weiterer Verzögerung aber unsere Kaiserliche und Königliche Ungnade (so sehr auch solches unserer Oesterreichischen Clemence widerstehen muß) verschiedener Weis' und Wege werkstellig empfinden zu machen, bemüßigt sein werden, allermaßen wir der Stadt, bei Verlust Unserer und des Reichs Gnade, hiemit durch Dich nochmalen, aus der willkührigen neuen Strafe, befehlen, daß sie in der Zeit von vier Wochen, nach Bedeutung dieser Unserer ihnen eröffneten Final-Resolution..... das alte, so boshafter Weise niedergerissene Kaiserliche Gesandtschaftshaus nach dem, ihnen von hier vorzulegenden Riß aus dem Grund her diesen Sommer über aufzubauen und solches vor instehendem Winter noch unter Dach zu bringen, daneben auch das Kaiserliche weggeschleppte Gesandtschafts-Archiv zu ergänzen und die von ihnen wegen der nahean gelegenen St. Michaeliskirche vorhin so hochangegebene Gefahr und Besorgniß eines künftigen anderweitigen Auflaufs und Unheils auf ihre Verantwortung und Entgelt zu übernehmen und dasselbe mit genügsamer beständiger Wache und Vorsicht sicherzustellen — oder mit dem Ankauf des Görtz'schen Hauses ein Ganzes zu machen haben" rc.

Nachdem dieses Rescript dem Senat vom Gesandten mitgetheilt war und ersterer (wie es in einem Berichte heißt) „sahe, daß keine weiteren Remonstrationes etwas verfangen wollten", und er sofort im Convente vom 12. Okt. 1722 mit der Bürgerschaft über den Ankauf des gedachten Görtz'schen Hauses*) trug, das denn auch, nach geschehener Acquisition, dem Gra-

*) Dieses, 70 Fuß hohe, 141 Fuß breite und 55 Fuß tiefe Gebäude ist, trotz des zur Zeit seiner Erbauung (1713) üblichen Roccocostils, noch jetzt eines der schönsten der öffentlichen Gebäude Hamburgs.

fen Metsch überwiesen ward. Aber kaum war die Ueber-
durch welche die ganze, länger als drei Jahre **) hinge-
nene Angelegenheit endlich beendigt schien, geschehen, so
noch ehe der Gesandte das Hotel bezogen hatte und wä-
noch der Gottesdienst im Hause des Baron Kurzrock
fand, der erst eben als Beklagter entlassene Senat, den d
littene schmähliche Niederlage nur um so erbitterter gegen
Katholiken gemacht hatte, schon wieder als Kläger gegen d
selben auf und zwar in einer Weise, die eine so kleinliche, m
günstige Gesinnung verräth, wie sie glücklicher Weise nich
allzu oft vorkommt.

In früheren Zeiten — heißt es in dieser, vom 22. Ok
1722 datirten Vorstellung — hätten die Gesandtschaftsprie
nie ein anderes als „ordinäres" Zimmer zum Gottesdienst
gebraucht, vielweniger darin „mit einigem Eclat die Sac
verrichtet", auch sich nicht zu solchem Zwecke „fester Kanzel
Orgeln, Altäre, Tauf-Steine, publiquer Beichtstühle u
Catechisations-Bänke" zu bedienen gewagt. Später aber ha
man alle diese Dinge heimlich („ohne daß wir etwas dav
erfahren") angeschafft und dadurch (!) die katholischen Ei
wohner an sich gelockt und sich mit „Beichten (rectius: Beicht
hören) Taufen, Copuliren und Schulhalten dergestalt anma
lich bezeiget", daß nichts weiter gefehlt hätte als Glockengelä
und Processionen in den Straßen. Ja, man sei, „so wei
gegangen, vor einem Catechismus das Bild des heiligen A
scharius, die Domkirche auf den Händen tragend *) nebst ein
„ohne Zweifel auf uns und unsere Glaubensgenossen abgese

**) Während innerhalb der ganzen Dauer der Pest kein einziges Se
natsmitglied gestorben war, waren in diesen drei Jahren nicht w
niger als zwölf Senatsmitglieder mit Tode abgegangen. Von ei
nem derselben, dem Bürgermeister Mattfeldt, wird ausdrücklich b
richtet, daß er aus Aerger über die „verdrießliche Capellensach
gestorben sei.

*) So wird bekanntlich der heilige Anscharius fast immer abgebildet.

verlanget, daß Wir euch darin intercedendo beitreten mögten. Wir seyn nun hiezu ganz geneigt und rescribiren Unserm Ministro am Kaiserlichen Hofe, dem Freiherrn von Huldenberg, eurer Intention gemäs, heute deswegen die Nothdurft, an welche ihr also euren dortigen Bevollmächtigten verweisen könnet. Gegeben auf Unserem Palatio zu St. James den $\frac{5}{16}$ Nov. des 1722 Jahres, Unseres Reichs im Neunten. Georg. R. Hattorf.

Von Gottes Gnaden August Wilhelm, Herzog zu Braunschweig ꝛc. Unsern gnädigsten Gruß und geneigten Willen zuvor, Ehrenveste und Wohlweise, Liebe Besondere! Wir haben uns aus Dererselben an Uns abgegebenem Schreiben vom 3. hujus in mehrerm vortragen lassen, was Sie, wegen Derer, von der Catholischen Geistlichkeit, zu Feststellung des intendirenden Exercitii Religionis Rom. Catholicae daselbst zeithero sich unternommenen, und immer wieder vermehrenden Attentatorum geziemend vorstellen, und wie Sie uns daneben um Unsern Beytritt am Kayserl. Hofe zugleich ersuchen wollen. Uns gereichet nun das in Uns dieserwegen gesetzte besondere Vertrauen zu grosser Gefälligkeit. Und wie Wir Uns leicht vorstellen können, was für gefährliche Suiten diese gegen den Wästphälischen Friedensschluß lauffende Anmassungen des Cathol. Cleri, der dasigen Stadt sowohl als deren Nachbarschafft zuziehen dürfften, wenn solchen nicht in Zeiten vorgebeuget würde, und Wir dahero Dererselben gerechtes Suchen am Kayserl. Hoffe secundiren zu lassen ganz geneigt: So werden wir Unserm zu Wien subsistirendem Ministro dieserwegen bey nächster Post rescribiren und demselben mit gemässenem Befehl versehen lassen, alles Diensahme mit vorzukehren, damit zu Abwendung mehrern besorglichen Unwesens eine baldige und zureichende Kaiserl. Resolution auf Dererselben gethanes Ansuchen ausgewürcket werde. Welches wir in günstiger Antwort hiemit ohnverhalten wollten, und sein

Denenselben anbey allen wohlgeneigten Willen zu erweisen jederzeit gewührig. Geben in Unser Vestung Wolffenbüttel den 12. Nov., 1722 Dererselben wohlgeneigter August Wilhelm H. z. B. u. L. — J. J. Lüdecke."

Trotz dieser glänzenden Protection blieb jedoch die „baldige und zureichende Kaiserliche Resolution gänzlich aus" und die lamentable Supplik des Senats hatte nicht den geringsten Erfolg. Es ward vielmehr, nachdem der Graf Metsch das von der Stadt angekaufte Hotel am 12. Nov. bezogen hatte, der im zweiten Stocke desselben befindliche, 50 Fuß lange und 38 Fuß breite gewölbte Saal zur Kapelle eingerichtet und der Gottesdienst am Tage des heiligen Franziskus Xaverius (3. Dez.) aus dem Kurzrock'schen Hause dahin verlegt. Die geraubten Kirchengeräthe, die der Senat mit 1800 Mark bezahlt hatte, waren bereits durch neue ersetzt und die übrige Ausstattung der Kapelle ward durch freiwillige Beiträge frommer Gemeindeglieder beschafft. Das Einzige, was der Senat schließlich noch erzielte, war, daß er, als der Gesandte auch noch zur Erweiterung der zum Gottesdienst bestimmten Räumlichkeiten den Anbau eines neuen Flügels auf Staatskosten begehrte, es beim Kaiser durchsetzte, daß dieser dem Grafen Metsch bei dessen Anwesenheit in Prag (im Okt. 1723) die Ordre ertheilte, von diesem seinem Verlangen abzustehen.

Damit endigt denn die, leider kein erhebendes Bild liefernde „fatale Kapellengeschichte." Zum Schlusse derselben mag noch bemerkt werden, daß die Gemeinde sich nicht lange ihrer neuerlangten Kapelle erfreuen durfte. Denn als im Jahre 1740 Karl VI. starb, ward, gleich nach der Abreise des derzeitigen kaiserlichen Gesandten, Grafen Seckendorf, sofort das Gesandtschaftshotel wieder als Staatseigenthum vom Senat in Besitz genommen und der Gottesdienst in demselben auf-

deshalb denn die Gemeinde aufs Neue ihre Zuflucht
einen Hauskapelle, der des französischen Gesandten
nehmen mußte. Nach der Erwählung Karls VII.
r, gleich nach dem Eintreffen des kaiserlichen Ge-
Grafen Braunau, der Gottesdienst im kaiserlichen
ftshause wieder freigegeben werden, allein schon
derselbe durch den Tod des Kaisers, trotz der Ver-
es interimistischen Reichsverwesers, Friedrich Au-
Polen, so lange auf's Neue unterbrochen, bis der
ranz des I., Graf Raab von Ravenstein, eingetroffen,
war denn aber auch, da von da ab die Kaiser-
r ununterbrochen beim Hause Habsburg blieb, die
daher beim Tode der folgenden Kaiser Hamburg
verließen, das letzte Mal, daß der katholische Got-
hirt ward. Derselbe dauerte vielmehr, ohne selbst
Auflösung des deutschen Reiches (1806) gestört zu
unterbrochen im gedachten Gebäude bis zum Jahre
wo die Verhältnisse der hamburgischen Katholiken
als die Stadt zu einer bonne ville des Napoleonischen
Reiches ward, in ein neues Stadium traten. Das
alles dies wird das Eingangs gedachte Buch,
will, nach Verlauf einiger Monate erscheinen
berichten.

XXXVII.

Literatur.

Gedichte von Lebrecht Dreves. Herausgegebe
Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin, 1849.

Die neuere romantische Poesie in Deutschland w
einer geschichtlichen Ueberſicht derselben *) mit einer prä
Rakete verglichen, die funkelnd zum Himmel emporge
nach kurzer, wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen
oben in tausend bunte Sterne spurlos verplatzt sei. Di
können wir wohl als malerisch, nicht aber als getreu
kennen; spurlos ist jene Schule keineswegs verschwund
hat eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen. Faß
nun diese, oder vielmehr die überwiegende Mehrzahl
ben, die vielen mißgewachsenen Epigonen in's Aug
gleich Pilzen aus schlammichtem Boden aufschossen, s
den wir versucht, auf die moderne Romantik den alten
zischen Spruch anzuwenden, der ein liebreizendes Wei
unten in ein gräuliches Meerungethüm verlieren läßt.
trotzig prahlende oder schlau verhüllte Verklärung der R
tion und des Antichrists ist der Grundton ihrer Gesänge
die gleißenden Irrlichterparaden, der Mißbrauch schöner

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 17. S. 273.

der und die errungene technische Kunstfertigkeit können über Natur und Bedeutung dieser Muse um so weniger täuschen, da der unheimliche Duft geistiger und sittlicher Verwesung die blendenden Gaukeleien durchdringt. Wenn der plumpe Materialismus eines De la Mettrie die Gunst des preußischen zweiten Friedrichs in solchem Maße erwerben konnte, daß der königliche Freund der abgelaufenen l'homme machine die Leichenrede selbst schrieb, so verlangt dagegen unsere Zeit nach feinerer Lust und Speise. Die wurde ihr denn auch reichlich geboten; der politische Weltschmerz, die pantheistische Schwelgerei, die cynische Zuchtlosigkeit des Fleisches und die Apotheose der sündhaften Creatur klingen und locken in allen Weisen und Formen, und bilden zusammen ein kunstgerechtes Evangelium des Satans.

Nur wenige von den Jüngern jener Schule haben sich von dieser poetischen Ansteckung ferne gehalten. Selbst solche, denen wir sittliche Würde zugestanden, ließen sich von dem revolutionären Schwindel ergreifen, so daß, wie Goethe gesagt, der schlechte Politiker den guten Poeten bald aufzehren mußte. Darum verdienen jene, die rein von der bösen Seuche blieben, unsere freundliche Beachtung, wenn wir auch nicht mehr bei ihnen finden, als eine lebenswarme und farbenreiche Gefühlspoesie, die mit Talent und Geschmack in anmuthigen Formen austönt, wie sie von den Reizen und Schrecken der Natur, von Liebe, Freundschaft und ähnlichem angeregt wird. Allerdings gehören die epische und lyrische Poesie dem jugendlichen Alter der Völker an, und mit der gereiften Bildung soll sich naturgemäß die dramatische entwickeln. Den Deutschen scheint jedoch eine eigentliche dramatische Literatur, wie sie die Spanier, Engländer und andere besitzen, versagt zu seyn. A. W. Schlegel glaubte den Grund dieses Mangels zunächst in den Eigenschaften unsers Volks zu entdecken: in dem allzugroßen Hang zur Speculation, der es nicht zur praktischen That kommen lasse, und in dem geringen Nationalgefühle, wodurch es zur überschätzenden Nachäffung des Fremden verführt

werde. Das ist eine harte Rede; dennoch wird unser mod Deutschthum dem scharfsinnigen Kritiker wegen dieses Ur nicht sehr grollen, wenn es erfährt, daß er ihm als bereits vor achtundvierzig Jahren ein merkwürdiges Bei die Erfindung der excentrischen Dummheit *), zugesch hat, in welchem Artikel es bekanntlich in neuester Zeit glaubliches, im stillen Kämmerlein, wie in den großen R versammlungen, geleistet hat.

Hofften wir demnach lange genug vergebens auf ein wachen des productiven dramatischen Geistes, so müssen uns endlich in das Unabänderliche fügen, und uns die losen Variationen und Tonarten der subjectiven Lyrik ge lassen. Zeigt sich aber in den eben genannten bessern derselben auch ein Zug nach oben, ein Ahnden und Er der Seele, wodurch das irdische Hoffen und Lieben übe Grab hinaus geleitet, aus diesem Leben eine Brücke Ewigkeit gesucht und gefunden wird: so begrüßen wir in dürftigen, glaubensleeren Zeit ein solches Lied mit beson Theilnahme. Diesen Gruß, diese Theilnahme, sind wir dem fasser der am Eingange bezeichneten Gedichte schuldig, u dieser Eigenschaft derselben glauben wir auch die Berecht zu finden, sie in diesen Blättern zu besprechen.

Unser Dichter besingt gleichfalls die Natur, die Stimmungen des Gemüths, Gebilde der Phantasie, Zu und Begriffe des Lebens. Allein zart, innig und warm, mit sittlichem Ernst, mit Maß und Selbstbeherrschung, mit künstlerischem Blick und technischer Gewandtheit sich barend, weiß er uns durch die Reinheit der Empfindung durch den Wohllaut des Worts zu gewinnen und festzuh Durch seine Lieder hindurch bildet sich überdieß für den merksamen Leser aus einzelnen Gedanken und Gefühlen g sam ein geheimer Pfad, auf welchem wir ihn, von eine hern Macht angezogen, mit stillem Sinnen einem guten

*) Europa. Zeitschrift. II. Bd. S. 11.

nstreben sehen, welches er, wenn uns seine späteren Ge- und andere erhaltene Mittheilungen nicht täuschen, wohl rreicht hat. Da wir von dem recht zierlich ausgestat- Büchlein hier nicht mehr erzählen wollen, als nöthig ist, cht viele zum Lesen desselben zu bewegen, so beschränken ns auf die Erwähnung solcher Gedichte und Stellen, uns für den Gang der eben angedeuteten innern Ent- ng des Dichters vorzüglich bezeichnend scheinen.

Sehnsucht und Liebeslust klingen hell in vielen Liedern, urch die frischen Töne zieht wie ein leiser Hauch der uth ein stilles Nachsinnen und Ahnden: das Glück der n Liebe sei ein wechselvoll täuschendes, und gewähre öhere Weihe dem begehrlichen Herzen nicht Frieden und en:

— Sehnen und Suchen und Wonne und Plage,
Alles ein kurzer, entschwindender Traum!
Was ist geblieben am Ende der Tage?
Liebchen, wir seufzen und wissen es kaum! —

— Doch auch deine Liebe, sieh!
Dünkt mich fast wie ein Verschulden,
Zweifelnd frag ich, ob ich sie
Auch berechtigt bin zu dulden;
Ob ich auch, du meine Lust,
Ruhig dürfe und gelassen
Sehen dich an meiner Brust
Deines Lebens Lenz verprassen? —

Die Vergänglichkeit des menschlichen Daseyns und Wir- tritt gleichfalls vor seine Seele, und mit trübem Zweifel ein Blick auf der eigenen Persönlichkeit:

— Bin — wer weiß wie balde
Auch schon lebensmatt,
Hier im Weltenwalde
Nur ein dürres Blatt.
Wenn ich dann, gefallen
Ab von meinem Zweig,
Bei den andern allen
Liege still und bleich,

Wer wird dann noch wissen
Was das todte Blatt,
Ehe es abgerissen,
Hier gesäuselt hat?
Ob es mitgerauschet
In des Waldes Lied,
Dem manch Ohr gelauschet,
Ehe der Sommer schied? —

Doch der kecke Jugendsinn vertreibt wohl zuweil
bangen Sorgen, und der Dichter zerstreut und ermuthi
in poetischen Traumbildern:

— Wird mich getödtet haben
Die Welt mit ihrem Leid,
Soll man mich hier begraben
Tief in die Einsamkeit.
Zieht dann auf seiner Reise
Der Lenz durch's weite Land,
Pocht er bei Nacht ganz leise
An's Grab mit seiner Hand:
Dann steig ich voll Verlangen
Hervor und blick' umher,
Der Mond ist aufgegangen,
Der kennt mich wohl nicht mehr;
Der Wald nur flüstert leise:
Den hab' ich schon gesehn!
Die Blumen rings im Kreise
Schlaftrunken mich umstehn.
Ich aber setz mich nieder
Auf einen moos'gen Stein,
Und singe Frühlingslieder
Hell in die Nacht hinein.

Bald wird aber die Sehnsucht nach einer positiv
kenntniß des Göttlichen wach, und sie spricht sich von
jener Art poetischer Andacht aus, über welche die al
mantik in der Regel nicht hinausgekommen ist:

— Läutet hell, ihr Blumenglocken,
Weil des Heiles Stunde naht,
Bäume, eure Blütenflocken
Streuet aus auf jeden Pfad.

Wißt, in dieser nächtigen Stunde
Macht der liebe Gott die Runde,
Forscht, ob noch ihm seine Welt
Wie am siebten Tag gefällt. —

...t endlich kehrt der Dichter tiefer und ernster in sich
...eue bereitet den Weg, auf welchem er fortan eilend
...s dringt:

Doch nun fährt durch die wogende Brust
Plötzlich ein eisiges Stechen,
Ach, in Mitten der seligsten Lust
Möcht' das Herz dir zerbrechen.
Und nun fühlst du auf einmal klar,
Wie du voll Sünde und Fehle!
Gottes Auge schaut unsichtbar
Tief dir hinein in die Seele.
Gib, o himmlische Gnade, gib
Trost einer Seele voll Harme,
Breite um mich, du unendliche Lieb'
Deine barmherzigen Arme! —

...er aufrichtigen Reue, dem eifrigen Gebete und dem fe-
...inen Wollen folgt gerne die Erhörung. Es wird hell
...begnadigten Seele, und der silberne Meerstern leitet das
... Schifflein in den sichern Hafen. Das Gedicht Ma-
...chtmeß deutet auf das erreichte Ziel:

O du Tag, von Gott gegeben,
Wie ich keinen noch gesehn,
Wie kein zweiter je im Leben
Wird an mir vorübergehn,
Wie erfüllst mit stiller Lust
Du die tief bewegte Brust.

Wend' ich heut den Blick zurücke,
So erkenn ich sonnenklar,
Wie sich alles mir zum Glücke
Fügen mußte wunderbar.
Wie mich Leid und herber Schmerz
Zogen an das Mutterherz.

— — — — — —

Als die letzten Sterne schwanden
Und ich noch im stummen Schmerz

Nach den Ort, wo sie gestanden,
Sah verzweifelnd himmelwärts,
Hab ich plötzlich, hoch entzückt,
Stern der Sterne, dich erblickt.

— — — — — —

Ja, ich habe dich gesehen,
Wie du mild auch mein gedacht,
Da du mich so trostlos stehen
Sahest in der öden Nacht,
Und du riefest: komm zu mir,
Klimm' empor, ich helfe dir.

Und ich habe, auf dich bauend,
Wie ein Bergmann, den ein Schacht
Eingeschüttet, gottvertrauend
Sich herausgehaut aus der Nacht,
Mich zu dir aus Todesgrau'n
An das Licht hervorgehau'n.

Bitte denn, o Gnadenvolle,
Heut für mich bei deinem Sohn,
Daß die Stund' er segnen wolle,
Wo ein Herz, das, ihm entfloh'n,
Lang' verirrt umhergeweint,
Seiner Herd' sich neu vereint. —

Wir scheiden hier von dem Dichter und wollen ihm noch den Wunsch an das Herz legen, er möge das sch Talent, welches uns dieses Büchlein geschenkt, einem G zuwenden, das so sehr vernachlässigt ist, und auf welchem gewiß Erfreuliches leisten wird. Die christliche Legende währt seiner Muse reichen und mannichfaltigen und ju den würdigsten Stoff. Wir verdanken dem liebenswür protestantischen Schriftsteller Friederich Rochlitz einige sehr lungene Bearbeitungen, die aber leider eine entsprechende N ahmung nicht gefunden haben.

Möge er unsern Wunsch erfüllen und uns recht bald legenheit geben, ihm für einen vollen Blumenstrauß, im W dergarten dieser geistlichen Poesie gepflückt, zu danken.

XXXVIII.

H a t h u m o d.

Ein Bild deutscher Vorzeit.

(Fortsetzung.)

H a t h u m o d wurde im Jahre 840 geboren; mithin fällt Leben in die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts. Es r das eine traurige, bedrängnißvolle Zeit, die Zeit des nden und untergehenden k a r o l i n g i s c h e n Geschlechtes. thumod, noch mehr aber ihre Mutter O d a, die noch in zehnte Jahrhundert hinein lebte, waren Zeugen dieses en Trauerspieles.

Wie herrlich und glorreich hatte das mächtige Geschlecht Jahrhundert vor den Augen der staunenden Völker mit d e m G r o ß e n begonnen, das so kläglich mit Karl d e m ken und Karl d e m E i n f ä l t i g e n enden sollte!

Allein mitten inne zwischen dieser ruhmgekrönten Größe diesem trübseligen Erlöschen des einst so kräftigen Herr-stammes lagen arge Tage schwerer Verbrechen und schwe-r, mißachteter Strafgerichte. Das Geschlecht, das sich so das g o t t g e k r ö n t e genannt und mit der Kirche bei seiner Erhebung einen innigen Bund geschlossen, es vergaß Gottes

und seiner hohen Bestimmung, und zerfleischte sich selbst verblendeter Eigensucht und zuchtloser Entartung.

Uneingedenk jener Tugenden, wodurch die Ahnen groß g[...] worden, und sich den Segen Gottes und Macht und Eh[...] unter den Menschen gewonnen, erhoben jetzt die Söhne da[...] Schwert gegen die Väter, der Bruder gegen den Bruder! Un[...] während so der Christ den Christen, der Franke de[...] Franken auf blutigen Schlachtfeldern hinmordete; während keine Provinz des getheilten Reiches vor der andern sich[...] war, und die Söhne des einen Herrscherhauses mit sei[...] Hinterlist und wortbrüchigem Verrath unter einander hab[...] und sich selbst die Grundpfeiler ihrer Macht untergruben, [...] Beispiel zu jedem Verrath und jeder Empörung gebend: [...] brachen die Feinde ihres Glaubens, ihres Volkes, ihres G[...] schlechtes von allen Seiten die Gränzmarken des eben noch [...] gefürchteten Reiches. Normannen, Slaven und Sarazenen nahten zu Wasser und zu Land, durchzogen sengend [...] brennend, plündernd und mordend die fränkischen Länder, mach[...] ten ihre Bewohner zu kriegsgefangenen Knechten, und kehr[...] mit reicher Beute, ja oft mit großen Summen für den er[...] ten Frieden, schwer beladen in die Heimath. Wie konnte [...] das Schicksal des Hauses zweifelhaft seyn? —

Das, was jetzt geschah, es hatte sich ja schon einmal [...] und unter den Merowingern begeben, und die Geschicht[...] schreiber der Karolinger berichten nur mit andern Na[...] die gleichen Sünden und die gleichen Strafgerichte, von de[...] die Zeitgenossen der Merowinger warnendes Zeugniß [...] geben.

„Meine Seele schmerzt es diese Bürgerkriege zu erzähl[...] klagte Gregor von Tours schon 250 Jahre vor diesen T[...] gen. Und sind es nicht ganz die gleichen traurigen Geschi[...] wie sie Hathumod unter Ludwig dem Deutschen [...] Karl dem Kahlen erlebte, wenn der Bischof von Tours [...] Beginne des fünften Buches seiner fränkisch-merowin[...] schen Geschichten also anhebt: Es bekümmert mich, der w[...]

llen Bürgerkriege zu gedenken, die der Franken Volk Reich so sehr zu Grunde richten, und was dabei das hlimmste ist, wir sehen darin schon die Zeit, die der Herr den Anfang der Schmerzen vorher verkündet. Der Vat erhebt sich gegen den Sohn, der Sohn gegen n Vater; der Bruder gegen den Bruder, der Verndte gegen den Verwandten. Und doch hätte sie s Beispiel der dahingegangenen Könige schrecken sollen, die getheilt alsbald von ihren Feinden vernichtet wurden!" Und e Worte an die verblendeten Fürsten selbst wendend ruft dann aus: „Was ist nur Euer Beginnen? Was sucht r? Was hättet Ihr nicht im Ueberfluß? In Euern Häun sind ja Genüsse die Hülle und Fülle: Euere Vorrathkamn haben Wein, Waizen und Oehl im Ueberfluß; in Euern hatzhäusern liegt Gold und Silber zu Haufen. Eines er mangelt Euch, weil Ihr keinen Frieden achtt, der Gnade Gottes entbehrt *). Warum raubt der e dem Andern das Seine? Warum verlangt Ihr nach ndrem Gut? Hütet Euch vor jenem Ausspruch des Apos: wenn Ihr euch unter einander zernagt und auffreßet, sehet daß Ihr nicht von einander vernichtet werdet. Forscht doch : in den Schriften des Alterthums, was die Frucht der Bürkriege war. Was hat Karthago so lange aufrecht erhal? — Die Eintracht. — Und was brachte ihm nach so en Jahrhunderten den Untergang? — Die Zwietracht. tet Euch vor der Zwietracht, hütet Euch vor den Bürrkriegen, die Euch und Euer Volk stürzen. Welche Hoffng kann Euch bleiben, als daß Ihr, wenn Euer Heer gem, ohne Hilfe von feindlichen Völkern überwältigt, in Euerer lassenheit alsogleich zusammenbrecht. Wenn der Bürgerkrieg, innere Krieg, o König! deine Lust ist: dann führe jenen, der Apostel dem Menschen gegen sich selbst zu führen

*) Unum vobis deest, quod pacem non habentes, Dei gratia indigetis. Greg. Tur. H. Fr. V. 1.

gebietet: daß der Geist herrsche über das Fleisch und di
ster den Tugenden weichen, und du frei deinem Oberhaupte,
ist Christus, dienest, der du vorher ein Gefesselter dien
warst dem Urheber aller Uebel."

König Gunthram, einer der besseren des merowingi
Hauses, erschrack selbst über das trostlose Elend seines La
Schmachbedeckt war sein zuchtloses Heer vom Feinde hei
kehrt und hatte das eigene Land mit mordbrennerischer
auf das grauenvollste*) verwüstet und geplündert. Da ver
melte der König in der Bitterkeit seines Herzens seine Bi
und seine Großen in der Kirche des heiligen Symphorianus
richtete an sie Worte kummervollen Zornes, die im sec
Jahrhundert gesprochen, auch für das neunte und die
Karls des Großen ihre volle Geltung haben. „Wie m
wir auch", so sprach er, „in dieser Zeit einen Sieg gewin
die wir das, was unsere Väter erworben, nicht bewah
sie bauten Kirchen, setzten alle Hoffnung auf Gott, ehrten
Märtyrer, achteten die Priester, und so gewannen sie E
und machten sich mit Gottes Beistand durch Schwert
Schild die feindlichen Völker unterthan. Wir aber, wir h
nicht allein keine Furcht vor Gott, wir verwüsten vielmehr
Heiligthümer, tödten seine Diener, und zerreißen und verd
sogar selbst die Reliquien der Heiligen. Wo solche Freve
gangen werden, da mag kein Sieg zu Theil werden. Da
ist unsere Hand ohnmächtig, und stumpf u
Schwert, und der Schild mag uns nicht fürder
ehevor beschirmen und beschützen**). Geschieht dieß

*) Tantaque per viam scelera, homicidia, praedas, direpti per regionem propriam gesserunt, ut ea usqueq memorari perlongum sit. — Ferebant enim amplius q quinque milia in his stragibus fuisse peremptos. G Tur. H. Fr. VIII. 30.

**) Ideo manus nostrae sunt invalidae, ensis tepescit, clipeus nos ut erat solitus defendit ac protegit. G Tur. H. Fr. VIII, 30.

meine Schuld, dann mag es Gott an meinem Haupte
n. Mißachtet Ihr aber Eures Königs Gebote und zögert
sie zu erfüllen: dann möge das Beil Euere Häupter treffen;
das wird allem Heer ein Beispiel sein, wenn einer der
len den Tod erlitten. Besser ist es ja, daß wenige Per-
ne zu Grunde gehen, als daß Gottes Zorn das gesammte
ldige Land strafe."

Wohl hatte es auch in jenen Zeiten nicht an heiligen
nern gefehlt, die unerschrocken vor diese Merowinger hin-
ten, ihnen gleich den alten Propheten ihre Frevel vorge-
n und warnend ihren Untergang verkündet. So sprach
heilige Bischof Germanus zu König Chilperich, als
r sein Heer vorausgesendet seinen Bruder zu belagern und
im Begriff war aufzubrechen: „Wenn du nicht in der
ht zu Felde ziehst, deinen Bruder zu tödten: dann wirst
rbend und siegreich heimkehren; sind aber deine Gedanken
e, dann wirst du sterben; dann also spricht Salomo: in
Grube die du dem Bruder gräbst, wirst du selbst stürzen.
ber seinem sündigen Herzen folgend achtete der Warnung
. Da fanden ihn die von der Königin Fredegunde ge-
enen Meuchelmörder. „Ein Schrei" sagt Gregor „und
stürzte nieder und gab nach kurzer Weile den
t auf" *).

Eben so, als König Chlodomir seine Mutter an dem
genen Sigismund, dem unglücklichen König der Bur-
der, dem Stifter des Klosters St. Moritz, rächen wollte,
rat Avitus, der fromme Abt von St. Mesmin, vor
und sprach: Kehrst du dein Aug zu Gott und deinen
atz zum Besseren, und duldest du nicht, daß diese getödtet
en: dann wird Gott mit dir sein und der Sieg deinen
ug krönen; läßt du sie aber tödten: so wirst auch du den

*) At ille vociferans atque corruens, non post multo spatio emisit spiritum. Greg. Tur. H. Fr. IV, 31.

Händen deiner Feinde überantwortet durch das gleiche Loos zu Grunde gehen, und es wird dir und deinem Weibe und deinen Kindern geschehen, wie du Sigmund und seinem Weibe und seinen Kindern gethan *)."

Von dem gleichen Geiste erfüllt sprach Bischof Injuriosus zu König Chlotar, als dieser die Hand nach den Einkünften der Kirchen ausstreckte: „Willst Du Gott des Seinen berauben, dann wird der Herr alsbald Dir dein Reich entreißen, denn es wäre ungerecht, daß deine Speicher gefüllt würden mit dem Gute der Armen, der du selbst die Armen aus deiner Scheuer nähren solltest **).

Unzugänglich ihren Schmeicheleien und ungeschreckt durch ihre Drohungen hatte der heil. Columban ihrem ganzen Stamme den Untergang vorausgesagt, wenn sie nicht die Wege des Lasters und der Ausschweifungen verlassen, und zur Zucht und Gottesfurcht zurückkehren würden. Als Brunichilde ihm ihre Urenkel, die Theuderich im Ehebruch erzeugt, zuführte, sprechend: „Des Königs Söhne sind's, stärke sie durch Deinen Segen." Da erwiederte er der Unheilstifterin ***): „Wisse! sie

*) Greg. Tur. H. Fr. III, 6.

**) Greg. Tur. H. Fr. IV. 2.

***) Nam sicut Zezabel regnum Ahab perdidit, ita et haec (Brunichilda) istum (Theodorichum) decoepit avertendo eum a legitimo conjugio ac vitam ejus lupanaribus damnando. Vita S. Galli. Pertz. Mon. II, 6. Von dem bekannten tragischen Ende dieser gothischen Fürstentochter, die mit Fredegunde so viel Unheil über die Merowinger und ihr Reich gebracht, und den heil. Columban aus Theuderichs Reich durch ihre Ränke vertrieben, sagt Fredegar (C. 24): „Wie Brunichilde vor Chlothar, der sie tödtlich haßte, erschien, rechnete er ihr vor, wie zehn Frankenkönige von ihr ermordet worden seien, nämlich Sigebert, Merowig, sein eigener Vater Chilperich, Theudebert und dessen Sohn Chlothar, ebenso Merowech, Chlothars Sohn, endlich Theuderich und seine drei Söhne, die eben so umgebracht worden waren. Dann ließ er sie drei Tage lang auf verschiedene Weise martern, zuerst auf ein Kameel setzen

werden nie den königlichen Scepter führen, denn sie sind aus Unzucht entsprungen." Und als des Königs Diener Speise und Trank herbeibrachten und ihn mit königlicher Pracht bedienen wollten, wies er sie von sich und sprach: „Es steht geschrieben: „„Die Gaben der Gottlosen verwirft der Höchste"", denn es ziemt sich nicht, daß der Mund der Knechte Gottes von der Speise dessen verunreinigt werde, der dieselben nicht allein von seiner, sondern auch von fremder Wohnung ausschließt." Und zu König Theuderich selbst, der nach Luxovium gekommen, sprach er: „Kamst du hieher, um die Klöster der Knechte Gottes zu zerstören, und ihre Zucht und Ordnung aufzulösen, so wisse, daß Dein Reich mit dem ganzen königlichen Geschlecht untergehen wird *)."

Und sie selbst, diese Merowinger, sie fühlten mit Schrecken die Last des Fluches, den sie auf ihr Haupt herabgezogen; sie fühlten sich einsam und unheimlich in ihrer üppigen Pracht und ihren Wohllüsten, und von der Stimme ihres Gewissens verdammt, ahnten sie ihren nahenden Untergang. So rief jene Fredegunde, verzweiflungsvoll die Hände ringend, als sie ihre Kinder dem Grabe entgegen welken sah: „Lange schon hält uns die göttliche Barmherzigkeit in unseren Missethaten noch aufrecht. Denn oft schon hat sie uns mit Krankheiten und andern Trübsalen heimgesucht, und wir haben uns nicht gebessert. Und siehe, wir verlieren unsere Kinder! Siehe die Thränen der Armen, der Weheruf der Wittwen, die Seufzer der Waisen bringen ihnen den Tod **).

---

und so durch das gesammte Heer führen, hierauf mit dem Haupthaar, einem Arm und Fuß an den Schweif des wildesten Pferdes binden, und so ward sie von den Hufen des davon springenden Thieres zerschlagen, bis ihr Glied für Glied abfiel." So wüthete dieses Geschlecht in selbstmörderischem Wahnsinn gegen sich selbst!

*) Vita S. Columbani 19.

**) Ecce jam perdimus filios! Ecce jam eos lachrimae pau-

Und es bleibt uns fürder keine Hoffnung, wofür wir noch sammeln sollen. Siehe, unsere Schätze bleiben zurück, eines Besitzers ermangelnd, aber reich an Raub und Fluch. Sind unsere Keller nicht übervoll von Wein? Haben unsere Speicher nicht Ueberfluß an Getreide? Sind unsere Schatzkammern nicht angefüllt mit Gold und Silber, Edelsteinen, Halsbändern und jedem fürstlichen Schmuck? Und siehe, das Schönste, was wir hatten, verlieren wir!" — Dem gleichen drückenden Gefühl der Schuld lieh auch Chilperich Worte, indem er sprach: „Da meine Sünden wuchsen *), sind mir keine Söhne geblieben, und ich habe fürder keinen Erben, als Childebert, den Sohn meines Bruders Sigebert: so soll er denn über alles, was ich erarbeiten mag, mein Erbe seyn." — Und ebenso sprach König Gunthram, als er seinen Neffen auf den Königsstuhl setzte: „Um meiner Sünden willen ist es geschehen, daß ich ohne Kinder geblieben **), und darum bitte ich, daß dieser mein Neffe mein Sohn sei. Ein Schild decke uns fortan und eine Lanze vertheidige uns ***). Und wieder als Gunthram seinem Neffen Childebert die Lanze hinreichte, geschah es mit den Worten: „dieß ist das Zeichen, daß ich Dir mein ganzes Reich übergeben habe. So ziehe denn hin, und unterwirf deiner Botmäßigkeit alle meine Städte; denn durch die Schuld unserer Sünden ist Niemand von meinem Stamme übrig geblieben, als du allein, der Sohn meines Bruders" †).

---

perum, lamenta viduarum, suspiria orphanorum interimunt; nec spes remanet, cui aliquid congregamus. Greg. Tur. H. Fr. V, 34.

*) Nihil enim facientibus peccatis de stirpe mea remansit, nisi tu tantum, qui mei fratris es filius. Greg. Tur. H. Fr. VII, 33.

**) Evenit impulsu peccatorum meorum, ut absque liberis remanerem. Greg. Tur. H. Fr. V, 17.

***) Una nos parma protegat, unaque hasta defendat. Ibidem.

†) Filii mihi peccatis increscentibus non remanserunt. Greg. Tur. H. Fr. VI. 3.

Allein, wie Guntbram gesprochen: ihr Arm war ohnmächtig geworden und stumpf ihr Schwert, und der alte Schild konnte sie nimmer schirmen. Ihren Ausschweifungen hingegeben und nur auf Ränke, auf Treulosigkeit und Mord gegen einander sinnend, so reifte das Geschlecht seinem Untergange entgegen; kaum daß noch einer seiner Sprößlinge großjährig zur Herrschaft seiner Väter gelangte! Den Keim des Verderbens mit der Geburt schon in sich tragend, in zarter Kindheit durch das Laster vergiftet und an Leib und Seele entkräftet, gingen die Enkel des stolzen Chlodowechs lebensmatt ihrem frühen Grab entgegen, wenn die Hand des Mörders sie auch verschonte!

Während aber also der Stamm der Merowinger, für das Feuer reif, in seiner innern Fäulniß hinmoderte, grünte ihm zur Seite, zur Schutzwehr der Christenheit, die sich von innen und außen dem Verderben preisgegeben sah, der junge Stamm der Karolinger, unter Gottes Segen, mit frischen, kräftigen Kräften wunderbar auf.

Sieggekrönte Streithelden, weise und gerechte Richter, Schirmer der Kirche, Ausbreiter des Glaubens und Förderer der Cultur, so erfüllten die von Gott Berufenen zwei Jahrhunderte mit ihren Siegen und ihrem Herrscherruhm.

Allein mit dem dritten Jahrhundert war auch für die Enkel Arnulfs und Pippins, die mehr und mehr ihrem hohen Berufe untreu wurden, die Sonnenwende *) ihrer Größe und ihres Glückes eingetreten.

*) Den Wechsel der Weltreiche und der Herrscherhäuser mit dem Wechsel der Jahreszeiten und dem Organismus des Leibes vergleichend, und das Aufkommen und Sinken der Fürstenhäuser an die Erfüllung ihres göttlichen Berufs knüpfend, sagt einer der späteren Enkel des karolingischen Hauses, der sein Leben als Mönch 990 in der Klosterzelle beschloß, Abt Folcuin, in der Einleitung zu seinen Gesta abbatum Lobiensium: „Ergo Deus est creator temporum, cum et ipse antiquior sit tempore cujus creator est, et cuncta creaverit in tempore. Fecit

Nicht achtend, daß ihre Ahnen gerade um der Sünden der Merowinger willen, an deren Stelle auf den Herrscherstuhl erhoben worden, und taub gegen alle Warnungen der Vergangenheit und Gegenwart, betraten jetzt die Fürsten des neuen Hauses dieselben Pfade des Verderbens, die das alte zu so kläglichem Ausgange geführt.

Wie aber durch die Güte der Vorsehung der jugendliche Baum St. Arnulfs von Metz und Pippins des Alten von Landen neben dem modernden des sigambrischen Chlodowechs seine blüthenreiche Krone hoch zum Himmel getrieben, gerade so erhob sich jetzt, dem faulen und absterbenden Geschlecht der Karolinger zur Seite, wahrhaft von Gottes Gnaden der junge sächsische Stamm Herzog Liudolf's und Oda's, blü-

---

quidem et ipsa tempora dissona inter se parilitate disjuncta, sed ad nutum suum invicem convenientia, ut non confundantur, quae putantur confusa, sed potius alternatim sibi congruentia ordinatam quandam rem publicam faciant et perfectam. Ipsa quoque quibus subsistimus elementa sibi invicem contraria, in unius corporis habitudinem ita grata parilitate conveniunt, ut discrepata non discrepent, immo si unum alteri dempseris, hominem simul interimas. Temporalis quoque notionis similis causa est." Das sind Grundgedanken einer Philosophie der Geschichte, die, wenn auch dem heil. Augustin entlehnt, doch im Munde eines Karolingers, der dabei ohne Zweifel der wechselnden Geschicke seines Hauses gedachte, um so bedeutsamer klingen. Sagt er ja, diesen Gedankengang weiter verfolgend, wie Gott die Franken und ihre Könige, als seine Dienstmänner und Getreuen, erhoben: „Nam rex eorum Clodoveus per sanctum Remigium Christi gratiam baptismate adeptus, gentem suam christianam effecit. Nec distulit rex regum Christus donativum dare sibi militantibus; nam provexit eos regnis, auxit successibus secundis. Inde ad Clodoveos, Clotharios et Dagobertos felix illa hereditaria permansit successio. Et quare non maneret, quam sapientia Dei, quae ait: **per me reges regnant,** fide firmabat, aequitate et justitia roborabat?" Pertz Mon. VI, 54.

r alten Tugenden mit jungen Kräften, — in den
dem Unglück der Gegenwart die Hoffnung einer bes-
t. Und das eben ist die Bedeutung des Lebens der
d, daß es uns einen Blick in das innere Leben
eses dieses aufgrünenden jungen Stammes vergönnt.
ürfen wir, um gerecht zu sein, bei Beurtheilung
und Wirren dieser letzten karolingischen Zeiten nicht
daß ein Theil der Schuld den Menschen anheim-
andere aber einer Verkettung von Umständen, die
rmanischen Wesen und seiner ganzen Entwicklung

Grundwurzel nämlich des Uebels, dem die mero-
: wie die karolingische Dynastie erlag, und das
allen germanischen Reichen des Mittelalters so viel
brachte, war das Schwankende und Unbestimmte
manischen Erbfolgerecht.

n die Gränzen der königlichen Macht in den freien
haften ursprünglich sehr eingeschränkt, so schwebte auch
ge in der Herrschaft zwischen Erblichkeit und Wähl-
einer ungewissen Mitte.

wurden auch schon in der alten Germania des
die Könige nach dem Adel der Geburt, die
nach der Tapferkeit gewählt, so war dieß Ge-
doch nicht an eine bestimmte Person und den näch-
der Verwandtschaft, sondern an ganze königliche
r geknüpft. Einem kriegerischen Volke erschien in
: Zeit der Wehrhafteste und Tüchtigste des Ge-
war er nun ein Bruder, ein Sohn oder ein Neffe
rbenen, als sein nächster und natürlichster Erbe, sein
ebenbild.

entschied der Wille eines mächtigen Vaters noch zu
eiten über das künftige Schicksal seines Reiches, bald
gkeit des Kronbewerbers, bald die Stimme und das
er Geschlechtsältesten und Häuptlinge.

de Ungewißheit wie über die Folge herrschte auch

über die Theilung der Herrschaft. Bald blieb sie vereint, bald wurde sie getheilt. Weder die Ansprüche der Erstgeburt, noch die der jüngeren Söhne waren fest geregelt; die gleiche Ungewißheit galt hinsichtlich der aus erster Ehe und der aus zweiter Ehe, der aus einer ebenbürtigen und der aus einer ungleichen Ehe Entsprossenen *). Ebenso lagen die Ansprüche der Oheime und der Neffen im Streit, je nachdem die einen oder die anderen einen größeren Anhang hatten. Folgte ja sogar unter Umständen auch ein Sohn aus einer wilden oder ungültigen Ehe, wenn er sich durch sein siegreiches Schwert den meisten Anhang gewonnen. Diese Ungewißheit mußte unter günstigen Umständen aus jedem Sprößling des herrschenden Hauses einen Prätendenten auf einen größeren oder kleineren Antheil der Herrschaft und mithin des Landes machen **). Die Stürme und Umwälzungen der Völkerwanderung begünstigten diese Ungewißheit noch mehr und boten für jeden Anspruch einen Vorgang und ein Beispiel.

In eroberten Ländern und in Zeiten, wo die Gewalt der Waffen über Alles entschied und von allen Seiten drohte,

---

*) Sed *Sagittarius* . . . declamare plurima de rege coepit ac dicere, quod filii ejus regnum capere non possent, eo quod mater eorum ex familia *Magnacharii* quondam adscita, regis thorum adiisset: ignorans, *quod praetermissis generibus feminarum, regis vocitantur liberi qui de regibus fuerint procreati.* Greg. Tur. Fr. V, 20.

**) Ein Beispiel der Art erzählt Gregor. Tur. H. Fr. III, 14: *Mundericus* igitur, qui se parentem regum adserebat, elatus superbia, ait: Quid mihi Theodorico regi? sic enim mihi solium regni debetur, ut illi: egrediar et colligam populum meum, atque exigam sacramentum ab eis, ut *sciat Theodoricus, quia rex sum ego, sicut et ille.* Quod cum *Theodoricus* comperisset, mandatum mittit ad eum, dicens: Accede ad me, et si tibi aliqua de dominatione regni nostri portio debetur, accipe. Dolose enim haec *Theodoricus* dicebat, scilicet, ut cum ad eum venisset, interficeretur.

rste es ja vor Allem tapferer, siegreicher Führer. So hat-
sich die Merowinger aus Gefolgsherren und Herzogen
Häuptlingen, zu mächtigen Königen erhoben; so waren
Karolinger wiederum den Merowingern, minder durch
Erbrecht der Geburt, als durch den Besitz der Macht und
Zustimmung des Volkes gefolgt. Und um diese Ungewiß-
nur einigermaßen zu beschränken, um unheilvolle Bürger-
ge und Bluttthaten, wie sie Chlodowech an seinen Seiten-
wandten verübt, zu verhüten*), hatte Papst Stephan, als
Pippin zum König salbte, das Erbrecht der Königsweihe
seine Nachkommenschaft geknüpft. Nur aus seinem Hause
im künftig die Könige genommen werden.

---

*) Fuerunt autem supradicti reges propinqui hujus (Chlodovei); quorum frater Rignomeris nomine apud *Cenomanniam* civitatem jussu *Chlodovei* interfectus est. Quibus mortuis omne regnum eorum et thesauros *Chlodoveus* accepit. Interfectisque et aliis multis regibus vel parentibus suis primis, de quibus zelum habebat, ne ei regnum auferrent, regnum suum per totas Gallias dilatavit. Greg. Tur. H. Fr. II, 42. Wie Chlodowech mit seinen Seitenverwandten zu Gunsten seiner Söhne that, so thaten seine Nachkommen wieder unter sich. Und diese reißende, blutige Wolfspolitik war so in die Sitte übergegangen, daß wir ihr, nach dem Berichte Fredegars, selbst in dem Munde eines Bischofs begegnen. Als nämlich 612 Theuderich seinem bei Tull geschlagenen Bruder Theudebert mit dem Heere folgte, „kam der Bischof Leonisius von Mainz, der Theuderichs Tapferkeit liebte und Theudeberts Blödsinn haßte, vor ihn und sprach: „„Du mußt zu Ende bringen, was du begonnen. Eine gemeine Fabel sagt: Der Wolf war einst auf einen Berg gestiegen, da rief er seine Söhne, die schon zu jagen angefangen, zu sich auf den Berg und sprach: so weit ihr mit eueren Augen da herum sehen könnt, habt ihr keine Freunde außer etliche, die eures Geschlechtes sind. Vollendet, was ihr begonnen habt.““ — Die blutige Schlacht von Zülpich, worin der Sage nach so viel edles Frankenblut floß, daß die Leichen Mann an Mann dicht gedrängt gar nicht zur Erde fallen konnten, war die Frucht dieses Bruderkriegs.

Aber in dem Maße als sein Stamm sich wieder in ein-
zelne Geschlechter und Zweige ausbreitete, trat die alte Unge-
wißheit wieder ein, die schon vor und unter Karl dem Gro-
ßen das Frankenreich durch innere Kämpfe zu spalten und zer-
rütten drohte. Nach seinem Tod trat dann dieselbe Ungewiß-
heit und Verwirrung ein, wie unter den Merowingern. Jede
Geburt, jeder Todesfall setzte mehr oder minder Alles in Frage.
Das Schicksal der Länder und Völker war gleich jedem ande-
ren Erbstück durch Theilungen und Wiedervereinigungen dem
Spiel des Zufalls preisgegeben und die Erbprozesse wurden
meist mit den Waffen in der Hand geführt, und waren um
so verderblicher, wenn sie mit den Ansprüchen und Gegensätzen
der Volksstämme zusammenfielen. Welch ein wechselvolles stetes
Schwanken, „wo die Gränzen durch jeden Todesfall unter den
Regenten verändert wurden, indem die Söhne des Vaters
Herrschaft theilten und der Oheim dem minderjährigen Neffen
vorging! Wo innerhalb sechszig Jahren alles Land von Bar-
celona's Küste bis zum Ufer der Raab, und vom Wik-
lesthor an der Eider bis Benevent die Herrschaft eines
Einzigen anerkennt, dann nur allein das spätere Deutschland
in fünf Stücke getheilt ist, sodann ganz Mitteleuropa wie-
der vereinigt erscheint, vier Jahre nachher aber neuerdings ge-
trennt wird, und zwar in andere Theile, als welche vorher
bestanden" ! *)

So lange in den germanischen Königsgeschlechtern noch
Gottesfurcht und Sittenreinheit ein Geist der Treue und des
Gehorsams lebte, ein Geist einträchtiger Blutsfreundschaft,
der für das gemeinsame Wohl und die gemeinsame Ehre des
Stammes zu Opfern bereit war, so lange die Söhne die Vä-
ter ehrten und die Brüder sich wie Brüder liebten und alle
Sprößlinge innig verbunden zusammenstanden: bot die fest
einigende Sitte ein Gegengewicht gegen das Schwankende und

*) Regesta chronologico-diplomatica Carolorum von J. F.
Böhmer. Vorrede VI.

ja vor Allem tapferer, siegreicher Führer. So hatten sich die Merowinger aus Gefolgsherren und Herzogen zu Häuptlingen, zu mächtigen Königen erhoben; so waren die Karolinger wiederum den Merowingern, minder durch das Erbrecht der Geburt, als durch den Besitz der Macht und die Zustimmung des Volkes gefolgt. Und um diese Ungewißheit nur einigermaßen zu beschränken, um unheilvolle Bürgerkriege und Blutthaten, wie sie Chlodowech an seinen Seitenverwandten verübt, zu verhüten *), hatte Papst Stephan, als er Pippin zum König salbte, das Erbrecht der Königsweihe an seine Nachkommenschaft geknüpft. Nur aus seinem Hause sollten künftig die Könige genommen werden.

*) Fuerunt autem supradicti reges propinqui hujus (Chlodovei); quorum frater Rignomeris nomine apud *Cenomannicam* civitatem jussu *Chlodovei* interfectus est. Quibus mortuis omne regnum eorum et thesauros *Chlodoveus* accepit. Interfectisque et aliis multis regibus vel parentibus suis primis, de quibus zelum habebat, ne ei regnum auferrent, regnum suum per totas Gallias dilatavit. Greg. Tur. H. Fr. II, 42. Wie Chlodowech mit seinen Seitenverwandten zu Gunsten seiner Söhne that, so thaten seine Nachkommen wieder unter sich. Und diese reißende, blutige Wolfspolitik war so in die Sitte übergegangen, daß wir ihr, nach dem Berichte Fredegars, selbst in dem Munde eines Bischofs begegnen. Als nämlich 612 Theuderich seinem bei Tull geschlagenen Bruder Theudebert mit dem Heere folgte, „kam der Bischof Leonisius von Mainz, der Theuderichs Tapferkeit liebte und Theudeberts Blödsinn haßte, vor ihn und sprach: „„Du mußt zu Ende bringen, was du begonnen. Eine gemeine Fabel sagt: Der Wolf war einst auf einen Berg gestiegen, da rief er seine Söhne, die schon zu jagen angefangen, zu sich auf den Berg und sprach: so weit ihr mit eueren Augen da herum sehen könnt, habt ihr keine Freunde außer etliche, die eures Geschlechtes sind. Vollendet, was ihr begonnen habt."" — Die blutige Schlacht von Zülpich, worin der Sage nach so viel edles Frankenblut floß, daß die Leichen Mann an Mann dicht gedrängt gar nicht zur Erde fallen konnten, war die Frucht dieses Bruderkriegs.

Aber in dem Maße als sein Stamm sich wieder in einzelne Geschlechter und Zweige ausbreitete, trat die alte Ungewißheit wieder ein, die schon vor und unter Karl dem Großen das Frankenreich durch innere Kämpfe zu spalten und zerrütten drohte. Nach seinem Tod trat dann dieselbe Ungewißheit und Verwirrung ein, wie unter den Merowingern. J[illegible] Geburt, jeder Todesfall setzte mehr oder minder Alles in F[illegible] Das Schicksal der Länder und Völker war gleich jedem andern Erbstück durch Theilungen und Wiedervereinigungen dem Spiel des Zufalls preisgegeben und die Erb[illegible] wurden meist mit den Waffen in der Hand geführt, und waren um so verderblicher, wenn sie mit den Ansprüchen [illegible] der Volksstämme zusammenfielen. Welch ein wechselvolles Schwanken, „wo die Gränzen durch jeden Todesfall eines Regenten verändert wurden, indem die Söhne des [illegible] Herrschaft theilten und der Oheim dem minderjährigen [illegible] vorging! Wo innerhalb sechszig Jahren alles Land von Barcelona's Küste bis zum Ufer der Raab, und vom [illegible]lesthor an der Eider bis Benevent die Herrschaft eines Einzigen anerkennt, dann nur allein das spätere Deutschland in fünf Stücke getheilt ist, sodann ganz Mitteleuropa wieder vereinigt erscheint, vier Jahre nachher aber neuerdings getrennt wird, und zwar in andere Theile, als welche vorher bestanden" ! *)

So lange in den germanischen Königsgeschlechtern Gottesfurcht und Sittenreinheit ein Geist der Treue und Gehorsams lebte, ein Geist einträchtiger Blutsfreundschaft der für das gemeinsame Wohl und die gemeinsame Ehre des Stammes zu Opfern bereit war, so lange die Söhne die Väter ehrten und die Brüder sich wie Brüder liebten und die Sprößlinge innig verbunden zusammenstanden: bot die [illegible]einigende Sitte ein Gegengewicht gegen das Schwankende

*) Regesta chronologico-diplomatica Carolorum von J. [illegible] Böhmer. Vorrede VI.

timmte germanischen Rechtes und den weiten Spielraum nischer Freiheit; die Streitigkeiten wurden in brüderlicher nbarung gütlich geschlichtet. Als aber die Tugenden der Väter der Eigensucht der in Wohllüsten entarteten Enkel i, da beuteten Ehrgeiz, Habgier und Neid diese Unbeheit des Rechtes, diesen Spielraum der Freiheit zum rben Aller aus. Die entzügelten Leidenschaften hinderten allein, daß die schwankenden Unbestimmtheiten und Lües Rechtes nicht durch gütliche Vereinbarung geregelt gänzt wurden, sie lösten vielmehr, begünstigt von denselie festesten und heiligsten Bande göttlicher und mensch- Ordnung auf: es erhob sich der Sohn gegen den Vater, ruder gegen den Bruder; Bürgerkriege und Empörungen einander ab; alles Vertrauen schwand; keiner war seines hums oder seines Lebens sicher; überall mußte er Hin- Untreue und Verrath fürchten; kaum daß sie in der vor den Stufen des Altares ohne Waffen und Leibsicher und frei athmeten!

Und so war denn das dreifache Gesicht, das nach frän- Stammsage der Ahnherr der Merowinger, der alte rich, von den Löwen, den Wölfen und Hunden, in ochzeitnacht gehabt und das ihm Basina gedeutet, ein d für die meisten germanischen Königsgeschlechter. „Dieß, met“, sprach sie, „zukünftige Dinge und unsere Nachkom- Unser erster Sohn wird mächtig und stark, gleich einem en oder Einhorn werden; seine Kinder raubgierig und wie Wölfe und Bären; deren Nachkommen und die aus unserem Geschlecht, feig wie Hunde. Aber das Gethier, was du gesehen hast sich unter einander zerl, das bedeutet das Volk, welches sich nicht mehr vor Könige scheut, sondern unter einander in Haß und Thorerfolgt“ *). Ihre Worte waren an den Merowin- wahr geworden und jetzt sollten sie sich auch an den Ka-

*) Aimoin I. 7. 8.

rolingern erfüllen; die Theilung und Zersplitterung der schaft, die Unsicherheit des Rechtes und der Mißbrau Freiheit boten die Hand zu diesem Gange der Entwi Und auch unsere Zeit, die alles große Eigenthum zerstü und zersplittert, mag in jenem kleinen sich selbst zerre Gethier dieses uralten Traumgesichtes ein bedeutsames (Proletariat und Socialismus) erkennen.

Diese Verhältnisse und Rechtszustände der Vorzeit wir nicht vergessen, wenn wir jene frühen Jahrhunde das Mittelalter überhaupt verstehen und gerecht be wollen; sie haben auch in die Zeit des sächsischen Kais hinübergewirkt und seinen Glanz getrübt; ja die Wirren eigenen Zeit wurzeln mit vielen ihrer Fäden in diesem Ihnen verdankt zum Theil wenigstens Deutschland seine buntscheckige unorganische Gestaltung, und die Aufga deren Lösung wir uns abmühen, stehen zu ihnen in Beziehung: denn Erblichkeit der Fürsten und Kürung ode eines gemeinsamen Oberhauptes, oder einer Centralgew ihrer Mitte; Einheit der Nation nach außen und in meinsamen Angelegenheiten, und Freiheit und Selb digkeit der Stämme in ihrem inneren Haushalte unt Landesfürsten, — das sind die Gegensätze, die noch der Ausgleichung harren, der das Mittelalter mit dem Kai das auf der Einheit des Glaubens, als seinem festen ruhte, ungleich näher kam.

Das Jahr 840, das Geburtsjahr der Hath war auch das Todesjahr Kaiser Ludwigs I. S und kummerreich wie seine sechsundzwanzigjährige Re war auch die letzte Stunde dieses unglücklichen Seine Söhne hatten die Waffen gegen ihn erhoben; fromme, wohlmeinende und gutmüthige, aber weiche, ständige und wankelmüthige Sohn Karls des Großen seine Augen mit gebrochenem Herzen auf einer Rheini Ingelheim, eben auf einem Feldzug gegen seinen Soh wig begriffen.

hatte der Sterbende, ermahnt und getröstet in seinem
mpfe von seinem Bruder Drogo, Bischof von Metz,
eren Sohne seinen Frevel verziehen; allein er konnte
, der jetzt, statt Arnulfs Segen, auf der Stirne
ächtigen Geschlechtes brannte, nicht löschen. Kaiser
hinterließ ein innerlich zerrüttetes Reich, das, von
en der Empörung erschüttert, in seinen Grundvesten
der wie ein gleichzeitiges volksmäßig gedichtetes Lied
singt:

Qui filiis rebellibus
Concussus altis fluctibus
Et Franciam turbantibus
Regnum reliquit mortuus.

Heu me! dolores patriae!
Heu me! honores gloriae!
Quam novit orbis pristinae!
Heu me! fluunt nunc lacrymae.

Söhne gegen den Vater die Hand erhoben, so
auch alsbald mit den Waffen des Bruderkrieges in
em Kampfe einander gegenüber. Dem elsassischen Lü-
e bei Straßburg, wo sie 833 die Getreuen ihres
erführt, trat das burgundische Leichenfeld von
y 841 zur Seite, auf dem, wie in der merowingi-
hlacht von Zülpich, das beste Frankenblut in Strö-
eubet ward.

hl fühlte die christliche Welt, und insbesondere das
Herrschervolk der Franken, das Unheilvolle, das
dige dieser furchtbaren Schlacht, die Ludwig und
gen Lothar I. geschlagen. Mit Schauder und Ent-
illte der Anblick der Sterbenden und Erschlagenen die
und Schrecken und Kummer ergriff auch die Fern-
der Kunde dieses unseligen Frevels. Dieß verzweif-
e Gefühl des Fluches, diese düstere Ahnung einer
en Zukunft, wie sie einst das Herz der Merowin-
mmt, sie sind es auch, die sich in den Berichten der

Zeitgenossen über den blutigen Tag von Fontenay ...
und sie klingen in dumpfem Klageton aus den Liedern ...
wieder. Sie fühlten ja schmerzlich, daß die brudermörde...
Art ihr Herrscherhaus und ihren Stamm tödtlich ge...
daß seine Krone zu welken, und seine Wurzeln, von dem
Drachen der Hölle zernagt, abzusterben begonnen *). Wi...
erschütternder Donnerschlag, so lauten die Worte der ...
cher aus allen Theilen des Reiches, durchhallte die Schre...
botschaft den Erdkreis **); denn nie, seit Menschenged...
hatte das Frankenvolk in so großer Niederlage so viel
Blutes seiner muthigsten, kriegskundigsten Helden verloren,
in dieser ungeheuern Schlacht ***), dieses beweinenswerth...
dieses grausamsten Krieges ††), der mehr denn ein Bü...
krieg war.

Angilbert, der selbst zugegen gewesen, der die Kä...
den und die Erschlagenen gesehen, er hat seinem Kummer
seinem Zorn über diese Wahlstatt der Zwietracht, wo e...
Leichen und blutige Trümmer der Franken erblickte, in ...
Liede mit glühenden Worten Luft gemacht. Der Anblick

---

*) De fraterna rupta pace gaudet daemon impius.
Bella clamant hinc et inde, pugna gravis oritur;
frater fratri mortem parat, nepoti avunculus;
filius nec patri suo exhibet, quod meruit.
Caedes nulla pejor fuit . . . so klagt das alte gleich...
Schlachtlied.

**) Grave proelium . . . . quod in toto orbe terrarum
tonuit. Annal. Lobiens. ann. 841.

***) Factumque est . . . . proelium ingens et tanta caed...
utraque parte, ut nunquam aetas praesens tantam
gem in gentem Francorum factam antea meminerit.
nal. Fuldens. ann. 841.

†) Lacrimabile bellum . . . in qua christianus utrimq...
pulus mutua se caede prostravit. Annal. Lugdun. an...

††) Bellum crudelissimum et plus quam civile. Annal. L...
ann. 841.

sein Herz zerrissen, ein Horror schien ihm über die ganze Landschaft ausgebreitet:

Horrent campi, horrent silvae, horrent ipsae paludes.

Auf die Treue der Vasallen war der Stuhl germanischer Herrschaft gegründet, auf ihr ruhte die ganze staatliche Ordnung *); dem Verrathe des Judas gleich erschien ihm daher auch in dieser Schlacht die Untreue der abgefallenen Herzoge; denn er konnte in ihr nur das Zeichen zur allgemeinen Empörung, den Anfang der Auflösung aller Bande der Ordnung, den Vorboten des Unterganges aller Herrschaft erblicken; wie sich denn auch in der That die Leibeigenen in ganz Sachsen, aufgestachelt durch die inneren Kämpfe, in demselben Jahre erhoben, dem dortigen Adel schweres Unheil anthaten, und ihn in die größte Bedrängniß brachten **).

„Keine Unheilschlacht war darum schlimmer", klagt Angilbert, „kein Festgesang soll jemal ihrer gedenken! Das weiße Linnen der bleichen erschlagenen Helden, es machte die Gefilde so weiß, wie die Fluren im Herbst, wenn die Schaaren weißer Vögel sie bedecken. Wehe darum über diese Wahlstatt des Fluches, die den Frevel geschaut, die das Blut der besten Helden getrunken; möge kein Thau, kein Regen jemal das Grün dieser Au wieder befeuchten, wo die Beweinenswerthen gefallen:

Gramen illud ros et imber, nec humectet pluvia,
in quo fortes ciderunt praelio-doctissimi
plangent illos, qui fuerunt illo casu mortui!"

„Und möge", fährt zürnend das Lied fort, „jener Tag, jener fluchwürdige, entsetzliche, nie in der Reihe des Jahres gezählt werden, möge jede Spur in dem Gedächtniß ausgetilgt

*) Ecce olim velut Judas Salvatorem tradidit,
sic te, rex, tuique duces tradideruut gladio.

**) Et nobiles illius patriae (totius Saxoniae) a servis valde afflicti et humiliati sunt. Annal. Bertin. ann. 841.

bleiben und kein Strahl der Sonne ihm leuchten, kein Frühroth ihm scheinen:

Maledicta dies illa nec in anni circulo
memoretur, sed radatur ab omni memoria!
jubar solis illi desit, aurorae crepusculo!"

„Und des Fluches Vernichtung treffe die grauenvolle Nacht, die diesem Tage folgte, die, ach so bitter und so überschwer und drückend war, da der Vater, da die Mutter und Schwester und Bruder und die Freunde weinten um die Besten der Helden, die der Tod gefällt:

Noxque illa, nox amara, noxque dura nimium,
in qua fortes ceciderunt proelio-doctissimi,
pater, mater, soror, frater, quos amici fleverant."

Das waren die Lieder, die um die Wiege der Hathumod und in ihre früheste Kindheit hinein tönten!

So viel Blut aber auch diese unglückselige Schlacht gekostet, so war sie dennoch keine entscheidende; sie hatte nur beide Theile ihren äußern Feinden, den Normännern, Slaven, Sarazenen und Ungarn gegenüber, die von allen Seiten ihr zerrissenes Reich bedrohten, geschwächt, und die innere Auflösung gefördert. Ludwig und Karl erneuten ihren Bund im folgenden Jahre, 842, zu Straßburg, und schwuren sich dort, sammt ihren Völkern, den berühmten Bundeseid in deutscher und romanischer Sprache, und so kam es endlich 843 zu dem Vertrage von Verdün.

Das Reich Karls des Großen wurde in drei Theile getheilt: das Mittelreich zwischen dem deutschen Osten und dem romanischen Westen nebst Italien blieb dem ältern Bruder Lothar. Seinem Loose fiel damit die Wiege der fränkischen Größe, die Heimath der Merowinger und Karolinger, das Land zwischen Mosel und Rhein, und um die Schelde und Maas bis zum friesischen Meere zu, wo der Kaiserpalast und der Kaiserdom stand, von wo Chlodowech den großen fränkischen Siegeslauf begonnen, und wo die Männer wohnten, die in vorderster Reihe die großen

hten der Pippine und Karl Martells und Karls
roßen gegen die Heiden im Süden und Norden ge-
. Karl der Kahle seiner Seits erhielt, was von
othariſchen Mittelreich im Westen lag, das galliſche
reich nämlich; Ludwig, der dritte Bruder, die deut-
Länder und Marken im Osten von Lothars Reich. Der
ßlich, der jüngere Pippin, der zu Lothar gehalten,
mit Aquitanien unter der Oberhoheit Karls abge-

udwig, dessen Herrschaft Bayern, Alemannien,
en, Thüringen, Ostfranken, den Nordgau, das
sland, nebst den Gauen von Mainz, Worms und
r umfaßte, wurde von dem an der Deutſche genannt.
wurden Liudolf und sein Geschlecht dem Heergebote
Enkels Karls des Großen pflichtig. Er und seine Söhne
an der Seite Ludwigs und seiner Söhne; ihre Söhne
chter, ihre Enkel und Enkelinnen vermählten sich unter
r; also daß sich das Geschick beider Fürstenhäuser viel-
rschlang, bis das sächſiſche dem fränkiſchen mit
Heinrich, „dem ersten freien König über Sach-
n der Herrschaft nachfolgte.
och auch der mit so vielem Blut erkaufte Vertrag von
un gab dem Reich den verlorenen Frieden nicht wieder;
gründete keinen dauernden Rechtszustand. Bei jedem
ll machte sich die alte Unsicherheit geltend; es folgten
tigkeiten und Kriege und Empörungen, und andere und
Theilungen, die, trotz aller Schwüre und Gelöbnisse,
ig Bestand hatten, wie die früheren. Und wie die
Ludwigs des Frommen gethan, die ihr Schwert
den Vater erhoben, so mußten auch sie den gleichen
ihrer Seits wieder von ihren Söhnen erdulden. Das
giſche Haus fuhr fort, in seinen eigenen Eingeweiden
len, und insbesondere war es jenes lotharingiſche
lreich, das seit Lothars I. Tod so oft der Zankapfel

zwischen den zwieträchtigen Brüdern, den Oheimen, [illegible]
Vettern bildete.

In diesen innern Kämpfen litten Staat und Kirch[e]
mäßig, die Blüthen christlicher Cultur, die unter [illegible]
Großen und seinen Vorfahren sich zu entwickeln [illegible]
wurden von den Kriegsstürmen verweht, das Leben [illegible]
verwilderte, und mit dem sittlichen Ernst schwa[nd]
siegreiche Kraft vor den Reichsfeinden. Ein [illegible]
den Bedrängnissen dieser Zeit entsprungen, und [illegible]
Jahre später gedichtet, als das auf die Schlacht [illegible]
nay, schildert mit lebendigen Zügen treffend die [illegible]
stände, wie sie nach Kaiser Ludwigs Tod und dem [illegible]
von Verdün unter seinen drei Söhnen und ihrem [illegible]
Pippin eintraten. Es klagt, wie die vier Fürsten [illegible]
so glorreiche Reich zerrissen, wie der Krieg unter den [illegible]
den schrecklich entbrannt und die Bösen in diesen Wirr[en]
tig ihr Haupt erhoben:

Imperio sic turbido
crescit malorum factio,
surgensque tunc dissensio,
permiscet omnes jurgio.

Wie einer den andern überfallen, wie die Guten [illegible]
sen unterliegen, die Tyrannei des Starken den Schwa[chen]
unterdrückt und dem Gottlosen alle Ehren zu Theil [illegible]
„Verwüstung an vielen Orten, Raub an heiliger S[tätte]
der Gute bedrängt, Verwirrung überall", oder wie [illegible]
Lied selbst singt:

Fit plurium vastatio,
sanctis locis praedatio,
cunctis bonis turbatio,
rerum simul confusio.

Beklagte es ja doch selbst eine Brandstätte dieser
Bürgerkriege, die Zerstörung des Klosters Glonn[a]
Glonne), nun Saint Jean le Vieux genannt, in der

Angers. Die Geschichte dieses Gotteshauses ist in der t charakteristisch für diese Zeit, da so viele andere blühende ungen sein Loos theilten. Karl der Große hatte das ler Glonna dem heil. Florentius zu Ehren gegrün- sein Sohn, Ludwig der Fromme, hatte es mit heili- Ornat geschmückt; jetzt aber, da Karl der Kahle und ig der Deutsche sich unter einander bekriegten, machte r Bretone Romenoius mit seinem kriegsmuthigen, rankenherrschaft hassenden Stamme auf, und plünderte verbrannte im Jahre 848 das unglückliche Kloster. Doch te König Karl reichlichen Ersatz für den Schaden, so dieses Lied wenigstens mit jubelvollem Danke schließt.

Nicht so ein anderes, das gleichfalls ein Opfer dieser Bru- kämpfe beweint. Wir meinen den Klaggesang auf den Abt go, einen Sohn Karls des Großen. In den Käm- , die sich zwischen Karl dem Kahlen und Pippin Aquitanien erhoben, hatte auch der Abt, der Oheim ig Karls, sich zu des Neffen Heer begeben. Der Tod raschte ihn plötzlich, von feindlichen Lanzen durchbohrt, te er 844 nieder *). „Da lag er", so tönt die Klage in icher alter Weise, „der edle Sprößling des mächtigen s, des erlauchten Fürsten, in seinen Wunden, der Schuld- Von Lanzen durchbohrt, die Kleider zerrissen, so lag er nackt m im Staube des Feldes, der Mildeste! dessen Antlitz so , so liebreich vor den Uebrigen strahlte; der nie eine Mein- , nie einen Raub geübt, der Keinem ein Leid, der Jedem

---

*) Qua inopinata congressione (in pago Ecolesimo) Hugo presbyter et abbas, filius Caroli magni quondam imperatoris et frater Hludowici itidem imperatoris patruusque Lotharii Lodoici et Caroli regum, nec non Richboto abbas et consobrinus regum, nepos videlicet imperatoris ex filia . . . . cum aliis pluribus interfecti. Prudentii Trec. annal. ann. 844. Pertz Mon. I, 440.

nur Liebes zu thun stets liebte. Als König Pippin — der Gegner — ihn also sah, ohne Kleider nackt da liegen, schmachvoll mitten im Staube des Feldes, da weinte er, so geht die Sage, und sprach: „„Hundert Talente Goldes würden mich nicht so freuen, säh' ich dich unversehrt dem Leben zurückgegeben."" — So gebt ihm denn das Ehrengeleite und legt ihn zur Ruhe in den Hügel, dessen Priester er war, und den er im Leben sich zur Grabstätte erwählte, daß ihn dort die Brüder bestatten, den Mildesten, der Keinem ein Leid, der Jedem nur Liebes zu thun stets liebte!" *)

Selbst den Bessern war es schwer, in diesen Zeiten zuchtloser Auflösung und wirrer Kämpfe, wo Raub und Mord und Gewaltthaten jeder Art an der Tagesordnung waren, seine Hände unbefleckt und rein zu bewahren; daher auch Aginus von Herzog Liudolf sagt:

Zwar der Vater konnte gänzlich unbeschlammt
Nicht sich halten, da er führt' ein weltlich Amt;
Doch wie sehr mit guten Werken er vom Wust
Strebte sich zu reinigen, ist euch bewußt.

Gar Mancher mochte wohl, erschreckt über diese das Reich in seinen Grundvesten erschütternden Frevel und Verbrechen einer gottvergessenen Gegenwart, an die Strafgerichte der nahen und fernen Zukunft denken. Unheilvolle Schreckenstage, wie jener schmachvolle des Lügenfeldes und jener blutige des

*) Der gelehrte und um die Geschichte seines Vaterlandes vielfach verdiente Abbe Le Beuf, der dieses historische Klagelied, eines der wenigen uns aus so alter Zeit erhaltenen, zuerst mitgetheilt, bemerkt dabei, daß die Worte desselben in der Handschrift mit Noten versehen sind. Neuerdings wurde es wieder abgedruckt in der durch Fleiß und gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichneten Sammlung von Edélestane du Meril: Poesies populaires latines anterieures au douzième siècle. Paris 1843. Hier findet sich auch das Lied auf die Schlacht von Fontenay, so wie der Klaggesang auf die Zerstörung des Klosters Glonna.

Leichenfeldes, jene „dies maledicta“ von Fontenay und die Unglücksnacht, die diesem Tage folgte, jene „nox amara nimiumque dura“, sie mußten die Zeitgenossen an einen andern großen Kampfstag, wo keine Lüge und keine Gewalt hilft, an ein anderes Leichenfeld und eine andere grauenvolle Nacht ewiger Finsterniß mahnen; an jenen letzten aller irdischen Tage:

Lacrymosa dies illa,
Qua resurget ex favilla
Judicandus homo reus.

Und keine Hinweisung konnte wohl wirksamer seyn, auch den Mächtigsten und Gewaltigsten in seinen Missethaten und seinem Wohlleben aufzuschrecken und erbleichen zu machen, als eben die Erinnerung an diesen großen, die Weltgeschichte abschließenden Gerichtstag gerechter Vergeltung, da die

Tuba mirum spargens sonum

erklingt, deren Klang mehr noch wie der der Heerhörner von Fontenay alles mit „Horror“ erfüllen wird, daß „Feld und Wald und Sumpf schaudernd starren.“ Und wenn er dann erscheint, der

Rex tremendae majestatis,
Qui salvandos salvat gratis

auf dem letzten Volksthing, er, der König der Könige, der heiligste Richter, der allmächtige Herr der Wahlstatt, der den Karolingern Sieg und Krone verliehen, und sie als seine Herzoge, seine Lehnträger, seine missi dominici unter die Völker gesendet: wessen Herz wird dann nicht erbeben, wenn sein richtender Blick es durchdringt!

Quantus tremor est futurus
Quando judex est venturus,
Cuncta stricte discussurus!

Und wer wird dann die begangenen Missethaten, jede Ungerechtigkeit, jeden Meineid, jeden bösen Trug, jeden Ehe- und Treubruch nicht ungeschehen wünschen, wenn die große Weltchronik ihre blutbefleckten Blätter öffnet!

Liber scriptus proferetur
In quo totum continetur
Unde mundus judicetur.

Das war wohl ein Gesang geeignet auch die härtesten Herzen zu erschüttern und in diesem Geiste des allerdings später gedichteten Dies irae *) ist jene ernste ergreifende deutsche Dichtung vom jüngsten Gerichte verfaßt, die sich in der vom Erzbischof Adalram von Salzburg († 836) Ludwig dem Deutschen geschenkten Handschrift befindet; von der wir schon einmal in diesen Blättern (Bd. 23, S. 841) gesprochen. Gedenken wir der selbstmörderischen Kämpfe und Kriege unter Ludwig dem Frommen, unter seinen Söhnen und Enkeln, wie tief bedeutsam klingen dann die warnenden Worte dieser deutschen Gerichtsposaune: „Dann bricht herein der Tag der Vergeltung, er kommt die Sterblichen heimzusuchen mit Feuer! Wenn die ganze weite Erdfläche in Brand steht, und Feuer und Luft Alles dahin fegt, wo ist dann die Landmarke, um die man sich hier gestritten mit seinen Blutsfreunden? Die Marke ist verbrannt! Die Seele steht belastet mit der Sünde, weiß nicht womit sie büße und geht in die Verdammniß!" — Daher mag dieses Lied der bischöflichen Handschrift, als ein schönes Zeugniß für den besseren Geist jener Zeit, neben dem Schreiben stehen, das mehrere Bischöfe im Jahr 858 an denselben Ludwig den Deutschen richteten, als er mit gewaffneter Hand und unterstützt von dem treulosen Adel seinen Bruder Karl den Kahlen von dem Thron zu stürzen trachtete und übermächtig in Frankreich eingebrochen war. Die Bischöfe ermahnten ihn mit warnenden Worten, lieber seine Waffen gegen die Heiden zu kehren, die das Reich grausam verwüsteten, als sich durch den Krieg gegen den eigenen Bruder zu versündigen.

Ueber den Eindruck, den diese innere Zerrissenheit, mit ihren

*) Dies irae wurde im dreizehnten Jahrhundert vom Cardinal Frangipani des Dominikaner-Ordens gedichtet.

en und Gräueln der Verwüstung, auf die edleren Ge-
machen mußte, können wir nicht im Zweifel seyn. Die
keit und Flüchtigkeit aller irdischen Herrlichkeit trat ihnen
Augenblick in lebendigen Bildern vor die Seele. Wo sich
eine blühende Ansiedelung erhoben, da lag heute viel-
ein Trümmerhaufen oder eine wüste Brandstätte; der
ng, der heute im Uebermuth jugendlicher Kraft die sieg-
Lanze geschwungen und berauscht die Freuden des Le-
in gierigen Zügen getrunken, er lag vielleicht morgen,
jenem Hugo, mit stummen, bleichen Lippen und bluti-
ocken „nackt im Staube des Feldes", von den Schwertern
ormannen, der Slaven, Bretonen oder Bulga-
urchbohrt, oder ein Opfer der inneren Kriege und Empö-
l.

Ein solcher Anblick aber wandte den erschrockenen traue-
Blick des Geistes von diesem wirren Gewühl irdischer
e und ihren blutigen bestandlosen Siegen aufwärts zu
wigen und Himmlischen.

So flüchteten sich gar viele der edleren und kräftigeren
, der Welt und ihren Ehren und Freuden, ihren Kronen
enüssen entsagend, zu dem Altar, in den Dienst der
, in die stillen Zellen der Klöster. Und so war es hier,
Frieden des Heiligthums, — während oft dicht neben
ußen in der Welt die Stürme aller entfesselten Leiden-
n tobten und Rohheit und Wildheit herrschten, — in
Abgeschiedenheit, im Frieden des Heiligthums, edlere
Bildung, milde Gesittung und die höchsten, die reinsten
rtesten Tugenden des Christenthums blühten.

Ein solche edlere, ernstgestimmte Seele war Hathumod,
), nach dem Zeugniß ihres Lebensbeschreibers, einzig von
acht nach dem Ewigen erfüllt, schon von frühe an scheu
llen glänzenden Verlockungen des Irdischen und Vergäng-
abwandte. In ihrem ganzen Sinnen und Thun zeigte
hon jetzt der künftige ernste Beruf der Selbstverläugnung
er Entsagung, die nur Gott dienen, nur ihn verherrlichen

wollte. Und so bildete sie schon als Kind den Gegensatz den eigensüchtigen, ruhelosen Treiben der Welt, wie wir es den vorhergehenden Blättern geschildert.

Scherze und Spiele, wie sie sonst Kinder erfreuen, h für sie keinen Reiz. „Gold und kostbaren Schmuck", Agius, „was Kinder als schön unschuldigerweise bege begehrte sie nicht. Wofür die Eitelkeit der meisten Fr entbrennt: goldgewirkte Gewänder, Binden, Hauben, Fle Ohrringe, Ringe, Spangen, Geschmeide, Fächer, Gürtel Riechfläschchen, wurden sie ihr, dem Vermögen und Stande rer Eltern gemäß, auch angeboten, sie wollte sie nicht an men; ja sie weinte, wenn sie ihr aufgenöthigt wurden. Dag weilte sie, die kindischen Leichtsinn so früh in christlichen verwandelt, am liebsten in den Kirchen des Herren, dort et ihr Heilsames zu hören oder dem Gebete obzuliegen. Den Un terricht aber, wozu man andere mit Schlägen treibt, er die junge Hathumod mit freiwilligem Eifer, und eignete ihn mit unermüdlichem Nachdenken an, sie, die den Adel res Stammbaumes durch die Heiligkeit ihrer Gesinnung strahlte." *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Agius in vita Hathumodae 2.

Erklärung.

Da ich in Folge meiner Uebersiedelung nach Innsbr aus der Redaction der Historisch-politischen Blätter auszusch den mich veranlaßt sehe, so hat Herr Dr. G. Görres die Gü gehabt, die ausschließliche Verantwortlichkeit der Herausga auf sich zu nehmen. Meine übrigen Verhältnisse zu der Ze schrift dauern fort, und ich werde, so weit meine gegenwärti Stellung es erlaubt, auch fernerhin thätigen Antheil an de selben nehmen.

Innsbruck, den 28. März 1850.

Dr. Phillips.

XLIII.

Die württembergische Thronrede und andere Württembergiana.

Der König von Württemberg hat dießmal sehr klar und rständlich mit seinen Ständen gesprochen, und nach Außen le nach Innen Farbe bekannt. Wir lernen aus seiner Thronde genau kennen, was er will und was er nicht will, und nnten dessen vollkommen sicher seyn, wenn nicht ein Vorgang Mitte läge, der uns in dieser Gewißheit störte. Sie erinrn sich, mit welcher Bestimmtheit König Wilhelm im vorigen ahre, als es sich um Anerkennung der Märzverfassung hanlte, ausgesprochen hatte, daß er sich dem Hause Hohenzollern icht unterwerfe, und wie er selbst seinen persönlichen Muth efür einsetzte; und dennoch vergingen nur wenige Tage, bis e „getreuen" Stände und die Volksminister diesen Muth gengt und eine, ihnen convenable, gegentheilige Erklärung erngt hatten. Was daher vor einem Jahre möglich war, ist ch heute nicht unmöglich; allein unter den dermaligen Umänden halten wir eine solche unfreiwillige zweite Lesung des niglichen Wortes und Willens nicht für wahrscheinlich; denn wohl Personen als Verhältnisse sind seitdem anders geworen. Viele von denen, die damals dies große Werk führten,

haben ihren Einfluß verloren; die Rede selbst ist in solch im- ponirendem Imperativ gehalten, daß die Brücke zum Rück- wegfällt, und überdieß nehmen die Zeichen im Lande zu, welch- erkennen lassen, daß dies viel mißbrauchte Wort: „hinter mi- steht das Volk“ jetzt vom König gebraucht werden darf, wei- ihm anders noch erlaubt ist, die Wörtchen „Wir“ und „Un- für sich anzuwenden. Jedenfalls ist vorläufig alle Besorg- die aus dem Vorgange im April v. J. — ohnehin ein fatal- Monat! entstehen könnte, durch den Beschluß der revidir- Versammlung, keine Antwortsadresse zu geben, beseitigt, u- wir haben uns blos umzusehen, was dieses Schweigen zu be- deuten habe, weil ein Sprichwort sagt: „Keine Antwort i- auch eine Antwort.“ Die Einsicht, daß eine Debatte und B- schlußfassung über die deutsche Frage zur Zeit nichts effectiv- scheint vorherrschend gewesen zu seyn, und wäre die vorige Ve- sammlung zeitig zu eben derselben Erkenntniß gelangt, es w- ren viele unnöthige Reden, Druckkosten und Diäten erspa- worden. Nicht minder wirkte die Furcht, gleich von vorn- herein einen Zusammenstoß mit der Regierung zu bestehen; so wenig zwar dieses Motiv je ausdrücklich zugestanden werd- wird, so gewiß ist aus der bisherigen Haltung der Chorf- abzunehmen, daß sie dem Landfrieden doch nicht trauen, w- sie sehen und fühlen, daß Regierung und Volk einmal ni- wollen. Daß für Manche auch die Rücksicht, durch gä- Unterlassung einer Antwortsadresse der Nothwendigkeit, d- Staatsoberhaupte irgend etwas Freundliches oder Höfliches - sagen, enthoben zu sein, bei ihrer Zustimmung (zum Ni- antworten) ein leitendes Motiv war, läßt sich aus den Deba- ten vermuthen, und aus der Thatsache, daß die Kammerma- rität den königl. Oberregierungsrath Schober zu ihrem Pr- sidenten erwählt hat, schließen. In andern Ländern würde ja eine Kammer, die einen Staatsdiener solcher Categorie (nach bayerischem Styl Ministerialrath) — zu ihrem Vorsit- den wählt, für sehr ministeriell oder gar servil angesehen w- den; allein dafür ist im Lande Württemberg — Dank

schritten der dortigen Aufklärung! — gesorgt; dort ist Staatsdienst und Staatsbürgerthum so scharf geschieden, der Staatsdiener, der hiezu Lust hat, ungestört sein Amt [illegible] und seinen Gehalt beziehen, und gleichzeitig in Versammlungen und Vereinen gegen die Regierung operiren kann; [illegible] der Staatsdienstpflicht ist bei Manchen so elastisch, [illegible] diametrale Opposition gegen die Regierung mit dem [illegible] im Amt und Gehalte recht wohl verträgt *), und [illegible] wir uns nicht wundern, daß wir auch in dem neuen [illegible] nicht den Oberregierungsrath **), sondern den [illegible] gewählt sehen, welcher in der nachmärzlichen Zeit Gesinnungstüchtigkeit bewährt, und erst unlängst die Rolle Vertheidigung in Anklagen auf Majestätsbeleidigung (und [illegible] der Religion) übernommen und mit Erfolg durchgesetzt hat. Damit soll jedoch überall nicht dem edlen Berufe [illegible] Vertheidigers, dem Stande der württembergischen Staats[illegible] im Ganzen zu nahe getreten werden, vielmehr haben [illegible] beweisen gehabt, daß Höflichkeit gegen den König bei [illegible] [illegible] sicher nicht im Spiele war, und daraus [illegible] Schluß gezogen.

[illegible] allerwenigsten ging es den Schwarzweißen ein, daß [illegible] unbeantwortet bleiben solle, und sie entschädigten [illegible] durch Erklärungen und Verwahrungen (Goppelt und [illegible]), ja der Präsident der seligen Fünfzehner-Commission [illegible] einer Anwandlung von seiner damaligen kurzen Machtvollkommenheit seinem Landesherren den Text über seine Souveränität, und kündigte dem neuen Dreikönigsbunde die In-

*) Diese Erscheinung ist übrigens keine Märzerrungenschaft, sondern die natürliche Frucht des vormärzlichen Systems, das solchen Saamen groß gezogen hat, und nun seine eigene Saat ärndtet.

**) Es ist zu bemerken, daß Schober den Staatsdienst verlassen haben soll; ist dem also — was wir im Augenblicke nicht erheben konnten — so gilt natürlich der Oberregierungsrath von der Zeit seines Dienstaustrittes an „pro non scripto."

quisition der Kammer an; immerhin ist dem Tage zu Erst Rechnung getragen, und die Anerkennung von dorther wird für die Getreuen nicht ausbleiben, wenn auch sonst Manches nicht eingetroffen ist.

Das traurige Bild deutscher Nichteintracht, das uns die Thronreden der nächsten Nachbarn — Baden und Württemberg — in abermaliger Auflage vor die Seele führt, mag uns den Wunsch erneuern; daß uns das Jahr 1850 bringe, was das Jahr 1848 nicht erfüllt hat.

Nachschrift,

handelnd von einem hochwichtigen Streithandel über spanische Luftschlößer.

Unmittelbar nach dem Abdruck der obigen Betracht- über die Rede des Königs von Württemberg, war es uns wenig interessant, die folgende Stelle in einem Briefe zu den die Weserzeitung mit der Bemerkung mittheilt, er von einem höchst conservativen Manne aus Wür berg her. Diese treueste Stütze des württembergischen Th gekränkt durch des Königs Politik in ihrem religiösen Be sein, macht ihrem Unmuth darin in folgender Weise Luft

„Ich bin nicht der Einzige, in dem der König seit halben Jahre eine solche radicale Umstimmung zuwege ge hat. Es freut ihn, scheints ordentlich, mit seinem treuen zu brechen. Hof- und ultramontaner (!) Adel, Bayern sterreich sind seine Leute. Diesem Bayern und seiner sich nachzuwerfen, war Württemberg, König und Land seiner Vergangenheit doch zu gut. Württemberg ha Jahrhunderten seine Bedeutung dadurch ge daß es die protestantische Insel im Süden Dies hat wie sein religiöses und wissenschaftliches, s

ein politisches Verhältniß zu Norddeutschland bestimmt, und auch jetzt wird weder Stammesabneigung von Seiten des Volkes, noch fürstliches Souveränetätsgefühl dieses Verhältniß umkehren. Die jetzige württembergische Politik ist den Traditionen der Vergangenheit und den Bedürfnissen der Gegenwart gleich sehr entgegen, sie dient wie in Sachsen nur dazu, das staatliche Selbstbewußtsein im Volke zu zerstören, und es gehört wenig Prophetengabe dazu, um vorauszusehen, daß der nächste Sturm, erhebe er sich nun aus dem Innern, oder komme er wieder von Westen, die Kronen von Sachsen und Württemberg wie wurmstichige Aepfel vom Baume blasen wird."

Man sieht, trotz dem, daß man uns wieder und wieder versichert hat, es solle ferner auf dem Rechtsgebiet, auf dem Gebiet der Politik, kein Unterschied der Confessionen mehr statt finden, und daß sich die Katholiken darum unbesorgt einem preußischen protestantischen Erbkaiser, selbst auf die Gefahr hin, daß Oesterreich von Deutschland losgerissen würde, anvertrauen könnten — trotz allen diesen Betheuerungen ruhen die Traditionen dieses württembergischen Conservativen der Wegzeitung, dieses protestantischen Insulaners unseres deutschen Südens, auf den ausschließlichsten Traditionen einer confessionellen Politik vom reinsten Wasser. Seiner Meinung nach hat der König seines paritätischen Württembergs bei seiner politischen Stellung zur Neugestaltung des gesammten Vaterlandes nicht darnach zu fragen, was den politischen Interessen Deutschlands und Württembergs frommt, sondern was den confessionell-protestantischen Interessen Württembergs als einer protestantischen Insel im katholischen Süden zusagt!

Allein während dieser conservative Württemberger sich in so wenig verblümter Weise vernehmen läßt, hat die nicht minder conservative Württembergische Zeitung aus unseren Histor.-polit. Blättern sich herausgelesen: „daß man katholischer Seits für die preußische Hegemonie agitiren würde, sobald das Haus Hohenzollern

zur katholischen Kirche übergetreten wäre". Dem König anheimstellend, zu bedenken, welche zuverläßige Bundesgenossen ihm bei seiner freimüthigen Rede zur Seite stehen.

Die Historisch-politischen Blätter befinden sich durch die Veröffentlichung dieser Entdeckung der Württembergischen Zeitung nach beiden Seiten hin in nicht geringer Verlegenheit.

Tritt nämlich das erlauchte Haus der Hohenzollern wirklich zu der katholischen Kirche über, in der gehegten Hoffnung, daß die Historisch-politischen Blätter alsdann für das Sonderbündniß vom 26. Mai und die erbkaiserliche preußische Hegemonie agitiren würden, und agitiren wir dann nicht dafür, dann müßten wir befahren, daß Friedrich Wilhelm IV. und der edle Prinz von Preußen uns den Vorwurf der Treulosigkeit machten und wohl gar wieder zum Protestantismus zurückkehrten. Tritt aber der umgekehrte Fall ein, agitiren wir für die erbkaiserliche Hegemonie der katholischen Hohenzollern, dann wird uns die Krone Württembergs, der verblendete König des protestantischen Inselreiches im Süden, der sich von seinen conservativen Getreuen nicht warnen ließ, einen Absagebrief zuschicken als falschen Bundesgenossen, die ihn schändlich mit seiner Thronrede im Stich gelassen.

Die Klemme, in der wir uns befinden, ist offenbar.

Indessen haben wir zum Glück Seiner Majestät Fried Wilhelm IV. nirgend ein wirkliches Versprechen, ihm mit un Agitation zur Erbkaiserkrone zu verhelfen gegeben. Wir blos den würdigen Pfarrer Meinhold um Vertagung u Agitation gebeten, bis zu dem erfreulichen Tage, wo alle H zollern in den Schooß ihrer alten Kirche zurückgekehrt sin zwar in der festen Erwartung, wenn sie mit voller Ue gung und nicht aus politischer Speculation wieder ein der katholischen Familie geworden sind, daß sie dann die gegen die Agitation für jede eigensüchtige undeutsche Heg Politik und sonderbündlerische Sectirerei protestiren würde würden dann wohl nicht die allgemeinen deutschen Interes

antisch-preußischen nachstellen. Sie selbst würden Oester-
die Hand zur innigsten Verbindung darreichen. In seiner
: und in seiner Wohlfahrt würden sie die eigene und das
und die Größe Deutschlands erblicken und ihm freiwillig
telle einräumen, die ihm zum Heile Deutschlands gebührt.

Und dabei würden sie unserer Ueberzeugung nach auch mit
preußischen Interessen besser fahren, als mit jener das
land zerreißenden separatistischen Vergrößerungspolitik, die
unglücklichsten Tage Deutschlands und Preußens nur
längert und die im glücklichsten Falle nur ein ohn-
verkrüppeltes Kleindeutschland schaffen kann.

esem Sinne würden wir daher allerdings den Uebertritt der
zollern als einen bedeutenden Schritt zur wahren deut-
inigung ansehen. Denn ein großer Theil jener traurigen
theile, jenes Mißtrauens und jener Eifersucht, die die
me unseres Volkes nun trennen, würde dann von selbst
gfallen. Und man würde nicht, wie dieser *conservative*
ttemberger es mit seinem schwäbischen Vaterland halten
e, Preußen und den Norden wie eine abgeschlossene pro-
tische Insel ansehen, die kein anderes Ziel kennt, als die
monie ihres eigensüchtigen Hochmuths. Diese unsere An-
n sind übrigens so wenig specifisch katholisch, daß es Gott
noch Protestanten genug gibt, die sie theilen und die eben
schiedene Gegner eines kleindeutschen Erbkaiserthums sind
ur, weil sie wissen, daß es der Untergang Deutschlands
lso auch Preußens wäre. So haben wir die *Vertagung*
r *Agitation* verstanden. Und hätte die Württemberger
g, die diese große Entdeckung in unseren Blättern ge-
, uns die Ehre erweisen wollen, die Stellung, die wir
Anfang an in der deutschen Frage eingenommen, auch nur
lich ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen, so würde sie sich
hierüber beruhigt haben. Oder ist es uns denn jemals
llen, für eine erbkaiserliche Hegemonie der *katholischen*
burger oder einen Wiener Sonderbund zu agitiren, der

Preußen aus Deutschland verdrängte; haben wir nicht vielmehr jeder Zeit bei der Gestaltung des deutschen Bundesreiches die Rechte und den Einfluß Preußens eben so wie Oesterreichs gewahrt wissen wollen, und sind wir nicht gerade darum den erbkaiserlichen Centralisationsplanen der kleindeutschen Politik entgegengetreten? Sollten wir aber jemals für das kleinere Preußen der katholischen Hohenzollern thun, was wir für das große Kaiserreich der katholischen Habsburger zu thun verschmäht haben? Sind wir doch nicht so kurzsichtig und verblendet, um nicht einzusehen, daß auch dann, wenn sämmtliche Hohenzollern mit der Majorität des preußischen Volkes zur katholischen Kirche übertreten würden, Deutschland, Großmächten gegenüber wie Rußland, England und Frankreich, nach wie vor der innigsten Vereinigung mit Oesterreich bedarf und daß seine Sicherheit und sein Wohlstand und das Geschick seiner ganzen Zukunft ebenso wohl an die Donau wie an den Rhein, an die Alpen wie an die Nordküsten geknüpft ist: kurz daß wir ein großes ganzes, kein kleines gespaltenes Deutschland bedürfen. Wie uns dünkt, dürfte daher der König von Württemberg sich hinsichtlich der Treue seiner ultramontanen Bundesgenossen beruhigen und sollten die Hohenzollern das Mißverständniß der Würtemberger Zeitung und ihrer „conservativen" Landsleute theilen und vielleicht gar ihren Uebertritt zur katholischen Kirche in der Erwartung unserer Agitation für Erfurt und ihre Hegemonie beabsichtigen: dann müßten wir sie ehrfurchtvollst bitten, diesen wichtigen Schritt, so gern wir ihn auch sehen würden, doch einstweilen noch zu vertagen.

XXXIX.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 18. März 1850.

Werfen wir am Jahrestage der preußischen Revolution Blick auf die Lage Europas, so können wir uns zwar verhehlen, daß die Saat, welche in den Märztagen des i Jahres" ausgestreut wurde, zwar noch keineswegs die Fülle von Uebeln getragen hat, zu welcher sie den Keim it, aber wir können uns auch nicht darüber täuschen, ›ir allein und lediglich durch die Barmherzigkeit Gottes, ırch eine Reihe von wunderähnlichen Begebenheiten den ichen Entwicklungsgang des Unheils vorläufig hemmte, über lbgrunde in der Schwebe gehalten werden.

In Frankreich, dem Lande, von wo die politische In- vor sechszig Jahren ihren Ausgang über den europäi- Kontinent nahm, ist einerseits die Auflösung, andererseits ıuch wohl die Erkenntniß des Uebels, der Einblick in was allein helfen kann, der Ekel an den Lehren des hen Rationalismus und den hohlen Abstractionen des entativstaats am weitesten vorgeschritten. Nur dürfen ıs auch in dieser Beziehung nicht mit chimärischen Er- ıgen betrügen. Diejenigen, die etwa ihre Hoffnung auf

ein Insichgehen, auf eine, durch Erfahrung bewirkte Radikalku auf ein plötzliches zur Besinnungkommen des Pariser Bour geois gesetzt hatten, — diese werden sich durch die jüngsten im socialistischen Sinne ausfallenden Wahlen bitter getäuscht gesehen haben. Wenige Monate scheinbarer Ruhe reichten hin den alten Dünkel und Uebermuth des von Kindesbeinen an i Voltair's Geiste erzogenen, großstädtisch versumpften Pfahlbür gers wieder aufzurichten. Schnell war die Angst der Jun tage vergessen. Ist ihm doch die Opposition gegen jede höhern Gewalt recht eigentlich Lebensbedürfniß geworden; was heut schon in den höhern Kreisen der französischen Gesellschaft ge glaubt, gefühlt, als Gemeingut und geistige Errungenschaft der gesitteten Menschheit betrachtet wird, das hat — der Be thiertheit der untern Klassen zu geschweigen — im günstigsten Falle vielleicht erst nach Generationen Aussicht in die Spelu des Pariser Gewürzkrämers gedrungen zu seyn. Einstweilen i dieß Geschlecht der Liebe, der Empfänglichkeit an irgend Je manden, der über es Gewalt hat, — es ist mit einem Wo des freiwilligen-Gehorsams unfähig geworden. Eine solche Gesellschaft ist durch Ueberredung, Berufung auf den gute Willen und gütliches Zureden nicht mehr zu regieren; — die dürfte nachgerade wohl jedem praktischen Kopfe klar geworden seyn. Daß aber eine aufgelöste Masse, die nicht mehr regie werden kann, zur Mitregierung noch unfähiger, und daß folg lich das ganze System eine doctrinäre Abgeschmacktheit i welches die Regierung der heutigen Staaten von unten her durch Wahlen schaffen, sie auf die Chimäre des sogenann „Volkswillens" gründen will, — dieß ist eine Wahrheit, selbst heute schon und in Frankreich von bei weitem M ren eingesehen, als ausgesprochen wird. Möchte diese rung aller ehrlichen Leute und aller bessern Köpfe, di landes unläugbar weiter als in Deutschland fortgeschrit möchte sie nicht schon zu spät kommen; möchte sie, wo noch möglich wäre, jenem Volke, welches trotz aller B dung niemals aufgehört hat, unsers innigsten Antheils

pn, den Durchgang durch ein neues Läuterungsfeuer er=
n, dessen Schrecken alle bisherigen, und selbst die grauen=
ten Erfahrungen übertreffen würden.

Menschlichem Ansehen nach steht die entscheidende Schlacht,
je den gesammten romanisch=germanischen Westen erwar=
es steht jener Zweikampf auf Leben und Tod, den die
päische Gesellschaft mit dem Communismus und dem aus
nalistisch=liberaler Wurzel erwachsenen Atheismus zu be=
n haben wird, Frankreich am nächsten bevor. In je be=
ntern Umrissen der Dämon der Zerstörung in diesem Lande
alt gewinnt, desto verschwommener, zerrissener, getheilter
in sich unklarer über die nächsten Zwecke und Mittel ist
die Macht des Widerstandes. Daß der Neffe nicht der
n sei, zu thun, was einst sein Oheim that: der demokra=
revolutionären Strömung ein militärischabsolutes Halt zu
en, und mit gewaltiger Faust das sinkende Reich vom
inde zurückzureißen, dieß war wohl schon seit Langem
i. Der Bonapartismus läßt sich so wenig decretiren, wie
reiheit; fehlt der eiserne Arm des Kaisers, so kann das
Wort nicht mehr die alten Wunder thun. Frankreich
ich politisch vollständig ausgelebt. Die Pietät vor dem
;, die Liebe zu irgend Etwas, was einmal gewesen, ist in
Wurzel zerstört; mit Namen oder Erinnerungen irgend
er Art ist dort nichts mehr ausgerichtet. Wo es kraft
zum Princip erhobenen Fortschritts eben kein bestehendes
keine geschichtliche Ueberlieferung mehr gibt, wo die Pflug=
r so oft über den gleichgemachten Boden geführt worden,
m revolutionären Frankreich, da ist statt des Vertrauens
er Liebe zum Bestehenden nur noch thierischer Leichtsinn
h; Jeder, der im Leben etwas zu verlieren hat, fühlt dann
die Erde unter seinen Füßen schwanken und zittert. Nur
Neue und Nichterhörte kann noch einen flüchtigen Rausch
r; unglücklicherweise vermag aber kein menschlicher Ver=
mehr eine **neue** Staatsform zu ersinnen, von der sich
vorgeben ließe, daß sie im Stande sei, die Ordnung mit

dem zu vereinigen, was der Zeitgeist Freiheit nennt, und beides mit der (unmöglichen und widersinnigen) Gleichheit, welche der Stumpfsinn der Tagespolitiker als ein Grundrecht der Menschheit in Anspruch nimmt. Die restaurirte Legitimität hat abgehaust; die große Lüge des constitutionellen Cultus der Charte sich lächerlich gemacht; die Corruption der, mit demokratischen Institutionen umgebenen Monarchie in verdienter Schmach geendet; zuletzt hat noch der Bonapartismus eines Bonaparte den Nimbus zerstört, der an dem Namen des todten Cäsars haftete. Was ist noch übrig? —

Wir wollen uns in keiner Weise damit abgeben, dem französischen Volke die Nativität zu stellen. Die Erfahrung lehrt, daß in der Regel Alles anders kömmt, als menschlicher Scharfsinn es vorausbestimmt. Nur die natürliche Verkettung von Ursache und Wirkung läßt sich berechnen; die Langmuth und Barmherzigkeit Gottes, welche die Strafgerichte um der Buße einiger Wenigen willen hinausschiebt oder abwendet, ist jeder menschlichen Veranschlagung entrückt. Wollen wir dennoch, vom Bekannten auf's Unbekannte schließend, eine Vermuthung in Betreff dessen wagen, was Frankreichs nahe Zukunft bringen wird, so scheint uns dieses Land hart an der Schwelle südamerikanischer Zustände zu stehen. Die Natur der Dinge wird ihr Recht behaupten; nach dem Geschwätze der Sophisten wird das Schwert entscheiden. Der bewaffneten Macht — der allein organisch gegliederten — muß in einer mäßigen Frist mit der ausschließlichen Gewalt die Herrschaft zufallen. Aber die bewaffnete Macht ist selbst von den auflösenden Ideen der Revolution durchfressen. Zudem hat sie in Frankreich weder einen Monarchen an der Spitze, dem uraltes Recht und Herkommen eine über jeden Zweifel erhabene Stellung liehe, für welcher der ihm geleistete Dienst und Gehorsam eine Ehre wäre, noch einen Kaiser der Franzosen, den die Vorsehung selbst durch Krieg und Sieg zum unbestrittenen Herrn gesetzt hätte. Jeder heutige General, dem der Zufall die Zügel der Regierung in die Hände wirft, wird an Jedem seiner Kameraden einen un-

ähnlichen Prätendenten jedenfalls zu fürchten, und meistens
zu bekämpfen haben, und Jeder wird der repräsentativen
atsmaschine bedürfen, weil er die Ansprüche seines Ehrgei-
nur durch die Fiction eines souveränen Volkswillens recht-
gen kann. In der Wirklichkeit würde demnach, wie in den
atlantischen Freistaaten des Südens, die militärische Ty-
ei, in den „Volkskammern" und Zeitungen dagegen das
erige pseudopolitische Geschwätz fortregieren, und im wei-
Hintergrunde eine Theilung Frankreichs stehen, wozu die
ige Scheidung in vier große Militärprovinzen bereits die
ze bahnen zu wollen scheint. Ganz zuletzt würde, wenn
Weltgericht den Faden nicht früher abschnitte, die wohl-
ige Macht einer neuen Barbarei die todmüde Hypercivili-
m bedecken. So würde, müßten wir nicht nach dem löb-
n Beispiele der türkischen Urtheile hinzusetzen: Gott weiß
besser! solchen Aspecten gegenüber unser Parere über Frank-
h lauten.

Wenn wir unserer unvorgreiflichen Ansicht in Betreff der
nstruction Deutschlands den kürzesten Ausdruck geben
ten, so würde selbige einfach auf ungesäumte Wiederher-
lung, verbunden mit zeitgemäßer Revision des Bundes
1815 hinauslaufen. Haben alle souveränen Fürsten und
n Städte diese völkerrechtliche Vereinigung geschlossen, so
es begreiflicherweise rechtlich nicht wohl möglich, daß die-
in einer andern Form als durch eine neue Uebereinkunft
Contrahenten geändert werden kann. Nach dieser Ansicht
und, wenn gleich nicht factisch, so doch im rechtlichen Sinne,
deutsche Bund auf der Grundlage der Acte von 1815 unverän-
fort, und der gesammte Vorgang der Revolution, vom ersten
ammentreten des sogenannten Vorparlaments bis zur schimpfli-
Verjagung der tricoloren Repräsentantenversammlung aus
ttgart, hatte deren auch nicht ein Titelchen ändern können.
jener völkerrechtliche Verein, um die Ruhe und Ordnung im
ern von Deutschland und dessen Vertheidigung nach außen
er herzustellen, und den Krebsschaden der Revolution, wenn

es anders möglich wäre, noch einmal auszuschneiden, einer neuen Einrichtung bedurfte, wird Niemand läugnen; nur durfte dieser nicht der Zweck verfolgt werden, die Revolution zu begütigen, die sogenannte deutsche „Einheitspartei" zu gewinnen und den burschenschaftlichen Reminiscenzen einiger ehrgeiziger Intriguanten genug zu thun. Alle deutschen Regierungen, voran Oesterreich und Preußen, durften in diesem Augenblicke der höchsten Gefahr nur einen Zweck verfolgen: den Kampf auf Leben und Tod gegen die Revolution, als den gemeinschaftlichen, unversöhnlichen Feind Deutschlands wie der gesammten Menschheit. Alle weitern Nützlichkeitsbeziehungen, wie Deutschlands bisherige Gesammtverfassung verbessert werden könne, mußten der einfachen Frage über Seyn und Nichtsein nachstehen; wer besser leben will, als bisher, muß vor Allem erst das Leben selbst retten, wenn er in höchster Todesgefahr schwebt. — Dazu gehörte allerdings, nicht die burschenschaftliche Chimäre einer mechanischen Einheit und nach französischem Muster copirten Centralisation, sondern gerade im Gegentheil: die bundesmäßige Eintracht Deutschlands. Wer nun an dieser rüttelte, der hat den Ruin unsers Vaterlandes vor der unerbittlich richtenden Geschichte zu verantworten, welche eigensüchtige Vergrößerungsgelüste auch unter der trügerischen Maske einer erkünstelten deutsch-patriotischen Schwärmerei, die heute schon Niemanden mehr täuscht, zu erkennen und zu würdigen wissen wird.

Der geneigte Leser ist heute bereits in der Lage beurtheilen zu können, wie weit die Wirklichkeit hinter unsern oben entwickelten, patriotisch frommen Wünschen in Betreff der deutschen Politik der Regierungen zurückgeblieben ist. Von Einheit ist so wenig wie von Eintracht die Rede. In diesem Augenblicke schickt sich ein Parlament des preußischen Sonderbundes an, das Frankfurter Drama in der Augustinerkirche zu Erfurt im Sinne der Gagern-Gothaischen Fraction weiter zu spielen. Bayern, Sachsen und Würtemberg, denen Oesterreich seine Zustimmung gegeben, haben sich über einen andern gesammt

Verfassungsentwurf geeinigt, welcher ebenfalls ein
gegen bisherigen parlamentarischen Vereinbarungen in
... Hannover hat dagegen erklärt, daß es weder
noch der andern Seite sich anschließen, sondern un
auf der ... Basis des alten Bundes behar
für's Erste die Ereignisse abwarten wolle. Wessen
ß noch zwei Jahre rückwärts reicht, der wird aus
Stelle zwischen damals und jetzt, wenn auch nicht mehr,
wenigstens die Antwort auf die Frage entnehmen kön
ches Heil uns die revolutionäre Mittelpartei gebracht
che nach jahrelanger Conspiration die französische Re
nach Deutschland verpflanzte, und unbelehrt (weil un
) durch die Ereignisse, heute noch, ohne Scham und
daran arbeitet, ihren politischen Phantasiegebilden Le
Wirklichkeit zu leihen? Noch trauriger ist es, daß
s nach innen hin die, auf die neubefestigte und ver
alte Bureaucratie gepfropfte Doctrin des ci-devant
hen Repräsentativstaats unter Ludwig Philipp, fast
derspruch, in allen deutschen Landen herrscht, und
... dieser Lehre ihr mit einer Seelenruhe anhän
... weder durch die Geschicke Frankreichs, noch durch
... machen läßt, welche eben jenes antinationale
... System, welches nur noch bei einer kleinen Zahl
bengelehrten und Beamten Credit und Glauben findet,
so verhältnißmäßig kurzer Frist über Deutschland her
voren hat.

hrend also die Geschicke in Deutschland und Frankreich
ne Hoffnung auf menschliche Hülfe, erfüllen zu sollen
hat Lord Palmerston, Europas Verderber und Dr.
Freund, Griechenland gegenüber, durch einen, das
ht gesitteter Nationen mit Füßen tretenden Act roher
t jene Krisis eines Weltkampfes, dem die europäische
ft nicht entgehen kann, wenn auch nicht herbeigeführt,
merklich näher gerückt. Wir wissen nicht, ob Rußland
dschuh aufheben wird, den ihm Lord Palmerston vor

die Füße geworfen, oder ob es „auf seine Zeit warten“ [illegible] Was wir aber wissen ist, daß, dem natürlichen Entwicklungsgange der menschlichen Dinge gemäß, das Rom und Karthago der neuen Geschichte, sei es früher, sei es später, auf Leben und Tod mit einander um die Herrschaft der Welt ringen müssen. Einstweilen sind bei dem, einen Raubzug ohne Kriegserklärung in sich schließenden Verfahren Englands gegen Griechenland die Vorwände der tiefer liegenden Zwecke und Absichten des Lord Palmerston würdig. Bekanntlich macht das englische Kabinet, wo es die hinreichende Macht zur Verwirklichung solcher Ansprüche zu besitzen glaubt, nicht nur thatsächlich, sondern auch ziemlich ausdrücklichen Erklärungen gemäß den Grundsatz geltend: jedweden, in einem fremden Lande lebenden Engländer gegen die Regierung dieses Landes in jedem Kriminal- und Civilfalle wie eine unabhängige, exterritoriale Independenz von England vertreten zu dürfen. Ein wirksamerer Hebel zur Umwälzung der ganzen Welt, und zunächst des Continents von Europa, als dieser unerhörte Anspruch, in den Händen des Lord Palmerston, kann nicht leicht ge[illegible] werden; aber es ist auch begreiflich, daß jede Regierung, welche ihren Sturz vermieden sehen, und nicht die w[illegible] Sklavin Englands werden will, sich mit allen Mitteln, welche ihr die Vorsehung verliehen, solcher Meuchelpolitik widersetzen muß. Wem dieser Ausdruck zu hart scheint, der betrachte die einzelnen Vorwände, worauf sich die Feindseligkeiten Englands gegen Griechenland stützen.

„Bei dem Rechtsfall des Herrn Finlay“, sagen die Times, „handelt es sich ganz einfach um den Werth eines gewissen Grundstücks im Jahre 1836. Er hatte, wie es scheint, für dieses Grundstück, welches er von dem vormaligen türkischen Besitzer im Jahre 1830 kaufte, dreihundert Drachmen bezahlt. Die griechische Regierung, die einen Theil dieses Grundstückes für einen Staatszweck verwendet hatte, bot ihm dieselben Bedingungen, welche die Eigenthümer der angränzenden Bauplätze angenommen hatten, nämlich 3000 Drachmen

... Hr. Finlay aber verlangte ganz bescheiden 45,000 Drachmen, indem er behauptete, das in Frage stehende Grundstück habe ihm durch irgend eine geheimnißvolle Procedur, worüber ... nichts Näheres bekannt ist, 100,000 Drachmen gekostet. ...r Finlay rekurrirte nicht an die zur Abschätzung solcher ...ndstücke niedergesetzte Commission, und schlug überhaupt ...t den Rechtsweg ein; und obgleich er ohne Zweifel einen ...spruch auf Entschädigung hat, so ist doch der Betrag der...n keineswegs ein Gegenstand, der in der Weise, die von ...ren Agenten versucht worden ist, ausgeglichen werden kann."
— Aber Herrn Finlay's Forderungen haben noch einen ...haften und würdigen Charakter im Vergleich mit der kecken ...omontade des Chevalier Don Pacifico. Dieser Mensch ... als portugiesischer Generalconsul nach Griechenland, und ... Anlaß irgend einer früheren Forderung verwendete sich der ...nische Gesandte, da er sich für einen spanischen Unterthan ...egeben hatte, für ihn. Jetzt erscheint er auf einmal als ...ittischer Unterthan, da er in Gibraltar geboren sei; und ... Schutze dieser wandelbaren und verdächtigen Nationalität" (...nser Kosmopolit ist ein Jude!) „ist die brittische Flotte nach Athen gesendet, und eine Forderung von nicht weniger als ...,000 Pfd. Sterl. an die griechische Regierung — wohlge... zur selben Zeit gestellt worden, wo diese Regierung ge...t, daß sie außer Stande ist, die Zinsen ihrer Schuld zu ...zahlen, welche die unbedingte Priorität vor allen andern Verbindlichkeiten haben, so daß, wenn man diese Summe ... König Otto zu Gunsten Don Pacificos abgedrungen ...tte, sie in Wahrheit aus den Taschen der Hauptgläubiger England, Frankreich und Rußland gestohlen worden wäre. — ... Athen besteht die garstige Sitte, einen Judas ... ...m Ostertage zu verbrennen, und am Ostertage 1847 verbrann... ...n sie nicht nur ihren Judas, sondern drangen auch ... ... Pacificos Wohnung ein", (der aus früheren Zeiten ... ...s türkischer Spion verhaßt und verdächtig gewesen ... ...verbrannten seine Papiere, zerschlugen sein ... ...

mißhandelten ihn gröblich. Der dadurch verursachte Schaden beläuft sich, nach den Angaben dieses wahrheitsliebenden Orientalen netto auf 31,534 Pfund, 1 Schilling, 1 Pence nach englischem Gelde. Es ist einigermaßen auffallend, daß die Wohnung dieses neuen Isaaks von York (nach dieser Berechnung seiner Verluste) die reichste in Athen gewesen seyn müßte; denn 30,000 Pfd. Sterl. sind mehr, als ein vorsichtiger Mann selbst in England, unter seinem eigenen Dache behält. Es ergibt sich aber, daß von diesem bedeutenden Vermögen 23,8.. Pfd., 16 Schill., 8 Pence nicht in baarer Valuta, sondern in gewissen Papieren bestanden, aus denen sich eine Schuldforderung an die portugiesische Regierung für obige Summe ergeben soll. Hiezu kommt noch ein kleines jüdisches Depositum von ungefähr 300 Pfd., welches verrätherischer Weise verschwand; dann 1959 Pfd. für Juwelen der Mistreß Pacifico und 2080 Pfd. für Tischzeug und Hausgeräth dieses glücklichen Ehepaars. Ein anderer bemerkenswerther Zug bei dieser wundersamen Geschichte ist, daß die Wuth des Pöbels an diesem verhängnißvollen Tage alle Gegenstände, Papiere, Diamanten, Depositen und sogar ein Ehebett von Mahagonyholz, dessen Werth auf 150 Pfd. geschätzt wird, hinweggerafft hat, ohne daß eine Spur davon zu finden ist; alle diese Schätze sind von dem Erdboden verschwunden, und erscheinen nur noch auf dem von Don Pacifico eingereichten Küchenzettel. Ein zerrissenes Leintuch von Batist, mit Spitzen eingefaßt (o! Don Pacifico!), und ein kleiner zerbrochener Korb von Porzellan sind allein aus der Szene des Tumults gerettet worden, um zu zeigen, wie der Glanz dieser Wohnung der Eleganz und des Reichthums beschaffen war. Nichts war übrig geblieben, und der unbeschädigte Hebräer sah sich genöthigt, Lord Palmerston zu bitten, ihm 25 Pfd. monatlich auf Abschlag seiner Forderungen vorzustrecken, eine Bitte, für die der Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten ein taubes Ohr gehabt zu haben scheint. — Um bloß von dem Hauptartikel die

orderung, den 26,000 Pfd., welche Portugal, in dessen
ken Don Pacifico früherhin gestanden hat, ihm schul-
yn soll — zu sprechen, kann es wohl etwas Monstruöse-
eben, als daß Forderungen von so zweifelhaftem Charakter
ortugal plötzlich die Kraft einer erwiesenen Schuld erhal-
llen, weil die angeblichen Beweise dafür bei einem Volks-
sse zerstört worden sind, und daß diese Forderungen mit
Interstützung Englands und seiner Seemacht nicht gegen
gal, sondern gegen Griechenland geltend gemacht
n, weil diese kostbaren Dokumente auf dem Gebiete des
gs Otto aus der Welt verschwunden sind? Geldforde-
n, die von Portugal als bloße Versuche zur Erpressung
delt worden sind, sollen also von einem andern Staate
trieben werden, weil die Documente hiezu abhanden ge-
en sind. Und doch stellt Lord Palmerstons Schreiben
2. Februar 1848 die Sache außer Zweifel und nebst die-
orderung im Allgemeinen, wird noch eine Summe von
Pfd. für persönliche Unbilden gegen die Familie Paci-
begehrt. Die augenscheinliche Ueberspanntheit dieser For-
gen wirft das zweideutigste Licht auf die ganze Sache;
ngelt dafür an allen glaubwürdigen Beweisen, und wenn
nnehmen könnten, daß Lord Palmerston je ernsthaft
, daß diese Angelegenheit um ihrer selbst willen sein
reiten erheischte, so würden wir ohne Anstand sagen, daß
s gröbste hinters Licht geführt worden ist."

Die Korrespondenz, die sich auf die Inseln Cervi und
enza bezieht, erheischt eine ernstere Aufmerksamkeit, ob-
wir auch hier eben so zu beklagen haben, daß der Gang
egierung nicht von einer streng rechtlichen Ansicht, son-
durch schwankende Beweise und parteiische Angaben
t worden ist. Die Lord-Oberkommissäre der jonischen
blik, von der Zeit Sir Frederic Adam's an bis auf
eutigen Tag, scheinen von der Idee eingenommen gewe-
n seyn, daß die Municipalacten und organischen Gesetze
Sieben-Inselrepublik von 1803 bis 1804 diesem Staate

die Souverainetät über obgedachte Inseln eingeräumt haben; und Sir Howard Douglas nahm aus denselben Gründen besonders Sphakteria in Anspruch. Aber wir finden hierin nichts, was unsere frühere Ansicht von der Frage erschüttern könnte. Wir erhielten durch den Tractat von 1815 die Inseln, wie sie im Jahre 1800 waren, und wenn denselben andere Dependenzen nicht durch Tractat, sondern durch einen Act der jonischen Regierung im Jahre 1804 angehängt worden sind, so kann dieß unsern Anspruch nicht vermehren. Herr Ward (der gegenwärtige Lord-Oberkommissär) sagt allerdings in einem Schreiben an Lord Grey (den Kolonial-Minister), daß „„über die Thatsache, daß Cervi sowohl, als Sapienza, beide Venedig gehörten, kein Zweifel obwalte;““ und wenn der Lord-Oberkommissär dieses Factum beweisen könnte, so würde dieß allerdings gegen Griechenland sprechen; allein wir finden bisher keinen stringenten Beweis für diese Behauptung.“

Mit großem Rechte setzen daher die Times, in Betreff der tiefer liegenden Absichten und Zwecke des Lord Palmerston hinzu, daß, was man auch von dem pekuniären Werthe seiner Forderungen denken möge, diese nach dem Urtheil aller Staatsmänner von Europa immer nur als politische Werkzeuge erscheinen; und die Wahrscheinlichkeit, daß ähnliche Forderungen mit gleicher Gewaltthat gegen Neapel oder gegen Toskana geltend gemacht werden dürften, hat eben nicht dazu beigetragen, sie im Auslande in einem günstigen Lichte für uns erscheinen zu lassen. Vermuthlich werden dergleichen Pläne nunmehr aufgegeben werden; aber wir zweifeln nicht im mindesten daran, daß sie während der neuesten Zeit gehegt worden sind. Mit Recht oder Unrecht hält man allgemein auf dem Kontinent dafür, daß der eigentliche Zweck der brittischen Flotte bei diesen Expeditionen sei, das Signal zu neuen revolutionären Bewegungen zu geben. Eine solche Absicht ist den Grundsätzen und Interessen des englischen Volkes, und den Gesinnungen der hervor-

agendsten Mitglieder des gegenwärtigen Cabinets so fremd, aß wir sie ohne Weiteres für unmöglich erklären; aber, nach er Erfahrung der letztverflossenen Jahre in Europa, darf man ich nicht wundern, wenn es Leute gibt, welche glauben, daß r englische Minister der auswärtigen Angelegenheiten so was cht bloß zum Spaße unternimmt, sondern etwas Gefährliche- , als Don Pacifico's Forderungen, im Auge hat."

Unter solchen Umständen bedarf die Stellung des heutigen glands zu Allem, was auf dem europäischen Continent eden, Recht und Ordnung genannt werden kann, keines itern Commentars. Während England vom Ausbruche der nzösischen Revolution an bis zum großen Frieden von 1815 politische Umwälzungsfieber als seinen gefährlichsten Geg- bekämpfte, und ein Hort der guten Sache in Europa war, t sich heute Lord Palmerston zum bewaffneten Schutzherrn Revolution aufgeworfen. Die Erfahrung wird lehren, lches Heil hieraus dem, rettungslos dem ökonomischen Ruin treibenden brittischen Reiche erwächst. Daß der nationale aktische Verstand und das englische Rechts- und Ehrgefühl cht mächtig genug sind, ein solches Cabinet zu beseitigen; ß, so oft die Gelegenheit sich dazu bietet, die conservative pposition selbst vor einem solchen Erfolge, wie vor dem un- heuersten und gefährlichsten Wagestück zurückschrickt, weil sie h selbst und den Elementen des Rechts und der Ordnung England nicht die Kraft zutraut, das Ruder des sinkenden taatsschiffes zu ergreifen, — das ist ein böses, sehr böses eichen!

Den 27. März 1850.

Ein Aufsatz in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung
26. März, überschrieben: „Droysen und Samwer über
Herzogthümer Schleswig-Holstein und das Königreich
mark", beginnt mit folgenden Worten: „Mancher
wird bei dieser Ueberschrift Lust haben, den
kel zu überschlagen, aber ich rufe ihm zu: „„
noch einen Funken von Liebe für das deutsche Vaterla
nen Funken von deutschem Ehrgefühl, so ist es deine
das zu lesen"" u. s. w.

Gegen den Schluß des Artikels wird der Herz
Holstein-Augustenburg (heute „eine der bestverläumdet
lichen Personen in Europa"), in Formen, die fast
devote Appellation an die Großmuth und das Mitleid
der nähern Bekanntschaft (— es ist unglaublich, aber
genschein und das untrügliche Wort der Allgemeinen
lehren es! —) des Selbstherrschers aller Reußen
pfohlen. „Wenn irgendwo in Europa ein fürstli
cher Mann, ein fürstlicher Charakter ist, wird
durch seine Energie, daß der energische Kaiser Ni
kolaus ihn näher kennen, ja ehren möge, so ist es
der Herzog Christian August von Schleswig-Hol
stein-Augustenburg. Der Kaiser Nikolaus und der Her
zog Christian August sind beide demselben Herrscherhause ent
sprossen, dem durchlauchtigsten Hause Oldenburg." Und diese
submissen Erinnerungen an die hohe Verwandtschaft mit dem
selben Monarchen, gegen den die Wuth der deutschen Revolu
tion sich vor zwei, ja vor einem Jahre noch in den niedrig
sten Schmähungen übernahm, weil er der Fels war, an dem
sich die Brandung der anarchischen Fluth des Westens von
Europa brach, — eben diese allerunterthänigst-freundlichen
Insinuationen fließen heute aus der Feder derselben „holsteini
schen Professorenschaft", die im Beginne der deutschen Revolution

..ustand in ihrem Vaterlande und den Rachekrieg gegen ..mark als ein unabweisbares Postulat des deutschen Natio..nismus proklamirte, der sich nun einmal anders nicht be..chtigen lasse. Und heute stehen dieselben Stimmen, — ..ings in richtiger Würdigung der **heutigen** öffentlichen ..ung, — die deutsche Einheitsbegeisterung gar kläglich und ..lich an: einen Artikel, der der holsteinischen Sache das ..pricht, nur nicht in gewohnter Weise zu überschlagen. ..st die öffentliche Meinung revolutionärer Zeiten und re..nirter Völker. Und solchen Thatsachen gegenüber wird ..och, zum Theil von denselben Wortführern, verlangt: ..ch dieser untrüglichen Richtschnur alles politischen Heils ..ße Regierungen ihre Völker regieren sollen!

Den 1. April 1850.

Die unbefangenste Einsicht in die Lage der deutschen Ver..sse gewinnt man wohl dann, wenn man die von entge..setzten Standpunkten aus gefällten Urtheile ruhig und ..en neben einander stellt. Unter diesen möchten wir die ..mbergische **Thronrede** eins der merkwürdigsten **Ereignisse** ..Gegenwart nennen; nicht etwa, als wenn wir auf die ..ten Folgen derselben: den Zorn Preußens und das Ab..n der diplomatischen Verhältnisse zwischen beiden Königs..ein übertriebenes Gewicht legten, — sondern weil in Rede über das preußische Bündniß vom 26. Mai 1849 Wort der Wahrheit in einem Tone der Wahrheit gespro..ist, an den unser Ohr (ach! seit unvordenklichen Zeiten!) mehr gewöhnt war.

..Deutschland hat seit den Märzereignissen des Jahres 1848 aufgehört, der Spielball der Parteisucht und des Ehrgeizes ..n. Der deutsche Einheitsstaat ist ein Traumbild und das

gefährlichste aller Traumbilder, eben so wohl unter dem deutschen, als unter dem europäischen Gesichtspunkte. Alle Wege, welche man nach diesem verkehrten Ziele bereits eingeschlagen hat und noch ferner einschlagen möchte, werden immer nur zum Gegentheil, das heißt zur Spaltung und Auflösung der Gesammtheit führen. Die wahre Stärke und Eintracht, die wahre Kultur und Freiheit der Nation beruht im letzten Grunde auf Erhaltung und Pflege der Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit ihrer Hauptstämme. Eine jede gewaltsame Verschmelzung der letzteren, eine jede absolute Unterordnung eines Hauptstammes unter den andern würde der Anfang unserer inneren Auflösung und das Grab unserer nationalen Existenz seyn. Für die rechte, für die dauerhafte Einigkeit unseres Gesammt-Vaterlandes gibt es nur eine einzige, politisch-mögliche und praktisch-durchführbare Verfassungsform, es ist die föderative. Glücklicherweise ist diese Form einer weit größeren Stärke und Kraftentwickelung im Innern und nach außen fähig, als die bisherige Bundesverfassung sie gewährte. Daß man diese Wahrheit zuerst in Frankfurt und nachmals in Berlin verkannte, hat die gegenwärtige Spaltung und Verwirrung unserer Zustände ganz allein herbeigeführt. Die unparteiische Geschichte wird es einst nicht verschweigen, welche Zwecke und welche Leidenschaften das Bündniß vom 26. Mai gestiftet haben. Die Größe und die Einigkeit der Nation haben nichts mit ihm gemein, auf die Volkssympathieen kann es keinen Anspruch machen; es ist ein künstlicher Sonderbundversuch, auf den politischen Selbstmord der Gesammtheit berechnet, und eben deßhalb in der Mitte von den drei größten Landmächten ohne Aussicht auf Bestand in den Tagen der Gefahr. Die Durchführung dieses Bündnisses würde nicht zu vollbringen seyn, ohne einen offenen Bundesbruch und ohne eine wesentliche Verletzung jener feierlichen Traktate, worauf unsere Stellung und unsere Unabhängigkeit gegen Europa, so wie das politische Gleichgewicht Europa's überhaupt beruht."

Andererseits entgeht aber auch das Münchner Dreikönigsbündniß der Kritik nicht. In dieser Beziehung müssen wir unsere Leser insbesondere auf einen Artikel zur Beilage des Norddeutschen Korrespondenten vom 24sten März aufmerksam

, in welchem sich ein in Deutschland nicht gewöhnlicher
von politischer Reife kund gibt. — Die Vorzüge des
ner Bündnisses verkennt diese Kritik keineswegs.

Das neue Project stellt an die Spitze des Bundes verschie-
ichberechtigte Factoren, von welchen wenigstens zwei, Oester-
d Preußen, nie in einander aufgehen können, deren Ri-
daher immer den Bestand des, außer Oesterreich und Preußen
 übrigen Deutschlands als einen dritten selbstständigen
schützen wird."

lles dieses verkennen wir nicht, und doch wiederholen wir
immt ausgesprochene Behauptung, daß auch dieses neue
Deutschland seinem Mißgeschick nicht entreißen wird. Es
n dem gleichen Grundgebrechen, weil es weder eine auf
htliche Principien, noch auf Deutschlands Verhältnisse und
te basirte Verfassung aufstellt. Es ist ein Konvenienzpro-
s unvereinbare Elemente in sich zu vereinigen strebt, das
 einen Seite dem Tagesgötzen, dem Zeitgeiste, ein Opfer
während es auf der anderen ängstlich seinen Umarmungen
entwinden sucht."

Wir wollen uns hierüber näher erklären. In einem Staa-
e ist eine Volksvertretung nicht denkbar; er ist eine Ver-
 von selbstständigen Staaten, welche durch die Verbindung
arakter der Selbstständigkeit durchaus nicht verlieren, son-
oß zum Behuf der Bildung eines Staatskörpers mit einer
behörde, die nicht eine Centralregierung, sondern nur eine
ntation dieses Staatskörpers ist, einiger Attribute ihrer
ainetät zum Besten des Ganzen sich einkleiden. Gesetzge-
Regierung, Justiz bleiben deßwegen in einem Staatenbunde
zelnen souverainen Bundesgliedern. Diese sind und bleiben
m Staatenbunde das hervorragende. Was soll in einer
Staatsform ein Volkshaus zu thun haben? Es ist also
 eine einzige Centralbehörde denkbar, welche aus den Re-
nten der einzelnen Staaten besteht, und weiter nichts als
einsamen Angelegenheiten des Bundes berathet, leitet und
et."

„In einem Bundesstaate ist die Sache ganz anders. [illegible] das Bundesorgan die Hauptsache, es ist Centralgesetzgebung, traljustiz, Centralregierung. Die einzelnen Staaten haben mehr eine in sich selbst ruhende Selbstständigkeit, sondern eine vom Ganzen abgeleitete und getragene; sie haben über eine Bundesgesetzgebung und eine Regierung, deren Willen Aussprüchen sie sich unbedingt fügen müssen, sie bewegen sich insofern in einem selbstständigen Kreise, als derselbe außer Bereiche der Centralherrschaft liegt. Hier ist nun allerdings Volksvertretung denkbar, mit allen Attributen, die man [illegible] wöhnlich zutheilt; wie in jedem Staate bietet sich da [illegible] allen Experimenten, in welchen solche gewöhnlich sich vers[illegible]

„Man könnte die Staatsform des Staatenbundes ver[illegible] einem Militärkörper, größeren oder kleineren, der aus se[illegible] digen Individuen besteht, welche jedoch, so bald sie in Reih Glied stehen, nur einen Körper darstellen, nur von einem [illegible] geleitet sind, in allem anderen aber frei sich bewegen und [illegible] deln, jedoch als Militär immer die Glieder des betreffenden [illegible] tärkörpers bilden. In einem Bundesstaate sind die einzelnen [illegible] der mehr denjenigen eines lebendigen Organismus zu vergleichen welche nur existiren, so fern das Ganze lebt und besteht, und [illegible] als Theile desselben einer gesonderten, von den anderen unabhän gigen Bewegung fähig sind.“

„Diese ganz wesentlich unterschiedenen Staatsformen [illegible] vermengen, aus ihnen eine dritte zusammenzuleimen, ist ein [illegible] ginnen, dem man aus seinem Anfange sein Ende prophezeien kann. An diesem Grundgebrechen nun leidet das neue [illegible] Man hat das Volkshaus hineingeworfen, weil einmal der [illegible] geist überall nach einer Volksvertretung verlangt, selbst da, [illegible] sie nicht möglich ist. Man durchgehe die Attribute dieses [illegible] hauses; wie bald würden die Herren desselben sich langweilen wenn sie mit nichts anderem, als Post-, Eisenbahn- x. [illegible] genheiten sich beschäftigen sollten. Da wäre kein Anlaß [illegible] Schönrednerei, zu patriotischen Exclamationen, zu Oppositions intriguen, Links-, Rechts-, Centrums-Machinationen.“

„Daher Entweder — Oder; entweder werden diese Centr[illegible] Volksrepräsentanten aus Langeweile bald auseinanderlaufen, [illegible] sie werden, einmal beisammen, nach gegebenen Beispielen [illegible]

griffen, eine Gewalt sich anmaßen, die ihnen nicht ge-
werden eine zweite Aufführung der Frankfurter Parla-
ödie zum Besten geben, die aber dann leicht zur Tra-
ganz Deutschland werden könnte. Es läßt sich mit Re-
n nicht spielen. Die letztere Rolle ist die wahrscheinli-
aher wir es unverholen aussprechen, daß wir in dem
se des neuen Dreikönigsbündnisses ein revolutionäres Ele-
licken, welches zu dieser Rolle verleitet wird durch die
muthete langweilig-nichtige Stellung, und in seinem durch
mittelten Gegensatze zu einer schwachen Regierung einen
n Reiz zur Anhebung eines revolutionären Kampfes er-
auß."

Offenbar fühlt man, daß nur ein Staatenbund für Deutsch-
glich ist; die Kompetenzen der neuzuschaffenden Centralbe-
sind keine anderen, als die eines staatenbündischen Central-
man will also eigentlich einen Staatenbund, allein aus
vor der Mode, welche, galanter, als zur Zeit des Ohne-
ms, die Revolution nicht mehr in der Blouse, sondern
nten Frack der Volksvertreter den Völkern vorführt, hat
nicht gewagt, denselben rein durchzuführen, sondern ihn
Beine gestellt, von welchen nur das eine demselben, das
ber, in dieser unnatürlichen Verbindung, der Revolution
t."

bei dieser unserer Ansicht, ist für eine Rettung Deutschlands
Revolution, eine Umkehr von der auf beiden Seiten, so-
n Preußen als von Oesterreich und Bayern, eingeschlage-
hn, absolut nothwendig. Hiezu ist aber nun Preußen der
laß geboten; sein hegemonisches Project ist bereits in's
gefallen, und der Erfurter Reichstag sammt Radowitz und
werden das nicht in's Trockene zu bringen vermögen;
hluß an das neue Project führt wiederum nicht zum Ziele.
äre da leichter, als ausrufen: peccavimus, auf die allein
Bahn zurückzukehren, und durch sein Beispiel den Andern
n zu zwingen!"

Ob es geschehen wird? Schwerlich; denn wir leben in
eit praktischer Verblendung hüben und drüben, wo die
n bisher immer nur Verkehrtes getrieben, die Macht der

Ereignisse aber Alles gethan hat. Wohl uns, daß diese Hand einer höheren Macht geleitet werden!"

Inzwischen hat die Erfurter Rede des Herrn von witz, welche das Bündniß vom 26. Mai rechtfertigen u herrlichen soll, sowohl bei der preußisch-ministeriellen, der ihr eng verbrüderten gothaischen Partei unermeßlich fall gefunden. Weit entfernt, ihren rhetorischen Werth ten zu wollen, machen wir nur darauf aufmerksam, da oratorische Kunstwerk, ähnlich wie jenes Wunder der tectonik zu Marienburg — das weltberühmte Gewölbe im Rittersaale — auf einem Pfeiler ruht. Leider aber i Pfeiler die als Axiom behandelte Chimäre: daß „die Nation" nach jener Species von Einheit lechze, wel jetzt der Erfurter Tag zu verleihen sich herbeilassen wil len wir dieser Hypothese eine spezifisch-preußische Kri genüber, welche, einige obligate Preußen-Prahlerei rechnet, der thatsächlichen Wahrheit etwas näher möchte. „Unaufhaltsam schreitet die Politik Erfurt wärts", sagt die Rundschau der Kreuzzeitung im März „Hannover geht ab vom Bunde, der nur noch e Königsbund ist, und dem gegenüber ein Vierkönigs entsteht. Diesem Vier-Königsbund tritt Sachsen be verweigert die Wahlen zum „„Reichstag"" des Drei-: bundes. Der König von Würtemberg erklärt den deu Einheitsstaat für „„das gefährlichste aller Traumbilder" den 26. Mai für einen „„künstlichen Sonderbundversuc den politischen Selbstmord der Gesammtheit berechnet"' „„nicht zu vollbringen ohne offnen Bundesbruch und wissentliche Verletzung feierlicher Tractate."" Argwöhnisc Oesterreich, fast drohend sieht Rußland die Sa Paulskirche in Erfurt neu grünen und sprießen, wo de nenträger Simson sein Frankfurter Präsidium f Preußen ruft seinen Gesandten ab von einem deut bisher stets befreundeten und nahe verwandten Köni Mit einem zweiten steht ein ähnlicher Bruch in Aussicht

ichtet oder wünscht deutschen, ja! europäischen Krieg als ohendes, oder als heilendes Resultat dieser Verwickelungen. o gründlich haben die, welche Deutschlands Einheit versuchen, Deutschland, das fünfunddreißig Jahre lang rlich einig war, gespalten und zerfleischt und seine Glieder tereinander verfeindet und mit den fremden Mächten verwickelt, die nun schon ihre Hände aufheben, um einzugreifen die innere Politik unsers armen fiebernden Vaterlandes. ber die Politik Erfurt läßt sich nicht irre machen. Preußen geht auf — nicht in Deutschland, sondern Ein Project, dessen neueste Ueberschrift: „„Union““ ominös erinnert das „„trennende““ Preußische Unionswerk auf dem rchlichen Gebiete, in ein Project, dem es nicht gelingt, Sympathien zu wecken in Preußens „„wahrem Repräsentanten““, seinem Heere, dem Marke des Baumes, der Preußens Krone trägt. Wie könnte auch dieses Project solchen Anklang finden, wie könnte es solche Sympathien wecken? Seine erste — noch vor der Ausführung hervortretende — Wirkung ist Lockerung — wir scheuen uns noch zu sagen die Lösung — in ihrem Ursprunge wahrhaft heiligen Allianz Preußens Oesterreich und Rußland, des ehrwürdigen Werkes nigs Friedrich Wilhelms des Dritten, — die Uneinigkeit beiden deutschen Großmächte, und die Zerstückelung des sammt-Vaterlandes in Zustände, die an die Jahre der mach 1803 bis 1805 erinnern. Und in Aussicht stellt es reußens, — des jetzt noch selbstständig und stark eutschland schützenden Preußens, — Auflösung in den mmerhaften Brei der unterwühlten kleinen Staaten, von de keiner — Bernburg ausgenommen — rettende Novemthaten gethan hat. Eine Auflösung, die wahrlich diesen inen Staaten nicht zum Heile gereicht!“ . . . . .

„Und in dieser Zeit, im Jahre 1850 — nicht 1849, cht 1848, — beruft sich die Politik Erfurt auf die Zumung der „„großen Mehrheit““ der deutschen Regierungen. Ein Anachronismus, der fast wie Ironie klingt. s ist widersinnig, die Kopfzahl mit der Nation zu verwech-

sein, die als Organismus das Gegentheil der
Aber wie soll man das Zählen der deutschen
Köpfen nennen? Reuß zwei, Anhalt drei,
macht sieben, — Oesterreich, Bayern, Wi
Hannover und Sachsen je eins macht nur fü
legitimität und Kopfzahl, ein legitimes Haupt u
lutionärer Schwanz verbinden sich zu einem selt
wesen. Und welche Regierungen bilden denn die
heit dieser großen Mehrheit? Dieselben, welch
„„endgültige"" Frankfurter Verfassung sich flüc
Zeit, wo Deutschland erdröhnte von dem g
weisen Worte des Königs von Preußen, das
der Frankfurter Krone von sich wies, und
Babel in das Bodenlose hinabstieß, — dieselbe
chend in der Paulskirche ein Obdach suchten, zu
die Preußischen Staatsmänner zu ihrer guten
die zweite gute That hinzufügten, die That des
die That, welche kein Agrar-Gesetz, keine Geme
und keine Politik Erfurt jemals aus dem Ge
dankbaren Preußens, aus dem Gedächtnisse des
Danke verpflichteten Deutschlands auswischen
sieht hieraus wo — nicht bloß die Macht, sond
der Wille Deutschlands nicht zu suchen, wo
ist. Man sieht aber auch, wie der Mächtige es
Verantwortlichkeit obliegt. Nur Preußen und
nicht Anhalt, nicht Lippe, nicht die „„große
der deutschen Regierungen, kann Deutschland
richten. Von Preußen und Oesterreich, wel
geben ist, wird einst auch viel gefordert werden."

„Einen andern Anachronismus der Politik E
wir in der Berufung auf die der deutschen R
nen „„Verheißungen."" Das Jahr 1848 u
von 1849 hindurch hatte dieses Wort „„Verheißun
mächtigen Klang. In den Preußischen Kam
es noch oft während der ersten Monate ihrer letzt
periode, bis es sich gegen deren Ende mehr und

ng von Verheißungen — das klingt so rechtlich, so daß die Revolution, die sonst der Barrikaden und des Schains, des Aufruhrs und des Hochverraths sich ganz stattlich und ehrbar unter dieser Firma sich aus-

…aß das „„Verheißene““ — nämlich die Abschaffung … Rechts, der nationalen Freiheit, der nationalen … nationalen Glaubens und die Einführung des …hen Revolutionswesens — daß dieß Alles hohe Güter …as wurde dreist als „„selbstredend““ vorausgesetzt, und …ponirende Voraussetzung wirkte stärker auf die betäub… …äther, als die scharfsinnigste Beweisführung hätte wir… …ken. Nach und nach aber fing man an, sich zu besin… Die Schlagwörter der Revolution veralten schnell, — …hend schnell, wenn man sich nur nicht davor fürchtet. …breckt wohl jetzt noch das Wort Reaction, welches vor …, ein Medusenhaupt, das Mannesblut, erstarren … Man fing endlich an zu fragen, was man gleich …agen sollen, wer denn verheißen habe, wem verheißen sei, — wer das Recht gehabt, zu verheißen, und wer …cht, Verheißungen anzunehmen, — ferner, was ver…worden sei, Recht oder Unrecht, Freiheit oder Revolu…on, Heil oder Unheil, — endlich ob es denn keine …illigere Verheißungen gebe, als die barrikadenerrungenen, … diese allein gelten sollen u. s. w. So verwandelten … März-Verheißungen der Könige in März-Dro…n der Revolution. Denen, die jeden Wortbruch der …tion mit ihrem Beifalle begleitet und zu ihren Zwecken …utet hatten, wurde nun die Larve abgerissen, und das Spiel mit dem Worte „„Verheißungen““ verdorben. …t — im März — nicht 1848, sondern — 1850 wagt …ch von den „„dem deutschen Volke gemachten Ver…en““ zu reden. Man wagt, das deutsche Volk in …ärz und April 1848, in die Tage der Barrikaden und …Parlaments, in die Tage des Aufruhrs und der Schande, seitdem nichts geschehen, zurückzuversetzen.“

„Doch es sei! Die Verheißungen sollen erfüllt werd[illegible] Aber welches sind denn die Verheißungen, die man erfül[illegible] will, und wie will man sie erfüllen? Man hat damals Ei[illegible] heit von Deutschland verheißen, und siehe da! man z[illegible] stückelt Deutschland, — Macht des einigen Deutsc[illegible] lands, und man spaltet und verfeindet die deutschen Sta[illegible] ten gegeneinander. Man hat eine kräftige europäische Ste[illegible] lung von Deutschland verheißen, und man zerstört die Ei[illegible] nigkeit der beiden deutschen Großstaaten, schwächt Preu[illegible] ßens Selbstständigkeit und vernichtet somit die wesentlichste, unerläßlichste Bedingung einer kräftigen europäischen Ste[illegible] lung von Deutschland. Man hat die Freiheit von Deutsch[illegible] land verheißen, und man öffnet nach allen Seiten die Thore des zwiespaltigen Deutschlands den durch unsere innern Zustände provocirten fremden Mächten!“

„Ach! daß unser armes preußisches Vaterland den Expe[illegible] rimenten der Fremden und der Neulinge sich Preis gegeben sehen muß, die kein Herz, die keinen Sinn haben für Preu[illegible] ßens Geschichte, für Preußens Namen, für Preußens Charakter, für Preußens Selbstständigkeit! Aber Gott ist ge[illegible] recht. Wir werden mit dem gestraft, womit wir gesündigt haben. Mit französischem Constitutionalismus, mit ausländischem Revolutionswesen, mit dem Staate von unten haben wir seit vielen Jahren Buhlschaft getrieben.“ (Bloß damit?) „Dem fran[illegible] zösischen Constitutionalismus, dem ausländischen Revolutions[illegible] wesen, dem Staate von unten haben wir im März und [illegible] 1848 feige und schimpflich unsere Reichsfestungen und [illegible] Reichskleinodien, nämlich unser gutes preußisches und [illegible] sches Recht, unsere gute preußische und deutsche F[illegible] übergeben. Mit französischem Constitutionalismus, mit [illegible] ländischem Revolutionswesen, mit dem Staate von unten [illegible] ben wir nun gezüchtigt.“ Dieß sind jedenfalls Gedanke[illegible] Buße, an denen auch Manche, die keine preußischen L[illegible] kinder sind, wohl thäten, sich ein Exempel zu nehmen.

XL.

Ein merkwürdiges Büchlein.

io eben ist aus der „kaiserlich-königlichen Hof- und
ſdruckerei" zu Wien hervorgegangen:

hiv für Kunde österreichischer Geschichts-Quel-
. Band, 1. Heft, welchem Titel zufolge Mancher wohl
ganz anderes erwarten dürfte, als ihm hier geboten wird.
man es diesen 156 Seiten nicht ad aperturam libri an,
er, wenn nicht gerade etwas Officielles, doch im hohen
etwas Officiöses geboten werde, man könnte sich kaum
inem Staunen erholen, wie eine „Akademie der Wissen-
n" sich in unserer Zeit zu einer derartigen Veröffentlichung
zu noch in solcher Form, der man das Absichtliche und
em Zweck Berechnete von weitem ansieht, hergeben mag;
ihr jenen Titel anheften, und mit einem Sammelwerk
Farbe debütiren kann. Allein hier liegt das Gewicht
den Worten „Akademie der Wissenschaften", sondern in
rch das vorangestellte Beiwort „kaiserlichen", (vormals
weg k. k.) bezeichneten Dienstverhältniß, wonach auch
Anspruch genommene „doppelte Interesse für den ge-
tigen Zeitpunkt" und die „preiswürdige Liberalität, mit
Benutzung gestattet wurde", das erforderliche Licht er-

hält. Zum Ueberfluß wird dieses unser Urtheil bekräftigt durch den Schmutztitel, der so lautet: „Actenstücke zur Geschichte des österreichischen römisch-katholischen Kirchenwesens unter Leopold II.“ Eine „Akademie der Wissenschaften“ hätte sich unter Umständen bewogen finden können, Actenstücke zur Geschichte des römisch-katholischen Kirchenwesens in Oesterreich herauszugeben, die „kaiserliche“ Akademie der Wissenschaften hingegen mußte auf das österreichische römisch-katholische Kirchenwesen Bedacht nehmen. Im Grunde hätte das „römisch-katholisch“ füglich viel einfacher und vollkommen sachgemäß an die beiden Buchstaben k. k. können vertauscht werden!

Dürfte etwa aus dem kaum zufällig gewählten Titel eine versteckte Hoffnung herausäugeln? Sollte in demselben für Freunde und Bekannte ein Wink liegen, daß die Zeit nicht mehr ferne seyn dürfte, in der sich auch Actenstücke zur Geschichte des österreichischen — katholischen Kirchenwesens herausgeben ließen? Wir erinnern uns, daß dergleichen Nachtigallentöne im Jahre 1848 einmal aus der Wiener Zeitung an unser Ohr geflötet haben, so wie uns die „preiswürdige Liberalität“ an einen gewissen Brief von hoher Hand erinnert, in welchem jüngst die Zurückführung Böhmens zu dem katholischen Glauben zu den „Gräueln“ gezählt wird.

Wenn nicht für den geneigten, gewiß doch für den verständigen Leser schwellen die Seite 15 mit Nonpareil-Schrift gedruckten Zeilen: „Orig. Papier. 10 Bl. Fol. Registratur des Ministeriums des Cultus und öffentlichen“ (sonach dürfte auch ein privater gestattet seyn) „Unterrichts“ zur fettesten Titelschrift an, so riesig wie die Buchstaben des Wortes „Elysium“ in den Maueranschlägen zu Wien während des verwichenen Faschings. Darüber, daß, aller juridischen und aller diplomatischen Uebung zuwider, die Note der „geistlichen Hofkommission“ vor den Promemorien der Bischöfe abgedruckt ist, wollen wir kein Wort verlieren; es mag zum Zwecke gedient haben.

Indeß dürfte das Büchlein auch zur Beförderung einer

ngesetzten Zweckes beitragen, wenn nämlich die jetzigen
se die höhnische Bemerkung des Freiherrn von Kressel
altenberg, damaligen k. k. böhmisch-österreichischen Hof-
s (eines Vorfahren des Herrn von Pillersdorf) recht
igen. Es sagt nämlich Seite 13: „Wie wenig Ueber-
immung man von den Bischöfen in Leitung der Seelsorge,
tlichen Gottesdienstes und der Kirchenzucht zu erwar-
be, und wie nothwendig es daher werde, daß
andesfürst die Anordnung derselben leite und
ehme, davon kann man wohl keinen deutlicheren Be-
erhalten, als der gegenwärtige ist; denn wenn man
nhalt derselben (das heißt der eingelaufenen Eingaben)
eht, so wird es auffallend, daß eine außerordentliche
iedenheit der Anträge darin herrsche, die sich von der eben
schiedenen Denkungsart und Stimmung der Bischöfe oder
gen herleitet, aus deren Feder diese Vorstellungen ge-
sind" u. s. w. — Es wollte seitdem dafür gesorgt wer-
aß Gregors XVI. Scribae zu gemeinsamerer Denkungs-
d Stimmung auferzogen würden. Leider ist's, wie wir
Trost heutiges Tages sehen, doch nicht durchweg geglückt.
ehrreich ist das Büchlein in mancher Beziehung dennoch.
Interessanteste sind mehrere Begehren eines Bischofs aus
ierten Schöpfungstag (producant aquae reptile ani-
iventis, sprach damals Jehova). Da hat man sich bloß
iber die Keckheit zu verwundern, mit welcher sich derselbe
nahm, alle Morgen das Pectorale sich umzulegen, ohne
durch eine Normale der „geistlichen Hofkommission" ver-
t zu seyn, ob er solches mit der rechten oder linken
zu vollführen habe. Leider wird dieses Geschlecht nicht
it aussterben, wie die Auerochsen. Sollte die Seite 5
aiser Joseph erzählte Anekdote demselben zum Ruhme ge-
? Daß ein Lebemann das trostlose Après moi le deluge
Ausspruch sich wählen kann, läßt sich begreifen; wie
ner, der zu großartigem und weitreichendem Wirken be-
ist, dasselbe in den Mund nehmen möge, das dürfte

Vielen ein Räthsel seyn. Ob gerade den Würdelosest Verkommensten? das ließe sich in Frage stellen.

Herausgeber dieser „Actenstücke“ ist der regulirte C von St. Florian und k. k. Archivar, Herr Joseph Chm sagt in der Vorerinnerung: „Die Geschichte zeige, d das Bestand habe, was rein menschlich sei im höheren des Wortes.“ Einverstanden. Die römisch-katholische zählt 1850, oder doch 1817 Jahre; die „österreich-ri katholische“ 70 Jahre. Fiat applicatio.

Am Schluß der Vorerinnerung lesen wir: „die See Staates ist das Recht (doch wohl nicht das publicum siasticum), die Seele der Kirche die Liebe; wo beide w beseelt sind von Recht und Liebe, kann keine Störung Verhältnisses eintreten.“ — Das gehört zu den Phrasen denen das Sprichwort sagt: viel Geschrei und wenig W

XLI.

Reaedificanda Carthago.

(Nach brieflichen Mittheilungen.)

An der nördlichen Küste Afrikas erhob sich ehemal der berühmtesten Städte des Alterthums; ihre Schiffe kreuzten alle bekannten Gewässer; schon frühe hatte sie i westliche Küste des mittelländischen Meeres unterworfe war Herrin von Sardinien, Korsika, den Balearen; in lien hatte sie Fuß gefaßt, die Ostküsten Spaniens beset bis jenseits der Herkulischen Säulen Kolonien gegründet. Königin der Meere war — Karthago.

auch auf der entgegengesetzten Seeküste blühte da- eine Stadt, welche ebenfalls nach der Herrschaft der strebte, die stolze Roma. Beide Städte stritten dreimal ben und Tod; das Kriegsglück wechselte seine Launen; l drang der Karthager Hannibal bis vor die Mauern , „Hannibal ante portas“ ertönte schon der Todesruf : Siebenhügelstadt, und nur der äußersten Kraftanstren- der Römer gelang es, den Untergang abzuwenden. Für eiden Städte war nicht Raum genug auf der Erde; nda est Carthago“, so rief Kato's Stimme täglich in mischen Rathsversammlung, und kampfdürstend zog Kor- Scipio nach der afrikanischen Stadt, um der kühnen buhlerin, im Jahre 146 vor Chr., den Todesstoß zu n. Zwei Jahre dauerte die Belagerung, sechs Tage le der Kampf im Innern, siebzehn Tage brannte die , und Karthago, die Königin der Meere — war mehr.

luf Karthagos Ruinen gründeten die siegreichen Römer Colonie, welche frühzeitig das Licht des christlichen Evan- s empfing, der Sitz eines Metropoliten wurde, und öfters rikanischen Bischöfe in seinen Mauern versammelt sah; im fünften Jahrhundert nach Christi zerstörte Genserich, andalen-König, die Kolonie, und im siebenten Jahrhun- machte sie Mahomeds Nachfolger dem Boden gleich. Seit- ldet der Platz, wo ehemals die Königin der Meere stund, Wüste, und die Welt weiß nichts mehr von ihr, als daß Nähe ihrer Trümmer nun der Raubstaat Tunis liegt. der eingewurzelte Haß des heidnischen Roms befriedigt n, und des alten Kato's Spruch ist erfüllt: „Delenda ago.“

Seit der Zerstörung Karthagos durch Kornelius Scipio r gegenwärtigen Stunde sind zwei Jahrtausende vorüber gen; die Gestalt der Welt und der Menschheit hat sich ert, das heidnische Rom selbst ist von dem Schauplatz wunden, seine Weltherrschaft ist schon längst zu Grab



getragen, und nur die geistige Macht des christlic Roms regiert noch die Welt. Und sieh! diese geistige M ruft — gegenwärtig das Zauberwort: „Reaedificanda est thago" — wo das heidnische Rom nur Haß kannte, da das christliche nur Liebe, wo jenes nur Tod verkündete, kündet dieses nur Leben; wo jenes das Delenda, da dieses das Reaedificanda.

Als Karl X., König von Frankreich, im Jahre 1 mächtigsten der drei Raubstaaten, Algier, erobert, es jedem mit der Geschichte vertrauten Beobachter k diese Eroberung nur dann ihre volle, weltgeschichtlich tung erreichen könne, wenn sie mit der Wiedereinführung Christenthums begleitet werde. Die im Jahre 1830 in erfolgte Juli-Revolution drängte den letzteren Gedanken zwar den Hintergrund, doch lag er zu sehr in der Natur der che, als daß ein Aufgeben desselben möglich war. Die gierung Louis Philipps erkannte diese Nothwendigkeit, fühlte, daß Algier nur dann französisch werde, wenn e vor christlich sei. So hatte denn das christliche Ro Freude, nach mehrhundertjähriger Unterbrechung an der kanischen Nordküste den uralten Bischofssitz wieder zu erri welchen einst der heil. Augustin durch seine Gelehrsamkeit Tugend ausgezeichnet. Durch die Errichtung dieses Bis sitzes war die Möglichkeit gegeben, nach und nach bei gen Verhältnissen das Licht des Evangeliums auch in angränzenden Gegenden wieder zu verbreiten, und nach nach die Araber zu Christen zu machen. So groß au entgegenstehenden Hindernisse sind, so ist damit doch sch Anfang gemacht worden, und auf diesen Anfang bezieh wie wir sofort sehen werden, der Spruch: Reaedificanda thago.

Das Verdienst dieses Unternehmens gehört dem französi-
Missionär Bourgade. Mit rastlosem Eifer verwendete
r ausgezeichnete Priester alle seine Kräfte zur Wiederbele-
g des christlichen Glaubens in Tunis, wozu ihm ein ge-
liches Ereigniß aus früheren Jahrhunderten sehr zu stat-
am. Bekanntermaßen starb Ludwig der Heilige, König
Frankreich, auf seinem Kreuzzuge nach dem gelobten Lande,
der Gegend, wo ehemals Karthago stund; an dem Orte
s Hinscheidens wurde von der französischen Regierung in
rer Zeit eine Kapelle errichtet, und auf die Verwendung
Generalconsuls von Tunis, Abbé Bourgade als Aumo-
daselbst angestellt. Hiermit war dem glaubenseifrigen
ster die Möglichkeit zur Verwirklichung eines längst ge-
en Plans gegeben. Zuerst erwarb er einiges Land, wel-
zunächst an die Ludwigskapelle stieß, ließ dasselbe kultivi-
und in einen schönen Garten umwandeln. Diese Arbeiten
en zur Entdeckung verschiedener karthagischer Alterthümer;
ere Nachgrabungen wurden angestellt, ein kolossales Juno-
pt, punische Inschriften, Vasen, Statuen und andere merk-
dige Ueberreste kamen zum Vorschein. So entstund neben
r St. Ludwigskapelle allmählig ein reichhaltiges, für die
häologie höchst merkwürdiges Museum, und die französische
gierung gewann Interesse für das Unternehmen. Durch
rtrag mit dem Bey von Tunis brachte die französische Re-
rung allda eine geräumige Strecke Landes an sich, welches
Unterhalt von zweitausend Menschen hinreichen kann, und
zösische Kolonisten begannen sofort die Bebauung von St.
is oder Neu-Karthago. Der Missionär Bourgade ging
n mit einem eifrigen Beispiel voran. Ein hinreichendes
s Land wurde der St. Ludwigskapelle als Eigenthum an-
iesen und sofort durch den frommen Priester kultivirt, und
urch der fortdauernde Unterhalt eines Priesters in der neuen
onie gesichert. Auch für einen geeigneten Begräbnißplatz
Bourgade Sorge, um den sterblichen Ueberresten christli-

cher Seesoldaten, deren Schiffe sich oft lange in dem Hafen von Tunis aufhalten müssen, eine geweihte Ruhestätte gewähren zu können. Auf solche Weise blühte auf den Trümmern des alten Karthagos bald eine neue christliche Kolonie empor, deren Seele der Missionär Bourgade war und noch ist. „Nichts entgeht", sagt ein neuer Bericht vom Jahre 1849, „der aufgeklärten Sorgfalt des eifrigen Glaubensboten. St. Louis ist nicht nur ein Ort frommer Erinnerung und des Gebets, sondern auch ein angenehmer Aufenthalt, ein lehrreicher Wallfahrtsort, der glückliche Anfang einer landwirthschaftlichen Kolonie, eine Ruhestätte für verunglückte katholische Seesoldaten, deren Ueberreste in St. Louis eine gastfreundliche Erde, und deren Seelen liebevolle Gebete finden."

Abbé Bourgade hat sich entschlossen, sein ganzes Leben und Streben dieser neuen Schöpfung zu widmen, als Wahlspruch hat er sich gewählt: „Reaedificanda Carthago." Um jedoch diesen Zweck auf eine sichere, nachhaltige Weise zu erreichen, mußte der vorsichtige Missionär sein Augenmerk nicht nur auf die Kolonie in St. Louis, sondern vorzugsweise auch auf Tunis, als dem Sammelplatz der Bevölkerung, richten. Die Zahl der europäischen Bevölkerung in Tunis ist bedeutend, sie steigt auf einige tausend Seelen; diese christliche Bevölkerung entbehrt jeder höhern Bildungsanstalt; auch die zahlreiche jüdische Einwohnerschaft befindet sich in gleichem Falle, und die mahomedanische Bevölkerung hat bis jetzt von der europäischen Civilisation nur die Schattenseite angenommen. Der eifrige Priester entschloß sich daher, in Tunis selbst eine Erziehungsanstalt zu gründen. Statt in lange Unterhandlungen mit den Behörden einzutreten, schritt Bourgade sogleich ans Werk, und eröffnete, im Vertrauen auf Gottes Schutz, mit Hülfe einiger gutgesinnten Christen sofort ein Collegium, dessen Erfolg alle Erwartungen übertrifft. Nicht nur senden die christlichen Eltern ihre Söhne fleißig in das katholische Collegium, sondern selbst Juden und Muselmänner

m die Aufnahme nach. Nachdem solcher Gestalt für ige Wohl gesorgt war, suchte der unermüdliche Glau- auch noch eine Anstalt für das leibliche Wohl der :n Bevölkerung zu gründen. In Tunis herrscht viel und Weh unter der ärmeren Klasse, und diese Klasse die zahlreichere; ein reiches Feld eröffnet sich daher die christliche Liebe. Zur Pflegung desselben berief rnehmende Priester die Damen vom Josephs-Orden ı Barbareskenstaat, und gründete mit deren Hülfe ein)aus, welches bereits die segensreichsten Früchte bringt. iese zwei Anstalten, welche beide den Namen des heil. tragen, hofft der apostolische Missionär einen wichti- :nd zum sichern Ausbau seines christlichen Karthagos ı haben. Gegenwärtig beschäftigt sich Abbé Bourgade ı Studium der arabischen Schriftsteller; mit eisernem durchforscht er die Religionsschriften der Muhameda- d sammelt aus denselben Beweise zusammen, um die durch die Geständnisse ihrer eigenen Religionslehrer von chheit des Islams zu überzeugen. Bereits hat der liche Gründer von Neu-Karthago, wie wir ihn mit ennen dürfen, ein Werk in arabischer Sprache über egenstand vollendet, und man darf mit Grund einen nachhaltigen Erfolg von dessen bevorstehender Veröf- ng erwarten.

wird durch einen Priester der römisch-katholischen gegenwärtig der Grund zum Wiederaufbau einer Stadt welche das alte heidnische Rom mit Feuer und Schwert i Jahrtausenden zerstört hat. Der Heide sprach: a Carthago"; der Christ spricht: „Reaedificanda o"; welcher Spruch ist größer, edler, schöner?

XLII.

Hathumod.

Ein Bild deutscher Vorzeit.

(Fortsetzung.)

Oda, die ihres frommen Wandels und der mil ihrer Wohlthätigkeit wegen von den Sachsen hoch wurde, vergaß den Wunsch ihrer Mutter Aeda nicht. der die Wogen von Welt und Zeit um sie her w wirrer und wüster die Gegenwart sich zeigte, und je ser und unheilschwangerer die Zukunft herein drohte: mehr mußte das Verlangen in ihrem frommen, mi Herzen wachsen, ihren Töchtern und Enkelinen ein Friedensstätte zu gründen, wo sie, in der geweihten E Heiligthums, den Kämpfen und Stürmen der Welt Gott durch ein andächtiges Leben und die Uebung c Tugenden dienen möchten.

Während daher die Länder des christlichen Ab unter dem verderblichen Hader der Fürsten des karol Hauses in trostlosen Wirren innerlich zerrüttet wurde rend vom Norden alljährlich die räuberischen Seek Nord- und Ostsee, die Norweger, die Dänen u nische Sachsen, vom Süden die Sarazenen und I

ndernd und verheerend über das zwieträchtige Frankreich einbrachen; während längst der ganzen deutschen Ostgränze dwig der Deutsche und seine Söhne Jahr für Jahr te Kämpfe voll blutigen Wechsels mit den slavischen ämmen: mit den Obobriten, den Böhmen, den Mäh-, den Sorben zu bestehen hatten; während die Bulga- die Angriffe dieser Slaven noch verstärkten, und die wil- ungarischen Reiterhorden, die furchtbare Geisel Zukunft, jeden Fruchtzweig auf dem Acker christlicher Ge- ung niederzusäbeln und niederzubrennen und unter den Hufen r Rosse zu zerstampfen drohten: lag Oda ihrem Gemahl, Herzog, mit sanften Bitten an, mit reichlicher Hand Al- sen zu spenden und einen Theil seiner zeitlichen Güter um igen Lohnes willen Gott zum Opfer zu bringen.

Liudolf hatte wohl Ursache, der Vorsehung dankbar zu . Sie hatte in allen den Stürmen und Kriegsnöthen der seine Tapferkeit geschützt und mit siegreichem Ruhme ge- . An zeitlichen Gütern und Ehren reich gesegnet, hatte er an Macht über seine Vorfahren und Alle seines Stammes ben; ein blühendes, hoffnungsreiches Geschlecht von Söh- und Töchtern wuchs an seiner Seite auf, einer noch größe- Zukunft entgegen.

War sein Herz darum froh und dankerfüllt, so war es ein anderer Gedanke, der den Geist des tapfern Sachsen- bewegte, wie er dieß ausdrücklich bezeugte, die Erwä- nämlich: daß der Mensch von allen diesen Herrlichkeiten mit hinüber nimmt, und der armen Seele nach dem Tode anderen Güter und Schätze bleiben, als die Tugenden, gewonnen, die Opfer, die sie gebracht, und die guten , die sie hienieden verrichtet.

Auch manche seines Geschlechtes waren ihm mit dem Bei- le milder Stiftungen vorausgegangen, oder hatten sich dem nste der Kirche gewidmet. Seine Mutter, die heil. Ida, e das Kloster Hertfeld gegründet; die Stiftung von Cor-



thum ein Gotteshaus in seiner sächsischen Heimath

Es sollte eine Opfergabe zur Sühnung sei
seyn, und als ein ewiges Denkmal seiner Dan
Andacht unter den kommenden Geschlechtern sich e
zugleich den Töchtern und Enkelinen seines Hause
Standesgenossen, die sich dem Dienste Christi wid
zur Zufluchtstätte in den Wirren und Nöthen des
nen. Ein Chor gottgeweihter Jungfrauen sollte h
die Welt draußen sich in eigensüchtigem Hader u
schen Kriegen zerfleischte, Tag und Nacht Gott lob
Herrlichkeit preisen, seiner Güte danken, und sei
zigkeit und seinen Segen für die Lebenden und T
für die Christenheit und für ihn und sein Haus
Zeiten anrufen.

In dieser Absicht sah er sich nach einem gee
zur Ausführung seines frommen Werkes um.

---

*) Beide Brüder waren bekanntlich Aebte in Alt-Cor
ens an der Somme, einer Stiftung des merowin
Clothar und der Königin Balthechildis, und
westphälische Kloster nach dem Muster dieses frä

Nun fließt in dem niedersächsischen Lande jenseits der ·eser und westlich vom Brocken ein bescheidenes Wässer-n, das heißt die Gande. Es rinnt meist trüben Laufes, e die Bäche der Niederung, zwischen den waldigen Ausläu-n des Harzes, von Norden nach Süden hinab in die ·ine; mit der Leine fließt es dann weiter sanften Schrittes an annover vorüber in die Aller, und mit dieser bei Ver-n in die Weser. Unweit nun von der Stelle, wo dieses Bande-Water" in die Leine fällt, ohngefähr zwei Meilen n Eimbeck, sieben von Braunschweig und in geringer tfernung von der alten Heerstraße, die von Hamburg über annover längst der Leine nach Göttingen, und über assel nach Frankfurt am Main führt, liegt heut zu Tage f dem rechten Ufer der Gande ein kleines Städtchen mit ner Stiftskirche, und dem uralten weiland kaiserlichen freien tlichen Reichsstifte Gandersheim. Eine Stunde das ässerlein höher hinauf und jenseits auf dem linken Ufer liegt s Kirchdorf Alten-Gandersheim.

Das Städtchen, das seinen Ursprung dem Stifte ver-nkt, bei dem es zu Lehen ging, gilt für das älteste, oder nes der ältesten jenseits der Weser, in diesem äußersten heile von Sachsen. Das Stift, dem heil. Johannes dem Täufer, und den Päpsten St. Anastasius und Inno-cenz geweiht, dem einst Töchter von Kaisern und Königen vorstanden, hat viele Jahrhunderte hindurch in hohem Ansehen blüht. Dreißig adeliche Geschlechter waren seine Vasallen; e Könige von Preußen, die Churfürsten von Hannover, e Fürsten von Braunschweig gingen bei ihm zu Lehen; nd seine gefürstete Aebtissin, mit ihrer Genossenschaft unmit-bar unter Rom stehend, hatte als Mitglied der rheinischen ank Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstage.

Jetzt aber ist es öde auf den Straßen des Städtchens, und in n Mauern des Klosters ist der Horengesang der Nonnen längst rstummt. Die Reformation, die sich des reichen Vermächt-sses alter Frömmigkeit mit Gewalt bemächtigte, hat es erst

in ein protestantisches Damenstift umgewandelt, und ihre
ben, die Fürsten und „der Staat“ haben es dann aus
lassen, und more solito seine Pfründen eingezogen.

Die Landschaft, die das Stift umgibt, trägt den nör
Charakter: kein sonniges Paradies, wo Milch und Honig
der Winter lang, der Sommer kurz; die Luft rauh, di
kalt und feucht und salpeterhaltig, doch nicht unfruchtba
steinerungen von Pflanzen und Thieren, Ammonshörner
muscheln, und Gerippe, Zähne und Hörner von Fisch
Thieren der Urzeit, von Wallfischen und Meerthieren,
gen großer urweltlicher Katastrophen, werden hier nicht
gefunden *).

In dieser Gegend, die heute zum Herzogthum Braun-schweig gehört, war es, wo ein Theil der Besitzungen Liu-dolf's und Oda's lagen, und noch Jahrhunderte nachher erinnerten Namen, wie Liudolfsheim und Liudolfsfeld, die hier in den Urkunden vorkommen, an den alten Besitz.

Von der heutigen Stadt stand aber damals nichts;
war hier auf der rechten Seite der Gande um und um
Wiese und Wald, und in dessen Mitte stand eine klei
Schweige, wo Liudolfs Hirten wohnten. Vor dem heuti-gen Georgenthor aber, dort, wo jenseits der Gande auf dem Gottesacker später die Georgenkirche gebaut wurde, stand, der alten Ueberlieferung nach **), eine Kapelle, und nahe bei, durch einen bedeckten Gang mit ihr verbunden, eine Burg Liudolfs.

Eine halbe Stunde die Gande weiter aufwärts, halben Wegs gen Alten-Gandersheim zu, und wie dieses auf

*) Harenbergii historia ecclesiae Gandershemensis diplomatica 37. 43.

**) H. Bodonis syntagma de constructione coenobii Gandesiani bei Meibom Scriptores rerum Germ. II, 482. Dieser Bodo war Mönch des von Gandersheim abhängenden Benediktiner Klosters Klus, lebte zur Reformationszeit, und hat uns manche schätzbare Nachrichten aufbewahrt.

Seite des Wassers dort auf einem beschränkten, rings
igen, unten von der Gande bespülten Felsen, der gen
vorspringt, wo noch heute das ehemalige Klösterlein
Hausen steht, erhob sich schon damals Brunesteseine der ältesten Kirche des Sachsenlandes. Karl
oße und Ludwig der Fromme hatten diese Kirche
klösterliche Genossenschaft gegründet; die Eltern und
dten Liudolfs, in dessen Besitzungen die Kirche lag,
dieselbe ohne Zweifel, von den beiden Kaisern hiebei
kt, mit ihren Schankungen begabt, und Liudolf war
Kirmvogt *).

Allein die Stiftung dieses Klosters hatte keinen rechten
ng gehabt; die Kirche war nur ein beschränktes Besitz.
Liudolf wurde also Willens, diese ältere Stiftung durch
Schankungen zu erweitern und in Blüthe zu bringen.

Hier also war es, wo er zuerst eine kleine Anzahl von
rauen unter der Regel St. Benedicts vereinigte, und
ues Kloster zu bauen anfing; und zwar weihte er es zu
St. Johannis, des Vorläufers des Herren,
n Aeda so große Andacht getragen, und St. Ste-
s des ersten Blutzeugen.

Allein es genügte Liudolf nicht, seine Stiftung mit milder
zu begaben, er wollte ihr auch noch andere Wohlthaten
en, und ihr Schicksal für die Zukunft in jeder Weise
. Er besprach sich hierüber mit Altfrid, der auch
als Bischof von Hildesheim, Hathumod zur Aeb-
weihte, und beschloß auf dessen Rath, mit seiner Gemah-
um Besten seines Klosters, eine Wallfahrt nach Rom zu

---

*) Diese Data über die alte Kirche und das alte Kloster ergeben sich aus der ersten Stiftungsurkunde Herzog Liudolfs, die Harenberg Seite 47 und Leuckfeld in seinen Antiquitates Gandershei-menses Seite 22 mittheilt. Vergl. Wedekind Noten zu einigen Geschichtschreibern I, 161.

den heiligen Gräbern der Apostelfürsten Petrus und Pa
und dem Oberhaupte der Kirche anzutreten.

Solche Bittfahrten nach dem Mittelpunkte der katho
Christenheit, auch von Fürsten, waren in diesen Zeiten
Seltenes. War ja doch auch Karl der Große m
nach Rom gegangen, dort seine Andacht an den
Stätten zu verrichten (orandi causa *), und einige
nach Liudolf (855) trat der angelsächsische
Aethelwulf mit seinem Sohne Aelfred eine ähnlich
nach der heiligen Stadt an, die seinem Volke die
bensboten gesandt, und an' deren Name sich so viele
große Erinnerungen knüpften. Während der Zauber alt
Ruhmes und alter Größe noch immer auf den riesigen Trü
mern der gefallenen, weltbeherrschenden Kaiserstadt ruhte,
das Christenthum den Stuhl der Stellvertreter Christi, bei
Gräbern der Apostel, auf der heiligen Erde, die das Blut
Märtyrer in Purpur geröthet, mit einer heiligeren Weihe
geben. Ihre Basiliken aus den Trümmern der alten Hei
tempel und Paläste erbaut, und glänzend von Marmor
Gold und Mosaiken, waren noch immer das Prachtvoll

**) Der Poeta Saxo, der zu Arnulfs Zeit dichtete, und von dessen Ge
sich nur eine Handschrift in dem Gandersheim benachbarten Kl
Lamspring erhalten hat, und von dem Pertz vermuthet, daß er e
falls kein anderer, als der Bruder der Hathumod, Agius,
rühmt diese Liebe und Verehrung Karls des Großen für Rom
drücklich V. 507:

Pracque locis sanctis aliis specialiter ejus
 Menti Romanae sedis inhaesit amor;
Nam sanctum vencrans Petrum qui claviger extat
 Caeli, quique chori primus apostolici
Ejus ad ecclesiam donaria maxima saepe
 Mittens, thesauros contulit innumeros
Atque sui magis in toto nil tempore regni
 Curavit, majus non habuit studium,
Quam sedes Romana suo numine fulta
 Ut veteri pollens nobilitate foret.

ſo das Abendland kannte; die goldene Roma, die ma aurea *), wurde ſie noch immer von den Schriftſtel- n der Zeit genannt. Dieſer ihr irdiſcher Glanz wurde aber ch ihre Heiligkeit als Mittelpunkt der Chriſtenheit, als Sitz s Schlüſſelhalters **) und gnadenreiche Grabſtätte ſo vieler ärtyrer und Heiligen verdunkelt. Darum zog auch damals, durch das ganze Mittelalter hindurch, eine ſo tiefe Sehn- t den Norden über die ſchneebedeckten Alpen nach der wun- ren Stadt der ſieben Hügel an der Tiber hin, die vor n andern Städten des Erdkreiſes als die herrlichſte geprie- und mit Ehrfurcht gegrüßt ward, wie der ſchon zu Liu- s Zeit geſungene Hymnus bezeugt:

O Roma nobilis, orbis et domina,
Cunctarum urbium excellentissima,
Roseo martyrum sanguine rubea,
Albis et virginum liliis candida!
Salutem dicimus tibi per omnia,
Te benedicimus, salve per saecula. ***)

Von Rom hatten die deutſchen Glaubensboten ihre Miſ- n erhalten †); mit ihm ſtanden ſie fortdauernd nach dem

---

*) So in dem Panegyricus Berengarii V. 184. Pertz Mon. VI.

**) Der Dichter des Panegyricus Berengarii bringt ihm V. 184 alſo ſeine Huldigung dar:

Limina, qui reserat castis rutilantia, Petro,

und Roswitha ſagt in ihrem Gedichte von der Gründung von Gandersheim:

Qui caput ecclesiae toto dominaris in orbe.

***) Niebuhr hat bekanntlich dieſen Hymnus aus einer Handſchrift des 10. Jahrhunderts im Rheiniſchen Muſeum III, 7. herausgegeben, der berühmte Kapellmeiſter der Sixtina Baini indeſſen glaubt, daß die ihn begleitende uralte muſikaliſche Notation noch über das ſiebente Jahrhundert hinauf geht. Siehe Ed. du Meril Poésies Latines 259 in der Note 5. Er wird noch heute in der Peters- kirche geſungen. Paleſtrina hat ihn componirt.

†) Auch der Kölner Dom war urſprünglich eine St. Peterskirche, denn

Vorgange des heil. Bonifaz in innigster Verbindung Bekehrung zur katholischen Kirche unter dem römischen hirten verdankten die Franken mit ihren merowingi Fürsten die schnelle Ausbreitung ihrer Macht; an den chen Bund mit Rom zum Schutz der Kirche, zur Ausb des Glaubens, war die Erhebung des karolingischen geknüpft gewesen; Pippin schon hatte an die Stelle der licanischen Liturgie, der innigeren Gemeinsamkeit die römische in seinen Ländern eingeführt; Karl der

---

wie in den Colonien des heidnischen Roms überall in Mitte der Städte Capitole erstanden nach dem Vorbild des römischen (heißt noch heute eine Kirche Sta. Maria vom Capitol), so sich in der christlichen Zeit, wo die neuen Glaubensboten dem Evangelium gewonnen, St. Peterskirchen. Daher das Annolied, indem es das heidnische und christliche gleicht: „St. Peter, der heilige Bote, überwand den Teufel und richtete dort auf des heiligen Kreuzes Zeichen, und bannen drei heilige Männer nach Franken das Evangelium digen:

Dû gewunnen si da ci Vranki
ci Godis dienesti vili manigin man
Mit beizzirimo wige
dan si Cesar gewanne wilen.
Si lerten si wider sunde vehtin,
daz si ci godi werin gude knechte.

Das heißt: „Da gewannen (die heiligen Sendboten) in Fr Gottes Dienst gar manchen Mann in einem bessern Kamp jener, in dem einst Cäsar seine Siege (mit seinen fränkischen männern) gewonnen; sie lehrten sie wider die Sünde fechten sie Gottes gute Diener wurden." Eine Inschrift auf ein Mosaik in der Peterskirche zu Rom, welche Innocenz III. oder erneuerte, spricht diese universelle Bedeutung also aus:

Summa Petri sedes haec est sacra principis aedes:
Mater cunctarum, decor ac decus ecclesiarum.
Devotus Christo, qui templo servit in isto
Flores virtutis capiet fructusque salutis.

iesem Wege weiter gefolgt; daher denn auch die Erschei-
, daß weitaus die meisten Kirchen, die in diesen Jahr-
rten in dem weiten Frankenreiche erbaut wurden, von
Stiftern, aus Ehrfurcht gegen den Apostelfürsten und
Nachfolger im Mittelpunkte der katholischen Christenheit,
hre St. Peters geweiht wurden.

In diese Quelle und Mitte des katholischen Lebens wollte
aher auch Liudolf für seine sächsische Stiftung wenden.
Begleitet von seiner Gemahlin wollte er dort an den gna-
chen heiligen Stätten mit bußfertigem Geiste seine Andacht
hten; dem Stellvertreter Christi, dem heiligen Vater, seine
acht bezeugen, Geschenke seiner Huldigung ihm darbrin-
für sich und sein Haus den Segen desselben erbitten, und
ine Stiftung an der Gande die Bestätigung des heili-
Stuhles, die Aufnahme in dessen unmittelbare Obhut und
ewährung von Reliquien verehrter Heiligen, als Fürbit-
und Schirmherren seines Klosters.

Wie Manches ihn auch in diesen stürmischen Zeiten da-
fesseln mochte, er ließ sich von der Ausführung dieses
ses nicht abhalten, da es seiner Seele Heil und die
Gottes galt:

„Denn, wie viel bedrängt von Weltsorg hundertfach
Der zu entschlagen ihm die Macht gebrach,
Zog er doch nach Rom, damit ihn lösen dort
Möchte der, in dessen Hand der Lösung Hort." *)

Die junge Hathumod, von der die Eltern wünschten, daß
st an die Spitze ihrer Stiftung treten möchte, hatten sie
rer Abreise zur Erziehung in das Kloster Herford ge-
, das unter der Leitung von Liudolfs Schwester, der
in Adela, in hoher Achtung stand, und in Frömmig-
n heiliger Zucht und allen Tugenden christlichen Sinnes

Agius in dialogo de obitu Hathumodae. V. 547.

Von seinem König und Herrn, Ludwig dem Deut-
schen, erbat er sich nun Urlaub. Der Karolinger mochte es
ihm gern bewilligen, da es ja die Förderung einer kirchli-
chen Stiftung galt, die sein Vater und Großvater begonnen.
Ludwig gab ihm darum auch ein empfehlendes Schreiben an
den Papst mit; von Ludwigs Bruder, dem Kaiser Lothar I.,
erhielt Liudolf ein ähnliches, worin beide Fürsten den heiligen
Vater, es war Sergius II., baten, den Bitten des Grafen
Liudolf zu willfahren, und dem Kloster an der Gande, als
Unterpfande des Segens, Reliquien von Heiligen gewähren zu
wollen.

So traten denn Liudolf und Oda im Jahre 844*),
also ein Jahr, nachdem der Vertrag von Verdün den innern
Reichsfrieden wenigstens äußerlich hergestellt, begleitet von ei-
nem stattlichen Gefolge, ihre Wallfahrt aus der nordischen
Heimath, durch die deutschen Gaue über die hohen Alpen nach
der heiligen Stadt der Apostelfürsten an.

Sergius empfing sie, die ihn knieend begrüßten, ehrenvoll
und mit zuvorkommender, väterlicher Freundlichkeit; er hörte
mit Wohlgefallen ihr Gesuch; er lobte ihren andächtigen Ei-
fer und schenkte ihnen für ihr Kloster die Gebeine zweier hei-
ligen Päpste, Anastasius und Innocenz, unter der Be-

---

*) So hat Harenberg das Jahr aus der zweiten Stiftungsurkunde Liudolfs, die ihm im Original vorlag, gelesen. Die Urkunde wurde von einem Späteren mit Tinte fehlerhaft aufgefrischt, und dabei die unrichtige Jahrzahl 853 hineingesetzt, die mit den Regierungsjahren Sergius II. (844—847) nicht stimmt, und darum [illegible]ger Weise der Urkunde den Verdacht der Unächtheit zugezogen, während die wahre ursprüngliche Jahrzahl 844 sich unter den aufgefrischten Zügen erkennen läßt. Ein Beispiel, wie vorsichtig die Kritik in ihren Verdammungsurtheilen seyn sollte, und wie die ächtesten Denkmäler unserer Vorzeit auf die verschiedenste Weise in den Verdacht der Unächtheit kommen können. Siehe Harenberg hist. eccles. Gandersh. p. 46, 60. Und Wedekind Noten zu einigen Geschichtschreibern. I, 159.

[illegible]

[illegible] seinen [illegible] und [illegible] die „Candelabra [illegible] et [illegible] et [illegible] plurima“, und [illegible] Kirche [illegible] und [illegible] bei Wolfenbüttel [illegible], alles seine [illegible] Eigenthum [illegible]. [illegible] die [illegible] nicht [illegible], alle [illegible], sagt er, sollen [illegible]. [illegible] beginnt er denn die Stiftungsurkunde, wie die zweite, mit dem gleichen der Schrift: „Der Preis der Seele ist des Menschen Schatz — Pretium animae viri divitiae ejus“, und [illegible] der zweiten fort: „Darum habe ich, durch göttliche [illegible] aufgemahnt und durch das Zureden meiner [illegible] [illegible] Oda bewogen, zu Ehren des Welterlösers [illegible]

[illegible] Worte Liudolfs in seinem ersten Stiftungsbriefe lauten [illegible] [illegible] etiam in continenti duas stolas albas, triginta [illegible] textas, eidem beato Sergio Papo tradidimus, statuentes, [illegible] Abbatissa, quae pro tempore fuerit, eundem [illegible] [illegible] Romanae Ecclesiae in signum libertatis singulis [illegible] persolvat.

Herrn (St. Johannes) und seines ersten [illegible]
phans) ein Jungfrauenkloster zu Brunistaeshusen
angefangen und, nachdem ich ein Schreiben König
erhalten, mich mit meiner genannten Gemahlin im
Heiles 844 zu dem heiligsten Papst Sergius nach
ben." Das waren in seiner eigenen schlichten Sp
Gründe, die ihn zu einer so reichen Schenkung bew

Sein Zweck war jetzt erreicht. Nachdem er sich
Seinen daher dem heiligen Vater befohlen und von
den Segen empfangen, trat er mit den geschenkten
Leibern und anderen Reliquien, nebst einem päpstlichen
das die Stiftung bekräftigte, zufriedenen Herzens die
nach Sachsen an.

Als Liudolf 844 zu Rom in St. Peter an
seine Andacht verrichtete, wo Karl der Große vor vie
zig Jahren zum Kaiser war geweiht worden: da ahnte
nicht, daß seinen Urenkeln, Otto I. (962 2. Febr.),
(967 25. Dec.), Otto III. (996 21. Mai), hier di
Ehre zu Theil werden, und daß Kaiser Otto II.
Grabe St. Peters seine eigene Ruhestätte finden sollt

---

*) In den Grabgewölben der heutigen Peterskirche,
Denkmäler der alten Peterskirche bewahren, befind
das Grabmal Kaiser Otto's II. In der alten Kirch
Kaiser beim Eingange in der Vorhalle, wie Dietmar
seburg ausdrücklich berichtet, der seines Todes und sei
(III, 15.) mit folgenden Worten gedenkt: „Als Kaiser
sein Ende nahe fühlte, theilte er seine ganze Baarsch
Theile, von denen er einen den Kirchen, einen andern
einen dritten seiner geliebten Schwester Mathilde,
eine andächtige Magd Christi Aebtissin in Quedlin
und einen vierten endlich seinen trauernden Dienst
leuten schenkte. Nachdem er darauf vor dem Papste
Mitbischöfen desselben und in Gegenwart vieler Priester
scher Sprache gebeichtet und von ihnen die ersehnte
erlangt hatte, verschied er am 7ten December, und wa

n Nach Sachsen heimgekehrt wurden Liudolf und Oda m der klösterlichen Genossenschaft auf dem Felsen, in der len Waldeinsamkeit an der Gande, mit Jubel empfangen. ie heiligen Gebeine setzten sie hier in der Kirche bei. Das denken aber an diese Wallfahrt des Sachsenfürsten hat sich ch lange erhalten, und es gedenken ihrer die Geschichtschrei- er und Dichter der spätern Jahrhunderte, so wie die Di- me der Kaiser und Könige, die das Kloster, welches die gebrachten Reliquien bewahrte, durch ihre Schankungen ten.

r Die Ereignisse der nächsten Jahre nach der Heimkehr Liu- s waren meist wenig erfreulicher Art, reich an Elend und th und mancherlei Gefahr. Gleich im folgenden Jahre, 845, de das Frankenreich wieder von einer großen Bedrängniß ngesucht. Der Winter war sehr hart; noch härter aber Kriegsunwetter. Ein nordmännischer Wikingszug von dert und zwanzig Schiffen fuhr im März die Seine auf- rts; rechts und links Alles plündernd, bemächtigte er sich Stadt Paris. Der sieglose Karl der Kahle, der nichts en sie vermochte, mußte ihren Abzug mit siebentausend Pfun- t erkaufen; aus der Seine zurückkehrend, verwüsteten und plün- rten sie ringsum die Seeküste und brannten Alles nieder. Ein derer weit zahlreicherer Zug dieser abenteuernden Länderplün-

---

wo der östliche Eingang zur Vorhalle der Kirche St. Peters allen Gläubigen offen steht, und wo unser Herr Christus in dem trefflichen Standbilde dargestellt ist, welches alle Vorübergehenden segnet.“ — Gegenwärtig sind diese Grabgewölbe, die Grotte Vaticane, am Vorabend und am St. Petersfeste den Männern, am Pfingstmontage den Frauen geöffnet, und dann steht Jedem der Zutritt auch zu diesem Denkmale unserer kaiserlichen Vorzeit frei; an diesem Tage habe auch ich Otto's Grab gesehen. Es ist ein einfacher Steinsarg, der die Aufschrift führt: OTTO SECUNDUS IMPERATOR AUGUSTUS. Der schöne Porphyr, der den alten Sarg deckte, wurde 1694 von Fontana in ein Taufbecken für das Baptisterium von St. Peter umgewandelt.

derer, geführt von dem Könige Oricus, segelte mit sechshun-
dert Schiffen die Elbe hinauf, um rings die deutschen Gei
König Ludwigs zu plünderen. Das Sachsenheer aber t
ihnen in den Weg, es kam zur Schlacht und die Nordman
wurden mit Gottes Beistand geschlagen. Und so wirksam i
diese Niederlage, die sie von den deutschen Waffen erlitten, l
sie auf eine Reihe von Jahren hin Ludwigs deutsches R
verschonten, und ihre Raubzüge westlich auf die Länder
thars und Karls beschränkten. Erst 858 gedenken die Ja
bücher wieder eines Einfalls der Dänen in Sachsen,
zurückgeschlagen wurde*). Zum Uebermaß des Unglücks w
das Reich Karls in diesem Jahre auch von einer schrecklich
Hungersnoth heimgesucht, die viele Tausende hinraffte.

Auch im folgenden Jahre 846 herrschte den ganzen W
ter über bis in den Mai der schneidendste Nordwind, der
Saaten und Weinstöcken den größten Schaden that. In N
frankreich griffen die Wölfe die Menschen mit der grö
Kühnheit an; in Aquitanien zogen die hungrigen Bestien s
in Haufen von drei Hunderten, und packten und zerrissen, v
sich ihnen zu widersetzen wagte.

Und während Mitteleuropa so unter Krieg und Hun
litt, fuhren jenseits der Alpen die Sarazenen und M
ren die Tiber hinauf, verwüsteten die Peterskirche, schle
ten sammt dem Altare, der über dem Grabe des Apostels e
gerichtet stand, allen Schmuck, alle Schätze der Kirche v
dannen, und vernichteten einige der Herzoge Lothars,
einen Angriff auf sie unternahmen. Ein Theil der Unglä
gen machte sich nun auch über die Kirche St. Pauls h
allein die Männer aus der Campagna überfielen die Räu
und schlugen sie nieder**).

Kein Wunder, wenn in so unglücklichen Tagen die M

*) Prudentii Trecens. Ann. ann. 858.
**) Ibid. ann. 846.

ng vielfach Glauben fand, der jüngste Tag und das Ende
: Welt stehe vor der Thüre. „Um diese Zeit", berichtet da-
: Ruodolf von Fulda zum Jahre 847, „kam ein Weib Na-
ns Thiota, eine falsche Prophetin, die schon Bischof Sa-
nons Diöcese (Constanz) mit ihren Wahrsagereien in keine
:inge Verwirrung gebracht hatte, nach Mainz. Sie gab
mlich vor, der Tag des Unterganges der Welt und andere
nge, die allein der Kenntniß des Allwissenden vorbehalten
d, sei ihr von Gott offenbart, und verkündete sohin, in die-
: Jahre (847) stehe der jüngste Tag bevor. Von Schrecken
riffen, kamen daher viele aus dem Volke beiderlei Geschlechts
ihr, und brachten ihr Geschenke und empfahlen sich ihren
beten; und was noch trauriger ist, viele des geistlichen Standes
ten die Lehre der Kirche bei Seite und folgten ihr wie einer
en vom Himmel geschickten Lehrmeisterin. Diese wurde nun
St. Alban" (in Mainz) „den Bischöfen vorgeführt und
gfältig über ihre Aussagen vernommen, und da gestand sie
n, ein Priester habe ihr das eingegeben und sie es Gewin-
halber weiter verkündet. Sie wurde daher nach dem Ur-
ile der Synode öffentlich mit Ruthen gestrichen. Das Pre-
tamt, dessen sie sich im Widerspruche gegen die kirchliche
dnung und unsinniger Weise angemaßt, verlor sie mit
impf, und so hatte ihre Wahrsagerei mit ihrer Schande
Ende." *)

*) Die trefflichen Mainzer, scheint es, wurden in dieser Zeit be-
sonderer Aufmerksamkeit von den falschen Propheten gewürdigt. Ein
lateinisches, volksmäßig gedichtetes Lied erzählt in scherzhafter Weise
ein ähnliches Abenteuer, wie das dieser Schwäbin Thiota, wel-
ches sich dort unter dem Bischof Heriger (912—926) mit einem
anderen aufschneiderischen Propheten begeben. Ein Dante lange
vor Dante, gab dieser Hellseher vor, daß er in der Verzuckung
die waldbedeckten Nachtthale der Hölle geschaut; dann sei er in den
Himmelstempel hinan gehoben worden; dort habe er Christus in
aller Lust und Fröhlichkeit beim himmlischen Mahle geschaut, und
St. Johannes der Täufer ihm den Wein im Pokale hingereicht. Als

In den nächstfolgenden Jahren wechseln die Nachrichten zwischen Siegen und Niederlagen, welche König Ludwig und seine Dienstleute in den harten Kämpfen gegen die Slaven erfochten oder erlitten.

Ganz besonders hart aber war wieder das Jahr 850. Eine entsetzliche Hungersnoth suchte damals, es sind nun gerade tausend Jahre, das unglückliche Deutschland heim. Hören wir die Züge, welche aus diesem Schreckensjahr uns ein Augenzeuge aufbewahrt hat, einer der angesehensten Schriftsteller und Lehrer seiner Zeit, ausgezeichnet durch Wissenschaft und Kunst, derselbe Ruodolf, Mönch von Fulda und Schüler des Abtes Rhabanus, den wir oben schon angeführt. Er genoß das Vertrauen König Ludwigs, der auch seinen Predigten beizuwohnen pflegte *).

---

er nun aber auf die Frage des Erzbischofes, wo er selbst gesessen und was ihm von dem Mahle zu Theil geworden, sich rühmte, gleich dem landfahrenden Schwaben des Volksmärleins, dem himmlischen Koch das „Leberlein" gestohlen zu haben: da wurde ihm für den Diebstahl derselbe Lohn zu Theil, wie Thieta für ihre Prophezeihungen:

Heriger illum jussit ad palum
Loris ligari scopisque caedi.

Während daher Andere für Vergehen und Sünden, die sie hier begangen, jenseits ihre Strafe zu erwarten haben, empfing dieser Prophet ausnahmsweise dießseits seine Strafe für das jenseits gestohlene „Leberlein." Auch gegenwärtig fehlt es zu Mainz nicht an falschen Propheten. Juden, Deutschkatholiken und rothe Demokraten spielen nun diese Rolle, jedoch mit geringerer Gefahr für ihren Rücken, in der Stadt des Rhabanus und Willegis. Das alte Lied von Heriger hat Grimm zuerst aus einer Cambridger Handschrift, durch Kambles Vermittelung, mitgetheilt in den: Lateinischen Gedichten des zehnten und eilften Jahrhunderts, herausgegeben von J. Grimm und Andr. Schmeller, S. 337, und nach ihm E. du Meril Poés. Lat. S. 298.

*) Pertz Mon. I, 338. Die Annalen von Fulda sagen von [illegible] unter dem Jahre 865: Fuldensis coenobii presbyter et monachus, qui apud totius pene Germanie partes doctor egregius et

„Die härteste Hungersnoth“, so erzählt er, „erdrückte im Jahre 850 die Völker Deutschlands, ganz besonders aber die Anwohner des Rheines. Erbischof Rhabanus von Mainz hielt sich damals auf einem Maierhof seines Sprengels, Namens Winkel, auf. Dort empfing er die Armen, die aus verschiedenen Gegenden herzuströmten; mehr als dreihundert unterstützte er täglich mit Lebensmitteln, die ungerechnet, die ihr bleibendes Unterkommen bei ihm hatten. Es kam aber da unter anderen auch ein Weib, fast von Hunger aufgezehrt, mit ihrem kleinen Knäblein herzugewankt, um auch einige Labung zu empfangen; allein ehe sie noch die Schwelle überschritten, fiel sie aus übergroßer Entkräftung nieder und hauchte ihren Geist aus. Das Kind aber, das die Brust der todten Mutter, als ob sie noch lebte, anfaßte und herauszog und zu trinken versuchte, machte Viele, die es sahen, seufzen und weinen. In diesen Tagen reiste auch einer von Grabfeldon" (dem Gau, in welchem das Kloster Fulda liegt) „mit seinem Weib und seinem kleinen Söhnlein nach Thüringen. Um dem drückenden Mangel zu begegnen, redete er in einem Walde, wo er sich niedersetzte, sein Weib also an: „„Ist es nicht besser, daß wir diesen Knaben tödten und sein Fleisch essen, als daß wir Alle Hungers sterben?““ Wohl widersprach sie ihm, doch keine solche Unthat zu begehen; allein vom Hunger überwältigt, riß er ihr dennoch das Kind aus ihren mütterlichen Armen. Und er hätte in der That seinen Willen erfüllt, wäre ihm die Barmherzigkeit Gottes nicht zuvorgekommen. Denn wie derselbe später in Thüringen es gar Vielen erzählt hat: als er eben sein Schwert entblößt hatte, um den Knaben zu schlachten und noch einen Augenblick schwankend mit dem Todesstreich einhielt, sah er in der Ferne zwei Wölfe über einer Hirschkuh stehen und ihr Fleisch zerreißen. Seines Söhnleins schonend, eilte er augenblicklich zu dem todten Thiere, jagte die

insignis floruit historiographus et poeta, atque omnium artium nobilissimus auctor habebatur.

Wölfe von dannen, nahm von dem angebissenen Fleisch u
kehrte mit dem lebendigen Knaben zu seinem Weibe zuri
Denn vorhin, da er das Kind den Händen der Mutter ent
war er ein wenig auf die Seite gegangen, damit sie ihr f
bendes Kind nicht sehen oder hören möchte. Als sie ih
Mann aber kommen sah mit den rohen blutigen Fleischst
glaubte sie, ihr Kind sei todt, und stürzte fast entseelt rückli
zur Erde nieder. Er aber trat hinzu, tröstete sie, richtete
auf und zeigte ihr das lebendige Knäblein. Da athmete
wieder auf und dankte Gott, daß seine Gnade ihr das K
wieder geschenkt, und auch er nicht minder, weil ihn G
von der Schuld der Ermordung seines Kindes gnädig bewa
hatte. Und beide erquickten sich an dem Fleisch, mochten a
die Jagdgesetze immerhin diesen Genuß verbieten" *).

Während dieses Kriegsgetümmels und dieser schwe
Drangsale wuchs Hathumod, wie eine Blume wohlgel
gen in Waldes Stille, heran in der Abgeschiedenheit d
Klosters Herford, in Mitte der Schwestern, unter der l
tung ihrer Tante. Ihr für alles Hohe und Schöne so e
pfängliches frommes Gemüth, ihr wißbegieriger, eindringen
klarer Geist ließen die Zeit nicht ungenützt. „Mit den Ja
ren", sagt Agius, „wuchs auch die Frömmigkeit ihrer S
ten, und von Tag zu Tag erglänzte sie heller im Lichte ih
Tugenden, und wie sie an Alter zunahm, so wuchs sie a
an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen." E
war, wie sie nachmal oft erzählte, eine glückliche Zeit, die
hier verlebte. Ihre selbstsuchtlose, hingebende Liebe mußte i
jedes Herz gewinnen, und während ihre Demuth die Tuge
jeder Schwester bewunderte und sich dieselbe zum Muster nah
gab sie selbst, nach den Kräften ihres kindlichen Alters, all
das beste Beispiel in allem Guten **). Und auch später wo

*) Ruodolfi Fuld. Annal. ann. 850. Pertz Mon. I, 565.

**) Bonorum omnium quantum in ipsa aetate potuit, caec
exemplum. Agius in vita Hathum. 2.

als sie selbst ihrem Kloster als Aebtissin vorstand, sehnte sie sich mit wehmüthiger Liebe hierhin zurück.

Es machte ihr Freude, mit ihren Vertrauteren von dieser Zeit ihrer Kindheit und dem geliebten Kloster Herford zu sprechen. Alle seine Schwestern standen ihr noch lebendig vor der Seele; ihr Antlitz, die Mienen, ihr ganzes Wesen waren ihr gegenwärtig; und da rühmte sie ihnen jede gute Seite einer jeden Einzelnen, die Sanftmuth der Einen, die Demuth der Andern, und wie diese sich durch Geduld, jene durch Gehorsam ausgezeichnet; bewunderte an der Einen die Wohlthätigkeit, an der Andern die Enthaltsamkeit; von allen aber insgesammt pries sie ihnen die Bescheidenheit, die Frömmigkeit und Züchtigkeit. „Ueberhaupt", sagt Agius, „ist es kaum mit Worten zu sagen, mit welcher innigen Liebe sie später an diesem Orte hing, und welcher großen Verehrung sie ihn werth hielt."

Bei dieser Gesinnung konnte sie kein Verlangen empfinden, den stillen Frieden ihrer Seele mit dem Kriegsgetümmel und dem wilden Treiben der Welt zu vertauschen, wie glänzend auch immerhin die Stellung ihrer Eltern am Hoflager des Königs und in ihrem Heimathlande seyn mochte. „Sie zog", so lauten die Worte des Agius, „den Dienst Christi allem Prunke der Welt vor, den himmlischen Bräutigam dem irdischen, die Genossenschaft der Mägde des Herrn den glänzenden Schlößern ihrer Eltern", und so nahm sie, den Jahren nach noch ein Kind, „aber reiferen Geistes im zarten Körper" *), mit ihrer Eltern Bewilligung den Schleier.

Allein es war ihr nicht vergönnt, länger hier bei ihren Mitschwestern zu bleiben; der Wunsch ihrer Eltern rief sie alsbald nach dem neuen Kloster an der Gande, wie schwer ihr auch der Abschied werden mochte. „Glücklich wäre ich", sprach

---

*) In tenero quamvis corpore maturiori animo. Agius in vita Hathumodae 2.

sie später als Aebtissin, „wenn ich gewürdigt würde, wieder bei meinen Mitschwestern in Herford unter dem Befehle der Aebtissin zu stehen, noch glücklicher, wenn ich niemal von dort wäre losgerissen worden!"

Von der kleinen Genossenschaft, die Liudolf und Oda für ihr im Bau begriffenes Kloster im Thal der Gande bei der alten Kirche gesammelt, wurde sie alsbald, mit päpstlicher Autorität, zur Aebtissin erwählt, und der Freund ihres Vaters, Bischof Altfrid von Hildesheim, kam, um sie in ihre Würde einzuführen, und ertheilte ihr dazu seinen bischöflichen Segen.

Es geschah dieß im Jahre 852, Hathumod zählte damals erst zwölf Jahre *). So große Jugend war bei Wahlen in jener Zeit nichts Ungewöhnliches. Behielten sich ja doch die Stifter, die nicht selten den größeren Theil ihres Eigenthums zum Opfer brachten, in ihren Urkunden ausdrücklich vor, daß die ersten Plätze den Abkommen ihres Hauses zugesichert seien, wenn dieselben anders die dazu erforderlichen Eigenschaften besäßen **). Hathumod, die diese Ehre sicherlich nicht gesucht,

*) Hathumodam duodecim annos habentem praefato episcopo (Altfrido) in regimen intromittendam assignarunt, anno dominicae incarnationis 852. Thancmari vita Bernwardi 12.

**) Die Urkunde, welche Ludwigs des Deutschen Sohn, Hathumods Schwager, König Ludwig III. der Jüngere, zu Frankfurt 877 ihren Brüdern Brun und Otto ausstellte, und worin er dem Kloster Gandersheim Königsschutz und Immunität verleiht, drückt sich hierüber also aus: „eo videlicet rationis tenore, ut praefatum Monasterium Regio sublevaretur munimine . . . et quamdiu in illorum" (sc. comitum Brun et Ottonis) „progenie aliqua Sanctimonialis femina, *quam vitae religio et sanctarum scripturarum instructio et omnium bonorum morum commendet compositio*, absque alius personae contradictione Sanctimonialibus feminis esset praelata, et si aliter, quod absit eveniret, quod talis in illa progenie inventa non esset, quae praefatis scilicet virtutibus non ornata videretur, caeterae Sanctimoniales feminae dignam Dei servitio, quamcunque vellent, eligere inter illas potestatem

sich vielmehr unter den Gehorsam ihrer Tante nach Her-
rd zurücksehnte, durfte, was ihr an Kraft und Erfahrung
lte, ruhig Gott anheimstellen.

Ihre liebe Mutter dann, mit deren Rath
Sie einmüthig Alles einst im Leben that,

h diese, „der sie wie ein Kind liebkoste, wie eine Magd gehorch-
, stand ihr nicht minder mit Rath und That, mit ihrer Erfah-
ig und Frömmigkeit, stets zur Seite. Auch gingen ihr eine
räposita und eine Dekanin, die der Genossenschaft vor-
nden, zur Hand. Zudem mochte auch ihr frühreifer, lern-
gieriger Geist, der von Kindheit an dem Lesen mit so großem
fer oblag, und der mit klarem, von keiner Hoffart getrübten
ige das Leben einsichtsvoll beobachtete, ihrem Alter voranei-
d, bald der auferlegten Bürde gewachsen werden.

Zwei und zwanzig Jahre hat Hathumod ihren Schwe-
rn als Aebtissin vorgestanden. Mit Liebe hat sie uns Agius
dieser Würde geschildert, und seine Schilderung, wie er sie
t gerührtem Herzen niedergeschrieben, sie ist selbst eine der
önsten Früchte ihres reinen Lebens, das sich in dem Geiste
s Beschreibers abspiegelt. Der warme Liebeshauch ihrer
mmen Seele hat seine schmerzerfüllte Brust durchbrungen,
sich in diesen Worten ergossen.

Wenn der Leser daher so mancher wilden Bluthaten je-
r kampferfüllten eisernen Zeiten gedenkt: dann wird er von
: lieblichen Zartheit und Güte, von dem heiligen Frieden,
n der hingebenden Sanftmuth und Milde, der unschuldvollen

---

haberent. Harenberg Hist. Gand. 64. Leibnitz S. S. II. 372. Leuckfeld. Antiqq. 93. Daß übrigens Vorrechte dieser Art, nachdem der alte religiöse Geist entwichen und die entarteten Enkel das, was die Andacht frommer Väter auf dem Altare zur Ehre Gottes großmüthig geopfert, als ein Mittel zur Befriedigung ihrer üppigen Selbstsucht ansahen, zu manchen Mißbräuchen Veranlassung gaben und zur Verweltlichung und Verderbniß des kirchlichen Lebens beitrugen, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung.

Reinheit und dem hohen Adel dieses Bildes überrascht. Ihm ist's, als sähe er sich aus den Wogen eines brüllenden, wildbewegten, finsteren Meeres plötzlich in eine stille Kapelle versetzt, die sturmgeschützt oben in der Felsenwand steht. Fern in der Tiefe verklingt das dumpfe Brausen des Meeres; kein Laut unterbricht die heilige Stille, von keinem Hauche bewegt brennt das Licht hellen Scheines ruhig vor dem Allerheiligsten. Es ist der Geist Christi, der in dieser Schilderung, im Gegensatze zu dem eigensüchtigen Treiben der Welt, weht; derselbe Geist, der in dem Mittelalter so zahllose Stiftungen frommer, werkthätiger Barmherzigkeit gegründet, und der mitten in den rohesten Parteikämpfen Werke, wie den Dom von Köln und die Nachfolge Christi geschaffen.

Allein während uns die Geschichte das laute Kriegsgetümmel und seine Blutthaten fleißig aufgezeichnet, hat sie nur zu oft das geräuschlose Wirken der aufopfernden Begeisterung und demüthigen Selbstentsagung mit Schweigen übergangen. Die Gründer so vieler Stiftungen, an denen Jahrhunderte ihren Hunger und Kummer gestillt, sind längst vergessen, und über den Baumeister des Kölner Doms schwebt ein ähnliches Dunkel, wie über den Verfasser der Nachfolge Christi. Ja stünde der Kölner Bau nicht handgreiflich vor unsern Augen, die Kritik unserer Zeit, die seines wahren göttlichen Baumeisters, die Christi nicht geschont, würde in ihrer krankhaften Zweifelsucht uns unwiderleglich beweisen, daß in einer so barbarischen Zeit, wie das Mittelalter, nie ein so großartiger, harmonisch gegliederter Bau habe entstehen können.

Wie Hathumod ihre Schwestern an die Tugenden der Jungfrauen von Herford gemahnt hatte, so rief Agius nach ihrem Tode ihr eigenes Bild in seiner Schilderung ihrer Nachfolgerin und den Schwestern von Gandersheim als ein Muster höchster Reinheit und treuester Pflichterfüllung zur Nachahmung vor die Seele: „Damit Ihr", spricht er zu ihnen, „weil Ihr sie nun nicht mehr nach euerem Wunsche leiblich sehen und besitzen könnt, an ihrem Leben ein Bild von ihr habet, und in

Handlungen und Beispielen sie selbst zu besitzen glaubt."
sondere richtet er diese Mahnung der Nachfolge an ihre
ester Gerberga, die der Hathumod als zweite Aeb-
in Amt folgte:

Nun gefordert ist von dir, o heil'ge Frau,
Ihres Sinnes reiner, milder Liebesthau,
Ihrer frommen Zucht ein Abdruck sanft und mild,
Ihrer Tugenden ein wiederbringend Bild,
Ist von Dir gefordert, Sitte streng und rein,
Fromme Rede, fromme Werke, frommes Seyn;
Dieses ist von Dir gefordert durch das Amt,
Das Du führst, wie durch den Stamm, dem Du entstammt.
Ihr, o würd'ge Schwestern, nun von heil'gem Sinn
Ehret sie als Mutter und als Meisterin.

Indessen, wie mich bedünkt, nicht allein Aebtissinnen und
erschwestern können von der Weise, wie diese demüthige
Jfrau ihre klösterliche Genossenschaft vor tausend Jahren
e, etwas lernen, auch andere Regenten, große und kleine,
liche und weltliche, gelehrte und ungelehrte mögen sich, un-
adet ihrer eigenen Vortrefflichkeit, das Eine oder Andere
ihe machen.

Von Einem Geiste beseelt und nur Einem lebend, war sie
von Mund, wie von Werk, und gleich von Werk, wie
Mund; denn sie lehrte, was sie that, und that, was sie
. Es war dasselbe göttliche Licht, welches ihre Seele
te, das aus ihren Gedanken, wie aus ihren Worten und
ken hervorleuchtet.

Streng gegen sich selbst und mild und sanftmüthig mit
Untergebenen, wollte sie nicht bloß eine Vorsteherin
n, sondern ihnen eine Beisteherin und Vorgeherin
liebreiche Mutter in Wahrheit seyn.

Bedenkend, daß sie nicht sowohl eine Würde übernom-
als eine Bürde, untersagte sie Keiner etwas, was sie
elbst erlaubt hätte, gebot sie Keiner etwas, was sie nicht
zuerst erfüllt hätte: indem sie so ihre Untergebenen zum

Thun des Guten mehr durch ihre That und durch ihr Bei-
aufmunterte, als durch Befehle und den Zwang der Z
nöthigte.

Wie sie daher zur Gebetstunde die erste oder unter den
ersten in der Kirche erschien und in dem gemeinsamen Schlaf-
gemach die letzte am Abend nach den Schwestern zu Bett ging
und die erste am Morgen vor ihnen wieder aufstand: so war
sie in all ihrem Thun und Lassen; denn das sah sie, die nicht
ihren Untergebenen mehr geliebt als gefürchtet seyn wollte, als
ihre heilige Pflicht an, wie sie durch den Rang ausgezeichnet
war, so durch das Leben sich hervorzuthun, und wie dem Na-
men nach, so auch durch Pflichterfüllung und Verdienst die
erste zu seyn.

Mit sich selbst fing sie daher auch zuerst an, durch Ent-
sagung und Selbstüberwindung den Leib dem Geist und den
Geist dem göttlichen Willen dienstbar zu machen.

Alles aber, was sie sich auferlegte, was sie sich versagte
und was Andern lästig dünkt und was sie nur mit Beschwerde
zu thun pflegen, das that sie frohen Sinnes und heiteren An-
gesichts, denn die Fülle der ihr innewohnenden Gottesliebe
machte es ihr anmuthig, die Gewohnheit leicht.

Was die heilige Schrift als sündhaft **verbietet**, that
sie nicht allein nicht, sie verabscheute sogar den Gedanken
daran; was dieselbe als nothwendig zum Heile **gebietet**, das
bemühte sie sich nach allen ihren Kräften zu erfüllen; was sie
als unschuldig den Schwächern erlaubt, das versagte sie sich
in freiwilliger Selbstüberwindung; und was sie nicht von Je-
dem fordert, sondern den nach höherer Vollkommenheit streben-
den anräth, das ergriff sie mit glühendem Eifer und erfüllte
es beharrlich.

Wenn die edle Fürstentochter keine weicheren Kleider, son-
dern nur rauhe, nur wollene, ungeschmückte trug; wenn sie
sich des Fleisches ganz enthielt und selbst das nothwendige Ge-
tränk und den Genuß der übrigen Speisen und des Brodes
sich nur sparsam erlaubte, wenn sie sich diese und andere Opfer

willig auferlegte: so galt ihr die leibliche äußere Abtödtung Selbstüberwindung doch nur als ein Mittel und ein Vor- der inneren Entsagung und der heiligen Zucht ihres Gei- . Und wie sie in allem sich gleich war, so war es auch die jungfräuliche Reinheit und Züchtigkeit, die ihrer Seele wohnte, die auch ihr mildes, ernstes Angesicht überstrahlte, sich in jedem Blick, in jedem ihrer Worte ausdrückte, so der Neid der Verleumder beschämt und verstummend vor die Augen niederschlagen mußte.

In ihren Reden war nichts von Keckheit, nichts von Leicht- und Muthwillen. Ein unkeusches Wort, ein unziemlicher sdruck ist nie über ihre Lippen gekommen.

Nie hat Jemand sie zanken, schelten, schwören, verun- npfen, lügen gehört; Niemand sie zornig, Niemand sie hef- gesehen; noch Jemand sie unmäßig oder unanständig lachen ört.

Keinen hat sie je beleidigt, keinen verleumdet, keinen geschmäht, hat ihre Sanftmuth selbst einem Schmähenden ein rauhes rt erwidert; alle hat sie vielmehr je nach der Beschaffenheit s Jeden entweder geliebt oder durch Ehrerbietung ausge- hnet. *)

Immer heiteren Geistes, immer freundlich von Mienen e sie auch, wenn ihr ein Herzleid widerfuhr oder ein schmerz- r Verlust sie traf, unter Trübsal und Thränen, eine un- übte Seelenruhe.

---

*) Nulla in verbis ejus procacitas, nulla incontinentiae lascivia fuit. Sermo impudicus et verbum turpe nunquam ab ejus ore processit. Nullus aliquando rixantem, nullus maledicentem, nullus jurantem, nullus detrahentem, nullus mentientem audivit. Nemo eam iratam, nemo turbulentam, nemo multum et inhoneste ridentem vidit. Nulli unquam injuriam fecit, nulli calumniam irrogavit, nulli convitium ingessit. Una omnes secundum qualitates singulorum vel dilexit, vel reverentia honoravit. Agius in vita Hath. 7. 8.

Im Hören, im Lesen und Verstehen der Schrift kon kaum Jemand in dieser Zeit eine größere Umsicht, einen le bigeren Sinn und ein gesunderes Urtheil zeigen.

Den nächtlichen Gesängen pflegte sie voranzueilen nach den Frühhymnen wach zu bleiben. Außerhalb ihres sters hat sie nie mit Männern oder mit sonst irgend Jemand speist; nie hat sie, seit ihrem Eintritte in's Kloster, dasselbe Besuch bei den Ihrigen oder auf den benachbarten Landgü verlassen.

„Von ihrer Freigebigkeit, von ihrem Mitleid wäre überflüßig zu reden", so lautet des Agius Zeugniß, „da sie mit solcher Sorgfalt bedachte, als habe sie aus dem eig Herzen sie geboren. Denn welcher Arme, welcher Priester je leer von ihr hinweg gegangen? Wer ist nicht von i Speisen erquickt, wer nicht ihres Gutes theilhaftig geword Zuweilen brach sie den Ihrigen ab, was sie Andern zuwend könnte; darbte selbst, damit Andere ihr Genügen hätten; h gerte, damit Arme nicht hungerten; dürstete, damit ihren G sten der Trank nicht gebrach."

„Und bei diesen sich selbst auferlegten Entbehrungen kon Niemand größere Demuth, größere Liebe, größere Mensch freundlichkeit zeigen. Mit Gästen in der Regel nur in d Kirche sprechend, pflegte sie, wenn die Personen sich dazu sch ten, und die Höflichkeit ihre Gegenwart erforderte, sich z ihnen während der Eßstunde niederzusetzen, sich mit ihnen von himmlischen Dingen oder göttlicher Schrift zu unterhalten, von ihnen etwas zu erfragen oder sie etwas zu lehren, und ihnen alle mögliche Freundlichkeit so zu erweisen, daß sie dafür Sorg trug, während außen der Leib genährt wurde, daß auch innen die Seele nicht nüchtern blieb."

„Wie sorgsam sie endlich um die Kranken bemüht gewe sen, bedarf keiner Erwähnung, indem sie nicht nur die ih gegenwärtigen wundersam und auf jede Art beflissen pflegte, sondern auch, wenn eigenes Unwohlseyn sie abhielt, die ih

anden und entfernten durch Boten besuchte, und was sie ih-
n an Speisen angenehm glaubte, zusandte."

Besonnen in all ihrem Thun, zeigte sie sich höchst behut-
n und zögernd Freundschaftsbande und nur mit Würdigen
anknüpfen, sie zu bewahren aber höchst beständig.

Im Uebrigen konnte Niemand einen reineren Glauben,
s sie, zu Gott, und einen besseren zu den Menschen haben.

So war sie selbst, das forderte sie von sich, das leistete
selbst. Sehen wir sie nun als Aebtissin im Verkehr mit
i ihr untergebenen Klosterschwestern.

Hier waren ihre Forderungen bescheiden und mäßig, ihre
ittel liebreich und sanftmüthig.

Sie übte gegen Alle nach Würdigkeit die gleiche Zucht:
te die natürliche Güte und haßte die Bosheit, liebte, was
ristus gemacht hat, und haßte, was der Teufel hinzuer-
den.

In Dingen, darin die Regel eine gewisse Freiheit gestat-
e, hielt sie sich an das Mittelmaß.

Den Genuß der Fleischspeisen, deren sie sich selbst enthielt,
attete sie ihnen an gewissen Tagen und zu bestimmten Zei-
n; und weit entfernt, ihnen ihre Entsagung aufzuzwingen,
elt sie die, welche gleich ihr das wollene Gewand auf der
en Haut tragen wollten, davon ab. Die gemeinschaftliche
idung sollte nicht allzu geschmückt noch allzu gering, nicht
n wollen, sondern mittelmäßig seyn.

In Dingen dagegen, die sie als unentbehrlich für die klö-
rliche Zucht, und geboten durch ihren Beruf und ihre Or-
nsregel erkannte, gestattete sie keine Ausnahme: so in der
meinschaftlichkeit des Lebens, in der Abgeschiedenheit von
r Welt, in der Selbstgenügsamkeit.

An Einem Orte nahmen Alle zugleich mit einander das
ahl ein, ruhten zugleich, versammelten sich zugleich zum cano-
schen Curs der Gebetstunden und gingen zugleich, um zu ar-
iten, was zu arbeiten war.

Wie sie selbst, obwohl es ihr zustand, nie in einem anderen

als dem gemeinschaftlichen Erfrischungsraume das Mahl einnahm, so gestattete sie es auch keiner der Schwestern, wo nicht Krankheit zu einer Ausnahme zwang; eben so wenig erlaubte sie Einer eine besondere Zelle.

Und wie sie selbst nie das Kloster verließ, um Besuche bei den Ihrigen zu machen, so stand auch keiner von ihnen, was die Nonnen meistens pflegen, der Ausgang zu den Ihrigen oder zu benachbarten Besitzungen frei. Keine der Schwestern durfte mit ihren Eltern oder Verwandten oder irgend einem Gastfreunde speisen, noch ohne besondere Erlaubniß reden.

Männer waren so ganz ausgeschlossen, daß auch selbst keine Priester, wo nicht eine Krankheit nöthigte, in den Klosterverschluß kamen, oder wo es nicht sonst ein triftiger Grund in der Ausübung ihres Amtes forderte.

Dienerinnen, die sie selbst nicht bei sich hatte, erlaubte sie auch keiner von ihnen.

Die Aermeren, die es anders woher nicht haben konnten, versorgte sie selber.

In dem Müssiggange die Wurzel so vieler Uebel erkennend, ließ sie sich ihre Beschäftigung angelegen seyn. Wie sie selbst dem Lesen der Schrift fleißig oblag, so zeichnete sie auch die Fleißigen mit Vorliebe aus; die Nachlässigen aber, denen sie doch etwas zutraute, trieb sie mehr durch Entziehung ihrer Vertraulichkeit, als durch Zuchtzwang zum Lernen an.

Hatte sie, wie bräuchlich, zu fragen, dann faßte sie alles so schlicht und so bestimmt, daß sie durch ihre Fragen selbst vielmehr zu belehren, denn zu fragen schien.

Gleich der liebreichsten Mutter wachte sie mit der unverdrossensten, zärtlichsten Sorgfalt gleichmäßig über ihre leibliche Gesundheit, wie über ihr ewiges Wohl.

Unermüdet in ihren Dienstleistungen wandelte sie zwischen den Betten der Kranken, sorgte mit der sinnreichsten Aufmerksamkeit für jedes ihrer Bedürfnisse, und richtete sie mit sanften, liebreichen Reden auf.

der gleichen Liebe und Treue stand sie ihnen in ihren Leiden hilfreich und mitleidvoll zur Seite.
Fehler bekämpfte sie in solcher Art, daß sie dabei er Neigung sie in Lieb und Ehren hielt.
Vergehungen beweinte sie wie eigene.
eine Schwester an Glauben oder Gesinnung siechte, selber krank; wo eine ein Aergerniß gab, härmte sie , ohne darum nicht minder die freundliche Miene ihrübt heiteren, Gott vertrauenden Geistes zu zeigen.

so die reinste selbstvergessene Liebe zu Gott und den die lautere Quelle ihrer Tugenden, so war die anste Demuth ihre Krone. Denn so ausgezeichnet durch ihres Stammes, so hervorragend durch ihren klaren, den Geist, so reich an Kenntnissen, so geschmückt mit enden, und durch ihre Würde über ihre Mitschwellt, — dennoch war Keine, die in ihrer Kleidung fast in ihren Reden bescheidener, und gegen ihre Mitzur Nachgiebigkeit geneigter erschienen wäre, als die iudolfs und Odas, die Aebtissin Hathumod.

e Liebe, diese Demuth blieben nicht unbelohnt. Ihr ist durchdrang die ganze jungfräuliche Genossenschaft; n an ihr als dem höchsten Glücke ihres Lebens, und nach ihrem Tode, wie Waisen, die ihre beste Muten, oder wie Agius sagt: „Mit wie großer Liebe sie geliebt, und wie sehr sie hinwider von ihnen geliebt das bezeugen so viele Thränen von so Vielen bei ihitte vergossen.“ Und als er der Schwestern übergroßen zu beschwichtigen suchte, da schien ihnen ihre Klage t gering in Vergleich zu dem Verluste, den sie durch) erlitten:

Denn wieviel des Guten uns in ihr ging fort,
Ist nicht würdig auszudrücken durch ein Wort.
Unsre Schwester, Mutter, Amme, Lehrerin,
Aebtissin, Gebieterin war sie, die dahin.

Mit ihr wandelten des Lebens gleichen Gang
Wir, wiewohl geringe Mägde, froh entlang.
Allen war Ein Wollen, Ein Nichtwollen all,
Allen gleiche Wünsche, gleiches Sollen all.
Und nicht weinen sollten, klagen sollten wir,
Seufzen nicht mit herzlicher Begier nach ihr,
Die zugleich uns war des Lebens Lust und Stolz,
Und mit der dahin uns so viel Süßes schmolz!

In allen diesen Zügen, wie sie uns Agius schildert, tritt uns ein wahrhaft christlicher und zugleich wahrhaft deutscher Geist entgegen; es ist das deutsche Ge[...] welches sich darin in seiner ganzen Tiefe und Zartheit [...] bart. Darum mag sich denn auch dieß Bild den schö[...] die die deutsche Kunst des Mittelalters geschaffen, an die S[...] stellen. Uebertrifft es ja doch die reizendste, farbenreichste B[...] weil es kein Gebild der Phantasie, sondern der Wahrheit, [...] Wirklichkeit, dem Leben entnommen, eine lebendige Blume d[...] göttlichen Gartens ist.

Unsere Zeit, die so viel von deutscher Größe spri[...] und so arm an deutschen Tugenden ist, dürfte darum a[...] diese edle deutsche Frauengestalt, wie sie groß in [...] rer Demuth und Einfalt, vor tausend Jahren ein heiliges [...] ben, reich an Tugenden und Wohlthaten, geräuschlos [...] ihren Mitschwestern geführt, ihrer Betrachtung und Be[...] gung vielleicht nicht unwürdig finden.

(Fortsetzung folgt.)

deter, gedankenloser Thierheit. Und wo noch ein schadhafter Fleck zu offen erscheint und die Häßlichkeit des transfigurirten Nachtgespenstes erkennbar wird, da ist die geschäftige Lüge alsbald bereit, mit ihren genialen Erfindungen ihn zu überkleistern, oder mit einem so künstlich geflochtenen Netze zu umziehen, daß das Auge getäuscht, und der Besonnenste selbst oft schwankend und unsicher wird, wie er die Erscheinung sich deuten, was er von dem wunderbaren Phantom sich denken soll. Da wird selbst an den unläugbarsten Thatsachen so lange gedreht und gerüttelt, bis sie in jenem Lichte erscheinen, das für den Blick die angestrebte Wirkung sicher erreicht wird.

Leicht ist es der Nachwelt, mit kälterem Blute und ruhigerem Gemüthe zurückzublicken auf das Treiben vergangener Jahrhunderte, und nur eines zweckmäßigen und vorurtheilsfreien Quellenstudiums bedarf es, um ein klares und entsprechendes Bild von den Bewegungen und Ereignissen früherer Tage sich zu verschaffen. Anders ist's mit den Vorgängen der Gegenwart, wo die Parteikämpfe noch nicht entschieden, die Spaltung noch so sichtbar, das Interesse noch so getheilt, der Ausblick noch so verworren ist, wo die Nebelgebilde falscher Meinungen noch nicht durchbrochen, das Gute und Brauchbare in den herrschenden Ideen von dem Bösen und Verderblichen noch nicht gesichtet, die vielfach verschleierte Lüge noch nicht enthüllt und entlarvt ist. Hier läßt sich weit weniger eine allseitig richtige Anschauung bedeutender und von verschiedenen Seiten verschieden ausgebeuteter Vorkommnisse und Thatsachen gewinnen, und legen sich dem nach Klarheit und befriedigendem Aufschluß strebenden Geiste weit mehr Schwierigkeiten in den Weg. Nur wer, wo möglich an Ort und Stelle, dem Gange großer Bewegungen genau gefolgt ist, und nicht nur oberflächlich mit profaner Neugier sie betrachtet, sondern die Erscheinungen nach ihren Ursachen und Wirkungen zergliedert, und die verschiedenartigsten Formen auf ihre höhere Einheit zurückgeführt hat, unbeirrt von haltlosen Gerüchten und noch haltloseren Darstellungen einer größtentheils lügenhaften Presse,

zelnen Züge zusammenzustellen und zu ordnen. Daher
der Leser auch die Mängel der Darstellung entschuldigen;
ist keine mit Lust und Freude entworfene Schilderung,
ein düsteres Gemälde, das den Geist stets fesselte und
gleich wieder zurückstieß, das zwar gezeichnet ward ver-
inneren-Dranges, aber nicht mit der Kraft einer von
Idee begeisterten Seele, nicht mit jener beharrlichen Aus-
welche nur die Liebe zu dem Gegenstande einzuflößen
. Wir wollten ein Ganzes geben, und geben doch nur
ste; wir wollten nur Facta geben, nicht Reflexionen;
immer kehrten die alten peinlichen Gefühle zurück und
sich unvermerkt in die Erzählung.

Der Rom in den Tagen Gregor's XVI. gesehen, der
staunen über die Veränderungen, die seit der Thronbe-
g Pius IX. daselbst Platz gegriffen. Rom schien ehedem
ganze Größe nur in dem Glanze zu suchen, der von den
tigen Resten grauer Vorzeit und von dem erhabenen
Petri vom Vatikan her auf es zurückstrahlte; jetzt hatte
Anschein, als wolle es nur durch und in sich selbst,
igener Kraft und in seinem eigenen Busen voll stolzer
genügsamkeit als groß sich zeigen. Wo sonst das Volk
dem Regenten vor Allem den Träger der höchsten Würde
christenheit, seinen heiligen Vater erkannte, da sah es
nur die Person an, die jene Würde bekleidete, es sah
Pius, nicht den Papst, seinen Pius, seinen Abgott.
Religion hatte sonst das particularistische und nationelle
nt mit jener imposanten Macht zurückgedrängt, die Rom
Weltstadt charakterisirte; jetzt trat es mit erhöhter Stärke
und je mehr es sich zu verallgemeinern strebte, desto
sank es in seine eigenthümliche Sphäre, den Partikula-
s, zurück. Wie sonst alle Feierlichkeiten einen kirchlichen
kter an sich trugen, so ward jetzt allen, selbst rein reli-
Festen, ein politischer Charakter aufgeprägt und selbst
nzel ward bisweilen ein Lehrstuhl neuer politischer Weis-

Eins zerfließen, und die er nur in einer Rücksicht der Be-
tung für werth hält, in wiefern sie sich nämlich als D
gebrauchen, und als dienstbare Glieder sich einreihen las
die große Kette, mit der er Geist und Natur, Denken und
umschließt. Daher das große Heer seiner Söldner und
bündeten nach dem alten Prophetenworte kurz als die
derjenigen bezeichnet werden kann, die da die Finsterniß
und das Licht Finsterniß nennen, die deßhalb verblend
Geiste die Wahrheit nicht finden können, und bethört im
zen sie nicht finden wollen. Seine uralten Strategeme
wie so oft in der Geschichte, der Lügengeist auch bei
neuesten Revolutionen Europas wiederholt in Anwendung
bracht, und zwar erfolgreich, weil mitten unter einem,
keine Erfahrungen und keine vernünftige Warnung zu b
renden Geschlecht, mitten unter einer durch seine Ein
herangebildeten Generation, die jetzt wie ein sorgsam gep
Acker dem unermüdlichen Bewirthschafter die durch fortwäh
Anstrengung wohlverdienten Früchte abgeben soll. Auch in
Volkserhebungen unserer Tage tritt deutlich der uralte K
hervor zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Gut und
auch hier kämpft der Geist der Welt für die Befestigung s
Thrones und für die Anbetung der von ihm aufgeste
Götzen, die er dem Gewimmel von Thoren vorhält mit
ausdrucksvollen Predigt: Ecce Dii tui, Israel! Wir sehen
Fürsten des Schattenlandes auftreten in einer neuen Lic
stalt, die gar gut die schon so oft von ihm hinterga
Menschheit durch erkünstelte Reize zu umgarnen versteht;
sehen, wie einst das Organ des Denkens, so jetzt das D
selber verwirrt, die Festigkeit des männlichen Sinnes un
gangen in fast allgemeiner Charakterlosigkeit; die fortschrei
Entsittlichung Hand in Hand gehend mit der als h
Menschenvernunft angebeteten Thorheit; wir sehen das U
der überwiegenden Mehrzahl selbst in den klarsten und ein
sten Dingen verkehrt und verzerrt bis zur abscheulichsten
rikatur, zur wahren Ironie des denkenden Geistes, zu ve

r, gedankenloser Thierheit. Und wo noch ein schadhafter zu offen erscheint und die Häßlichkeit des transfigurirten Gespenstes erkennbar wird, da ist die geschäftige Lüge d bereit, mit ihren genialen Erfindungen ihn zu über- n, oder mit einem so künstlich geflochtenen Netze zu um- daß das Auge getäuscht, und der Besonnenste selbst oft nkend und unsicher wird, wie er die Erscheinung sich , was er von dem wunderbaren Phantom sich denken Da wird selbst an den unläugbarsten Thatsachen so lange t und gerüttelt, bis sie in jenem Lichte erscheinen, das n Blick die angestrebte Wirkung sicher erreicht wird.

Leicht ist es der Nachwelt, mit kälterem Blute und ruhi- Gemüthe zurückzublicken auf das Treiben vergangener Hunderte, und nur eines zweckmäßigen und vorurtheils- Quellenstudiums bedarf es, um ein klares und entspre- des Bild von den Bewegungen und Ereignissen früherer Tage zu verschaffen. Anders ist's mit den Vorgängen der Gegen- rt, wo die Parteikämpfe noch nicht entschieden, die Spaltung ch so sichtbar, das Interesse noch so getheilt, der Ausblick ch so verworren ist, wo die Nebelgebilde falscher Meinungen ch nicht durchbrochen, das Gute und Brauchbare in den rrschenden Ideen von dem Bösen und Verderblichen noch cht gesichtet, die vielfach verschleierte Lüge noch nicht thüllt und entlarvt ist. Hier läßt sich weit weniger eine all- itig richtige Anschauung bedeutender und von verschiedenen eiten verschieden ausgebeuteter Vorkommnisse und Thatsa- en gewinnen, und legen sich dem nach Klarheit und befriedi- ndem Aufschluß strebenden Geiste weit mehr Schwierigkeiten den Weg. Nur wer, wo möglich an Ort und Stelle, dem ange großer Bewegungen genau gefolgt ist, und nicht nur erflächlich mit profaner Neugier sie betrachtet, sondern die rscheinungen nach ihren Ursachen und Wirkungen zergliedert, d die verschiedenartigsten Formen auf ihre höhere Einheit rückgeführt hat, unbeirrt von haltlosen Gerüchten und noch tloseren Darstellungen einer größtentheils lügenhaften Presse,

nur der kann die gegründete Hoffnung hegen, ein au[
ver Wirklichkeit beruhendes Bild mehrerer zusammenh
einflußreicher Begebenheiten sich und Anderen entw
können.

Ueber die römische Revolution ist viel und manch
sagt und geschrieben worden. Für das richtige Be
derselben haben die historisch-politischen Blätter nicht
seit deren erfolgtem Ausbruch, sondern bereits seit ein
von Jahren dem gesunden Theile der deutschen Leser
fache Anhaltspunkte gegeben, durch die derjenige St
genau bezeichnet ist, der bei Beurtheilung der so
Vorgänge in der alten Roma festgehalten werden muß
wir daher in einigen Rückblicken uns über die römisch
lution aussprechen, so ist unsere Absicht nicht so
Grundsätze für die gerechte Würdigung derselben fes
als vielmehr manche, das Gesammtbild erweiternde
vollständigende Einzelheiten, manche zur Charakteristik
dernen Radikalismus überhaupt dienende Züge herv
die dem größten Theile nach aus eigener Anschau
Beobachtung entnommen sind. Das Hauptsächlichste
genden Darstellung ist aus Aufzeichnungen zusammen
die wir in Rom, meist in den ersten Monaten des
nißvollen Jahrs 1848, niedergeschrieben. Damals w
selbst von so verschiedenartigen, oft widersprechenden,
sinnigen Gerüchten erfüllt, daß Vieles noch einer
Sichtung bedurfte und die Kritik, die bei den einzel
menten nicht gefehlt, bei der Zusammenstellung auf's
Anwendung gebracht werden mußte. Darin liegt auch
ein Grund der so späten Veröffentlichung dieser Aufzeich
die sicher auch jetzt noch nicht ohne alles Interesse s
den. Oft warfen wir die zerstreuten Notizen, die
zur Hand genommen, wieder weg, erfüllt von Unwil
Entrüstung über das, was sie erzählten; doch wur
immer wieder zu der Arbeit getrieben, zu der so wen
liebe sich zeigte, und endlich vermochten wir so viel äl

die einzelnen Züge zusammenzustellen und zu ordnen. Daher möge der Leser auch die Mängel der Darstellung entschuldigen; er findet keine mit Lust und Freude entworfene Schilderung, sondern ein düsteres Gemälde, das den Geist stets fesselte und doch zugleich wieder zurückstieß, das zwar gezeichnet ward vermöge inneren Dranges, aber nicht mit der Kraft einer von ihrer Idee begeisterten Seele, nicht mit jener beharrlichen Ausdauer, welche nur die Liebe zu dem Gegenstande einzuflößen vermag. Wir wollten ein Ganzes geben, und geben doch nur Fragmente; wir wollten nur Facta geben, nicht Reflexionen; aber immer kehrten die alten peinlichen Gefühle zurück und mischten sich unvermerkt in die Erzählung.

Wer Rom in den Tagen Gregor's XVI. gesehen, der mußte staunen über die Veränderungen, die seit der Thronbesteigung Pius IX. daselbst Platz gegriffen. Rom schien ehedem seine ganze Größe nur in dem Glanze zu suchen, der von den ehrwürdigen Resten grauer Vorzeit und von dem erhabenen Stuhle Petri vom Vatikan her auf es zurückstrahlte; jetzt hatte es den Anschein, als wolle es nur durch und in sich selbst, aus eigener Kraft und in seinem eigenen Busen voll stolzer Selbstgenügsamkeit als groß sich zeigen. Wo sonst das Volk in seinem Regenten vor Allem den Träger der höchsten Würde der Christenheit, seinen heiligen Vater erkannte, da sah es jetzt nur die Person an, die jene Würde bekleidete, es sah nur Pius, nicht den Papst, seinen Pius, seinen Abgott. Die Religion hatte sonst das particularistische und nationelle Element mit jener imposanten Macht zurückgedrängt, die Rom als Weltstadt charakterisirte; jetzt trat es mit erhöhter Stärke hervor und je mehr es sich zu verallgemeinern strebte, desto mehr sank es in seine eigenthümliche Sphäre, den Partikularismus, zurück. Wie sonst alle Feierlichkeiten einen kirchlichen Charakter an sich trugen, so ward jetzt allen, selbst rein religiösen Festen, ein politischer Charakter aufgeprägt und selbst die Kanzel ward bisweilen ein Lehrstuhl neuer politischer Weis-

heit. Wie die Religion sonst alle Kreise des Lebens beherrscht und ihr Alles diente: so nahm jetzt die neue Freiheit für sich fast alle Huldigungen in Anspruch; es war ja Eines; denn so hörte man selbst einen der ersten Kanzelredner sagen „Religion ist Freiheit und Freiheit ist Religion.“ Und wo man sonst kaum an die Möglichkeit einer freien und ungehinderten Bewegung des Radikalismus glaubte: da waren über Nacht gleich Giftschwämmen ganze Schaaren aufgeschossen von radikalen Weltverbesserern; tobenden Advokaten; fanatisirten Proletariern. Wo ehdem Züge von Pilgern, Wallfahrern und anderen Andächtigen überall dem Auge begegneten: da sah man jetzt nur elegant gekleidete Civicisten, schwärmende Kaffeehausgäste, gierige Zeitungsleser und bebartete Freiheitshelden; wo sonst Auferstehungs- und Weihnachtshymnen mit Madonnaliedern ertönten, da hörte man jetzt nur Trommelschlag und Freiheitsgesänge oder doch die bis zum Ekel wiederholte Piushymne, selbst aus dem Munde noch unerwachsener Kinder; wo sonst die größte, ich möchte fast sagen eine heilige Todtenstille geherrscht, wenigstens im Vergleich zu den andern, so geräuschvollen Hauptstädten Europa's, da war nun der Lärm, und widriges, unsinniges Getöse an der Tagesordnung. Die frühere Ruhe und das jetzige Geräusch waren Extreme; die Veränderung mußte in jedem sinnigen Beobachter ein banges, unheimliches Gefühl erzeugen. Man fühlte es tief: Rom ist nicht mehr was es war und was es sein sollte; der dem katholischen Gemüth sonst so wohlthuende Eindruck des Gedankens, hier im Centrum der Christenheit sich zu befinden, er war geschwächt und trat in den Hintergrund; Rom war nicht mehr die glaubensvolle Stadt des heil. Petrus; und was das betrogene Volk später, als Pius bereits aus seinen Mauern geschieden war, mit tiefem Gefühl schmerzlich äußerte, San Pietro und alle Heiligen seien von der unglückseligen Stadt entwichen und es stehe nunmehr die Ankunft des Antichrist bevor, das konnte man jetzt schon theilweise empfinden und nach seiner tiefen inneren Wahrheit fast vor Augen sehen.

: war verhaßt; es erinnerte ja nur an die trüben Zeiten
: triumphirenden Tyrannei; gierig erhascht das Neue;
ı Hoffnung auf eine schönere Zukunft. Das Fremde
rabscheut und gelästert, aber doch nachgeäfft und er-
it kindischer Lust; die stolze Roma, die am Tage ihrer
Ueberlegenheit und ihres sonnengleichen Ueberstrahlens
ern Länder des Erdkreises sich rühmte, sie gab in der
den unreinen Umarmungen fremder Wüstlinge sich
ı, die heilige, jungfräuliche, nüchterne Himmelsbraut
ıe profane, entartete, rasende Buhlerin.

et nur hin auf den belebten Corso, den Mittelpunkt
ergeborenen" Tiberstadt; seht, wie sie da schwärmen,
igen Söhne des Südens, wie sie sich gegenseitig er-
und stärken, sich berauschen an ihren zukünftigen Siegen
mphen, wie immer größerer Jubel, immer größere
g und Exaltation sie ergreift. Höret da die Verab-
über neu zu veranstaltende Festlichkeiten, welche die
eit umsetzen sollen in eine Feenwelt, sowie schon jetzt
ımel und die ewige Ruhe (von aller anstrengenden
ersprechen müssen. Höret da die feine Kritik über alle
bei den vielen festini und festoni, über deren Erfolge
Wirkungen. Höret da die unerhörtesten Lästerungen
vorige Regierung, die maßlosen Beschuldigungen gegen
Aristokratie und Clerus, das ungescheute und freche
n radikaler Grundsätze, sowie die kleinlaute und furcht-
oiderung der sogenannten Conservativen, da holen sie
heit aus ihrer Speranza, aus ihrer Pallade,
Billancia, aus dem Contemperaneo, aus dem
sso, aus der florentinischen Alba u. s. w. und end-
ıit auch für die scrupulösen Hyperorthodoxen ein so
ılicher und beliebter Orden seinen papierenen Vertreter
dem ganz populären Fra Cappucino. Und wie
Philister (denn wie einen deutschen, so gibt es auch
ienischen Philister) so tief gerührt und entzückt, wenn

er den „Capuziner“ in der Art predigen hört: „O edles V
von Rom! du bist jetzt mündig so groß, so herrlich bist
du bedarfst nun nicht mehr der Ruthe eines Pädagogen, n
mehr der Warnung eines Vormundes, nicht mehr der Leit
eines Vaters, und wenn es selbst der heilige Vater w
Der große Pius ist mehr als ein Vater; er ist deine S
dein anderes Ich; du und Pius sind Eines und dasselbe
und Pius ihr beide seid unzertrennlich vereint; beide voll
und Kraft, voll neuen Lebens!“ Jetzt fühlt der Philiste
was er ist; er theilt mit Pius alles Große, mit Piu
Souverainität! Und welche Hoffnungen für die Zukunft
welche Aufklärung über den ganzen Weltlauf! Und diese
Licht es ist so wohlfeil, Allen so leicht zugänglich;
bieten für wenige Bajocchi die verschiedensten Blätte
Journale feil; manche werden an den Straßenecken ang
damit nur Jeder sie lesen und Theil nehmen könne an
feierlichen Lichte; andere werden selbst dem Einzelnen grat
die Hände gegeben, ohne daß man weiß, woher sie kom
hundert geheime Pressen verbreiten die „Aufklärung und
dung für Alle“; das Vorrecht der sogenannten gelehrten St
ist gefallen; jetzt haben alle gleiche Ansprüche auf die heil
Rechte eines civilisirten großen Volkes. Jetzt ist Allen
große Idee aufgegangen; Italiens Größe und Macht — w
entzückender Gedanke! Ein Italien — und unter Pio No
Scepter! Welch' erhabenes Ziel! Da muß doch Alles
Fortschritt huldigen und nur ein Finsterling, ein Böse
kann ihm widerstreben! Darum füllt namenloser Jube
glückliche, wiedererstandene Roma; ein Geschlecht, reif für
Heldenthaten, blüht jetzt heran unter dem Banner der h
Freiheit. —

Woher aber — so wird man vor Allem fragen —
Umwandlung? Woher diese plötzliche Veränderung des r
schen Volkes, das bei allen seinen Fehlern doch stets e
tief religiösen Sinn bewahrt? — Wer das Volk über ha

s italienische Volk insbesondere beobachtet, wer die lange vorhandenen Fermente und die in Ueberfluß verschwen- ittel der revolutionären Propaganda kennt, den kann gestaltung nicht Wunder nehmen. Das Volk als t keine Intelligenz und kein Urtheil, aber ebenso auch Charakter und keinen Willen; das Volk für sich ist gibt, wie Platon sagt, nur Philosophen aus dem der nie ein philosophisches Volk. Es war noch nie und es wird nie eines sein, das sich selbst zügeln, nd regieren kann; das Volk hat immer seine Lenker und nöthig und die Selbstregierung des Volkes ist nur äuschung, mit der eine herrschsüchtige Partei ihre usur- Gewalt sanktioniren will. Das Volk gibt sich jedem Ein- in mit kindischer Leichtgläubigkeit; es läßt zum Guten leiten, aber auch zum Bösen verführen; wer es an sich hen versteht, dem folgt es blindlings. Denken wir uns noch das italienische Volk, das weit erregbarer und reiz- ist als die mitteleuropäischen Stämme, und dabei noch nerfahrener und ungebildeter auf dem Gebiete der Politik, t sich leicht eine solche Aenderung mit so heftigen Aus- n nationaler Leidenschaften erklären, wie sie namentlich 48 sich gezeigt hat. Vieles was den Nordländer noch nd gleichgiltig sein läßt, setzt den Südländer in Feuer lamme, seine üppige Phantasie und sein mächtiges Ge- mmen so oft dem Urtheile des berechnenden Verstandes und reißen ihn, sind seine Leidenschaften einmal erregt, Schritten fort, deren Folgen er nicht kennt, deren Trag- er nicht bemessen kann. War nun die Disposition des schon für sich revolutionären Bestrebungen günstig, so es auch nicht an mannigfachen Zündstoffen, die bei dem sten Anstoß in hellen Flammen auflodern mußten. Die ranzösische Revolution und die Napoleonische Periode hat- ich in Italien ihre nachhaltigen Wirkungen; nicht min- itte der josephinische Reformationsgeist in der Lombardei n Toskana vielfache Spuren zurückgelassen. Viele Er-

scheinungen, die in der italienischen Literatur auftauchten, hängen innig damit zusammen und wie gewöhnlich der staatlichen Bewegung für das praktische Gebiet eine vorbereitende literarische Bewegung für die theoretische Sphäre vorangeht: so war auch hier der politischen Umwälzung eine geistige Revolution vorausgegangen, die bis zu den ersten Bestrebungen des italienischen Humanismus hinaufreicht. Censur, Inder, Inquisition hatten den Zweck diese Einwirkungen von der großen Masse des Volkes ferne zu halten; allein im Geheimen konnten sie nichtsdestoweniger sich fortpflanzen und waren einmal die Schranken durchbrochen, die Jahrhunderte gesetzt, so konnte die Strömung desto gewaltiger und brausender hervorbrechen, die so lange zurückgehalten war. Die geheimen Gesellschaften, die vor 1831 in Italien bestanden, dauerten auch nachher noch im Verborgenen fort und diese großartig organisirte Association suchte den Boden nach und nach zu unterminiren. In der Schweiz und in anderen Ländern wurden, wie noch bis zur Stunde geschieht, zahllose Traktätchen und Broschuren für das italienische Volk verfertigt, die trotz der Confiscationen und aller hindernden Maßregeln von Seite der Regierungen in die Halbinsel ihren Weg fanden; namentlich hat der für Ausbreitung republikanischer Grundsätze unermüdlich thätige Mazzini in seiner „Unterweisung des italienischen Volkes" und in vielen andern Schriften die aufopfernde Hingabe für das Vaterland als erste Religionspflicht, und die Unabhängigkeit und Einheit Italiens als deren erstes Postulat darzuthun gesucht, sowie auch das Papstthum und die mit ihm zusammenhängenden Institutionen als mit der Freiheit und dem Wohle der Nationen unvereinbar geschildert, dabei, wenigstens indirect, ein theilweises Annähern an das protestantische System, das die individuelle Freiheit vertrete, empfohlen. Der noch vorhandene Carbonarismus der dreißiger Jahre leistete diesen Ideen natürlich allen möglichen Vorschub; nebstdem holten viele italienische Jünglinge in Frankreich ihre Bildung, wo sie vielfach liberale Grundsätze in sich aufnahmen; die bei ihrer Rück-

eftellten Vergleiche zwischen Frankreich und ihrer Hei-
len nothwendig zum Nachtheil der letzteren aus. Die
Italia träumte lange ihre wunderlichen Träume und
: vom Schlafe erwachte, strebte sie die zauberischen
:stzuhalten, die sie im Traume umgaukelt, ihr phanta-
Spiel fortzusetzen und das auf das Leben überzutragen,
: so vielfachen Reizen unwiderstehlich ihre Seele ge-
Von Malta und Livorno aus wirkten England und
:imauerer auf die ganze Halbinsel; die zahlreich in Ita-
nden Britten förderten ohnehin die liberalen und anti-
en Ideen nach Kräften; der Indicatore di Malta, in
:n von Exemplaren durch ganz Italien verbreitet, be-
it schlauem Takte nach und nach die Gemüther vor.
wir noch dazu die Antipathien gegen Oesterreich in
barbei und in Venedig, welchem letzteren besonders das
mporblühen Triest's Neid erregte, — Antipathien, die
in den Städten sich zeigten, während das Landvolk
mißstimmt war — sowie die mannigfachen ökonomi-
d administrativen Mißstände der einzelnen italienischen
die um so drückender wurden, je mehr man sie all-
em Volke in's Bewußtsein zu rufen bemüht war: so
ds leicht begreiflich, wie schnell Unzufriedenheit und
ig durchzudringen vermochten. Und wenn die höheren
auch bisweilen zu frivoler Lecture griffen, wenn Bal-
ranze italiane, Gioberti's Primata dell' Italia und
Pellico's Prigioni (so wenig auch der Letztere ein solche
g beabsichtigte) mit Enthusiasmus gelesen und wieder-
urden: so konnte die Bewegung eine desto lebendigere
me von Seite der gebildeten Klassen sich versprechen
tiefere Wurzeln in den Gemüthern schlagen.

s nun den Kirchenstaat, der mit den übrigen italieni-
aaten in allen diesen Stücken so ziemlich auf gleicher
md, im Besonderen angeht, so waren seit Ende des
Jahrhunderts ja besonders seit dem Frieden von To-

lentino, demselben so herbe Wunden geschlagen worden
sie noch auf lange Zeit nicht zu heben waren und die
väterliche Sorgfalt des rückkehrenden Pius VII. ebensowen
die kraftvolle Thätigkeit Leo's XII. hinreichen konnte.
gor XVI. hatte beim Antritt des Pontifikates mit Hül
österreichischen Waffen die Ruhe wieder hergestellt, was
Liberalen die Mißstimmung gegen diese Macht, sowie geg
päpstliche Regierung noch vergrößerte. Die Finanzen w
zerrüttet; die meisten Reformpläne scheiterten an der g
Schwierigkeit der Ausführung. Kaum konnte den Ein
holfen werden, ohne den Anderen wehe zu thun. Die
Papste von Seite der Großmächte 1831 gemachten Ver
rungsvorschläge konnten im Anfange nur einem kleinen T
nach verwirklicht werden und die päpstliche Regierung
hierin wenigstens ihre Bereitwilligkeit, wie auch Guizot
kannte (Schreiben an Graf Rossi vom 18. Juli 1847),
aber gab man sie ganz auf, da einerseits die kirchlichen
legenheiten zu sehr die Aufmerksamkeit des Papstes in An
nahmen, andererseits auch deren Ausführung der Reg
theilweise gefährlich und unräthlich erschien; vielleicht
auch das vorgerückte Alter des Papstes, das zu schwi
Reformen ihn weniger geneigt machte, eine Mitursache
Gregor's Pontifikat war nach Aussen groß und glänzend
unterstützte und hob die Missionen; er nahm mit der fr
lichsten Hospitalität viele vertriebene Bischöfe und Priester
niens auf, und zeigte in hohem Grade seine Milde und
thätigkeit, namentlich gegen Gelehrte und Künstler. Dabei
ten die verschiedenen kirchlichen Tribunale und Congregat
unterhalten werden; selbst einige Cardinäle, wie den
Mezzofanti, dessen Revenuen kaum zu standesgemäßem
halt hinreichten, unterstützte der Papst. Die reichen Zu
aus den christlichen Ländern haben aufgehört; was noch
diesen einging, reichte für das Bedürfniß nicht hin. Da
der Kirchenstaat subsidiarisch eintreten und das war allerd
ein Mißverhältniß, das immer fühlbarer hervortreten

eine Abhilfe in der nächsten Zukunft erfolgt. Denn
rste Leitung einer über alle Theile der Erde ausgebreite-
sellschaft, wie es die katholische Kirche ist, bringt noth-
bedeutende Auslagen mit sich, die sicher nicht den näch-
ntergebenen des Kirchenoberhauptes aufgebürdet werden
, sondern, wenigstens einem Theil nach, aus allen Thei-
christlichen Welt durch geregelte Beiträge zu bestreiten
Hier wäre nun eine genaue Festsetzung des kirchlichen
tat nöthig, und demgemäß eine Sonderung desselben von
taatsfinanzen durchaus einzuhalten. So lange Letzteres
jeschieht, werden die päpstlichen Unterthanen die Ehre,
r Land das patrimonium S. Petri ist, als eine ihrem
Wohl nachtheilige betrachten, so sehr auch durch die
hen Fremden, die nach dem Sitze des Papstes sich be-
diese Ehre für einzelne Klassen gewinnreich sein mag.
roß übrigens die Finanznoth des Kirchenstaates war und
icherweise noch jetzt ist, kann man am besten aus dem
fang des Jahres 1848 veröffentlichten Berichte des ge-
n Prälaten Morichini (früher Nuntius in München)
nen, wonach die Staatsschuld über sieben und dreißig
nen römischer Thaler betrug. Die Erbitterung, die dieser
nd erregte, gab sich in mehrern bald nach Gregor's
erschienenen satyrischen Flugschriften kund, wovon z. B.
n am Himmelsthor erscheinenden Gregor von St. Pe-
bweisen läßt, weil er aus Prunkliebe und Ehrsucht das
iner Unterthanen verschleudert, und ihn als so lange dem
er verfallen bezeichnet, bis einer seiner Nachfolger den
en Schaden dem Volke wieder vergüte. Das gab zu-
Anlaß zu einer neuen Schmeichelei für seinen Nachfolger,
nen Vorgänger aus dem Purgatorium zu erlösen berufen
rade so wie er auch die Bestimmung habe, sein Volk aus
lange getragenen schmählichen Sclavenketten zu befreien.

So griff schon in Gregor's letzten Jahren eine große Gäh-
am sich, die aber aus Furcht vor dem „Oesterreicher"

sich nicht kund zu geben wagte, einige kleine Stim-
gen einzelner Beamten etwa ausgenommen. Für den
der 1846 ward eine Revolution vorbereitet. Da stirbt
„der dreifach gekrönte Sünder"; die Vorsehung bewahrt
vor dem Schmerze, den Undank seines Volkes noch
zu erfahren. Den Gliedern des heiligen Collegiums
drohende Gefahr wohl bekannt; daher die schleunige
in einem Conklave von zwei Tagen; daher die allge-
wählung des Mastai-Ferretti, dessen milder und
Charakter verbunden mit den glänzendsten Eigenschaften
kräftigen Mannesalters für die Zukunft noch die
schaft gewährte; die Volksstimme hatte zuerst den
und bereits mehrmal todtgesagten Mikara als Grego-
folger bezeichnet; später den talentvollen, aber von
gebeugten Gizzi an dessen Stelle gesetzt, mit Mastai
lung war Alles zufrieden, ja entzückt und außer sich
den. Der 17. Junius 1846 schien der Beginn
Aera für Rom und ganz Italien. Da frohlockte
weinte, rief, lachte, hüpfte vor Freuden, Personen,
der ganz unbekannt waren, fielen mit ächt italienisch-
tigkeit einander um den Hals. Man bewunderte
die Schönheit, die Liebenswürdigkeit des neuen Papstes,
als einige Cardinäle, die mit dem Neuerwählten auf
herausgetreten waren, mit ihren Taschentüchern den
der Loggia abwischten, da sah die vor dem Quirinal
melte zahllose Menge darin ein gutes Omen für die
des neuen Papstes. Nachdem Pius zum Erstenmale
mit sichtlicher Rührung gesegnet, brach der Jubel
in dem Viva Pio Nono, das von nun an zwei Jahre
begeisterte Freudenruf der ganzen Halbinsel werden
Jauchzen nahm zu bei seinem Festzug nach dem
am Nachmittag desselben Tages, und bei der am
Statt gefundenen Krönung.

Dieser allgemeine Enthusiasmus für Pio Nono
den Revolutionsmännern klug benützt und ausgeb

der Freiheit mußte durch ihn gefördert werden und die
tion ging nun einen langsameren, aber desto sicheren
t. So lange es möglich war, stützte sie sich auf sein
n; kam der Bruch, der unvermeidlich früher oder später
n mußte, dann konnte die Bewegung schon so erstarkt
daß sie für sich den Kampf weiterzuführen im Stande
Mit der Amnestie vom 17. Julius erfüllte der Papst
ɔnlichsten Wunsch der Patrioten; allgemeine Huldigung
n ganz Europa ihm zu Theil; die auswärtigen Mächte
völlig mit ihr einverstanden. An sie knüpften sich wei-
ugeständnisse, die mit immer steigendem Applaus begrüßt
t. Die Amnestie, der Protest wegen Ferrara, das Laien-
rium und die Constitution bildeten nun die vorzüglichsten
n in der Entwicklung der Revolution. Die Constitution
oorbereitet durch die Errichtung der Staatsconsulta, dann
die Municipalverfassung und endlich durch die im Edict
0. Dez 1847 ausgesprochene Verantwortlichkeit der Mi-
Damit gewann die Revolutionspartei immer festeren
und immer ausgebreiteteren Einfluß, bis endlich der
alt eintrat und seinen Höhepunkt erreichte in der Ab-
des Papstes und der Berufung der Constituante. Von
zu Stufe stieg die Macht der liberalen Bewegung, bis
e höchste Sprosse der Leiter erklimmend, den gefeierten
herabstürzte vom Throne und sich selber auf ihm festsetzen
len schien. —

ndlos war der Jubel, den die Amnestie hervorrief und
ig die Vortheile, die sie den Liberalen gewährte. Nebst
reilassung vieler routinirten Revolutionshelden hatte die
e Faktion nicht nur Gelegenheit, durch beständiges Jubel-
und unaufhörliche Festlichkeiten das Volk im Taumel zu
n und zu immer schwärmerischeren Hoffnungen für die Zu-
nzuregen, sondern sie nahm auch daher einen sehr plau-
Grund, Pius für einen Mann der Freiheit und des
ritts, für einen Heros ihrer Art zu erklären, und ihre
mit denen des Papstes zu identifiziren. Die Menge

von Festlichkeiten, wovon die eine die andere verdrängte, f
den harmlosen Bürger abziehen von seiner Arbeit und von
nen täglichen Geschäften, um ihn später, wenn die Erw
quellen zu versiegen drohten, sicher in der Zahl der malcon
zu haben; sie sollte aber auch zugleich die thörichten Er
tungen des Pöbels von dem goldenen Zeitalter Italiens i
Art erregen, daß der Enttäuschte nachher zu desto grö
Antheil an der Empörung bestimmt werde. Der Jah
der Erwählung und der Krönung des Papstes waren a
schon politische Feste; dazu kamen, der glänzenden Fei
possesso im Lateran, am 8. Nov. 1846 und der dazu
gen Vorbereitungen nicht zu gedenken, noch die verschied
Namenstage des Papstes, Johannes Ev. und die Festtage
früheren canonisirten Päpste des Namens Pius, dann N
jahr u. s. f. Der Gedächtnißtag der Amnestie sollte
alljährlich feierlich begangen werden; jede eigene Veror
jedes Gesetz veranlaßte eine neue Feier; ja jede Ausfahrt
geliebten Pius war ein solches Fest und damit eine neue
legenheit, die Masse noch mehr zu unterwühlen. Unzählige
zog der fanatisirte Pöbel vor den Quirinal und verlangte
feierlichen Segen, den die früheren Päpste nur bei hohen
chenfesten und sonst wichtigen Anlässen und möglichst
zu ertheilen gewohnt waren. Ein schöner Anblick war es
lich, die jauchzende Menge vor dem auf die Loggia her
tenden Papste plötzlich verstummen, und auf den Knieen
Benediction empfangen zu sehen; aber hinter dem schein
Triumpf der Religion verbarg sich der wahre Triumpf
Todfeindes, und hinter den Blumen der Liebe und Anhäng
keit lauerte die Schlange des Verraths und des Verderbens. Die
religiöse Feier und mit ihr Pius selbst sollte bald abg
verbraucht und antiquirt werden; die Scheu der Ehrf
sollte sich verlieren, und was jetzt noch mit dem Rei
Neuheit erquickte, das sollte in kurzer Frist als etwas
liches, Triviales und Werthloses erscheinen. Doch hielten
Volk lange diese Reize gefesselt, und Pius blieb lange

Abgott; für ein veränderliches, leichtsinniges Volk sind anderthalb Jahre gewiß eine lange Zeit. Besonders stürmisch und fast gränzenlos zeigte diese Volksbegeisterung sich noch am 31. Mai 1847 bei der Rückkehr des Papstes von Subiaco; war es doch, als hätten diese Römer jahrelang ihren Pius nicht mehr gesehen, und als wären sie eifersüchtig, wenn er auch nur zwei Tage sich aus ihren Mauern entfernte. Bis zum Ueberreiz war da schon der Enthusiasmus gesteigert; er schien schon unnatürlich und krankhaft. Dieses im Staatswesen so unerfahrne Volk, nun auf einmal hineingezogen in den Strudel der Tagsereignisse, durch das Interesse für Pio Nono, mit dem das Interesse der Fortschrittsmänner so innig verkettet schien, diesen zugewendet und bewußtlos der Leitung seiner Agitatoren folgend, dabei fortwährend in einem künstlichen Taumel erhalten, den die erwähnten zahllosen, trotz aller Abmahnungen der Regierung nie enden wollenden Feste nebst den brillanten Fackelzügen nach Monte Cavallo nur erhöhten, dieses Volk war unfähig zu erkennen, worum es sich eigentlich handelte, und darum auch leicht über den Gang und die Tendenzen der Bewegung zu täuschen. Ohne Zweifel war die Begeisterung der Menge für Pius IX. aufrichtig; aber es war eine blinde, leidenschaftliche Begeisterung, es war die schwärmerische Liebe eines Weibes, das fähig ist, aus der Liebe in tödtlichen Haß überzugehen, wenn es nicht seine wenn auch noch so überspannten Hoffnungen bald genug befriedigt sieht. Die fast abgöttische Verehrung für Pio Nono kam mir vor, wie der Cultus jener heidnischen Stämme, die ihre Götzenbilder hoch in Ehren halten, so lange ihnen Alles nach Wunsch geht, aber sie zu Boden werfen, verunehren und mißhandeln, so bald sie ihre Wünsche unbefriedigt, ihre Erwartungen getäuscht sehen. Die römischen Radikalen flößten dem ihnen anhängenden Volke die übertriebensten, ja wahrhaft utopische Hoffnungen ein, die alle auf Pius sich stützten, um diese dann, sobald sie getäuscht würden, als eine furchtbare Waffe gegen den zu gebrauchen, dem sie so lange eine gränzenlose Liebe und

Ehrfurcht geheuchelt. Um den blinden Pöbel von ...
und Anhänglichkeit der Progressisten an Pio Nono ...
gen, dazu waren hohle Phrasen hinreichend, wie „...
beteter Pio, die Wonne des Menschengeschlechtes, ...
Moses — der zweite — Christus.“ Und um den ...
sammenhang, ja den Bruderbund zwischen Pius und den ...
tern der Fortschrittsbewegung noch klarer und anschau...
machen, stellte man Beide auf Bildern gar sinnreich ...
einander, und wie man in der Schweiz die Portraits ...
und des berühmten Dr. Steiger zusammenstellte, so ist ...
dem Oberhaupte der katholischen Kirche eine ähnliche ...
verfahren: die Zusammenstellung des „göttlichen“ Pius ...
dem „göttergleichen“ Sterbini und dem herrlichen (übri...
gleich edleren) Azeglio, Orioli, Gioberti und andern ...
des Tages, ja sogar mit dem — großen „Volkstri...“
Ciceruacchio. So ward Pius einmal verglichen mit ...
das anderemal mit den Koryphäen der Radikalen, das ...
Alles Eines. Diese allgemeine Begeisterung für Pius ...
natürlich auch den gutgesinnten und besonneneren ...
Machte man ihn aufmerksam auf die drohende Gef...
Anarchie, so war stets die Antwort: in Rom ist kei...
lution möglich; alle Herzen hängen ja mit der innig...
an dem großen Pius; höchstens ist das ein reaktion...
schwörungsversuch der gregorianischen Partei, der ...
des alten Systems, die dem Volke sein jetziges Glück ...
nen. Diese „gregorianische Partei“ war eine ...
dung der radikalen Klubbs, es war der Popanz, mit ...
den kindischen Pöbel schreckten; es war aber zugleich ...
Mittel, die tüchtigsten Männer zu verdächtigen, die ...
del der Empörung noch erfolgreich hätten entgegenwir...
nen. So kamen nach und nach auch die sonst geachte...
dinäle in Mißkredit, damit sie ja nicht in das ...
kommen möchten. Die berüchtigte Juliverschwörung ...
war ein solches Meisterstück radikaler Fiction, daß die ...

vor diesem Phantom in panischen Schrecken versetzt wurden, und kaum noch Einer dem Anderen traute, wenn ihn nicht der Circolo popolare mit infallibelm Ausspruch als vertrauenswürdig bezeichnete. So gewannen hohle Blendwerke, ausgehend von der liberalen Winkelpresse, falsche, oft ganz ungereimte Gerüchte, die in den Zeitungen auftauchten und von ihnen ...nnen waren, die größte Macht über die Gemüther; jede Enttäuschung ward gehindert; jede klare Orientirung in der Sachlage von vornherein abgeschnitten. Auch dann noch blieb das Volk in seinem Wahne, als man bei stetem Hochrufen auf den Papst alle Behörden schmähte, und ihnen thatsächlich den Gehorsam versagte. Es ist recht, sprach der Philister, daß auch diese Herren Beamten einmal tüchtig mitgenommen werden, damit sie Furcht bekommen und das Volk mehr respektiren; das schadet gar nichts; dem heiligen Vater ist ja Alles in Treue ergeben. — Der Blinde ist nicht vom Verderben zu retten, so lange er glaubt, daß er so gut wie ein Anderer sieht.

Mit der größten Consequenz eilte der Radikalismus nun seinem Sieg entgegen; er wußte sehr gut, was er wollte; Alles diente ihm; Tausende waren unbewußt seine Handlanger und Viele gab es von denen, die nach Göthe's Ausdruck zu schieben glaubten und doch geschoben wurden. Die Hydra der Revolution erhebt ihr Haupt desto kühner, je mehr man sie mit Freundlichkeit gewinnen will; jedes Zugeständniß enthält für sie nur eine neue Aufforderung, ein weiteres zu ertrotzen. Eine einige italienische Republik, das war der Grundgedanke der Chefs der Bewegung, Sturz der Fürsten und Säkularisation des Kirchenstaates war dadurch gefordert. Das konstitutionelle System sollte den Uebergang bahnen zu Republik, auf Constitution arbeitete nun Alles hin. Der Eintritt von Laien in das Ministerium sollte die gänzliche Säkularisirung des römischen Territoriums vorbereiten; dahin mußte man vor Allem wirken. Sollte der Kirchenstaat seinen bisherigen Charakter

verlieren, so mußte die Geistlichkeit aus den höheren
stellen verdrängt und diese an Laien übertragen werde
nisterio laico das war eines jener Postulate, die man
mal, erst zaghaft und leise, dann lauter und dreister i
aussprach. Die „Volksstimme" forderte dieses; der Cle
ja einseitig gebildet und mit den wahren Bedürfnissen d
kes nicht so vertraut, wie jene „Männer des Volkes",
seit Jahren nur auf „Volksbeglückung" verlegt hatten.
les war eine bittere Ironie; aber es ward vorgebracht
größten Naivität. Wie aber das Ministerium, so sol
Cardinalkollegium bedacht werden; Männer des Fo
sollten es fortan zieren. Ventura, dieser wahrhaft gro
ner, wie ich nie einen ähnlichen gehört zu haben mich
mit Recht bewundert wegen des nobile brio dell' elo
aber gleich Gioberti von Ehrgeiz und falscher Philoso
blendet, das war dazu der rechte Mann. Seit seinen
ßenden Reden auf O'Connell, bei denen man ihm in d
tinerkirche laut Beifall klatschte und ihm wie in einem
spielhause bravo und bravissimo zuschrie (28. Juni
war er ein Held des Tages und es war kein Wunder
der gutinstruirte Pöbel mehrmals dem Papste auf sein
zierfahrten zurief: Santo Padre, il cappello al P. V
Doch daran kehrte sich Pius nicht, ja er gab sogar
dem unsterblichen Redner derbe Verweise. Ueberhaupt
den über die verschiedenen Unterredungen dieses Ergen
Theatiner mit Pio Nono ausgestreuten Gerüchten wen
ben beizumessen; der Einfluß Ventura's auf die Pä
Regierung ist ein sehr untergeordneter und partieller,
nigsten konnte man aus dem heiteren Gesichte, mit
jedesmal von Pius zurückkehrte, auf den Erfolg seiner
lungen mit Sicherheit schließen, wie es so oft gesch
der gewandte Mann hatte nur zu sehr seine Mienen
Aeußeres in seiner Gewalt. Auf die Constitution war
dings nicht ohne Einfluß; aber seine Vorschläge, w

in einer Broschure kund gab, erregten wegen ihrer zu-
:tenden Mäßigung ihm das Mißfallen der Fortschritts-
r, das sich erst nach einigen Wochen wiederverlor. Der
:ach Laienministern und Constitution ward erst laut, nach-
le zweckmäßigsten Vorkehrungen getroffen waren, ihm den
. zu sichern. Die „öffentliche Meinung" that das Ihre

Ein Staat, der in solchen Zeiten keine bedeutende Mili-
cht besitzt, muß den Umsturzgelüsten zur Beute werden.
einer imponirenden bewaffneten Macht hatte die römische
ution nichts zu fürchten, wenn nur der österreichische Ein-
eme gehalten ward, die Schweizertruppen waren an Zahl
u gering, um Furcht einzuflößen, und auch sie konnte
so ziemlich aus dem Wege räumen. Dagegen mußte die
bewaffnung eingeführt werden und mehrmals verlangte
die Bürgerwehr, obschon das Widerstreben des Staats-
rs Gizzi bekannt war. Mit der Erlangung dieser Bür-
iz, welche die Rolle der alten Prätorianer übernehmen
ward das an materiellen Mitteln gewonnen, was die
reiheit an geistigen bot. Endlich ward das Ersehnte er-
jetzt gab es neue Arbeit und neuen Jubel. Inzwischen
sich in Rom zahllose Wühler aus andern Ländern ein-
en; die hochherzigen Söhne Albion's erklärten sich bereit,
für die neue Bürgerwehr bedeutende Geldopfer zu brin-
t im dieselbe sich einreihen zu lassen. Später machte die
ffung der Uniform eine der wichtigsten Angelegenheiten,
ffen die Kinder das Treiben der Großen nach und es
sich das Knabenbataillon della Speranza, für einen
en Nachwuchs bestimmt. Alles exercirte oder war voll
über die Civica. Als später die Fürstin Belgiojoso, diese
ne des neuen Heldenthums, die Zierde des café delle
arti, mit einigen patriotischen Damen in dieser eleganten
m erschien, ärntete sie den beabsichtigten Applaus in rei-
Maße. Mehrere Principi, darunter der in seiner Popu-

larītätssucht bis in's Gemeine sich verlierende Fürst
traten in dieselbe ein und ihr Chef, Fürst Rospiglio
für seine Bemühungen im Anfang die glänzendste Aner
Nun waren die zweckmäßigsten Einleitungen zu dem
Werke der Umwälzung getroffen; viele Räder waren i
gung gesetzt; das Volk war berauscht und ließ sich
lieben leiten. Der Papst hatte nach der Stellung, di
genommen, wenig Hilfe von Aussen zu erwarten; er ko
Bewegung nicht widerstehen; und alle Welt mußte
glauben, die Wünsche des „Volkes" seien Befehle
Nono. Die Amnestie zog noch weitere Begnadigung
sich, die consequent nicht mehr verweigert werden konn
gessen ward, was Pius in seinem Amnestiedekret
„Wenn Milde das süßeste Attribut des Fürsten ist, so
rechtigkeit seine erste Pflicht." Die Furcht war gesch
und damit war das Verderben des Staates da.
Tasso's Wort:

Cade ogni regno e ruinosa è senza
La base del timor ogni clemenza.

Nun war aber noch ein anderer Hebel vorhand
vollends den Sieg der revolutionären Propaganda gew
chen mußte. Schon lange war der italienische Natio
aus seinem Schlummer geweckt worden; nun ward e
künstlich gereizt und bis zur Fieberhitze gesteigert. Es
in Ferrara ausgebrochene Conflict mit Oesterreich, wel
willkommenste Veranlassung bot, den Haß gegen dies
conservativen Staat und die damit zusammenhängende
ner Vertreibung der Oesterreicher bis über die Alpen no
hervorzuheben. Ob die päpstliche Regierung ursprüng
etwas Weiteres gedacht, als an die Erneuerung des vo
salvi beim Wiener Frieden eingelegten Protestes, woll
hier nicht untersuchen; die Art des Verfahrens ist
schwerlich ganz zu rechtfertigen. Allein sogleich hatte
liberale Presse dieses Ereignisses in einer Weise bemächti

päpstliche Regierung bei der allgemeinen Aufregung genö-
gt war, die hieher gehörigen Actenstücke zu veröffentlichen,
selbst das Abgehen von Militär und Freiwilligen nach dem
rden des Kirchenstaates zur Beobachtung und zum Schutz
: Gränzen zuzugeben. Rom sollte möglichst von Truppen
blößt und der guardia civica, bei deren Errichtung der
rdinal Gizzi das Staatssekretariat abgegeben, alle Macht
geräumt werden. Die lächerlichen Kriegsrüstungen, der in
nigen Tagen zu bramarbarisirenden Kriegern gewordenen
uiriten sind Kinderspielen vergleichbar, die so lange ergötzen,
s eine kleine Beule oder Verletzung das Spiel verleidet.
ehr bald hatten die Helden die Oesterreicher geschlagen, we-
gstens mit ihrer zungenfertigen Rede; bald darauf entfärbten
h die Gesichter, und es zitterten die Helden vor dem grund-
en Gerüchte, die „Tedeschi" seien im Anzug gegen Rom.
a hieß es: Hannibal ante portas. Den Sardenkönig erho-
n dieselben kriegslustigen Patrioten bald bis in den Himmel,
s den ersten Helden der Neuzeit; bald bewarfen sie ihn wie-
r mit Koth als einen feigen Verräther; kurz ein ähnliches
piel ward mit Carlo Alberto getrieben, wie nachher in
utschland dieselbe Journaltaktik es mit dem König von Preußen
eb, der in ihren Organen bald als ein Bluthund und Feind
s Vaterlandes, bald als Germania's einziger Retter und
freier erschien. Je mehr Widersprüche, desto besser, wenn
r im Princip die Consequenz bleibt.

Zwar war die Differenz mit Oesterreich bis zum 23. De-
mber 1847 ausgeglichen, wo in Folge der zwischen dem
rdinallegaten Ciachi und dem Grafen Lützow abgeschlossenen
bereinkunft die Oesterreicher den päpstlichen Truppen die
achposten an den Thoren und innerhalb der Stadt Ferrara
erließen; aber die durch diesen Conflict begünstigte Erbitte-
ng gegen Oesterreich blieb, und die radikalen Klubbs sahen
durch ihre Plane wesentlich gefördert. Bereits hatten sich in
r Lombardei schon mannigfache Gährungen kund gegeben,

die natürlich in Rom die lebhafteste Theilnahme fanden und den Haß gegen die Tedeschi erhöhten. Die liberale Presse proklamirte in vielen Broschüren und Journalen die Unabhängigkeit einer Nationalität von der anderen als heilige Forderung des Naturrechts, und als im Wesen einer Nation von selbst liegend; die Philosophie ward hier, wie so oft herabgewürdigt zu einer Magd der Revolution. Es sind gegen diese Nationalitätstheorie einige Widerlegungsschriften erschienen, die gediegendste ist die des durch mehrere philosophische Arbeiten rühmlich bekannten Jesuiten Taparelli (Della Nazionalità. Breve Scrittura del P. Luigi Taparelli della Compagnia di Gesù. Genova 1847), die freilich dem ohnehin gehaßten Orden noch größere Feindschaft zuzog, worüber wir in einem folgenden Artikel noch Mehreres zu sagen gedenken, da die Verfolgung dieser Gesellschaft in der Geschichte der römischen Revolution eine bedeutende Stelle einnimmt; für jetzt begnügen wir uns, die allgemeinsten Umrisse des Entwicklungsganges der letztern, wenn auch unvollständig und nach dem Maße des von uns selbst Beobachteten, zu zeichnen.

So war schon bis gegen Ende des Jahres 1847 der Same für die Revolution ausgestreut, und er begann bereits zu keimen. Die Früchte der von Pius eingeleiteten Reformen ärndtete nicht sein Volk, sondern der Radikalismus, der sie heißhungrig verschlang und in seinem Magen begrub. Pius beschäftigte sich Tag und Nacht mit neuen Gesetzentwürfen, so daß selbst seine Gesundheit gefährdet war, und die geängstigten Trasteveriner oft durch eigene Deputationen sich nach seinem Befinden erkundigten. Der Papst berief sogar eine Versammlung von Abgeordneten als Staatsconsulta, er versäumte nicht, mit den nachdrücklichsten Worten ihnen ihre Pflicht an das Herz zu legen. Bei dem feierlichen Zuge der Deputirten nach St. Peter (15. November 1847) hatte sich schon die Volkssouverainetät gezeigt; man erwies den Deputirten fast dieselben Ehren, die sonst der Papst ausschließlich genoß; dreifarbige

n und Cocarden zeigten sich überall. Auch der bessere des Volkes bedachte nicht die Folgen dessen, was er mit lsstürmen begleitete, es war das Volk bereits in seinem ichlafe begraben. Nie hat es weniger ein römisches Volk n, als jetzt, wo auf allen Lippen der popolo Romano

ich wandte mich weg von dem prunkvollen Schauspiele Festzuges und von den zierlich geschmückten Straßen, wo den Trümmern der gigantischen Vorzeit die Pygmäen egenwart um so verächtlicher erschienen. Ich suchte Ein- t und fand sie in der Todtenkapelle der Kapuziner mit „tiefsinnigen Verzierungen von Leichnamen und Knochen." ein Contrast zwischen hier und draußen! Draußen Blu- md Lichter von Lebendigen, aber ohne Geist; hier Blu- md Lampen von Todten, aber mit dem Geiste des Glau- verbunden und von ihm durchweht. Draußen erinnert Bild der wiedererstehenden Roma an eine Auferstehung, r zum Tode führen kann, hier erinnern die harrenden i der Mönche an jene Auferstehung, die einst zum völli- esitze eines unverwüstlichen Lebens gelangen läßt; dort das Leben besiegt durch den Gräuel der Verwüstung; ird die Verwüstung selber dienstbar der Idee des ewigen . Schmerz und heilige Scheu durchdringen da die Seele, nöchte mit Rückert sagen:

Die blassen Blumen reden sanfte Trauer,
Wie Andacht schwärmerisch dem Freudenlosen,
Trostreichen Schein der Blumen abgewinnet;
Und jene Lampen sprühen ernste Schauer;
Zu solchem Schmucke verblüh'n die ird'schen Rosen,
Wie an des Lebens Docht das Oel verrinnet.

XLV.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 18. April 1850.

Daß das Verhältniß der weltlichen Macht zur Kirche und zum christlichen Glauben eine Lebensfrage der europäischen Menschheit sei, wird heutzutage wohl nur noch von den rohesten und unwissendsten unter den gewalthabenden Parteigängern Voltaire's ignorirt oder geläugnet. In Betreff der weitern Gestaltung jener Beziehungen zwischen Staat und Kirche wirbeln aber die Meinungen, Ansichten, Forderungen und Wünsche, namentlich in Deutschland, wie die Flocken bei einem Schneesturme durcheinander.

Wir wollen uns, weit entfernt diese Materie hier erschöpfen zu können, darauf beschränken: Einiges von dem, was in Betreff der Abschaffung oder Beibehaltung des „christlichen Staates“ in deutschen Landen als Klage oder Hoffnung laut wurde, hier zusammenzustellen. Die sich hieraus von selbst ergebenden Resultate können uns als Meilenzeiger auf dem abschüssigen Wege dienen, den die europäische Gesellschaft mit immer beschleunigter Geschwindigkeit wandelt.

Bekannt sind die Verhandlungen der revidirenden Reichsversammlung zu Berlin in Betreff der Bedeutung, welche die

christliche Religion im preußischen Staate fortan noch haben dürfe. Führen gleich diese Erörterungen zu keinem erfreulichen Ergebnisse, so muß dabei jedenfalls anerkannt werden, daß die gesammte Frage, statt wie anderswo, als ein längst abgemachter, bei vernünftigen Leuten nicht einmal mehr der Erwähnung bedürfender Plunder, mit verachtendem Stillschweigen an die Seite geschoben zu werden, doch noch einer ernsthaften Debatte unterzogen wurde.

Der Artikel 11 der provisorischen Verfassung (vom 5. December 1848) lautete: „Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgesellschaften und der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung wird gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse und der Theilnahme an irgend einer Religionsgesellschaft. Den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die Ausübung der Religionsübung kein Abbruch geschehen.“ — „Das Neue in diesem Artikel“, sagt hierzu die evangelische Kirchenzeitung von Hengstenberg, „ist der mittlere Satz. Der heidnische Staat erscheint bei Daniel und in der Offenbarung unter dem Namen des Thieres, wegen der dumpfen Gleichgültigkeit gegen das Göttliche. Jenes Thier soll am Ende der Tage in Gog und Magog wieder aufleben. Wir haben hier den Anfang dieses Endes vor uns.“ Nun besagt allerdings im Wesentlichen der oben ausgesprochene constitutionelle Grundsatz nichts Anderes, als: daß „der Staat“ keinerlei Religion haben dürfe, und deren fortan keine mehr haben werde. Wenn und in sofern also diese Erklärung aus der freien Luft des Herzens geflossen ist, scheint die harte Rede Hengstenbergs allerdings wohl begründet. Die Religionsfreiheit in ihrer obigen Fassung ist der Sache wie den Worten nach eine Lossagung von Gott; ein Scheidebrief, der dem Christenthume gegeben wird; ein Manifest, welches besagt, daß der irdische Staat des Allerhöchsten nicht mehr bedürfe, für fernere Einmischung der Mächte des Himmels höflichst danke,

und fortan sich auf seine eigene Hand fortzuhelfen suchen werde. So weit ist das antike Heidenthum, wenigstens in seinen Staatsactionen und offiziellen Erklärungen, nie gegangen. Auch in seinen gründlichsten Verirrungen und in seinem tiefsten Verfall stand es hoch über der Verthiertheit der modernen Gottesverachtung, und auch bei dieser Gelegenheit zeigt es sich wieder, daß die *moderne* Lossagung vom Gotte der Christen nicht zum Heidenthum zurück, (welches immer noch zwei Ausgänge hat!) sondern in einen viel schauerlichern Abgrund, den Antichrist entgegen führt.

So wahr und richtig dieß Alles aber auch seyn mag, und so bereitwillig wir auch in diese Auffassungsweise eingehen, so möchten wir dennoch den eben citirten, berühmten protestantischen Theologen bitten, sich in aller Ruhe und Sammlung seines Gewissens die Frage zu stellen: ob denn dieser Versuch, die Staatsgewalt gänzlich und unbedingt außerhalb des Conflicts aller kirchlichen Parteien zu stellen, und die Religion demnach rein und lediglich zur Privatsache zu erklären, ein Act des puren Muthwillens und der Willkür der Jetztlebenden, und ob er nicht vielmehr die nothwendige und unabweisliche Folge ist: *erstens* des Entwicklungsganges, den überhaupt der Protestantismus seit seinem Entstehen genommen; *zweitens*, der durchweg falschen, auf rationalistischer Basis ruhenden Stellung, worein sich die Staatsgewalt selbst in allen protestantischen und katholischen Ländern des europäischen Continents der Religion und Kirche gegenüber selbst gesetzt hat; und *drittens*, was insbesondere Preußen betrifft, der großen, kaum mit Worten genügend zu schildernden Mißgriffe und Rechtsverletzungen, welche sich die Regierung dieses Landes seit dem Jahre 1817 hat zu Schulden kommen lassen? Wir unsererseits halten die heutigen Versuche der Abwehr jedwedes Staatseinflusses von Allem und Jedem, was Kirche und Glauben heißt, insofern überhaupt ein Element von Wahrheit in ihnen liegt, für nichts anderes, als für einen im natürlichen Laufe der menschlichen Dinge liegenden Rückschlag gegen den, alles sittliche Gefühl ver-

einfachen Menschenverstand gleichmäßig empörenden Mißbrauch der weltlichen Gewalt in Religionssachen. In einer gegebenen [illegible] würde dieser, hätte Gott ihm nicht seine naturnothwendige Schranke gesetzt, die Kirche dem omnipotenten Staatsorganismus eingefügt, sie zu einem nur vom Belieben der Regierungsbehörden Leben und Bewegung empfangenden Polizeiinstitut für weltliche Zwecke entwürdigt, d. h. sie ihrer göttlichen Mission entkleidet und somit vernichtet haben. Wessen die herrschende Religion der Gebildeten*, der rationalistische Indifferentismus, fähig sei, der fast ohne Ausnahme die Bureaukratenwelt bis zum Fanatismus geistig beherrscht, das hat er, dächten wir, so den preußischen Lutheranern gegenüber, wie bei Gelegenheit des Kölner Attentats in Beziehung auf den Glauben und die Disciplin der katholischen Kirche gezeigt. Wir fragen jeden rechtlichen und denkenden Menschen: ob gegen diesen Druck der Gegendruck ausbleiben, ob, über kurz oder lang, dem maßlosen Anspruche auf Herrschaft des Gott- und Glaubenslos gewordenen Staates über die Kirche etwas Anderes entgegen treten konnte, als jene absolute Ablehnung jeder Verbindung zwischen Kirche und Staat, die heute eins der Schlagwörter des Zeitgeistes ist? Nicht die Christen haben mit dem Staate, der zur Staatsreligion erhobene Indifferentismus hat mit dem Christenthume gebrochen. Erklärte sich die Staatsomnipotenz zuerst für neutral zwischen den christlichen Confessionen*, so war der weitere Schritt: einer Neutralitätserklärung des Staats zwischen dem Christenthum und seinen erklärten Gegnern eine mathematisch nothwendige Folgerung, die keine Gewalt auf Erden mehr ablehnen konnte. Sie ist zweihundert Jahre nach Abschluß des westphälischen Friedens gezogen worden, und die Vorsehung wird nunmehr, nachdem eine große Periode von Sünde und Irrthum zu ihrem letzten Ziel und Abschluß gelangte, in der Sache weiter ergehen lassen, was Rechtens ist. Einstweilen aber ist so viel gewiß: [illegible]lt, die sich auf die Grundlage jener absoluten In[illegible] stellt, hat nicht mehr das Recht, den Gott der

Christen zu ihrem eigenen Schutze anzurufen. Schreitet fü Verfolgung der Gläubigen, so gehört das höchste Maß Verläugnung alles natürlichen Rechtsgefühls und von lectueller Verkehrtheit dazu, es den Christen zu verargen, sie der Gewalt einfach vorhalten: sie sei ja, ihrer eigenen klärung zufolge, indifferent; so möge sie also dem Christen ben und der Kirche dieselbe Wohlthat des Ignorirens an hen lassen, die sie seit mehreren Geschlechtsfolgen schon Treiben der antichristlichen Secten erwies. So wie abe christliche Bewußtseyn der antichristlichen Gewalt geg diese Stellung nimmt, so sind auf der andern Seite wieder die Folgerungen nicht abzulehnen. Den Vordersa geräumt, muß nun selbst der Schein des christlichen S verschwinden, der indirekte, stillschweigende Einfluß des stenthums auf das politische Leben bis auf die letzte Sp Erinnerung vernichtet und abgethan werden. Nun ab die Geschichte so wenig einen leeren Raum, wie die In die Stelle des christlichen Staats tritt eben nicht cuum, sondern der antichristliche Staat, und in dieser t Alternative, — antichristliche Gewalt, wenn die unn Verbindung zwischen Staat und Kirche fortdauert, walthätiges Antichristenthum, wenn die Trennung ein in dieser Alternative liegt eben, — namentlich für uns Deut die Noth und der ganze Jammer der Zeit. Gegen diese kein politisches und sociales Rezept, sondern wie schon sagt, Gott allein helfen.

Der peinliche Conflict zwischen der zur Vollendung genden Consequenz eines Princips, und dem natürlichen fühl der Besorgniß, welches sich gegen die feierliche und drückliche Anerkennung desselben sträubt, — dieser Confl namentlich in den Berliner Debatten in seiner ganzen S hervorgetreten. Eine Menge Amendements, Zusätze, Sch toires aller Art wurden versucht. — „Das Verhältniß der lichen Kirche und der übrigen Religionsgesellschaften zum zu ordnen, bleibt besondern Gesetzen vorbehalten;“ d

der Knoten nur etwas weiter zurückgeschoben, nicht ge-
orden. „Die Mitgliedschaft beider Kammern, die Er-
ig eines obrigkeitlichen Amtes, so wie eines Lehramtes
er Volksschule christlicher Gemeinden ist abhängig von
eilnahme an einem gesetzlich anerkannten christlichen Be-
ß." So lautet das Amendement des Abgeordneten v.
Retzow. Aber abgesehen davon, daß ein solcher Vorschlag
itgeist und die gebildete Mehrheit, folglich jedenfalls die
ität der Volksrepräsentanten wider sich haben mußte, so
immer die Frage übrig: ob, da die „gesetzliche Anerkennung"
Staats" allein und für sich ein unchristliches Bekenntniß un-
) zu einem christlichen machen kann, selbst durch die An-
dieses Amendements mehr gerettet gewesen wäre, als ein
scher Schein, der wiederum nur eine große Lüge verdeckt
Ein anderes, gewiß sehr wohlgemeintes Amendement
: „der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen
ist vom Unterschiede des religiösen Bekenntnisses unab-
ig;" denn sonst könnte ja gelegentlich einmal in einen
ial- oder Reiseschein eingezeichnet werden: N. N. da oder
r, „Atheist" oder: „Religion, keine." — Sehr richtig
Hengstenberg hierzu, daß dadurch in der Sache nichts ge-
gewesen wäre, weil religiöse Bekenntnisse wie das der
Gemeinden, der „Deutsch-Katholiken," sich gar nicht
as Niveau der völligen Religionslosigkeit erheben. „Bes-
s offene Bekenntniß, daß man keine Religion habe,
s heuchlerische Vorgeben, daß man eine Religion habe,
urch eine solche gesetzliche Bestimmung Vorschub geleistet
würde. Solche Heuchelei ist grade in Deutschland eins
werften Uebel, an denen wir kranken. Die Unterschei-
zwischen einer Religion und keiner ist eine durchaus
ie. Die Schrift weiß nur von dem Unterschiede der
n und der falschen Religion. Sie nennt die Heiden trotz
Götterfülle solche die ohne Gott sind in der Welt.
wir leben in der rationalistischen Luft, und da beschleicht
s gar leicht, daß wir den wesenlosen Schatten, den der

Rationalismus Gott nennt, doch für etwas halten, und
daß eine Vorstufe zum Christenthum sei, was in W
seine Verneinung ist, und meist nur den Schein ein
gebliebenen Positiven bewahrt, um desto wirksamer
und die Schwachen täuschen zu können." Wie wahr
und wie richtig ausgedrückt! Wenn es dem gelehrten Th
der diese Worte niederschrieb, nur noch gefallen hätte, d
seiner Folgerungen bis an's Ende durchzuführen, und sei
danken fertig zu denken. Dann würde er ohne Zweifel
den haben, daß es nicht zwei Wahrheiten geben kan
daß sein Protestantismus sich zur katholischen Kirche
so verhält, wie der Rationalismus zu dem, was er
christliche Wahrheit nennt. Als praktisch politische Fo
ergiebt sich daraus, daß es nur zwei consequente Systeme
das katholische des Mittelalters, welches ausser der Kirc
Heil erkennt, und nur dem wahren Glauben der Kir
Recht zur Existenz im Staate einräumt, — oder das
amerikanische, welches jedwede mögliche und erdenkliche
verehrung für gleich berechtigt erklärend, den Glauben a
und göttliche Dinge einfach als Privatsache behandelt,
mit die vollständigste Trennung von Staat und Kirch
spricht. Daß das erstgenannte (katholisch-mittelalterliche)
in seiner consequenten Strenge heute in keinem euro
Lande mehr durchzuführen sei, dieß bedarf als evidente T
keines Beweises. Aber ob das System der absoluten
und der Trennung des Göttlichen und Menschlichen di
der Erfahrung bestehen, und zu welchen Ergebnissen di
periment in Deutschland, der Heimath und Geburtsstä
antichristlichen Philosophismus führen werde, in Deut
wo ihm alle in der Sitte und dem Herkommen liegenden
amerikanischen Grundlagen fehlen, — dieß stehen wir ja
serm Leibe zu erfahren im Begriff. Einstweilen schwank
in kläglicher Halbheit zwischen jenen beiden folgerichtig
stemen princip- und haltungslos in der Mitte herum,
abwechselnd bald die Scylla, bald die Charybdis zu ver

und participiren, ohne die Vortheile zu genießen, an den Gefahren und Uebelständen der einen wie der andern Alternative.

So auch die Berliner Debatten. Das Endergebniß war, daß durch Beschluß beider Kammern die Worte blieben: „Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntniß." Gestrichen wurden nur die Worte: „und die Theilnahme an irgend einer Religionsgesellschaft." „In der Sache," sagt sehr richtig Hengstenberg, „ist damit nichts geändert. Die gestrichenen Worte dienen noch als Commentar. Es ist nach den gebliebenen nicht bloß gleichgültig, welches religiöse Bekenntniß, sondern auch ob man eins hat. Wir bedauern also die Aenderung. Sie beseitigt nur die Crudität des Ausdrucks: nicht den Moder selbst, sondern nur den Geruch des Moders." Auch die herzlich wohlgemeinten und von der achtbarsten persönlichen Gesinnung zeugenden Amendements von Stahl und Walter erscheinen uns, angesehen die Stimmung der Mehrheit der Gebildeten, aus denen die eben citirten gesetzlichen Bestimmungen flossen, nur als Versuche das Decorum zu retten. Stahl schlägt den Zusatz vor: „Das Christenthum bleibt maßgebend für alle öffentlichen Einrichtungen, die mit der Religion im Zusammenhange stehen, die Evangelische und Römisch-Katholische Kirche behalten ihr wesentlich nationales Ansehn im Staate." Mit andern Worten: obwohl fortan die lebendigen Organe der Gesetzgebung und das vollziehende Beamtenthum aus Juden und Atheisten bestehen dürfen, so sollen die Kirche und die politischen Institutionen dennoch bei ihren christlichen Ehren und Würden bleiben, und dieses Wunder wollen wir durch den Buchstaben eines Paragraphen der Constitutionsurkunde wirken! So fest ist der Aberglaube an die Kraft des geschriebenen Wortes selbst in den Köpfen der Einsichtsvollsten. Das Walter'sche Amendement ist noch unschuldiger. „Die christliche Religion in ihren Hauptbekenntnissen wird als die Religion der großen Mehrheit der Bewohner des Staats anerkannt, und als solche in den Einrichtungen desselben, unbeschadet der Religionsfrei-

heit der Andersglaubenden, berücksichtigt ... nahm die erste Kammer diesen Vorschlag an; aber als der ... Ammon, — ein Anachronismus, der sich aus der Zeit der Jagdhunde und Pagen König Friedrich's II. in die Gegen... verirrt zu haben scheint! — ihr Gewissensbedenklichkeiten ... („sie kenne die Tragweite ihres Beschlusses nicht; es kön... viel darunter verstanden werden, die Ehe, ihre Hinderni... Scheidung und deren Gründe, die Schule, die Wohlthä... anstalten, der Eid, die Festtage u. s. w.") ließ sie ... schrecken über das Uebermaß ihrer Christlichkeit, den ... Beschluß fallen und vereinigte sich mit dem, auch ... würdigen Herrn Minister v. Ladenberg unterstützten ... ment Viebahn: „die christliche Religion wird bei ... Einrichtungen des Staats, welche mit der Religion ... im Zusammenhange stehen, unbeschadet der im Art. 11 ge... leisteten Religionsfreiheit, zu Grunde gelegt." Die ... Bedeutung dieses Beschlusses ist vorläufig wohl nur die, ... bei gerichtlichen Vorladungen u. dgl. vorläufig noch, statt ... Sabbaths der Juden, der christliche Sonntag respectirt ... wird.

Nicht besser erging es einem andern Antrage Bau... Er brachte als bedingenden Zusatz zu dem Artikel, welcher ... gemeine Sectenfreiheit gestattet, folgenden Zusatz in Vor... „Jede Religionsgesellschaft, welche auf den Schutz des ... tes Anspruch macht, ist verpflichtet, ihren Mitgliedern ... furcht gegen Gott, Gehorsam gegen die Gesetze, Treue ... den Staat, und sittlich gute Gesinnungen gegen alle ... ger einzuflößen." Die Absicht des Antragstellers ... Wird Sectenfreiheit ohne alle begränzende Bedingung ... so kann es nicht ausbleiben: das politische Clubb... bindungswesen muß sich auf das religiöse und kirch... hinüberziehen. Will die communistische Propaganda ... sicher gehen, so hat sie nur nöthig sich hinter den ... flüchten jener maßlosen und unbedingten Freiheit ... gionen zu stiften. Der vorgeschlagene Zusatz sollte

ng die rechtliche Möglichkeit sichern: gemeingefährliche Ver-
bungen, sobald sie die Form einer religiösen Secte annäh-
, unbeschadet des Princips der Religionsfreiheit, zu unter-
n. Aber entweder reichte die Voraussicht der preußischen
e soweit nicht, oder sie wollten gerade der Regierung
ene Macht entziehen, welche das Walter'sche Amende-
n deren Hände zu legen beabsichtigte. Eine Commission
eiten Kammer, welche den Antrag verwarf, machte als
geltend: „es möchte in gewissen Fällen eine Cognition
is Bekenntniß und dessen Verhältniß zu jenen Anforde-
ersucht, und dadurch die Religionsfreiheit" (richtiger:
ihe it neue Religionen auszuhecken)" in wirkliche Gefahr
ht werden." Ein Volk, bei dem der Indifferentismus
Entwickelungsstufe erreichte, hat intellectuell und sittlich
tet bschaftet; es sitzt nur noch und wartet, wie es in dem
t'schen Mährchen heißt, „bis Einer käme, der es mit-
e." Und der ist schon unterwegs. Ja, was das Schlimmste
nan kann nicht einmal sagen, daß in jenen Aeußerungen
ottlosigkeit, noch immer das Fünklein Wahrheit lag: daß
lieber alle erdenklichen und möglichen Gefahren der allge-
en Religionslosigkeit und des zügellosen Sectenwesens über
nehmen, als dem „Staate", der seine Macht so empörend
braucht, fortan irgend welche Cognition in Religionssachen
stehen wollte. Dieß war die Meinung keineswegs. Die-
n Menschen, welche die Thore des Hauses zum Behufe
Eindringens neuer Secten nicht weit genug öffnen konn-
, bekämpften mit einer wahrhaft dämonischen Erbitterung
en Schimmer und Schatten der Freiheit, welche den beste-
nden christlichen Confessionen eingeräumt werden sollte. Der
t. 12 der Verfassung vom 5. Dez. 1848 lautete: „Die
ngelische und römisch-katholische Kirche, so wie jede andere
eligionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten
bständig, und bleibt im Besitz und Genuß der für ihre Cul-
s-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten An-
alten, Stiftungen und Fonds." Walter sagt von diesem

Artikel, es sei „der beste in der ganzen Verfassung; ma ihn die Perle derselben nennen"; und wir stimmen diesen spruche, mit welchem sich auch Hengstenberg einverstan klärt, aus ganzer Seele bei. — Aber eben deshalb widerchristlich-altpreußische Partei Alles auf, den beste Confessionen diese, ihnen von Gott- und Rechtswegen rende Anerkennung ihrer natürlichen Freiheit zu verküm Der oben bereits hinreichend „gekennzeichnete" Abgeord Ammon warf das Amendement in den Art. 12: „ord verwaltet ihre innern Angelegenheiten selbstständig, die unter gesetzlich geordneter Mitwirkung des Staates u bürgerlichen Gemeinde", wodurch, wie Hengstenberg bemerkt, der Kirche eine Abhängigkeit in Aussicht gestellt weit größer und drückender wie die, aus der sie so eben Anschein nach befreit war. Schon hatte die erste Ka mit überwiegender Majorität diese Verbesserung angenom und sich selbst dadurch ein vollgiltiges Zeugniß ausgestellt welchem Maße sie selbst der Freiheit fähig und würdig sei als die zweite Kammer noch rechtzeitig durch ihre Verwe den pfiffigen Anschlag vereitelte, worauf die erste ebenfall rückzog.

Wir fühlen uns — leider! — außer Stande diese dung für mehr als einen glücklichen Zufall zu halten und nen uns nicht verhehlen, auf wie schwachen Füßen, Intelligenzen und Gewißen gegenüber, die Kirchenfreiheit Sind wir gleich verpflichtet die Wege Gottes, auf denen seine Kirche auch in Deutschland führt, anbetend zu und wissen wir gleich, daß das letzte Ziel, dem wir ent gehen, nur die Ehre des Allerhöchsten und der Triump Wahrheit (d. h. der Kirche) seyn kann, so macht es de einen widerlichen Eindruck, heute schon katholische Sti mit den Errungenschaften der deutschen Revolution prahl hören, wozu sie wahrlich noch keine Ursache haben. In hat Hengstenberg Recht, und wir wünschten, daß sein namentlich unter uns Katholiken weithin beherzigt würde,

bei dem Jubel, in welchen der amtliche Bericht über die rhandlungen der zweiten Generalversammlung des Piusver- es ausbricht, („das katholische Volk lernte fühlen, was ihm ehlt, um glücklich (!) zu seyn, die Freiheit seines Glau- ns",) bedenklich den Kopf schüttelt und hinzusetzt: „Die äu- ere Freiheit kann dem vorhandenen Leben wohl ehr oder weniger förderlich seyn, aber sie hat noch ie Leben erzeugt." — Möchten Alle, auch unter uns Ka- holiken, sich mit der großen, so oft vergessenen und verkann- n Wahrheit durchdringen, daß die äußere Freiheit nicht Zweck yn kann, sondern bloßes Mittel zur Förderung des Zweckes r Kirche. Möchten umgekehrt aber auch Hengstenberg und ne Partei der eben so evidenten Wahrheit nicht länger wi- streben: daß, wo Leben, christliches, kirchliches Leben vor- nden ist, dieses sich des widersinnigen, tyrannischen Zwan- einer ihm feindlichen, unbefugten Gewalt erwehren muß, t wäre es ja kein Leben. Wir begegnen in dieser Bezie- g Mißverständnissen, ja schreienden Widersprüchen in der so schlagenden und bündigen Argumentation Hengsten- s, die uns mit tiefem Schmerze erfüllen, weil sie die Aus- auf eine Rückkehr unserer „irrenden Brüder", wenn auch ünftig nur zur Logik und zur einfachen geschichtlichen Wahr- in weite, nebelgraue Ferne rücken. Wer, der klar in die blickt, wird nicht aus ganzem, vollem Herzen einstimmen, t Hengstenberg sagt: „wir können es nur für eine große chung halten, wenn man meint, die auf dem Papiere ebe Freiheit werde wirklich und ehrlich gewährt werden. von der Kirche losgetrennte Staat kann auf die Dauer t anders, als die Kirche knechten. Dasselbe Wesen, was dazu trieb" (schon vor dreihundert Jahren), „die nnung zu suchen, die Gottlosigkeit, wird ihn auch zur chtung der Kirche treiben, so bald dieselbe in irgend erfolg- cher Weise dieß Wesen bekämpft. Lasse man sich doch da- rch nicht täuschen, daß die jetzigen Kammern eine gewisse Geneigtheit zeigen (??), der Kirche die Freiheit zuzugestehen.

Jetzt ist man noch satt, bald wird der Appetit von neuem regen." So richtig urtheilt Hengstenberg über das, wesse uns von dem apokalyptischen Unthier des außerkirchlich-potenten Staats für die Zukunft zu getrösten haben. derselbe Mann ist im Stande, wenige Zeilen später, üb Vergangenheit jener Theorie und Praxis der Sta losigkeit, die er ja selbst erlebt und mit eigenen Augen gesehen hat, wörtlich Folgendes zu sagen: „die Zeit w kommen, da die katholische Kirche sich zurücksehnen w der Gerechtigkeit und Milde, die das preußische Kön von Gottes Gnaden im Ganzen und Großen unläugbar sie bewiesen hat, da sie den Unterschied empfinden wir schen einem lebendigen Herzen, und den seelenlosen K majoritäten und ihrer fühllosen und nicht durch das B seyn persönlicher Verantwortlichkeit gebrochenen Tyrann sie die Maßlosigkeit und Bitterkeit ihrer frühern Opp schmerzlich bereuen wird." Mag es allerdings als eine Thorheit gerügt werden, wenn einzelne Katholiken in de gemeinen Verwirrung der Zeit, statt allein auf den ihren Gott zu hoffen, sich eingebildet haben sollten, au „seelenlosen Kammermajoritäten", oder den parlamentar Formen der Gegenwart werde der Kirche besseres Heil hen, als die souveraine Bureaukratie des vormärzlichen ßischen Königthums von Gottes Gnaden" es ihr zu ge gab. Wenn aber Hengstenberg, nach allen Erfahrung Zeit, heute noch im Stande ist, den Katholiken in P daraus einen Vorwurf zu machen: daß sie die vormä zur Knechtung der Kirche treibende Gottlosigkeit der pr thümlich-freimaurerischen Bureaukratie (die, so scheint seit den Märztagen hinreichend das Visier gelüftet hat nicht mit Dank und Freude gefallen ließen, sondern ih gen Rechte gegen diese antichristlichen Barbaren mit ringen Mitteln vertheidigten, welche eine widersinnige, eigenes Grab grabende Tyrannei ihnen gelassen hatte, —

›, selbst Hengstenberg zu solchen Argumentationen noch fähig und aufgelegt ist, — so kann man diese ›ch natürliche Verfinsterung des Verstandes und des Gefühls nur durch eine schreckliche, aber gerechte rklären, welche das Gericht Gottes über Jene ie die Wahrheit beharrlich nicht sehen wollen.

Moral, die wir aus allen bisher berichteten Vor- und Aeußerungen ableiten, haben wir oft schon in ättern ausgesprochen. So gewiß es ist, daß Deutsch- hicksal von der Wiederherstellung der göttlichen Ord- f kirchlichem Gebiete abhängt, so gewiß ist es auch flicht, die natürliche Freiheit der Kirche gegen revo- despotischen Staatszwang zu vertheidigen. Aber mit laischen Formel ist weder der Kirche noch Deutschland möge diese auf Staatsschutz oder auf absolute Tren- : Kirche vom Staate lauten. Beiderlei Wege führen einseitigen Abstraction nicht zum Heile, sondern zum n unseres Vaterlandes. Das, was allein uns rettet, Wiedervereinigung unseres Volkes im wahren Glauben. Gott uns diese, so findet sich auch das rechte Ver- des Staats zur Kirche wieder, und demnächst auch er Grundlage die zeitgemäße politische Verfassung andes von selbst. Wo nicht, so geht der Name hland in der Geschichte unter, und unser Volk ret- s und unaufhaltsam in kürzester Frist dem Schicksale entgegen. Es ist uns, als ob wir diese Warnung nd immer wieder in den Sturm der Zeit hinausrufen . obwohl wir nur allzugut wissen, daß sie entweder hört, oder nicht verstanden, oder, wo man sie hört und , mit bitterem Hohngelächter beantwortet wird.

---

und Viertelsverstand zu begreifen beginnt, daß ohne
Kirche die Staatsordnung verloren ist, hat der uns
bereits hinlänglich bekannte preußische Minister von
ein Mittel gefunden, jenen längst angedrohten preußis
nichtungskampf gegen die katholische Kirche" wiede
nen, in welchem schon einmal die Herren Bodelschwi
horn und Bunsen nie verwelkende Lorbeeren pflückten

Bekanntlich enthält die preußische Verfassung B
gen, welchen leicht eine, den Rechten der Kirche d
dem Treueide, den jeder Priester dem Bischofe geleist
sprechende Auslegung gegeben werden könnte. Nac
schen Religionsbegriffen ist aber der Eid eine, mit
Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit zu behandelnd
Sache. Geheime Vorbehalte, welche die Kraft un
tung desselben schmähen, sophistische Auslegungen, r
den heutigen politischen Eidesleistungen an der Tag
sind, hat die Kirche verdammt. Die Priester, wel
der Lage befinden, den Verfassungseid schwören z
waren, selbst abgesehen von der Weisung ihrer Bi
ihrem Gewissen verpflichtet, diejenigen Erklärungen
und im Voraus abzugeben, durch welche sie einem

der Verfassung (freilich alsdann im grellsten Wider- mit ihren Grundprincipien) anerkannte und bestehende e Rechte zu beeinträchtigen, wie dieß namentlich in auf die Volksschulen besorgt wird. — Für einen solchen r, den Gott verhüte! muß ich mein und meiner Geist- Gewissen sicher stellen, denen ich nicht gestatten kann, durch die unbedingte Beschwörung einer Verfassung, lcher derlei Angriffe auf meine verbrieften kirchlichen abgeleitet werden wollten, sich zu Verschwörern gegen he und ihren Bischof machen. — Ich stelle daher an ellenz aus tiefstem Herzensdrange und aus gewissenhaf- e und Sorgfalt auch für den Staat und sein Wohl gendst ergebende Bitte, die Eingangs erwähnte Ver- nicht zur Ausführung zu bringen, sondern einfach ge- zu lassen, daß die betreffenden Geistlichen als ehrliche handeln, d. h. sich nicht unbedingt zu etwas eidlich ten, was sie in Conflict mit schon früher übernomme- igen Verpflichtungen bringen kann: also, daß sie den ngseid mit den für den Staat unverfänglichen, ihr issen sichernden Beisatze: „„salvis ecclesiae juribus"".

t dieses Wort der Wahrheit Eingang bei der preußi- ureaukratie gefunden? Mit nichten! Eine Ministerial- fung; statuirt als Antwort darauf folgende Unterschei-

„Verlangt ein Staatsbeamter, den Eid der Verfassung ... Vorbehalt leisten zu dürfen, und ist er hiervon ngemessene Belehrung nicht abzubringen, so ist er zur g darüber aufzufordern, ob er, zufolge seiner pflicht- Ueberzeugung, nach Maßgabe des Inhalts der Ver- urkunde durch die Ableistung des Eides ohne einen auf hte der Kirche bezüglichen Vorbehalt sich in einem im Gewissen nicht zu lösenden Conflict seiner

gedachte Beamte, unter Abstandnahme von der V
zur Niederlegung seines Amtes, dessen Pflichten in
fange zu übernehmen er sich außer Stand befindet,
dern, und, falls er dieß nicht will, unter einstweilig
sion vom Amte, zur Disciplinar-Untersuchung z
II. „Erklärt dagegen der betreffende Beamte, daß e
ner pflichtmäßigen Ueberzeugung durch die Ableistung
ohne Vorbehalt in den oben erwähnten Conflict ni
(und würde derselbe demnach, wenn ihm die gedacht
seitens des Bischofs nicht ertheilt wäre, den Eid au
fassung mit gutem Gewissen ohne den Vorbehalt l
nen), so ist derselbe, des ausgesprochenen, oder sc
klärten Vorbehalts ungeachtet, zur Ableistung des
verstatten."

Ihrerseits haben die Bischöfe der kölnischen Kirc
als Antwort auf diese Zumuthung, jedem Geistlich
die Lage kömmt, den geforderten Verfassungseid leist
sen, die Verpflichtung auferlegt, der weltlichen B
der Leistung des Eides folgende Erklärung zuzuferti

„Euer .... zeige ich ergebenst an, daß ich

pflichtungen gegen dieselbe nicht beeinträchtigen, folglich
h meine kirchliche Stellung in Nichts ändern kann."

Aber auch die sittliche Rüge ist dem Verfahren des Mi-
ers nicht geschenkt worden. Ein Schreiben des edlen Fürst-
chofs v. Diepenbrock vom 19. April d. J. enthält folgende
elle:

„In dem heutigen Staatsanzeiger Num. 106 finde ich
en von Berlin den 18. d. datirten Artikel über das Verfah-
n des königlichen Staatsministeriums hinsichtlich der Abfor-
rung des Verfassungseides, welchen ich, seines halbamtlichen
araktors wegen, wohl als eine indirecte Erwiderung auf
in an Ew. Excellenz unterm 8. d. gerichtetes ergebenstes
hreiben — da mir eine directe bisher nicht geworden —
sehen muß. Ich finde mich aber dann zu folgenden Bemer-
ngen darüber veranlaßt. Die Wichtigkeit der Sache fordert
le Aufrichtigkeit, und diese Forderung will ich erfüllen."

„Es ist vor Allem eine völlige Verkennung des katholi-
en Standpunktes, wenn angenommen wird, daß durch den
orbehalt „„salvis ecclesiae juribus"" es jedem so schwören-
n Geistlichen freigestellt sei, durch willkürliche, subjective Deu-
ng in einzelnen Bestimmungen der Verfassung angebliche Wi-
rsprüche mit den Rechten der Kirche, also mit dem Gewissen
er Schwörenden, zu finden. Diese Befugniß, über den Be-
ich ihrer Pflichten und über die Verbindlichkeit seines darauf
züglichen Eides zu entscheiden, legt die katholische Kirche dem
inzelnen nicht bei; sie hat dafür ihre gesetzlichen Organe, den
piscopat. Der Staat hat also hier von subjectiver Willkür
hts zu besorgen."

„Eine gleiche Verkennung des katholischen Standpunktes
ich in der vom königlichen Staatsministerium beschlossenen
ruction kund, wonach den Geistlichen, welcher auf Grund
bischöflichen Erklärung den Eid nicht unbedingt schwören
önnen erklärt, „„durch angemessene Belehrung hiervon ab-

zubringen"" versucht werden soll. Ein solches versuchtes eindringen bureaukratischer Belehrung zwischen das prie- Gewissen und den im Namen der Kirche sprechenden muß jeder katholische Priester als eine „„Versuchun- rückweisen; denn es wird ihm hier bezüglich seiner beschworenen kirchlichen Pflichten dasjenige zu- was ihm bezüglich der erst zu übernehmenden Pflichten, laut der Instruction, nicht gestattet w- erden nämlich ein subjectives Beschränken und sich selbst Entbi- davon."

„Wenn dann aber die ministerielle Instruction noch hin-zufügt: falls der Betreffende erkläre, er gerathe nach seiner pflichtmäßigen Ueberzeugung durch die unbedingte Eidesleistung nicht in den Conflict zwischen seinen staatlichen und kirchlichen Pflichten, und ohne die gedachte Weisung seines Bischofs würde er den Eid ohne Vorbehalt leisten können, „alsdann könne derselbe ungeachtet des Vorbehalts zum Eide gelassen werden, der dann wie ein unbedingter Eid zu betrachten"", so wird hierdurch die „„Versuchung"" zur vollendeten That, der Schwörende zum Treubrüchigen gegen seinen Bischof gemacht."

„Nein, so läßt ein katholisch-priesterliches Gewissen, welches eben dadurch ein katholisches ist, daß ihm die Stimme seiner Kirche als höheres Gesetz gilt, denn sein subjectives Meinen, sich nicht wenden und einfangen! Ich habe es unter anderen Umständen laut vor aller Welt gesagt, und es ist damals gern gehört worden: „„Wenn der Katholik Gewissenszweifel hat, so fragt er seine Kirche, das in ihr göttlich bestellte Lehramt." Damals handelte es sich um Treue gegen den König und den Staat, und Tausende von Schwankenden, durch die einflußreichsten Beispiele irre gemacht, besannen sich und berichtigten ihr unklares oder irre geleitetes Gewissen an dem bischöflichen Worte, welches der Mund ihrer Priester ihnen verkündete und dolmetschte."

laubt man wirklich, daß diese selben Priester jetzt das
pstliche Wort, welches sie zur Treue gegen die Kirche
, nicht hören dürften? daß eine ministerielle Absolution
n entledigen könne?"

Wenn aber diejenigen Geistlichen, welche vorerst ihrer
rein seyn wollen, um dann in lauterem Gewissen auch
ne gegen den Staat zu bewahren und zu bewähren,
ls unfähig erachtet werden sollen, ein Staatsamt zu
n, so kann ich als treuer Unterthan dieß im Interesse
aates nur höchlich beklagen, denn ich bin der Ansicht,
rlich am längsten währt"", und daß, wie neulich ein
Mund zu Erfurt es ausgesprochen, in einem Men-
icht zwei Gewissen wohnen können."

erzu ist nur noch die Bemerkung zu fügen, daß wir
ehr im Jahre 1837 leben. Wer etwa daran zweifelt,
der (spezifisch preußischen) Kreuzzeitung vom 17. April
en Aufsatz: „Zum Eid der katholischen Geistlichen", in
mit einer freimüthigen Klarheit und Wahrheit, die
zu wünschen übrig läßt, das gute Recht der Bischöfe
Unrecht des widersinnigen Zwanges dargethan wird,
Verblendung der Bureaukraten, glücklicher Weise mit
henden Mitteln, der Kirche anzuthun sich abmüht.

Den 23. April 1850.

ährend auf dem Festlande von Europa der Plan der
ng: die Kirche in eine neue Phase ihrer Geschichte
n lassen, mit jedem Tage klarer wird, scheint auch in
ein altes Geschwür aufbrechen zu wollen. Es ist,
das von Heinrich VIII. und der jungfräulichen Königin

nem Bruche getrieben zu haben, der schwer zu
wird. Ein das Wesentliche des Streithandels kur
stellender Artikel der Kreuzzeitung gibt darüber fo
richt:

„Der am 8. März dieses Jahres vom Gehe
Gunsten des Vicar Gorham entschiedene Prozeß
sondere Bedeutung dadurch, daß er die anglikanisch
zustände in ein helleres Licht stellt. Verfolgt man
des Streites, so überzeugt man sich leicht von
zweier großen kirchlichen Parteien, von denen
kirchlichen Dogma festhält, die andere hingegen vo
sirenden Tendenzen beherrscht wird. Zur letzteren
ham. Er wurde von der Königin im November 1
Pfarrei Brampford-Speke, Devonshire, in dem
Diöcese Exeter präsentirt. Indeß hielt sich der
Exeter, Dr. Philpotts, für verpflichtet, die Ort
Vicar Gorham zu prüfen, ehe er ihn ordinirte.
Ende angestelltes, sehr umfassendes Examen hatte
tat, daß der Bischof die Ordination verweigerte.
schwerte sich beim Oberconsistorial-Gerichtshof von
(court of arches), und veranlaßte dadurch den

stanz, „„an die Königin im Geheimenrath.““ Hatte das
nsistorialgericht vom ausschließlich dogmatischen Standpunkte
s entschieden, so faßte der gewählte Ausschuß des Gehei-
nrathes den Fall mehr unter dem Gesichtspunkt der Billig-
t auf, und behandelte die Sache so, daß er zu ermitteln
hte, ob die Ansichten Gorham's möglicherweise in dem Aus-
ucke des anglikanischen Dogmas eine Stelle finden könnten.
r wesentliche Klagepunkt des Bischofs von Exeter und des
nsistorialgerichts nun war der, daß Gorham den sacrament-
len Charakter der Taufe, in specie der Kindertaufe, ver-
rfe. Richtig und entschieden hatten die genannten geistlichen
hörden festgehalten, daß in der heiligen Taufe, als einem Sa-
amente nach der Lehre der heiligen Schrift und der angli-
ischen Kirche, die geistliche Wiedergeburt Statt finde, wäh-
d Gorham sie nur „„ein Gnadenzeichen““ nennt, „„durch
lches Gott unsichtbar in uns wirke, aber nur in Solchen,
lche die Taufe würdig empfangen.““ ... Der Geheimeraths-
sschuß hat nun von seinem Standpunkte aus die Lehransicht
rham's nicht im Widerspruche mit dem Ausdruck des kirchli-
n Dogmas gefunden, und verlangt darum die Ordination des
nannten. Wie berichtet wird, widersetzt sich der Bischof von
eter, fest entschlossen, dem reformirt-rationalisirenden Ele-
nte keine Concession zu machen, und, wie bekannt, ist Dr.
ilpotts nicht der Mann, seinen Entschlüssen untreu zu wer-
. Die Sache hat neben der materiellen zugleich die formell
htige Seite, daß sie zur Erörterung der kirchlichen Juris-
tions-Verhältnisse und der obersten Fragen über die Stellung
Kirche zum Staate führt, indem von der strengkirchlichen Partei
Competenz des Geheimenrathes angefochten, und von Neuem
f die ursprünglichen Verfassungsformen hingewiesen werden
rd, die nur der Wiederbelebung bedürfen, um der Kirche in
chen der Lehre und des Cultus ihre eigene höchste Instanz
sichern. Täglich steigert sich die öffentliche Theilnahme an
r Angelegenheit, deren Wichtigkeit erst aus ihren, im Augen-

blick noch nicht zu übersehenden, Folgen zu entnehmen seyn wird.“

Bereits hat der Bischof von Exeter an den Erzbischof von Canterbury ein Schreiben erlassen und durch den Druck veröffentlicht, welches schon am fünften Tage nach seiner Erscheinung die neunte Auflage erlebt hat. Sehr bemerkenswerth in diesem Schreiben ist folgende Stelle: „Wenn ein Urtheil des geheimen Raths die Lehre von der Taufe verändert, so gibt es für uns nichts Gewisses mehr; man muß aber Wahrheit haben, und man wird sie suchen, vielleicht zu Rom, welches sich der wandellosen Bewahrung der ewigen Wahrheit rühmt.“

Der Hauskaplan des Bischofs, Herr W. Maskell, Vikar an der Marienkirche zu Dever, hat dieses Wort bereits That werden lassen. Auf seine Pfründe von 100 bis 150 Pfund Verzicht leistend, hat er erklärt: daß er in den Schooß der römisch-katholischen Kirche zurückzukehren Willens sei. Wir haben es immer geglaubt und behauptet, daß in dem englischen Charakter ein großer Fond von Wahrheitsliebe und Logik stecke. Dieses Kapital kann nicht für immer todt daliegen; es muß früher oder später seine Früchte tragen. Gott gebe, daß diese bald, und ungehemmt durch störende Nachtfröste, zur vollen Reife gedeihen.

Aber auch in Deutschland hat sich ein Ereigniß zugetragen, welches Jeden, der da weiß, wo die Lebensfragen unserer Zeit liegen, wie ein Sonnenstrahl gemahnen muß, der durch düstere Wetterwolken bricht. Der Kaiser von Oesterreich hat am 18. April auf einen Vortrag des Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten eine Verordnung erlassen, durch welche das System jenes, die Kirche in ihrem Lebensprincip bedrohenden, und den Staat nicht minder gefährdenden Zwanges gebrochen wird, der in Oesterreich seit achtzig Jahren auf dem religiösen Leben lastete. Mehrere jener Rechte und Frei-

hne welche die Kirche dortlandes nur ein verkümmer-
ränkelndes Daseyn fristen konnte, werden ihr zurück-
Die Vollendung dieses durch Klugheit und Gerechtig-
mäßig gebotenen Werkes der Befreiung ist in nahe
gestellt. Aber fast wichtiger noch als die bereits re-
Rechte ist die Form, in der diese Pflicht erfüllt wurde.
en Vortrag des Ministers, der aus einem gemein-
en Beschlusse des Ministerrathes hervorgegangen zu
nt, geht, wie durch den kaiserlichen Erlaß, ein Ton
lichkeit, der Wahrhaftigkeit, der Ehrlichkeit, wie er
g Jahren in ganz Europa der Kirche gegenüber außer
gekommen war. So steht in der wichtigsten Frage
Oesterreich, welches in diesem Betracht am weitesten
lieben war, dasselbe Oesterreich, auf dessen eingeroste-
lel alle Feinde der Kirche in allen fünf Welttheilen hohn-
ch beriefen, plötzlich im besten und wahrsten Sinne des
an der Spitze des Fortschritts. Wahrlich! dieser Act
nsicht seiner weltgeschichtlichen Bedeutung den größten
in Ungarn und Italien mindestens an die Seite zu
Bleibt Oesterreich auf dieser Bahn so wird ihm und
beherrscher der Segen Gottes für seinen muthigen und
en Schritt nicht ausbleiben.

XLVI.

Ueber das Schulwesen von Ost- unl Preußen.

In einem früheren Hefte Ihrer geschätzten un breiteten Zeitschrift findet sich eine Darstellung des Schulwesens in der preußischen Provinz Sachsen. mir Veranlassung, aus dem seit sechs Jahren e „katholischen Wochenblatt für Ost- und West-Pre eine Zusammenstellung zu liefern über das katholi wesen von Ost- und West-Preußen, die ich Ihn bigem Gebrauche hier mittheile.

Was das höhere Unterrichtswesen betrifft, so beiden angeführten Provinzen eilf protestantische u tholische Gymnasien; was die Universität Königsb so ist dieselbe bekanntlich ganz protestantisch. Sonn gibt es in diesem Lande nicht, denn man hat den

ıdenen sogenannten Schulrathe ein katholisches Mitglied und zwar war dieß auch in Westpreußen der Fall. In , wo eine katholische Kirche vor einigen Jahren gebaut n sollte und wollte, war bis 1848 noch keine katholische le vorhanden. Eben so sind auch noch folgende, von ka- hen Familien bewohnte Orte bisher ohne katholische Schu- wesen: Ortelsburg, Willenberg, Liebenberg, Friedrichs- Johannisburg, Bialla, Lyk (1360 Seelen zählend!), ', Ziegenberg, Goldapp, Lötzen, Aris, Rhein.

In Beziehung auf Westpreußen ist nun unsere Quelle ollständiger. In dem Regierungsbezirk Marienwerder, der :cember 1846 in Summa 289,414 protestantische und ›1 katholische Einwohner hatte, waren in jenem Zeit- : Stadtschulen 52 protestantische, 28 katholische, gleich 80; chulklassen (Lehrer) 146 protestantische, 44 katholische, 190; Landschulen 679 protestantische, 369 katholische, 948; Schulklassen (Lehrer) 581 protestantische, 370 ka- he, gleich 951; mithin Stadtschulklassen und Lehrer 190, hulklassen und Lehrer 951, zusammen 1028 Schulen mit upt 1141 Schulklassen und Lehrern. Von 120,500 schul- igen Kindern kommen hiernach auf jeden der 1141 Lehrer Kinder.

In dem Regierungsbezirk Danzig finden nach unserer : folgende Schulverhältnisse statt. In Neufahrwasser bei g, das auch bis 1846 eine katholische Kirche nicht ha- ırfte, sind hundert katholische Schulkinder; da ein zweiter für diese nöthig war, so hat man sich der Anstellung solchen geweigert, und eine Simultanschule in Vorschlag ht.

Eben so fehlt es in der Niederstadt von Danzig noch an zweiten katholischen Schule, weßhalb siebenzig katholische ' die protestantischen Schulen besuchen müssen. Daß in Waisenhaus zu Danzig katholische Kinder nur unter der niß aufgenommen werden, wenn sie zur protestantischen sion übertreten, behauptet unsere Quelle ebenfalls.

Protestant. In der Schule zu Lunau sind 42 kath
15 protestantische Kinder, der Lehrer ist protestantisch
Pfarrschule zu Baldau sind 17 katholische und 19
sche Kinder, obgleich diese Pfarrei 1900 Communican
der Lehrer ist protestantisch. Die Schule zu Ro
40 katholische und 12 protestantische Kinder; der
protestantisch. Die Schule zu Gerdin hat 44 kath
5 protestantische Kinder; der Lehrer ist protestant
Schule zu Uhlkau hat 38 katholische und 15 pro
Kinder; der Lehrer ist protestantisch. Die Schule zu
hat 32 katholische und 8 protestantische Kinder; der
protestantisch. Eben so ist es mit der Schule zu
und mit jener zu Navra. Die Schule zu Luttome
68 katholische und 35 protestantische Kinder; der
protestantisch. Die katholische Schule zu Neumark zäh
192 katholische Kinder, und der Lehrer hatte einen G
84 Rthlr.; die protestantische Schule hatte 60 Kinde
Lehrer hatte 150 Rthlr. Gehalt; in dem genann
ging man damit um, den katholischen Lehrer zu
und noch zwei protestantische Lehrer anzustellen; da
1848 dieser katholische Lehrer starb, so bekam ein

genießen. Ganz ohne katholische Schule ist heute noch das Kirchdorf Tiefenau. Zum Schluß will man noch bemerken, daß das katholische Schullehrerseminar für Westpreußen sich in Graudenz befindet.

In Beziehung auf das Schulwesen in Pommern findet sich in dem katholischen Wochenblatte Folgendes: Die katholische Pfarrei Bütow hatte für ihre 259 schulpflichtigen Kinder bis zum Jahre 1839 keine katholische Schule; in dem genannten Jahre wurden deren aber drei errichtet. Zum Unterrichtslokale wurden die Hirtenhäuser eingerichtet. Die Stadt Lauenburg, obgleich sich in derselben eine katholische Gemeinde und Pfarrei befindet, die in 64 Ortschaften 1500 Seelen mit drei Kirchen zählt, hat bis heute noch keine katholische Schule. In Stralsund, wo sich auch eine katholische Pfarrei findet, ist seit 1840 eine katholische Schule errichtet; dagegen fehlt noch Beides auf der Insel Rügen, obgleich daselbst viele Katholiken sich finden.

In der Stadt Spandau, Provinz Brandenburg, ist eine katholische Pfarrgemeinde; da sie aber ohne katholische Schule ist, so gehen die sechszig katholischen Kinder in die protestantische Schule. Dasselbe Verhältniß findet statt bei der achthundert Seelen zählenden katholischen Gemeinde zu Brandenburg an der Havel. Auch hier ist eine katholische Schule nicht vorhanden. — So viel meine Quelle.

Sicherlich muß jeder Freund der katholischen Kirche wünschen, daß auch über andere Länder des protestantischen Deutschlands, z. B. Hannover, Mecklenburg solche Angaben gefertigt werden. Mögen Geistliche und Lehrer zu solchen Zusammenstellungen das Ihrige beitragen; die pädagogischen Zeitschriften wären hiezu zu benützen.

XLVII.

Hathumod.

Ein Bild deutscher Vorzeit.

(Fortsetzung.)

Der Bau des neuen Klosters von Brunshausen, von Liudolf begonnen, war noch nicht unter Dach; Hathumod hatte unterdessen mit ihrer klösterlichen Genossenschaft ihren Wohnsitz auf einem der alten Kirche benachbarten Meierhofe. Allein bei der zunehmenden Schaar der Jungfrauen fand sich nun, daß der Raum auf dem beschränkten Felsen gar zu eng sei, und jenseits des Wassers allzu wenig Sicherheit biete. Liudolf wurde daher Willens, den neuen Bau, wie es scheint, einstweilen auf sich beruhen zu lassen, und sich nach einem geräumigeren und sicherer gelegenen Bauplatz für ein größeres Kloster umzusehen.

Und hier ist es nun, wo die Legende eintritt, die mit ihren Blumengewinden das heilige Andenken der gottgeliebten Hathumod umflicht. Durch ein Wunder nämlich wurde dem Herzog die Stätte kund gegeben; ein anderes Wunder zeigte der jungen Aebtissin die Steine für den heiligen Bau. Agius, der von anderen Gesichten Erwähnung thut, gedenkt der beiden Wunderzeichen mit keiner Silbe, die spätere Roswitha dagegen, der die Zeit der Hathumod schon in dem farbenreichen

t der Vergangenheit erschien, erzählt beide in ihrem Ge-
:, wie sie dieselben aus dem Munde der Ueberlieferung
ommen *), und aus dieser Quelle ist diese Erzählung ohne
eifel in die späteren Chroniken übergegangen. Sie er-
t also:

Als Liudolf mit den heiligen Leibern heimgekehrt war
nun in seinem Sinne hin und her schwankte, wo er den
ndstein zu einem größeren Gotteshause legen sollte, da
rde ihm durch ein Zeichen der göttliche Wille kundgegeben.
dem Walde nämlich auf der linken Seite des Wassers,
e bei, wo nun das Stift Neu-Gandersheim steht, hatten
Hirten des Herzogs ihren Aufenthalt auf einem kleinen
lerhof, rings von den schattigen Hügeln der Gande einge-
ssen. Wenn sie nun die Thiere zu weiden hatten, ruhten sie
ts unter freiem Himmel an einer bestimmten eingefriedig-
Stelle, die dem Besitzer eines Hofes gehörte, von den Mü-
des Tages aus. Hier nun geschah es eines Nachts, es
gerade zwei Tage vor dem hohen Feste Allerheiligen,
ewahrten sie durch das nächtliche Dunkel rings in dem
e, der ihre Schlafstelle umgab, viele Lampen hellen Lich-
rachten. Sie staunten gar sehr über den großen Glanz,
ie Waldnacht erhellte, und wußten nicht, was die neue
einung zu bedeuten habe. Erschrocken gingen sie zu dem
rn des Hofes, erzählten ihm, was sie gesehen, und be-
den ihm den Ort, den der Lichterglanz erhellt. Der Mann
sich mit eigenen Augen von der Erscheinung überzeugen,
begibt sich in der folgenden Nacht, also am Vorabend
Allerheiligen, dort hinaus an die eingefriedigte Stelle,
zu wachen. So überwältigte ihn der Schlaf, und die
en fielen ihm zu, aber nur so lange, bis auch ihm das
cht zu Theil ward. An derselben Stelle des Waldes, aber

*) Als Gewährsmann führt sie an:
„Ut fert multorum sententia vera scientium."

überzeugen, ob auch ihm der Himmel etwas Aehnl
das Erscheinen eines solchen Zeichens kund thun w

Mit vielen Begleitern begab er sich also in des Festes selbst zu der genannten Stelle, und späh chenden Augen umher. Und siehe da! es stand nicht die schwarze Nacht hatte kaum die schlummernde E rem Dunkel bedeckt: da werden die hellleuchtenden dem Waldthale sichtbar, und die Lichter zeigen sich in bestimmter Ordnung gereiht, den Bauriß oder d mit strahlender Schrift bezeichnend, den einst das Gotteshaus einnehmen sollte. Vor dem überirdis dieser wunderbaren Lampen schwanden die Schatten bäume und das Dunkel des nächtlichen Himmels!

Da brachen die Erstaunten hocherfreut in aus, und betheuerten Alle einstimmig, der Ort Dienste dessen geweiht werden, der ihn also mit sei erfüllt habe.

Der dankbare Liudolf, gehorsam dem Zuge chen Gnade, ließ mit Zustimmung seiner geliebten die Bäume fällen, das Dornicht ausreuten und Thal säubern, und so den Bauplatz zurecht richt

derniß; es gebrach nämlich, so fährt Roswitha fort, dort im der Gegend an tauglichen Bausteinen. Hathumod aber, die fromme Aebtissin, hoffte vertrauensvoll zu Gott, daß er gläubigem Gebete Alles gewähren werde. Tag und Nacht seinen heiligen Dienst begehend und sich abtödtend, erhob sie, vereint mit ihren Genossinnen, ihr Flehen zu ihm empor um seine himmlische Hülfe, damit das begonnene, ihm geweihte Werk nicht unvollendet liegen bleiben möchte. Und siehe, es währte nicht lange: da wird ihr die Barmherzigkeit, die sie so eifrig unter Fasten und Gebet anrief, zu Theil. Als sie nämlich so einst vor dem Altare auf ihrem Angesicht lag, da vernahm ihr Ohr eine sanfte Stimme, die sie mahnte, hinauszutreten. Sie folgte dem Ruf, und voranschreitend sieht sie draußen auf der Spitze eines hohen Felsens einen Vogel sitzen. Sie geht mit gläubigem Sinne, dem höheren Rufe folgend, hinaus, nimmt werkkundige Bauleute mit sich und eilt raschen Schrittes, von dem hehren Geist geführt, zur Baustätte der herrlichen Kirche. Dort sieht sie eine weiße Taube sitzen, es ist dieselbe, die sie vorher auf der hohen Felsenspitze erblickt. Die Taube erhebt sich und fliegt mit ausgebreiteten Flügeln voran, den gewohnten, sonst so raschen Flug jedoch also mäßigend, daß die Braut Christi mit ihren Begleitern der luftigen Führerin folgen konnten. Und als die Taube nun zu der Stätte kam, wo wir jetzt den Steinbruch kennen, da ließ sie sich zur Erde nieder und pickte mit dem Schnabel an der Stelle die Erde auf, wo die großen Steine verborgen lagen. Als dieß Hathumod sah, ließ sie alsogleich die Stelle reinigen und die Erde abgraben, und da wurde, Dank der barmherzigen Güte Gottes! eine solche Fülle großer Bausteine sichtbar, daß sie für Kirche und Kloster hinreichten. Und so wurde denn der heilige Bau Tag und Nacht weiter geführt *).

---

*) Roswithae carm. de prim. Gandersh. V. 184—280. Unmittelbar vor der Erzählung dieser Wunder ist in der Handschrift der Roswitha offenbar eine Lücke. Eben war Liudolf noch in

Doch die Stiftung **Liudolfs** wuchs nicht nur durch todte Steine, auch die Zahl der lebendigen mehrte sich. Außer **Hathumod** traten vier seiner Töchter bei ihr in den Orden; darunter war auch **Gerberga**, die, wie Roswitha erzählt, ein eigenes Schicksal gehabt. Frühe hatte sie schon in ihrem Herzen der Welt und ihren Freuden entsagt, und sich dem jungfräulichen Dienste Christi verlobt. Sie hielt aber ihren Wunsch verborgen und wurde einem vornehmen, mächtigen Manne, Namens **Bernhard**, verlobt. Sie wagte es nicht,

---

Rom und spricht mit **Sergius** II.; da befindet er sich plötzlich in Sachsen, forschend nach einem Bauplatz für das neue Kloster; mitten inne aber steht ganz abgerissen und unverständlich der Vers 184:

Qui foret ecclesia dignus mox aedificanda

wobei locus zu verstehen ist, indem die Dichterin hier an Vers 168 wieder anknüpft, wo sie die Ansiedelung zu **Brunshausen** nur eine vorläufige genannt:

Illic obsequio domini digne celebrando,
Dum locus investigari possit magis aptus,
Communi multas vita junxere puellas.

Diese Lücke, die **Pertz** entgangen ist, umfaßt den Zeitraum von 844 bis 856, und es fällt die Rückkehr **Liudolfs**, die Beisetzung der heiligen Leiber, die Einführung der **Hathumod** als Aebtissin und die ersten Jahre ihrer neuen Würde in die ausgefallene Zeit. Bei dieser Gelegenheit ist auch ein Irrthum zu berichtigen, der sich in mehreren älteren Karten findet, und dem auch ich in der Beschreibung der Oertlichkeiten S. 509 ff. gefolgt bin. Die Stadt **Gandersheim** liegt nämlich nach **Stielers** Atlas nicht auf dem **rechten**, sondern auf dem **linken** Ufer der **Gande**; **Brunshausen** dagegen auf dem **rechten**, und das Kirchdorf **Alten-Gandersheim** wieder auf dem **linken**. Daher konnte auch **Roswitha**, die in dem Stift **Neu-Gandersheim** schrieb, von der alten Kirche von **Brunshausen**, die Karl der Große zuerst gegründet, sagen:

Quae fuit ecclesiae possessio denique parvae,
Trans ripas Gandae supra montana locatur.

as Geschmeide und die glänzenden Gewänder abzulegen und jing angethan in fürstlicher Pracht. Doch blieb ihr Vorsatz, en Schleier zu nehmen, ihrem Verlobten nicht verborgen. Besorgt, die Geliebte zu verlieren, begehrte dieser ein Zwiegespräch nit ihr. Lange wollte sie jedoch nicht zum Vorschein kommen, vas ihn in seiner Furcht bestärkte. Da drang er mit seinen Bitten so lange in ihre Mutter Oda, bis diese endlich der Tochter zu erscheinen befahl. Gerberga tritt hervor in bräutichem Gewande, glänzend von Gold und Edelsteinen. Bernhard mahnt die geliebte Jungfrau an das Gelöbniß, das sie hm gegeben. „Jetzt aber", fuhr er fort, „zwingt mich das Gebot meines Herren und Königs hinaus in den Krieg zu ilen, darum kann ich kein Wort hier verlieren; allein, kehre ch wohlbehalten aus dem Krieg zurück: dann gehörst du mein, as schwöre ich dir bei meinem Schwerte und bei meinem Halse; dann führe ich dich heim und mache dein jungfräulich Gelübde zu nichte." So sprechend, erhob er die Rechte empor, schwörend, daß er sein Wort erfüllen werde. Demuthsoll erwiederte die Jungfrau: „Christus stelle ich mich und nein Leben anheim, möge sein Wille geschehen, das ist mein Gebet!" Bernhard schied von dannen; sein drohender Schwur iber ging nicht in Erfüllung; Gott hatte es anders mit ihm eschlossen; er kehrte nicht aus dem Kampfe heim; wie so Viele in Opfer jener kriegerfüllten Zeiten, ward das Kampffeld sein Hochzeitbett. Gerberga nun nicht weiter an der Ausführung hres höchsten Wunsches gehindert, nahm sofort den Schleier *).

Liudolf gab mit opferwilligem Herzen seine Zustimmung u diesem Schritte seiner Kinder, was Agius zum Andenken es Dahingeschiedenen den Schwestern tröstend in's Gedächtniß uft. Nachdem er nämlich seiner Wallfahrt nach Rom gedacht, agt er:

Von da bracht er würd'ger Heiligen Gebein,
Räumte Gott dann einen Theil der Güter ein,

*) Roswitha l. c. V. 320—361.

Gab der Schwestern fünfe in den Dienst des Herrn,
Gab in's Mönchekloster auch den jungen Sohn:
Was er hatte, Gott bekam sein Theil davon.

Dagegen schloßen die andern Kinder, die sich der Welt widmeten, die angesehensten Verbindungen; darunter wurde Liutgard dem Sohne Ludwigs des Deutschen, König Ludwig III. angetraut, während ihr Bruder Otto auch eine Enkelin königlichen Geschlechtes, Hedwig, heimführte, die die Stammmutter der sächsischen Kaiser wurde *).

Liudolf hatte seinen neuen Bau von Gandersheim im Jahre 856 begonnen. Die Gegend war geräumiger und durch die Anmuth der Wiesen und der nahen Waldbäume einladender; auch boten die Sümpfe und das unwegsame Dickicht der Waldungen umher den Jungfrauen größere Sicherheit. Allein der Bau war noch nicht zur Vollendung gediehen, da traf ein harter Schlag die aufblühende Genossenschaft.

Liudolf stand in der Blüthe männlicher Kraft, er hatte kaum die Mitte des menschlichen Lebens erreicht; er war wohl und gesund, und durfte sich noch ein langes Leben versprechen; da wurde sein Geist durch ahnende Träume, die ihn an sein Ende mahnten, zu tiefem Ernst gestimmt.

Denn im Traume sah er, wie auf hoher Wand
Er gleich einem Schwankenden mit Zittern stand,
Und da er gedachte schon zu stürzen jach,
Hört er einen, dessen Ruf zur Seit ihm sprach:
Weh dem Armen, der da fällt und niedergeht,
Und dem keine Hoffnung mehr zur Seite steht!
Doch voll Glauben sprach er: Nein, so wird's nicht seyn;
Eine Hoffnung bleibt, wenn Gott mir's will verleihn.
Und so glitt er nieder mit den Füßen sacht,
Bis er dem Boden näher sich gebracht;
Dann mit alter Macht sprang er hinab sofort,
Und auf beiden Füßen aufrecht stand er dort,
Wo ein großer Chor, zum Aufgang hingewandt
Mit dem Antlitz, um Gott Dank zu bringen, stand.

*) Thietmar. Merseb. I, 2 und Calendarium Merseb. 9. Kalend. Jan.: „Hathuwi mater Henrici regis.“ Pertz Mon. V, 735.

urz darauf hatte er einen zweiten Traum. Dem tapferen
ıfürsten war, er hange, zum Falle geneigt, hoch oben
Wipfel eines schlanken, überhohen, blüthenreichen Bau-
ben wollte er stürzen, da hörte er plötzlich eine Stimme
rufen: er möge nur immer getrost den schwachen Ast ihm
ite mit beiden Händen erfassen, und er werde jeglicher
entgehen. So that er; und gehalten von dem schwa-
ste, sank er ganz sachte, ohne allen Schaden, den hohen
hinunter, und kam aufrecht auf den Boden zu stehen.
:er sah der Gerettete wiederum die Kirche und den heili-
ıor, der frohe Loblieder zu Gott empor sandte.
eide Traumgesichte deutete der tröstende Agius nach dem
ıge des Herzogs und der Hathumod den trauernden
stern als ein Vorzeichen seines Todes und seiner Rettung
die Frömmigkeit seines Kindes. Denn, sagt er, wie
Steinwand, auf deren Firste er in schwindelnder Höhe
aus vielen Steinen sich aufbaute, so waren auch der
:r viele seinem Machtgebot untergeordnet, und gebietend
:r an der Spitze seines Volkes, alle durch Macht, Ehre
apferkeit überragend. Weil er aber dem leiblichen Ende
nicht dem ewigen Tod unterliegen, sondern seiner
Heil gewinnen sollte, darum kam er aufrecht mit den
nach dem Falle zu stehen, und darum preist der heilige
den er gründend dem Herren geweiht, für seine Rettung
Güte und Herrlichkeit. Und eben so bedeutete der hohe,
ıolle Baum in seinem Blüthenschmucke mit der himmelan
en Krone sein Geschlecht, das so glorreich vor der Welt
e, und dessen gottgefällig Streben, der Erde abgewandt,
ımmel gekehrt war. Er hing am höchsten Wipfel, weil
htig und ruhmvoll die Seinen alle übertraf; doch stand
ıt fest auf dem Wipfel, nein

Schwebend hing er, weil, bei angenahtem Tod,
Ihm zu schwanken schon begann sein Machtgebot.
Doch ihn hielt ein naher Ast, weil ihm gelind
Helfen sollte Hathmod, seines Leibes Kind.
Nur gering war dieser Ast, weil sie, ein Weib,
Nie aus Ehrgeiz Ruhm gesucht für ihren Leib.

gottgeweihter Jungfrauen für die Ruhe seiner Seel
te, was es sie auch kosten möge, mit frommem tr
keine Mühe scheuend, zu Ende zu führen. So s
Seinen Lebewohl, und erfaßt auf dem Gipfel irdisch
von der Hand des Todes *)

„Starb er, reuig beichtend, in des Herren Huld."

Sein Leib wurde bis zur Vollendung der n
alten Kirche von Brunshausen, wo auch die
Heiligen, die er von Rom mitgebracht, ruhten, beig
Tod fällt in das Jahr 866, zehn Jahre, nachdem
von Gandersheim begonnen. Als Grabschrift
seine eigenen Worte dienen, womit der fromme
seine zweite Stiftungsurkunde beschließt: Wir bit
Euch, die ihr diesen Stiftungsbrief leset oder höre
Euch mit flehendlichem Gebete für uns an den S
des himmlischen Reiches wenden wollet, damit der
dem Hinscheiden unseres Leibes, kraft der ihm verli
walt, uns die Thüre des Paradieses öffne und
Gerichte vor dem Throne des ewigen Richters u
fürbittender Schützer zur Seite stehe. Amen."

(Fortsetzung folgt.)

XLVIII.

Skizzen aus der römischen Revolution von 1848.

(Mittheilungen aus den Tagebüchern von deutschen Augenzeugen.)

Zweiter Artikel.

Der Leser, der bis jetzt unsern kurzen Mittheilungen gefolgt ist, wird es vielleicht befremdlich gefunden haben, wie wir so sehr an den Vorgängen der römischen Revolution Antheil nehmen konnten, ohne jene Persönlichkeit näher zu beachten, deren gefeierter Name an der Spitze der Bewegung glänzt; wie wir uns auf eine Schilderung der revolutionären Zustände im Kirchenstaate einließen, ohne anders, als nur vorübergehend Pio Nono's zu gedenken, dessen Charakteristik doch vom höchsten Interesse seyn muß. Aber wir haben von Anfang an der Person des allgepriesenen Pius besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und werden dem Leser keineswegs das Bild vorenthalten, das uns tief in die Seele geprägt ist; wenn auch die Schwierigkeit, ein vollständiges Charakterbild desselben zu geben, und die Ideen des Papstes als weltlichen Herrschers genau zu bezeichnen, auch so groß ist, so wollen wir doch hierüber unser Urtheil offen und klar darlegen, und wenigstens unsere subjective Anschauung entwickeln, über deren objectiven Werth tiefer blickende

Beurtheiler entscheiden mögen. Nach einem kurzen Verweilen bei dem Bilde des neunten Pius wollen wir dann die weitere Entwickelung der Revolution in den wichtigsten Zügen verfolgen.

Seit der Ertheilung der Amnestie, dem ersten wichtigen Regierungsacte des neuen Papstes, sind die verschiedenartigsten Urtheile über diesen aufgetaucht, oft sich gerade entgegengesetzt, und um so unwahrer, je mehr sie aus Parteigesinnungen ihren Ursprung hatten. Viele der äußersten Conservativen gaben dem Papste die Schuld, er habe durch seine Amnestie erst die ganze europäische Revolution von 1848 hervorgerufen. Dieses ist wohl in den Augen eines Jeden, der die politische Weltlage kennt, offenbar unrichtig; die geheimen Fäden der Revolution bestanden schon lange vor seiner Thronbesteigung, und auch ohne diese wären jene Umsturzbewegungen hervorgebrochen, die bald nachher sich geltend machten und noch jetzt nicht überwunden sind. Ein neuer Anhaltspunkt für das revolutionäre Treiben war sie allerdings; aber die radikale Partei, die dadurch festeren Boden gewann, hätte sich doch auch ohne dieselbe in einem Kampfe auf Leben und Tod ihn errungen. Pius betrat einen andern Weg, als Gregor, der mehr seiner Herzensgüte, aber auch mehr seinen Grundsätzen zusagte; er wollte verbessern, was zu verbessern war, abhelfen, wo er konnte, mochte ihm auch drohen, was da wollte. Er wollte wie ein Vater sich zu seinem Volke wenden, auch auf die Gefahr hin, schlecht für seine Liebe belohnt zu werden. Eine Aenderung im Kirchenstaate mußte erfolgen; er wollte sie übernehmen, sollte er auch das Opfer seines Strebens werden. Wenn nun auch seine Schritte nicht Jedem fehlerfrei erscheinen, so darf doch Keiner jene Umstände übersehen, die sein Verfahren, wenigstens theilweise, rechtfertigen können. Ohnehin darf ein billig Denkender bedeutende Schritte eines Souverains nicht rein nach dem Erfolge bemessen; die Absicht, die er gehegt, der Standpunkt, den er eingenommen, die Verhältnisse, die ihn umgeben, müssen alle ihre Berücksichtigung finden. Wir

Menschen, auch die geistvollsten nicht, können unmöglich alle Erfolge unserer Handlungen voraussehen; wir können nur nach höheren Principien unter den verschiedenen Umständen das Zweckmäßigere wählen. Die Revolution war unvermeidlich; eine gewaltsame Explosion wäre in jedem Falle erfolgt. Sie ganz zu vernichten, war nicht möglich; sie zeitweise zu beschwichtigen und zu verzögern, das konnte gelingen. Pius hat das Seine gethan; er benahm der Revolution jeden vernünftigen Vorwand; er schlug sie mit den Waffen des Geistes, da seine materiellen Kräfte ihr nicht gewachsen waren. Hätte er aber, auf dem Standpunkte seiner Vorgänger beharrend, alle und jede Concession an den Zeitgeist verweigert, und die Revolution wäre dann doch erfolgt: so hätte man nur der quietistischen Stabilität des Papstthumes alle ihre Wirkungen zugeschrieben; hätte Pius — so würde man gesagt haben — nachgegeben und zeitgemäße Zugeständnisse gemacht, dann hätte er sich und seinem Volke all das spätere Uebel erspart. So kurzsichtig auch ein solches Urtheil wäre, so hätte es doch bei Tausenden Eingang gefunden, und die Gemüther würden sich noch mehr von dem „veralteten Institut des Papstthums" entfernt haben. Nun aber hat der Papst gethan, was er thun konnte; er ging bis zur äußersten Gränze, die seine Pflicht und sein heiliger Eid ihm vorgezeichnet; mehr konnte er nicht thun. Traf ihn nun doch die ganze Schwere des sich entladenden Gewitters, so waren es Undank und Bosheit, die ihn verfolgt; die Sympathien Tausender mußten sich ihm zuwenden; er erschien als Dulder, dem es vorbehalten war, erst im Unglück seine wahre Größe zu bewähren. Eine providentielle Fügung schien es zu wollen, daß der Statthalter Christi, dem erwürgten Lamme ähnlich, als ein unschuldiges Sühnopfer die Sünden seiner Mitwelt trage, und daß wie das gesammte Leben und Leiden des menschgewordenen Sohnes Gottes im Leben und Ringen seiner Kirche sich wiederholt, also auch die Hinopferung des Schuldlosen stets in ihr ein entsprechendes Analogon finde. Wahrhaftig es ist dieses Alles bei ihm in Er-

füllung gegangen, und es läßt sich in dieser Beziehung wiederholen, was der alte Meister Dante über die Gefangenschaft Bonifaz VIII. sagt:

> Veggio ... nel Vicario suo Cristo esser catto;
> Veggiolo un altra volta esser deriso,
> Veggiolo rinnovellar l'aceto e 'l fele,
> E tra i vivi ladroni esser anciso.

Pius wollte der drohenden Gewalt nicht mit Gewalt begegnen, was ihm doch nicht gelungen wäre; er trat der Gefahr mit sanfter Seele entgegen und verband sich die durch Wohlthun, die auf seinen Sturz bedacht waren. Es gibt zwar eine gewisse geschichtliche Nothwendigkeit, vermöge der aus disponirenden Antecedentien Revolutionen entstehen; aber der wahre Christ glaubt an kein Fatum, das die Freiheit aufhebt. Es war nicht alle Hoffnung auf Rettung aufzugeben; es konnten die bethörten Völker noch die Zeit ihrer Heimsuchung erkennen; es konnten die unruhigen Elemente noch beschwichtigt werden. Vielleicht wäre das auch geschehen, hätten nicht die französische Revolution und der lombardische Krieg, so wie die andern Vorgänge von 1848 Statt gefunden, die selbst die größten Staatsmänner nicht vorausgesehen. Immer bleibt es wahr: Wer den Anstoß zu einer großen und durchgreifenden Bewegung gibt, kann unmöglich alle Modalitäten und Nuançen in ihrer Entwickelung vorher erkennen, noch weniger aber die entfesselten Elemente in Zaum halten; diese werden ihn vielmehr fortreißen mit physischer Gewalt, der die geistige Macht der Idee nicht mehr Widerstand zu leisten vermag. Es zeigt sich in dem Leben manch eines Helden der Geschichte eine großartige Tragödie, die mit seinem Untergange schließt, und seine innere sittliche Größe dann am glänzendsten offenbart, wenn seine äußere physische Größe vernichtet ist. Pius war der Begründer einer bessern Zeit der Kirche, nicht durch seine mit allgemeinem Beifall begrüßten staatlichen Reformen, sondern durch seine willige Kreuzesaufnahme, die der Kirche erst ihren wahren Triumpf bereiten half. Gleich den

Päpsten der ersten Jahrhunderte ging er oft in verschiedene Kirchen, theilte dem Volke das Abendmahl aus, predigte selbst; und noch öfter würde er es gethan haben, hätte er nicht die unbändigen Freudenäußerungen der jubelnden Menge gescheut. Seine ganze Lage wußte er wohl zu beurtheilen. Sagte er doch schon an seinem Krönungstage zu den beiden bei ihm im Wagen sitzenden Cardinälen: Oggi commincia la persecuzione; heute ist der Beginn der Verfolgung. Und als ihm, da er eben von einem Besuche der Kirche der Lazaristen zurückkehrte, die jubelnden Römer die Pferde ausspannten und selbst seinen Wagen wie im Triumphe zogen, da hatte sein Angesicht einen so schmerzlichen Ausdruck (der wohl der lärmenden Menge, nicht aber dem aufmerksamen Beobachter entging), daß man sehen konnte, wie mühsam er seinen Lippen wieder das bald darauf folgende Lächeln abzwang. Ich wenigstens konnte ihn nie für so beschränkten Geistes oder für einen bloßen Gefühlsmenschen halten, der, bezaubert von der allgemeinen Huldigung und geblendet von Ehrgeiz, einer falschen Popularität nachstrebt; ich sah, obschon ich nicht allen und jedem seiner Schritte stets dieselbe Anerkennung zu zollen im Stande war, doch stets etwas Großes und Höheres in ihm; vielleicht — das will ich gestehen — vielleicht hatte auch mich der Zauber seines Antlitzes voll Anmuth und Grazie gefesselt, den noch kein Portrait treu wiederzugeben vermocht hat. Oft folgte ich ihm unter zahlreichen Spaziergängern, wenn er zu seiner Erholung zur Porta Pia hinausfuhr; dort stieg er etwa eine halbe Stunde außerhalb des Thores aus dem Wagen und ging zu Fuße. Mit der innigsten Theilnahme bemerkte ich, wie schon in nicht ganz zwei Jahren die Last seines Pontificates ihm die Haare gebleicht, und das mitten unter einem Jubel, durch den ein Anderer, wäre er ihm zu Theil geworden, sich leicht für den Glücklichsten der Sterblichen gehalten haben würde.

Pius war von großen und edlen Gedanken beseelt; seine Absichten waren rein. Seine Schritte gingen mit der Zeitströmung

Hand in Hand; der Ruf nach Constitution kam ihm nicht unerwartet; die Vorbereitungen dazu hatte er bereits getroffen, namentlich durch die Verantwortlichkeit der Minister. Das heilige Collegium hat dem größten Theile nach seine Schritte gebilligt; so namentlich die Constitution. Was seit der von ihm verlangten Kriegserklärung gegen Oesterreich geschah, kann dem Papste nicht mehr aufgebürdet werden. Die vorhergehenden Reformen fanden die völlige Zufriedenheit selbst der auswärtigen Mächte, wie von Frankreich namentlich die Briefe Guizots an Graf Rossi vom 5. August 1846 und vom 18. Juli 1847 zeugen. Erst in der diplomatischen Note vom 25. August 1847 äußert Guizot Besorgnisse über die fernere Gestaltung der Dinge, die der Papst selber schon lange gehegt, ohne daß sie ihn zu einer Aenderung seiner Regierungsmaxime bestimmt hätten. Wenn Pius und seine Minister sich über den Geist der Bewegung und über die in der Nation vorherrschenden Elemente täuschten, so war es sicher nicht ihnen allein, sondern auch auswärtigen Staatsmännern so ergangen. Daß das römische Volk von 1846 reifer, mündiger und praktischen Ideen zugänglicher sich zeigte, als das von 1831, wie Guizot äußerte, war ein bitterer Irrwahn; daß, wie Jener ferner bemerkte, die gemäßigten Liberalen die Oberhand gewinnen würden, über die gleich Anfangs frech hervortretende Partei des Umsturzes, war eine eben so leere und unbegründete Hoffnung. Doch diese letzte Hoffnung war immer noch werth, eine Beachtung zu verdienen; erst seit der französischen Februarrevolution war sie gänzlich vernichtet. Pius wollte seine Aufgabe lösen, so gut er konnte; später, nachdem er einmal diese Bahn betreten, mochte ihm eine gewaltsame Umkehr, bei der Aufregung der Geister, mit zu großen Gefahren verbunden scheinen; hatte er aber den Weg des Nachgebens einmal eingeschlagen, dann waren alle folgenden Umgestaltungen die natürlichen Folgen der ersten Schritte.

Wir können den Papst nicht besser beurtheilen, als wenn wir seine eigenen Worte beachten namentlich in der so wichti-

en Allocution vom 29. April 1848. In diesen Allocutionen
t kein Machwerk schlauer Diplomatie zu suchen, sondern die
le, offene Sprache des Kirchenoberhauptes vor der gesammten
atholischen Welt. Die Allocution vom 29. April, die nach
en radikalen Blättern einer Einwirkung der Reaction ihren
rsprung verdankt, in der That aber nur die nähere Erklä-
ung und Anwendung des in der Allocution vom 4. October
nthaltenen war, spricht sich vornämlich über die Grundsätze
s Papstes aus, die geradezu jeder Revolution entgegen stan-
n und entgegen stehen mußten, und erklärt sein Festhalten
n den unerschütterlichen Principien des kirchlichen Primats
utlich und bestimmt. Sie schildert die politischen Reformen
n Kirchenstaate als hervorgegangen aus dem Streben, dem
edürfnisse des Volkes eben so, wie den in der Denkschrift
om 21. Mai 1831 enthaltenen Forderungen der Großmächte
vorzukommen, so wie seine Thätigkeit, die übergroßen Freu-
enbezeugungen möglichst zu beschränken, und den Erfolg seiner
on den auswärtigen Mächten durchaus gebilligten Concessionen
u sichern. Das Dazwischenkommen der allgemeinen europäi-
chen Völkerbewegungen, an denen nicht er die Schuld trage,
childert der Papst als das Ereigniß, das alle mäßigenden
Einflüsse paralysirt, die heillose Verwirrung hervorgebracht und
en Undank seines Volkes enthüllt. Mit Abscheu erklärte er
ch gegen den Preßunfug, gegen die ihm zugemuthete Kriegs-
rklärung, und gegen die ihm zugedachte Präsidentenstelle der
alienischen Republik. Schon hier und noch mehr in den spä-
eren Allocutionen und Breven hat Pius die Radikalen trefflich
ezeichnet. Man könnte freilich geltend machen, der Radika-
smus habe im Kirchenstaate bereits vor der französischen Fe-
ruarrevolution schon jene Position errungen, von der mit Ge-
ißheit sich sein vollständigster Sieg habe voraussehen lassen;
s könne daher nicht diesen Einwirkungen allein und zunächst
r Gang der Ereignisse beigemessen werden. Auch wir stim-
en hiermit überein; aber nichts destoweniger ist von hoher
edeutung ein anderes ausländisches Ereigniß, der Sieg des

Radikalismus in der Schweiz. Dieser gab erst den römischen Liberalen jene feste und sichere Haltung, mit der sie nachher imponiren konnten, und in soferne hat in dieser Beziehung die päpstliche Allocution nicht Unrecht, wenn sie den äußerlichen Völkerbewegungen einen so mächtigen Einfluß auf die Gestaltung der Dinge im Kirchenstaate zuschreibt. Ungescheut jubelten die Patrioten bei den Nachrichten von der Unterjochung der Sonderbundskantone, und sie brachten dem Schweizer-Consul nach Freiburgs Uebergabe eine festliche Serenade. Gegen diese namenlose Frechheit erhob Pius vergebens in rührenden Klageworten seine Stimme; er zeichnete die gegen die Religion verübten Gräuelthaten mit lebendigen Farben, und sprach seinen tiefen Schmerz aus über die Freude derjenigen, die solchen verruchten Thaten öffentliche Anerkennung gezollt. Schon im ersten Jahre seines Pontificates hatte er das Vorgefühl und die Voraussicht dessen, was da kommen werde; er konnte nur warnen, strafen konnte er nicht; denn die eigentlichen Anstifter blieben stets verborgen, und die deren Mandate vollstreckten, waren nicht die wahrhaft Schuldigen, oder auch zu zahlreiche Pöbelhaufen, als daß etwas gegen sie hätte ausgerichtet werden können. Seine öfteren, so warmen und wahren Allocutionen und Proclamationen zeugen von dem tiefen Kummer, der über seiner Seele lag; von Stunde zu Stunde kam das Verderben näher; es sollte das Unheil nicht enden, bis er den Leidenskelch völlig mit seiner Hefe getrunken.

Aber noch einer anderen öffentlichen Aeußerung des Papstes müssen wir erwähnen, die nicht minder energisch und kraftvoll war. Schade, daß seine ganze Macht nur im Worte bestand! Doch dieses Wort, er wußte es zu gebrauchen; seine Worte waren Pfeile, die oft die Herzen durchbohrten, wenn auch die Wunden durch vielfachen Balsam bald wieder geheilt wurden. Die improvisirte Anrede Pius IX. an die vor dem Quirinal versammelte und auf seinen Segen harrende Menge, der er schon in seiner kurz vorausgegangenen Proclamation

ernste Wahrheiten gesagt, machte am 11. Februar 1848 ganz klar, wie Pius dachte und was er wollte. Bei dieser außerordentlichen Scene erschien er wahrhaft groß; er redete, und jedes Wort hatte seine Bedeutung. Ehe er den Segen gebe, sprach er, wolle er einige Worte sprechen; er mahne zu Ruhe und Eintracht, zu Mäßigung und Discretion in den Wünschen, die nie der Heiligkeit der Kirche und der Würde des Staates zu nahe treten dürften. Gewisses Geschrei einiger Wenigen könne, dürfe und wolle er nicht berücksichtigen. Das non posso, non debbo, non voglio ammettere sprach er mit der größten Entschiedenheit und mit dem vollen Gefühle seiner Würde. Man vergleiche damit die früheren Aeußerungen des Papstes, so seine Worte an die Glieder der Consulta im November 1847, und man wird die gleiche Gemüthsstimmung darin erkennen.

Uebrigens dürfen auch noch manche andere Umstände nicht übersehen werden. Von vielen treuen Katholiken, die das Verderben voraus sahen, wurden auch seine Absichten verkannt, was ihn tief schmerzte; von Vielen ward er mißverstanden, und das letztere war seine bitterste Klage bei seiner vertrauten Umgebung; man versteht mich nicht, sprach er, non m'intendono. Insbesondere hatte er wenig treue Beamte; die Ersparungen in den Finanzen, die viele Minderungen hoher Gehaltsbezüge nöthig machten, hatten viele der alten Beamten mißstimmt; die neuen Gesetze und Formen machten sie vollends ärgerlich, oder doch indolent und gleichgiltig. Für eine durchgreifende Reorganisation des ganzen Staatslebens aber ist die allseitige, hingebende Thätigkeit, so wie die treue, gewissenhafte Mitwirkung aller derjenigen unerläßlich, die Organe des Souverains in obrigkeitlichen Stellen sind. Freilich hatten die Beamten, beständig angegriffen und verfolgt, wenig Schutz von der gebrochenen Regierung zu hoffen; aber es gebrach ihnen auch an Takt und Energie, um eine Achtung gebietende Stellung gegenüber dem jede Autorität höhnenden Zeitgeiste zu

behaupten. Die wahren Freunde des Papstes waren l
träge; seine versteckten Feinde desto rühriger und gew
Jeden neuen Act des Papstes wußten sie für sich zu
und zu benutzen. Sind aber die Handlungen der Regent
Deutungen und Mißdeutungen ausgesetzt, so war di
all dem Vorausgegangenen bei Pius um so mehr d
Hatte man doch selbst sein früheres Leben in einen ga
ten Roman zu kleiden gewußt, aus dem man sich die
sten Dinge erzählte, mit denen die kecke Phantasie ihr
Spiel trieb. Viele auch in deutschen Zeitungen repr
Nachrichten über das Leben des Giovanni Mastai vor
Pontificate beruhen theils auf Verwechslungen mit
Gliedern dieser Familie, theils auf tendenzmäßig er
Erzählungen, die man vielseitig bis in's kleinste Detail
sponnen und mit artigen Zugaben bereichert hat. Auc
Schücking hat in seiner, mit vielem Anflug von Poesie g
benen „Römerfahrt“ (Coblenz 1848) dem vergöttert
Nono durch sein mit einem schwankenden „Vielleicht“
tetes Insinuiren eines romantischen Liebesabentheuers (
größeres Interesse des lesenden Publikums zuzuwenden
ein solcher Heiligenschein durfte dem so zartfühlenden
des modernen Christenthums nicht abgehen, dem er d
mal angehören sollte. Was mußte sich Pio Nono nic
Alles gefallen lassen! Den Einen war er ein Freigeist
maurer, Freidenker; den Andern ein immer noch zu hier
gesinnter Reformator; wieder Anderen das erste staatsm
Genie Europas; Anderen ein seichter, von Ovationen
blähter Kopf; den Einen ein Gott, den Andern ein
In der That, er ward in der Mitte zweier Schächer ge

Nach all dem Gesagten fassen wir unsere Ansic
den berühmten Papst in folgenden Sätzen zusammen.
war und ist ein treuer Katholik, ein frommer Pries
Privatleben eine liebenswürdige Persönlichkeit, auf dem
ein väterlicher Herrscher. Er hat volle Gewalt über sie

in heiteres Lächeln verbirgt oft den tiefen Schmerz seiner
Er ist Italiener von ganzem Herzen; aber über den
ner geht ihm der Papst, über die Nation die Kirche.
t durchdrungen von der hohen Idee seiner apostolischen
e, und auch in der freundlichen Herablassung sich stets
den bewußt. In der Rede ist er gewandt und lebhaft,
andeln rasch und rückhaltlos. Wohl ist Milde und Her-
üte ein hervorstechender Zug seines Charakters, aber sie
nicht bis zur Schwäche, wie man so oft ihm vorgewor-
seine Pflicht steht ihm höher. Er ist ausgerüstet mit
n Geistesgaben, ohne gerade genial zu seyn; er ist nicht
ahren in der Politik, ohne indessen sich eigensüchtig durch
Grundsätze der Staatsklugheit bestimmen zu lassen. Er ist
Mann des Gebetes. Seine Absichten waren groß und
und wenn er in Manchem sich täuschte, so war er ja
ich und das errare humanum gilt in diesen Dingen auch
Päpsten; kein „Ultramontaner“ hat aber je den politischen
regeln der Päpste Unfehlbarkeit beigemessen. Für einen
ertrefflichen Staatsmann habe ich auch Pius IX. nie ge-
n, zollte ihm aber nichts destoweniger die aufrichtigste
underung selbst in der Zeit, wo man unablässig die „Ultra-
anen“ als dem „reformatorischen Papste abgeneigt“ zu
en bemüht war. Im Feuerofen der Prüfung bewährte
ig das reine Gold seines erhabenen Charakters. Gaëta
Neapel haben den hochherzigen Pius größer gesehen, als
olze Rom in den festlichen Tagen des ersten Jubels ihn
igen vermocht hat.

Nach dieser Episode, in der wir ein unserer subjectiven
hauung treu entsprechendes Bild Pio Nono's zu entwerfen
en, so wenig vielleicht es manchem unserer Leser, als das
ge erscheinen mag, gehen wir zu den Decemberereignissen
1847 über, die um so wichtiger sind, als sich bereits hier
politische Horizont bedeutend umdüsterte, und schon die
nge jenes Mißtrauens gegen den vorher mit betäubendem

Jubel überall begrüßten Pius kund gaben, welches nachher bis zur völligen Unzufriedenheit gesteigert ward. Cardinal Ferretti, der Nachfolger Gizzi's, dem die radikale Presse nur ein sechsmonatliches Ministerium gleich Anfangs prophezeite, und den sie bald wieder zu verdrängen versprach, was ihr auch gelungen ist, war seiner Ueberzeugung nach nicht der Mann der Concessionen und Transactionen mit der radikalen Bewegung. Der Conflict zwischen seiner Ueberzeugung und der Stellung, in die er nun versetzt ward, mußte nothwendig ihn in eine schiefe Richtung bringen, deren Nachtheile selbst die Thatkraft seines Geistes nicht zu beseitigen vermochte. Er mußte, um nicht Alles zu verderben, sich den Dingen anbequemen, wie sie waren, und die wohlwollenden Gesinnungen seines gekrönten Vetters ebenfalls an den Tag legen. Nebstdem kamen ihm die Häupter der Bewegung mit einer solchen zuvorkommenden Aufmerksamkeit und Veneration entgegen, daß er nicht umhin konnte, sie herablassend und gütig zu behandeln; sollte nicht alle Hoffnung aufgegeben werden, so mußte er die Besseren und Gemässigteren der Progressisten an sich ziehen und gewinnen. Man hielt die Ultraradikalen für den geringern und schwächeren Theil, der natürlich der überwiegenden Zahl der besseren Liberalen, wie Orioli, Azeglio u. A. weichen müsse. Die Ultraradikalen und Umsturzmänner waren allerdings die geringere Zahl; allein das ist ja eben eine Hauptsache bei den modernen Revolutionen, daß eine an sich schwache Partei durch ihre Taktik und die Macht der Ereignisse die Zahmen inconsequenten Halben nach und nach beseitigt, verdrängt und überflügelt; daß sie überrascht und stürmisch eilt, während jene zaudern; daß sie mit unerschütterlicher Consequenz und nach wohl durchdachtem Plane verfährt, während die sogenannten gemäßigten Liberalen ihre Kräfte zersplittern, unter sich uneinig sind und um Theorien sich streiten, die oft himmelweit von einander liegen; daß daher Jene diese als brauchbare Werkzeuge benützt, so lange beide Richtungen gemeinsamen Schrittes mit einander gehen und Ein Ziel verfolgen, aber, so bald die

ch scheiden, sie wegwirft und ausstößt, nachdem sie
ırch deren Hülfe groß geworden und zu einer gewaltigen
herangediehen ist. Die Revolution untergräbt allmählig
ɔamente des Gebäudes, während die gemäßigte Richtung
:alen einen Stein nach dem andern löst; die Abtragung
hes folgt, es stürmt dann die Revolution rasch darauf los
ht tabula rasa. Das Vertrauen also, das man auf die
ten Wackelmänner setzt, wird getäuscht; diese sind nicht
ınde, das Unheil abzuwehren und dem Verderben zu
sie müssen entweder selber der Strömung folgen, oder
den durch deren Andrang vernichtet. Zwischen diesen
Jarteien, von denen gleich wenig Heil zu erwarten war,
:rretti; was konnte er, nachdem die Dinge schon so weit
ı, und die Revolution mit jedem Tage kecker auftrat,
:e Transaction verschmähend, noch Wirksameres thun?
·enn man es befremdend fand, daß Ferretti den Volks-
n später sich nicht mehr so gefällig erwies, als er im
zu thun den Schein hatte, so waren die immer dreister
:etenden Forderungen der Parteien Schuld, denen er
ich seine Zustimmung geben konnte, und wenn er sich
den über dieselben Männer äußerte, so war das kein
l seiner Gesinnung, sondern eine nothwendige Rückwir-
hres verschiedenen Benehmens und ihrer veränderten
:g gegenüber der Regierung. Die Beschränkung der
und Verschärfung der Polizeiaufsicht war mehr
Bedürfniß; sie lagen lange im Sinne des Staats-
s; aber es bedurfte äußerer Anlässe, sie mit Grund
ı zu lassen; und als diese sich fanden, trat das „reak-
" Ministerium damit hervor. Das waren natürlich
›erbrechen in den Augen der ungezügelten Presse; die
pressen waren um so thätiger, je mehr die Redactionen
urnale auf ihrer Hut seyn mußten. Man nannte be-
en beliebten und allerdings talentvollen Prälaten, Cor-
ɔssi, als Ferrettis Nachfolger. Die Unruhen in Neapel,
rhaftung Paradisi's, des Anklägers Torlonias, die vie-

len Gerüchte über den Ursprung des Arbeitertumults in Trastevere, und die immer noch in Gang gehaltenen Befürchtungen reaktionärer Umtriebe mehrten die Mißstimmung um ein Bedeutendes.

So kam der Festtag des Evangelisten Johannes heran, an dem man das Namensfest des Papstes durch einen Fackelzug nach dem Quirinal zu feiern badsichtigte. Trotz der heftigen Regengüsse fand dieser Statt; die Theilnehmer waren aber den größten Theile nach ein durch Ciceruacchio zusammengerafftes Gesindel. Durch sein Erscheinen auf dem Balcon bei dem ungünstigen Gewitterregen zog sich Pius eine Erkältung zu, an der er einige Tage zu leiden hatte. Sein motu proprio vom 30. December über das Ministerkonseil ward bald günstig, bald ungünstig beurtheilt. Am meisten gefiel nebst der ausgesprochenen Verantwortlichkeit der Minister die Bestimmung, daß vierundzwanzig Auditoren gleichsam als diplomatische Pflanzschule dem Ministerium beigegeben werden sollten, die Hälfte von weltlichem Stande; hier sah man doch wenigstens die Keime des so heiß ersehnten Laienministeriums.

Der erste Tag des neuen Jahres 1848 brachte in Rom schon so ziemlich den Vorgeschmack alles dessen, was in ihm zu erwarten stand. Eine Scirroccoschwüle zeigte sich am politischen Horizont; Alles war in Unruhe und Beängstigung. Daß ein Sturm drohe, ahneten Viele; woher aber, das war den Wenigsten klar. Jeden Tag war ein Aufruhr, ein Skandal zu befürchten, und dem Papste ward im Geheimen immer mehr der Boden untergraben. Damals tauchte jene Liste der vierunddreißig „Postulate des Volkes" auf, die immer mehr der Masse eingepredigt wurden. Der erste Punkt verlangte Preßfreiheit, der zweite Entfernung der Jesuiten, der dritte Bewaffnung der Bürgergarde, der vierte Eisenbahnen, der fünfte Verhinderung unrechtmäßiger Gewaltausübung von Seite der Polizei, der sechste ein unparteiisches Gesetzbuch u. s. f. Charakteristisch ist außer Nr. 10, Lega italiana, noch der eilfte Punkt: Judenemancipation; das war eine Forderung desselben

olkes, das so entrüstet sich zeigte, als nur davon die Rede ar, der jüdischen Bevölkerung das Wohnen außerhalb ihres Ghetto zu gestatten! Nicht minder bedeutsam waren Nr. 16: rtillerie für die guardia civica; Nr. 17 Publikation der Pro- kolle der Staatsconsulta; Nr. 18 Säcularisirung der Beam- nstellen; Nr. 28 Freilassung der von der Amnestie noch aus- schlossenen vierundzwanzig Gefangenen; Nr. 29 Vertrauen uf das Volk; Nr. 32 Abschaffung der Fideicomisse; Nr. 33 Reform der Gesetzgebung über die manus mortuas; Nr. 34 nhalten der religiösen Congregationen zu besserer Beobach- ung der staatsbürgerlichen Pflichten. Solche Forderungen, elche die Partei des gemäßigten Fortschritts desavouirte, mehrten die Gährung. Am Neujahrstage wollten die Radika- n mit Gewalt bis zum Papste dringen, um diese bereits n mehreren öffentlichen Plätzen angeschlagenen „Volkswün- sche“ ihm selber zu überreichen, und nur das Einschreiten des Governatore hielt sie davon ab. Fürst Corsini, der neue Se- nator, den man dafür gewinnen wollte, ermahnte in seiner bei m Amtsantritte erlassenen Proclamation zu Ruhe und Ar- eitsliebe, zu Mäßigung und Gesetzlichkeit; er mußte aber selbst um heiligen Vater gehen, um den Haufen zu beruhigen. Man at von der wirklichen Ueberlieferung der genannten Postulate n den Papst vielfach geredet; nachher ward der Nachricht iderspochen. Das Wahre an der Sache ist Folgendes nach n Mittheilungen eines wohlunterrichteten Prälaten. Da der apst eine mit solchen Aufträgen abgesendete Deputation nicht rließ, ehe dem Staatssekretär die Postulate selbst überreicht aren, so kam der politische Harlekin Ciceruacchio mit diesen Ferretti. Dieser las das Blatt und warf es entrüstet dem eberbringer vor die Füße. Ihr Schurken (birboni)! rief er us, seid ihr nie zufrieden? Seid ihr unersättlich? Wie weit oll euere Unverschämtheit noch gehen! Auf einen solchen Em- fang nicht gefaßt, erschrack der Bote der öffentlichen Meinung nd stammelte zitternd: Eminenz, ich wußte nicht, was auf em Blatte steht; einige Volksfreunde haben es mir übergeben.

Ich weiß es, sprach Ferretti, daß nicht Ihr der Haupt[illegible] seid, Ihr seid das willenlose Werkzeug Anderer. [illegible] nehmt keinen Rath an; Euch ist nicht zu helfen. [illegible] das Schicksal dieser, des „Jahres der Errungenschaft[illegible] würdigen „Volkswünsche." Solche Vorgänge verschw[illegible] wühlerische Presse freilich; aber desto mehr stieg ihr[illegible] gegen den Cardinal. Ja sie stellte später sogar die [illegible] des „Volkstribuns" an den Staatssekretär in Abrede, [illegible] klärte sie für ein eitles Mährchen. Am Neujahrstag[illegible] wurden indessen überall die Wachen verstärkt. Den 2. [illegible] fuhr der Papst zur Beruhigung der erhitzten Gemüther [illegible] Bitten des Senats aus. Da war der wackere Volk[illegible] gleich bei der Hand, um seine lächerliche Figur auf eine[illegible] der päpstlichen Carosse fahrenden Hofwagen zu postir[illegible] er seine Fahne schwang, welche die Inschrift hatte: [illegible] Vater, Gerechtigkeit für das Volk, das mit Euch ist! [illegible] schen schrieen mehrere neben dem Wagen herlaufende [illegible] männer, als deutlichen Commentar zu dieser Inscriptio[illegible] Nieder mit den Reaktionären! Freiheit! Fortschritt! [illegible] täubten durch ihr unbändiges und fast drohendes Geschr[illegible] Ohr ihres Schlachtopfers. Pius kam mehr krank in den [illegible] zurück, als er ihn verlassen; er konnte der harrenden [illegible] den Segen dießmal nicht ertheilen, und Ciceruacchio [illegible] dirte seinen Troß nach Hause. Der Grimm der [illegible] hatte meist dem ganz unschuldigen Monsignor Savelli [illegible] ten; eigentlich aber war Cardinal Ferretti gemeint. [illegible] wußten nicht, was sie riefen; sie schrieen eben, weil [illegible] rade in der Mode war und nothwendig zu einem gut[illegible] trioten gehörte. Daß bei diesen und den vielen ähnlich[illegible] fällen zahlreiche Mystificationen Statt hatten, ist nur [illegible] wiß. Die Regierung mußte vor Allem suchen, die [illegible] gen Festzüge nach dem Quirinal möglichst selten zu [illegible] und da der römische Magistrat das eigentliche Organ [illegible] durch das die Gesinnungen des Volkes dem Monarchen [illegible] gedrückt werden sollten, war es ungeziemend, diese [illegible]

en von Anderen zu vernehmen, oder gar durch das wilde
'ei der Masse sie sich überbringen zu lassen. Was das
:rnement für seine Selbsterhaltung that, und das geschah
so schonend als möglich, das ward ihm regelmäßig
Verbrechen gemacht, und bei dem allgemeinen Mißtrauen
er Zerrissenheit aller Classen der Bevölkerung ward von
llein stets Vertrauen auf die guten Gesinnungen des Vol-
fordert.

Unterdessen konnte der Geist des Aufruhrs auch in den
n italienischen Staaten sich erheben; in Sicilien war
der Aufstand ausgebrochen; in Mailand, Genua, Li-
hatte es Tumulte gegeben. Englische und schweizerische
ire reichten sich durch ganz Italien die Hände; die schöne
ısel sollte eine zweite Heimath des Radikalismus wer-
wie es die Schweiz bereits geworden. Seit dort sein
:ntschieden und sein Herd gegründet war, konnte er auch
ı übrigen Europa sich kühn und mit Blitzesschnelle ver-
. Die römischen Klubbs suchten vor Allem die lebhaf-
Sympathien für alle diese Bewegungen zu erregen; der
chweizer-Consul gebrachte Fackelzug war das Präludium;
gleichen Zweck hatte die am 11. Januar in der Kirche
il. Karl Boromäus für die beim Mailänder Cigarren-
gefallenen „Patrioten" veranstaltete Todtenfeier; gerade
eine spätere, wo es nicht mehr auffallend seyn konnte,
ıltene Feier für die Barrikadenhelden von Wien — eine
he Solennität mit religiösem Gepränge. Dabei kamen
in pomphafte Phrasen eingekleidete Aufforderungen zur
andsvertheidigung zum Vorschein; die Clandestina führte
ılce pro patria mori beständig im Munde; die hin und
reisenden Agenten des Auslandes mehrten die Besorgnisse
Kräften. In den Versammlungslokalen der exaltirten
)rittsmänner verschlang man mit Gier die Nachrichten
Sicilien, Neapel, Sardinien, Parma und der Lombardei;
ımphlete gegen die Regierung erschienen in Tausenden

von Exemplaren an den Straßenecken angeheftet. Ferretti mußte an allem Uebel die Schuld tragen; er konnte unmöglich länger dem Ministerconseil präsidiren. Bereits mehrmal hatte er erfolglos seinen Vetter um seine Entlassung gebeten; jetzt konnte dieser nicht mehr widerstehen, und ernannte den Cardinal Bofondi zum Staatssekretär (21. Januar), während Ferretti als Legat nach Ravenna abging. So war bereits der dritte Staatssekretär ernannt; auch diesem konnte man keine lange und glückliche Führung des Ministeriums versprechen. Die Regierung wurde jetzt zu immer neuen Concessionen gezwungen; die Uebergabe dreier Portefeuilles an Laien ward mit Freuden begrüßt; aber es war noch immer zu wenig; die nie zu sättigenden Exaltirten riefen immer nach Mehr. Nachdem der Wunsch des ministero laico wenigstens theilweise befriedigt war, rief nun Alles nach Constitution. Alle darauf hinzielenden Vorgänge in den übrigen italienischen Staaten fanden im Kirchenstaate den lautesten Anklang; Dank- und Freudenfeste gab es in Menge. Die auf Anlaß der neapolitanischen Constitution in Folge einer vom Senate ergangenen Einladung am 3. Februar in Rom veranstaltete Illumination war bereits mit drohenden Demonstrationen gegen Solche [illegible] verbunden, die man für anticonstitutionell gesinnt hielt. Warum gibt Pius noch keine Constitution? fragte der römische Philister, der doch nicht sehen wollte, daß Rom hinter andern Ländern zurückblieb. Daran sind die Aristokraten Schuld, hieß es, die Jesuiten, die Cardinäle, Lambruschini, „der D[illegible] und die Geißel Italiens“, Bernetti, „der Chef des Bureaukratismus“, Altieri, „der Sklave des Barbaren“; diese und die vielen Principi sind die Feinde der Volksfreiheit. Da war das Gesindel über diese geistlichen und weltlichen Aristokraten heftig ergrimmt, ließ aber doch Torlonia und andere Fürsten hoch leben, wenn sie mit reichlichen Spenden von Wein und Fleisch die vom Schreien und Toben ermüdeten Helden erquickten. Andere wirkten beruhigend ein auf die Menge; die Constitution, sagten sie, wird bald, in sechs bis sieben Wochen, erscheinen,

d noch vortheilhafter ausfallen, als selbst die neapoli-
Jetzt war es nichts Seltenes mehr, daß ein-
aufen nach Monte Cavallo zogen und mit gellender
, so daß es bis in die inneren Gemächer des Pallastes
e, ihr Constituzione! oder (da Viele das Wort nicht
en) ihr Constipazione! riefen. Von den Engländern
esonders Lord Minto, obschon sehr mit Sicilien beschäf-
n römischen Patrioten seine Sympathien, so daß dieser
Correspondent und Agent Palmerston's mit Serenaden
vard; ja die Dankbarkeit für die freisinnigen Britten
sich in den (für das leitende Comite allerdings fatalen)
ingen geltend: Es lebe das freigebige England! Es le-
guten Freunde in Brittanien! Die Fäden der radika-
brüderung zeigten sich so immer deutlicher, der Zusam-
z klarer. Die radikale Presse Roms hatte zehn Tage
chon die Uebergabe Freiburgs verkündigt; später mit
ophetischer Gabe den Sturz Metternich's um mehrere
voraus gesagt; sie wußte Alles, sie sah Alles. So
ie den Glauben an ihre Untrüglichkeit bei dem bethör-
ke heraus. Die konservative Presse war verhältniß-
ehr schlecht vertreten; die Gazetta di Roma, die als
eitung an die Stelle des Diario getreten war, hatte
zu thun, nur die der Regierung am meisten nachthei-
erüchte und Erfindungen der Revolutionspartei zu wi-
; zu dem Unternehmen, ein gediegenes, konservatives
u gründen, scheute sich Jeder die Hand zu bieten;
e den Gedanken in Anregung gebracht, wurden von
öhnen der Freiheit" verfolgt. Alles politisirte, raison-
hantasirte, lärmte, tobte; die Theater suchten die allge-
ufregung noch zu fördern; die guardia civica übte
uf den Straßen und vor den Kaffeehäusern; die Stelle
ernatore di Roma, der gewöhnlich zugleich Polizeimi-
ar, wurde zu einer unerträglichen Last; man wollte ja
e Polizei mehr; die war eines freien Volkes unwür-
d nebstdem erwartete man in wenigen Tagen die —

„Constitution." Hatte man schon von der Errichtung des municipio sich goldene Berge versprochen, um wie viel mehr erst von der Constitution! Dabei sah man auf die Schweiz als den Musterstaat Europas; dahin sollte auch der Kirchenstaat kommen. Und Pio Nono? Ach der wurde ja, wenn nicht Re d'Italia, doch — erster Präsident der italienischen Republik.

Pius war keineswegs der Constitution abgeneigt; er hielt sie für ein Bedürfniß der Zeit. Aber er wollte sie erst vorbereiten, und dahin zielten die meisten der vorausgehenden motuproprio. Man wartete niemals den Erfolg der früheren Maßregeln ab, und ließ der Regierung nie Zeit, die Früchte ihres Bemühens zu ärndten; sondern im Sturmschritte drängte man sie zu immer neuen Einrichtungen und Statuten. So großes Interesse Anfangs die Staatsconsulta hatte, so sehr war sie nachher ohne Bedeutung und Einfluß; man stritt lange über die Veröffentlichung ihrer Verhandlungen; diese hatten aber schon längst ihr Interesse verloren. Eben so wußte man auch die Constitution, welche die äußerste Gränze der päpstlichen Concessionen seyn sollte, noch ehe sie erschien, dem Volke gleichgültig zu machen. So lange man nicht wußte, ob die Constitution erscheinen werde, drang man darauf mit Ungestüm; als man gewiß wußte, der Papst werde sie geben, drängte man sie bald wieder in den Hintergrund. So war sie schon vor ihrem Erscheinen antiquirt; überhaupt suchte man den Pöbel zu gewöhnen, alle Concessionen der Regierung nicht als Wohlthaten, sondern als eine Pflicht, ein dovere zu betrachten, vermöge der Pius dem Volke nur das restituire, was seine Vorfahren ihm ungerecht entrissen. Darum ist es leicht begreiflich, wie es schon in den ersten Februarwochen zu tumultuarischen Auftritten auf dem Corso kommen konnte, wo man rief: A basso la moderazione! Diese Tumulte riefen die energische Proclamation und jene gewichtigen, oben bereits erwähnten Worte hervor, die Pius von der Loggia aus [illegible] am 11. Februar dem versammelten Volke sagte. Da schien [illegible]

runkenen Menge die Besinnung wiederkehren zu wollen; aber
var von kurzer Dauer; der Einfluß der Klubbs war viel
achhaltig. In dem geheimen Consistorium vom 14. Fe-
r wurde die Einleitung zu der Constitution in der Art
nnen, daß eine besondere Commission für die zweckmäßigen
eiterungen des Staatsgrundgesetzes niedergesetzt ward. Der
Polizeiminister, Fürst Teano, bezeichnete seinen Amtsan-
durch die Verhaftung mehrerer verdächtiger Individuen,
entlich Solcher, die etwas zu voreilig schon jetzt das Morte
reti! angestimmt. Der Papst suchte durch seine kraftvolle
che die Civica von dem Geiste der Anarchie ferne zu hal-
die aber nur zu sehr bei ihr Eingang gefunden. Inzwi-
n begann seit dem 20. Februar der Adressensturm um Con-
tion, mit der Pius zu lange zu zögern schien; die Schrift
tura's über die sicilianische Frage ward mit Applaus em-
ngen, während seine Broschüre über die römische Constitu-
, wie wir bereits erwähnt, als zu gemäßigt und mit zu
Zurückhaltung geschrieben, sehr ungünstig aufgenommen
d. Die Gährung nahm überhand; während jetzt im Aus-
e Dinge vorfielen, welche die imposante Macht der revo-
onären Partei zu ihrer vollen Größe erhoben, und den Gang
Ereignisse auch hier in einer Weise beschleunigten, daß bald
h der letzte Stern einer besseren Hoffnung erbleichte.

Mir ist es nicht möglich, pragmatisch nach den Forde-
ngen, die man an den Geschichtschreiber stellt, alle diese
rgänge zu entwickeln; das mag ein ruhigerer Beobachter,
nicht so sehr von Mitgefühl ergriffen ist, als ich. Man
sse es mir, die wichtigen Einflüsse der französischen und
ischen Revolution hier näher zu beleuchten; sie sind ohnedieß
Genüge bekannt. Ich begnüge mich, aus dem noch übri-
Theile der römischen Revolution die wichtigsten Bilder dem
r vorzuführen, so wie sie mir in die Seele geprägt sind,
die Beobachtungen darzulegen, die ich hier zu machen Ge-
nheit fand. Auch hier werden nur Bruchstücke erscheinen,
) vielleicht für den ernsten Betrachter nicht ohne Werth.

XLIX.

Persönliche Freiheit. Gleichheit. Brüde[r]keit. Gesetzlichkeit *).

Wenn wir nach so vielen Revolutionsfreiheiten d[ie Frei]heit der Person, mit Inbegriff der Sicherheit sowohl d[er Per]son als des Eigenthums, zuletzt erwähnen, so gesch[ieht es,] weil diese Freiheit die vernünftigste und allgemein verst[ändlichste] von allen ist, welche die Revolution proclamirt hat. E[s konnte] auch nicht anders, als diese Freiheit proclamiren, w[eil] diese alle anderen Freiheiten des Bodens und der M[...] entbehrten. Es fragt sich hier lediglich um die p[raktische] Uebung, wie sie ihre eigene Forderung erfüllt, ihre [Verspre]chungen hält, wie viel freier die Personen, wie viel [sicherer] sie selbst und ihr Eigenthum durch die Revolution g[eworden] sind. Da ist nun für's erste die große Anzahl Bürg[erpflich]ten, welche die Revolution vorschreibt und erzwing[t, ...] keine Erweiterung der persönlichen Freiheit. Der Bü[rger in] dem neuen System muß einmal mit Aufopferung sein[er ...] mit Hintansetzung seiner Beschäftigung und seines E[...]

*) Fortsetzung des Artikels: „Von der Lüge der Revolution" XXIII. S. 796.

allgemeinen Waffendienst mitmachen, Stundenlang Wache
en, in unruhigen Zeiten, d. h. unter Herrschaft eben dieses
tems, in der gewöhnlichen patrouillirer Weise Straßenunfug
hüten, Bewegungen dämpfen nöthigenfalls Blut und Leben
en die immer neu wachsenden Köpfe der ultrarevolutionären
ra einsetzen. Er muß in Ausschüssen sitzen, ohne immer
e Mitwirkung ablehnen zu können, Wähler seyn zu einer
nge Municipal-, Provincial- oder Reichsversammlungen.
muß dem Loose Folge leisten, das ihn zu einem Geschwor-
gerichte beruft, und mit gespannter Aufmerksamkeit, will er
Gewissen nicht beflecken, den oft mehrtägigen Sitzungen
s dunkeln und verwickelten Prozesses beiwohnen. Sein
mögen wird durch die Menge und Höhe neuer Steuern —
n das revolutionäre Regierungssystem ist bekanntlich von
r das theuerste — bedeutend in Anspruch genommen; an-
Zumuthungen für Beiträge zu allerlei Revolutionszwecken
den an seinen patriotischen Eifer gemacht. Dieß in ge-
hnlichen, und, wenn das Wort erlaubt ist, ordentlichen
llen dieses Systems. Aber die außerordentlichen und un-
ntlichen Läufte sind nicht viel ungewöhnlicher. Die Mei-
schaft der Revolution überbietet sich nicht selten selbst, oder
d ihr eigener Dupe. Bewegungen anderer Art, als die
den ursprünglichen Meistern gewollten, überrennen die erste
le der revolutionären Ordnung. Die Grundsätze der Re-
ution erfüllen sich dann consequenter. In diesem Falle aber
athen Eigenthum und Leben der Bürger in die äußerste
fahr. Der Proletarier sucht seine Freiheit, wie er sie ver-
ht; der Communist realisirt seine Begriffe von Eigenthum.
ub und Mord können dann die tägliche Ordnung werden.
e Abschlachtung der freien Bürger gibt es übrigens auch
h andere Wege. Man sehe und erwäge die ältere und
ere Revolutionsgeschichte Frankreichs und Oesterreichs. So
lt die Revolution auch dieses Versprechen. In Anschlag
rf übrigens auch gebracht werden, wie selbst im ruhigsten
rlaufe der Revolutionsherrschaft unzählige Gesetze erwachsen,

die dem Bürger wehren, seine Kinder zu erziehen, wie er will, seinen Rock machen lassen, wo er will, den Wein zu trinken, den er will, und Unzähliges dieser Art, denn die revolutionäre Gesetzgebung ist unerschöpflich und erfinderisch, und gewinnt mit scharfem Auge auch dem harmlosesten Schritt des Privatlebens jene Seite ab, durch die er in's öffentliche Recht und unter den gesetzlichen Zwang verfällt. So viel von der persönlichen Freiheit der Revolution.

Wir gehen über zu einer andern Revolutionsparole. Nicht als ob wir die erste Parole, der Freiheit, auch nur einigermaßen erschöpft, als ob wir die Myriaden der hierin verborgenen, in praktischer Anwendung leider nur allzu offenbaren und fühlbaren Lügen alle entlarvt hätten. Unsere Absicht legt uns Kürze auf, wir mußten mit einzelnen Hervorhebungen und Andeutungen zufrieden seyn. Zum Glücke für die Verständlichkeit unserer Darlegung und zum Unglücke für die Welt läuft ein reicher, erklärender und ergänzender Commentar durch die Geschichte unserer Zeit. Wir können Niemanden dunkel bleiben, die thätige Revolution gibt sich Mühe, uns zu erhellen und zu vervollständigen; wir können selbst Niemanden ungerecht oder unwahrhaftig scheinen; die Revolution hört nicht auf, für uns zu zeugen und uns zu rechtfertigen. — Also die zweite Revolutionsparole lautet: Gleichheit. Ein noch viel unklareres und täuschungsreicheres Wort, als jenes der Freiheit. Der mathematische Begriff der Gleichheit ist freilich im höchsten Grade klar; allein er ist in jener Wissenschaft ein absoluter. Von einer absoluten Gleichheit der Menschen kann mit gesunden Sinnen nicht gesprochen werden; also von einer relativen, d. h. in gewissen Rücksichten und Beziehungen. Und in welchen? — Hier beginnt die Unklarheit und Täuschung. — Es steht einmal fest, daß alle Hervorbringungen der Natur und des Geistes im höchsten Grade mannigfaltig, d. h. ungleich

sind, und daß es z. B. unmöglich ist, unter den Tausenden von Blättern desselben dicht belaubten Baumes zwei zu finden, die sich vollständig und in Allem gleich wären. Es ist, als wenn die Natur, obwohl sie alle diese Blätter nach einem bestimmten Gesetze im Allgemeinen gleichförmig bildet, dennoch in Bildung des Einzelnen sich so zu sagen eine gewisse Freiheit vorbehalten wollte. Diese Mannigfaltigkeit in den niedrigen und geringen Hervorbringungen tritt bei den höheren und bedeutsameren in desto größerer Auffälligkeit hervor, und noch viel weniger, als zwei Blätter desselben Baumes wird man zwei Bäume derselben Gattung, oder zwei Thiere desselben Geschlechts in ihrer ganzen Bildung gleich und einstimmig finden. Die Verschiedenheit der Menschengesichter braucht nicht in Erinnerung gebracht zu werden. Die Natur ist hier, wie überall, Ausdruck und Sinnbild des Geistes. Die geistigen Erscheinungen aller Art sind von der unendlichsten Mannigfaltigkeit, nicht bloß was Wesen und Anlagen der Geister, als solcher, sondern auch was Beziehungen und Verhältnisse aller geistigen Erscheinungen betrifft. Nach der Lehre der Kirche sind die Engel nicht gleich. Die Menschen werden, nach der täglichen Erfahrung, in der äußersten und determinirtesten Ungleichheit geboren, und zwar, als Synthesen von Geist und Leib, in dieser zweifachen, beiderseits aber unendlich vielfältigen Ungleichheit; verschieden an Gesundheit und Kräften, an Fähigkeiten und Anlagen, an mitgeborenen Verhältnissen zu ihres Gleichen. Denn so lange die Revolution nicht den Charakter der Welt und die Bedingungen des Lebens revolutionirt haben wird, was ihr nie gelingen kann, so wird der Sohn des reichen und geehrten Mannes schon von Geburt an in ganz anderer Stellung zu seinem Nebenmenschen seyn, als jener des Armen oder Verachteten. Fügen wir zu dieser natürlichen und ursprünglichen Ungleichheit die noch weit bedeutsamere und folgenreichere aus dem Gebrauche der Freiheit und in der Geschichte des Lebens entwickelte hinzu, erwägen wir gründlich und aufrichtig die Verschiedenheit der Menschen an Kenntnissen

und Fertigkeiten, an moralischem Charakter, an thatsächlich erworbenen Rechten, so ergibt sich mit Nothwendigkeit und unabweislicher Evidenz, daß das in sich mannigfaltigste und ungleichste Geschöpf auf Erden der Mensch sei. Der Gedanke von einer Gleichheit der Menschen ist dem Alterthume völlig fremd. Diesen, in seiner Wahrheit gewaltigen und erschütternden Gedanken, hat zuerst das Christenthum ausgesprochen. — Wie, das Christenthum? — Und die Revolution hätte einen christlichen Gedanken zu dem ihrigen gemacht, und ließe sich's angelegen seyn, ihn der Welt zu verkündigen? — Ja, wie sie immer thut. Sie vergiftet mit dem Zusatze ihrer Lüge jede große und ewige Wahrheit, und bereitet sie so zu einem furchtbaren, ewigen Gifte zum Verderb der Generationen und Jahrhunderte. Sie muß so vorgehen. Denn aus sich selbst hat sie nichts; die reine Lüge ist nicht geschickt, ein Menschenherz zu gewinnen, das zur Wahrheit geschaffen und vorbestimmt ist. Sie muß Wahrheiten tödten, und mit ihrer Lügenseele in die Wahrheitscadaver hineinfahren, um Menschengeister zu betrügen, welche nur die Form und Erscheinung der Wahrheit dauernd gewinnen kann. Die Wahrheit aber ist eine Einzige; alle einzelnen wahren Sätze und gewöhnlich so genannten Wahrheiten bestehen und wirken nur in so fern als solche, als Verbindung und Zusammenhang mit allen übrigen Wahrh... und mit der ganzen Einen Wahrheit, — ihre Gemei... der Heiligen, wenn der Ausdruck erlaubt ist — nicht ... ben. Wer den einzelnen Satz aus diesem Zusammenha... andern, bestimmenden, bedingenden, erklärenden, verv... genden, belebenden Wahrheiten herausreißt, um ihm eine vor... einzelte Gültigkeit abzuquälen, der tödtet ihn, so viel an ihm ist; er hat keine lebendige Wahrheit mehr, nur eine todte, lo-gische Form, die jeden Geist aufzunehmen bereit ist. Ein la-teinisches Sprüchwort lautet: Duo cum faciunt idem, non est idem. Mit wenigstens gleichem Rechte kann man sagen: Duo cum dicunt idem, non est idem. — Wenn das Chri-stenthum die Menschenwürde so hoch stellt, daß es darüber ...

dieser Beziehung die Gleichheit aller Menschen ausspricht, ist über jenen höchsten Gedanken von der Kindschaft und bildschaft Gottes im Menschen, von der Bruderschaft Christi, von der Bestimmung zur ewigen Herrlichkeit völ- Absehn genommen von allen natürlichen und irdischen Be- affenheiten und Verhältnissen, in welchen eben die Ungleich- it beruht. Diese natürliche und irdische Ungleichheit der nschen läugnet aber die christliche Lehre so wenig, daß sie mehr von allen Seiten bestätigend und billigend darauf hin- ist. Die christliche Gleichheit der Menschen liegt völlig seits und über dem äußerlichen Leben, seinen Erscheinungen d seinem Rechte, und ihr Reflex darauf kann nur die Här- n und Herbigkeiten mildern, die wiederum mit einer abso- ten Ungleichheit gegeben wären, indem er den Hochgestellten n Geringern vor Gott als seinen Bruder erkennen lehrt, n Niedrigen aber, aller Demuth und von Gott gewollten nterwerfung unbeschadet, in seinem christlichen Bewußtseyn hebt, und in jedem Vornehmeren nicht sowohl die glücklichere rson, als den durch diese gebietenden göttlichen Willen ver- net heißt. — Ganz anders die Revolution. Von Menschen- rde hat sie, trotz ihres betäubenden Geschreis davon, nie s Geringste verstanden. Sie weiß nichts von der Abkunft, t der Bestimmung des Menschen; sie will nichts davon en; sie hat auf jeden Gedanken daran, und auf alle Fol- daraus verzichtet. Sie versteht also die Gleichheit nur, will sie nur, für die menschliche Gesellschaft, für die ren Verhältnisse, für das gangbare Recht. Was kann sie en? Daß der Menschencharakter an sich in jeder mensch- n Persönlichkeit der gleiche ist? Das wissen wir viel siche- behaupten es viel zuversichtlicher, und beweisen es viel dlicher, als sie. Aber wir erwarten sie bei den Conse- zen. Was soll nun folgen aus dem allgemein gleichen schencharakter? — Daß die Menschen alle gleiche Rechte en? — Der Schluß wäre exorbitant, und um nichts ver- ftiger, als wenn man aus diesem selben gemeinsamen

Menschencharakter folgern wollte, daß sie alle gleiche Beschäftigung treiben, gleiche Leistungen hervorbringen, oder gleiche Diät gebrauchen sollten. Dennoch sagt es die Revolution, und lügt es wissentlich, denn sie selbst kann sich die völlige Ausdehnung dieser Lehre nicht gefallen lassen, und führt ihrerseits die schauerlichste, jeder rechtlichen Base entbehrende Ungleichheit zwischen revolutionären Herrschern und revolutionär Beherrschten ein. Aber auch dieser Satz ist ihr, wie so viele andere, ein Mauerbrecher, um sich in den Besitz zu setzen, oder wenn wir lieber wollen, ein Köder, womit sie, das Kind der Klugheit „die Narren zum Besten hält, wie sich's gebührt." Zehnfacher Narr, wer ihn ernsthaft verstehen, und die Revolution um seinen gleichen Rechtsantheil beim Worte nehmen wollte! — Mittel des Betruges ist auch hier wiederum die Mißverständlichkeit des Wortes oder Ausdrucks. Weil das ursprüngliche Menschenrecht gleich ist, jenes Recht nämlich, welches dem Menschencharakter als solchem inhärirt, den Menschen als Selbstzweck von allen bloß dienenden Sachen unterscheidet, und als Grundlage jedes Rechts alle ferneren Rechtserwerbungen erst möglich macht; so sollen auch die Rechte der Menschen gleich seyn, von allen rechtsbegründenden Thatsachen vor, mit oder nach der Geburt soll abgesehen, diese sogar für ungültig erklärt werden, damit in einer decretirten Rechtsuniformität jener flache, wellenlose Gesellschaftsbrei erzielt werde, der zwar auf die Dauer unhaltbar ist, den aber die Revolution gerne zu bereiten unternimmt, um die widerstandslose Masse in ihre Formen zur neuen, von ihr gemeinten Ungleichheit zu gießen. — Der Satz hat übrigens für die unklar Denkenden noch eine andere, verfängliche Seite. Es leuchtet dem gesunden Menschenverstande ein, und liegt als Forderung in jeder menschlichen Brust, daß alle Rechte gleich heilig, d. h. gleich sicher seyn sollen; das ist nun freilich ganz etwas anderes, als das alle Rechte gleich, dem Umfange und Gehalte nach, seyn müssen; allein der des scharfen und bestimmten Denkens Ungewohnte hört sich anfänglich aus die-

sem falschen Satze jenen wahren heraus, verwechselt in der Folge beide, und ist in der Lüge gefangen. Es ist ein vollkommen richtiger Satz, daß die Rechte des Geringsten in der Gesellschaft eben so unantastbar seyn und bleiben müssen, wie jene der Erhabensten und Mächtigsten, und daß die Groschen des Bettlers so sicher liegen müssen in seinem Hute, wie die Tonnen Goldes des Reichen in seinen Schatzkammern. Aber daraus folgt mit Nichten, daß der Geringe so viele Rechte haben müsse, wie der Hochgestellte, oder der Bettler so viel Geld, wie der Millionär. — Man erkennt in allen diesen Verwechselungen wahrer und falscher Sätze, und im Gebrauche von Wörtern und Redensarten, die sie begünstigen, die mit Klängen auszahlt, während sie wesentliche Rechte dahinnimmt, und höchstens dem Ohre Worte hält, während sie Menschen und Geschlechter um Glück, Ehre und Existenz betrügt.

Zu den Parolen der Freiheit und Gleichheit fügte die Revolution in Frankreich in den neunziger Jahren und seit den Februartagen des Jahres 1848 gewöhnlich eine dritte hinzu: die Brüderlichkeit. Sie macht mit diesem Klange selbst nicht viel Geschäfte, und er dient ihr eben nicht weiter, als in französischer Sprache den Reim zu ergänzen: liberté, égalité, fraternité. Ueber den besondern Begriff der Brüderlichkeit hat sie sich des Weitern auszulassen bisher vermieden, vielleicht weil sie die Parallele mit der christlichen Bruderliebe scheute. Nachdem sie etwas Bestimmteres darüber noch nicht vorgebracht, so haben wir zur weitern Entgegnung nicht Gelegenheit, und wenden uns zu einem andern Schlagworte der Zeit.

Wenn sich der Parole der Freiheit einerseits die Worte der Gleichheit und Brüderlichkeit als Pendants und Correlate anschließen, so steht ihr auf der andern Seite das Wort der Gesetzlichkeit gegenüber, als selbst von der Revolution er-

kannte nothwendige Antithese, und bedingende Gegenidee. Abermals ein treffliches Wort, und eine sehr schöne Sache, wo sie eine Wahrheit ist. Was ist nun aber die Gesetzlichkeit der Revolution? — Das Gesetz ist nach der schönen Etymologie des deutschen Wortes ein Gesetztes; die nächste Frage ist: von wem gesetzt? — Hierüber differirt die revolutionäre von der alt-europäischen Auffassung. Allerdings wird das Staatsgesetz von Menschen gesetzt; aber die Gesetzgeber vergangener Zeiten hielten den Inhalt des Gesetzes nicht in ihre Hand gegeben; sie erkannten ein Gesetz, das dem Ihrigen vorausgehe, das ihrer Arbeit Norm und Leitstern bleiben müsse, einen ewigen, unveränderlichen, bindenden Willen Gottes. Dieses göttliche Gesetz irdisch und zeitlich auszudrücken, die besonderen, von den Umständen gebotenen Formen des allgemeinen Inhalts aufzufinden, hielten sie für ihre Aufgabe. — Anders auch hier die Revolution. Da sie dem Menschen alles gilt, so liegt in ihm auch, nach ihrer Auffassung, nicht bloß die Modification, sondern der Ursprung des Gesetzes; er hat kein Vorgesetz, kein Urbild, dem er, um das Wort zu brauchen, nachgesetzgeben soll; es gab kein Gesetz vor seiner Vernunft und seinem Willen; dieser Menschenwille nun also setzt das Gesetz. Also ist dieses Gesetz Willkür. Von der Frage, ob das Gesetz recht sei oder nicht, ist hier keine Rede mehr; das Gesetz ist gerecht, weil es gesetzt ist, von dem souverainen Volke nämlich, oder seiner stellvertretenden Kammer. Dieses unfehlbare, eiserne Gesetz wird nun jedwedem Anspruch auf Recht oder Billigkeit entgegengehalten, davor muß Alles niederfallen und anbeten. Dieß ist die Theorie und Praxis der revolutionären Gesetzgebung. Ein französischer Minister hat einmal auf öffentlicher Tribune ausgesprochen: Die Freiheit sei der Despotismus des Gesetzes. Diese Definition der Freiheit ist bezeichnend für die Freiheit, wie für das Gesetz der Revolution. Es ist weder die Sache der Einen, noch der Anderen, zu despotiziren, und das schärfste Gesetz der [illegible]

neten christlichen Staaten schloß nie die Wirksamkeit der
e und selbst der Billigkeit aus. Der Willkür aber ist
otismus eigen, und so ist er es auch jenem Gesetze.
s furchtbare, von Menschen ersonnene, in der Verwir-
aller erhaltenden und bauenden Ideen ausgeheckte Gesetz,
es seinen Weg, um bestimmende und bedingende Neben-
unbekümmert, unbarmherzig gerade aus nimmt, und Al-
or sich niederwirft, was mit seinem noch so berechtigten
in diesen Weg gerathen ist, erinnert an das entsetzliche
t: Wir haben ein Gesetz, und nach dem muß er ster-
' — Fragen wir weiter: Gegen wen ist der Despotis-
des revolutionären Gesetzes gerichtet? — so lautet die
vortet: Gegen alles, was nicht Revolution ist. Denn es
viel, daß auch hier der Vorgang ehrlich wäre, und die
olution sich selbst mit ihren eigenen Gesetzen bände. Alte
te, erhaltende Bestrebungen, Privatfreiheit und Privat-
mögen dem Schwerte dieses Gesetzes verfallen; für sich
und ihre Missethaten weiß die Revolution jederzeit mit
Gesetze auszukommen. Sie nimmt sich sogar selten die
he der Umgehung oder hinterlistigen Auslegung; sie hat
viel einfacheres Mittel, indem sie das Gesetz am geeigne-
Orte schweigen läßt. — Sind die schreiendsten Verletzun-
der öffentlichen Ruhe, Mißhandlungen ehrenwerther Pri-
ersonen, Raub und Todtschlag vorgekommen — Verbre-
, die natürlich alle im Gesetze vorgesehen sind — und geht
Frevel von der revolutionären Seite aus, wie er denn
er von daher ausgeht, so weiß man das reactionäre Un-
t der Beschädigten hervorzuheben, den vorgefallenen Exceß
rdings zu beklagen, den gerechten Unwillen des „Volkes“,
hes Justiz zu üben genöthigt worden sei, wenn auch nicht
rechtfertigen, so doch zu entschuldigen, und dann zur Ta-
ordnung überzugehen. Das Schwert des Gesetzes bleibt
der Scheide, der Gesetzlichkeit ist ihre Nase gedreht. Wehe
r der allerrechtmäßigsten Handlung, die von der andern

Seite her dem revolutionären Gesetze in die Quere kommt!— Da ist des Geschreis in Kammern und Blättern nach unnachsichtlicher Anwendung des Gesetzes kein Ende, man wird nicht müde, die schneidendste Schärfe desselben hervorzurufen, und wenn es endlich getroffen hat, so geht der triumphirende Schrei durch das Land: Force est restée à la loi! — Wir kennen ein Land, wo man geistliche Corporationen in gewaltthätigem Aufruhr aus ihren Häusern vertrieben hat, und das Gesetz hat geschwiegen, ja es kam dienstfertig herbei, und that seinerseits durch Verfügung der Aufhebung jener Corporationen nach, was der Pöbel vor ihm gethan hatte; — wo man den gesetzlich nur von dem Monarchen zu bestellenden Minister in seiner Wohnung überfiel und seine Abdankung erzwang, und das Gesetz blieb in Ruhe; wo man in einer alle Niederträchtigkeit überbietenden Schandpresse Minister und Monarchen mit rohem Schimpf überhäufte, Sitte und Glauben verhöhnte, Gott lästerte, und das Gesetz blieb taub und stumm; dieses selbe Gesetz regte sich alsbald, wie man der scheußlichsten Empörung Gewalt entgegenzusetzen entschlossen war, und erklärte den Versuch für widergesetzlich, es fehlte ihm wenigstens nicht an gutem Willen, mehr zu thun. — Dieß ist die Wahrhaftigkeit der revolutionären Gesetzlichkeit.

L.

Für die katholische Gemeinde in Neustadt-Eberswalde in der Mark Brandenburg.

Wieder ein Hülferuf an das katholische Deutschland aus Norden. Die katholische Gemeinde in Neustadt-Eberswalde et um milde Beiträge für Erbauung einer Kirche und eines ulhauses.

Indem wir diesen Hülferuf durch unsere Blätter verbrei- halten wir es am Orte, zugleich Aufschluß zu geben, wa- wir dieses mit solcher Bereitwilligkeit thun.

Vom Norden Deutschlands ging der unglückliche Glau- zwiespalt aus, welcher dasselbe von der Höhe einer die t beherrschenden Schutzmacht der katholischen Kirche herab- te, und es bis zur Stunde in einer unseligen religiösen politischen Zerrissenheit erhielt. Es ist unsere innigste erzeugung, daß dieser Norden, wenn je eine wahre, innere nicht eine bloß äußerliche, durch diplomatische Künste zu- mengeleimte Einheit Deutschlands zu Stande kommen soll, em größeren Theile nach von dem großen Abfalle, den er acht, zurückgebracht, und zur Mutterkirche, aus deren oß er aus Hochmuth sich ausgeschieden hatte, wieder hin- tet werden muß. Es ist unläugbar, daß unter den noch bigen gebildeten Volkstheilen des Nordens gerade in der



wärmt, sein Haupt gegen den Himmel hinaufh
die Menschheit mit der Ewigkeit und Gott verbi

Da bietet sich ein reiches katholisches Missi
Bepflügung jedem Katholiken, dem Deutschen ins
Herzen liegen soll. Wir haben im zweiten Ban
1849, S. 523 auf dasselbe durch eine Stimme a
selbst, die ihren Hülferuf in unseren Blättern
aufmerksam gemacht, und unsere Bereitwilligke
lung von Beiträgen für katholische Missions-S
Norden ausgesprochen; wir haben abermals in
das katholische Schulwesen in Ost- und West-
Vernachlässigung, Zurücksetzung, bisweilen Unt
sprochen; wir rufen auch jetzt wieder die katho
rung Deutschlands auf, ihre Blicke dorthin zu ri
einer einzelnen Gemeinde von Glaubensgenossen
Hülfe und Unterstützung zur Rettung ihres Hei
ergangen ist. Es geschieht dieses in einem Hül
an alle Glaubensgenossen nah und fern, mit de
Palmsonntag 1850 und unterzeichnet von den
der katholischen Gemeinde Neustadt-Ebenswalde.
katholischen Deutschlande ruht zuerst und zunäch

freich beizustehen, das Theuerste ihnen zu retten, und da-
rch zum großen geistigen Wiederaufbau Deutschlands unser
härflein beizutragen, ist eine speziell auf uns ruhende Fa-
lienpflicht. — Diese Pflicht ist um so dringender, als sie
s gegenüber unseren bedrängten Glaubensbrüdern im Norden
iegt; denn diese sind gleichsam das Saamenkorn, an dessen
halten die Verbreitung der Kirche im Norden geknüpft ist,
bereits vorhandenen Grundsteine zum künftigen Bau, die
keinen Preis der Zerstörung preisgegeben werden dürfen.
uns ist es, sie zu schützen. Wenn daher Ehre und Got-
lohn allen Jenen — die für Ausbreitung unseres heiligen
aubens in fernen Gegenden nach Kräften mitwirken, ge-
hrt, so gebührt sie im doppelten Maße Demjenigen, welcher
gleiche schöne Pflicht in der eigenen Familie, und gerade
, wo sein Wirken am nothwendigsten ist, ausübt, ja ihre
füllung sich da vorzugsweise angelegen seyn läßt.

Wir geben nun noch einige Notizen über das vorliegende
terstützungsgesuch, welche wir dem erwähnten Hülfsgesuche der
rsteherschaft entnehmen. — Die katholische Gemeinde in und
Neustadt-Eberswalde — eine Stadt von ungefähr 6000 Ein-
ohnern — zählt 400 bis 500 Seelen. Die Stadt liegt sechs
eilen von Berlin, am Finowkanale, welcher die Oder und
vel verbindet, an der Berliner-Stettiner-Eisenbahn; in der
he sind drei bedeutende königliche Hüttenbergwerke, wo viele
tholiken sich aufhalten. Auch befindet sich dort eine könig-
e Forstakademie, wo ebenfalls viele katholische Zöglinge
Studien machen. Bis vor einem halben Jahre war der
ige Glaubenstrost für die vielen hier ansässigen Katholiken
einmal des Jahres zur österlichen Zeit von der so vielfach
Anspruch genommenen Pfarrgeistlichkeit zu St. Hedwig in
rlin abgehaltene Gottesdienst. Seit einem halben Jahre
r, wo die katholische Gemeinde Wriezen — drei und eine
lbe Meilen von Neustadt-Eberswalde — einen Pfarrer er-
lt, hat sich dieser im schönen Eifer seines Berufes der ver-

lassenen Gemeinde angenommen, und hält alle sechs Wochen regelmäßig, an Festtagen noch besonders, Gottesdienst, und gibt alle vierzehn Tage den Kindern, von welchen ohngefähr sechszig die Schule besuchen, Religionsunterricht.

Die Gemeinde wünscht nun eine eigene Kirche und ein Schulhaus zu erbauen. Die Kosten des Kirchenbaues werden auf 2800 bis 3500 Thaler, diejenigen des Schulhausbaues auf 1500 Thaler veranschlagt. Da dieselbe sehr arm ist, so vermag sie bei der äußersten Anstrengung aus eigenen Mitteln nicht mehr als etwa zweihundert Thaler zusammenzusteuern; sie hat jedoch, im Vertrauen auf die Mildthätigkeit und den Glaubenseifer der Glaubensbrüder in Deutschland den Bau bereits begonnen.

Das ist die Lage dieser katholischen Gemeinde. — Diejenigen, die neben ihren Beiträgen für die nordischen Missionsschulhäuser im Allgemeinen noch einen besondern Beitrag für die katholische Gemeinde zu Neustadt-Eberswalde und zum angeführten Zwecke an uns einzusenden wünschen, bitten wir, dieses bei der eingeschickten Gabe speziell zu bemerken. Wir führen zum Schluße die Worte des von der Vorsteherschaft erlassenen Hülfeschreibens an:

„Kommt, helfet uns, traget Bausteine herzu, ein Jeder, so viel er vermag, zu einer Wohnstätte und zur Ehre des Allerhöchsten, dem Lob und Preis sei überall und zu allen Zeiten."

LI.

Literatur.

Gotthard. Ueber die Ortsnamen in Oberbayern.

Wir haben hier zwar ein einfaches Lycealprogramm vor uns, glücklicherweise ist aber darin für die vaterländische Geschichtskunde mehr enthalten, als in manchem großen Buche. Der Verfasser, schon als Herausgeber des Heliand bekannt, hat seinen Gegenstand in einer Weise aufgefaßt, daß er die Kenntniß von unsern Voraltern namhaft erweitert, und wesentliche Beiträge zum Verständniß unserer Vorzeit und zur Würdigung unserer Stammesherkunft liefert, gegen welche alte Vorurtheile sich nicht mehr behaupten können. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, nämlich da Napoleon seine Heeressäulen gegen das wankende deutsche Reich anrücken ließ, und an Bayern einen willigen Verbündeten fand, hatten unsere Geschichtschreiber und Gelehrten nichts Wichtigeres zu thun, als dem corsischen Eroberer zu beweisen, die Bayern seien eigentlich gar keine Deutsche, sondern von gallischer Herkunft; es sei demnach naturgemäß, daß sie mit dem wälschen Volke Hand in Hand gegen die übrigen Deutschen zu Felde lägen. Umsonst erhob damals der Rheinische Merkur seine Stimme, um diese Deutschvergessenheit der einheimischen Historiker nach Gebühr zu rügen. — Die Celtomanie erhielt sich, wie klassisch, und gelangte selbst zu akademischen Würden. Man ging sogar so weit, Ort für Ort in unserem bayerischen Heimathlande mit Hülfe Alles

erklärender Lexica, wie des sogenannten keltischen Dictionäres von Bullet, aus der gälischen Sprache herzuleiten, und uns nolens volens zu doppelzüngigen Bastarden zu machen. Wo besagter Sprachmischmasch nicht ausreichen wollte, griff man in den griechischen Wortschatz, und langte nach dem nächstbesten Anklang zum Erstaunen der übrigen Welt eine Erklärung für bayerische Ortsnamen hervor. Natürlich, man verstand sich von der Schule her auf lexicales Latein und Griechisch; wer hätte sich aber die Mühe nehmen mögen, sich erst auf die deutsche Muttersprache zu verlegen? Wäre das nicht ein Dolchstoß in's Herz der bojischen Nationalität, ein undeutsches Unternehmen gewesen, da es dem Deutschen charakteristisch ist, vor Allem das Fremde zu schätzen? München z. B. durfte nicht mehr von den guten, alten Mönchen, den ersten Colonisten der Gegend sich schreiben, sondern leitete sich direkt vom griechischen Munichia ab; und da es nun noch ein Oster- und Schwabmünchen, ein Münchhausen u. s. w. im Lande gab, so tauchten in Bayern allein eine Menge griechischer Munichia auf. Mochte ein Name noch so deutsch lauten, er wurde in's Keltische umgedeutet, und dieß um so leichter, als man auch keltisch nicht verstand; das griechische Idiom aber erhielt darum Berechtigung, weil ja die alten Stammbrüder der Boyen, die Helvetier, zu Cäsars Zeit sich auch griechischer Schrift bedient hatten.

Napoleon ließ sich dieses gelehrte Michelthum gefallen, und wußte im Uebrigen die künstlich erzeugten gallischen Sympathien gehörig auszubeuten. Es schien fast, als sei Leibnitz mit seinem Lobe auf Bayerns Historiker zu früh gekommen, um so mehr, wenn man selbst die Mangelhaftigkeit in der Edition der Monumenta Boica in's Auge faßt. Erst vor einem Jahrzehent gelang es einem einheimischen Forscher, Dr. Zeuß, den Vorwurf von der bayerischen Gelehrtenwelt abzuwälzen, und wissenschaftlich darzuthun, die alten Boyen hätten nicht einmal zu irgend einer Zeit im Lande südlich der Donau gewohnt, geschweige daß unsere Vorfahren von ihnen abstammen sollten, und nur die Sprache verändert hätten; sondern die Bayern seien nur aus dem markomannischen Reich, dem alten Bojenheim, unter Annahme dieses Landesnamens in ihr jetziges Vaterland eingewandert, und eben die Abkömmlinge jener

Markomannen. Lange zuvor hatten bereits die Gebrüder Grimm und Mone aufmerksam gemacht, daß, wenn irgendwo noch deutsche Sitten und Gebräuche, und Anklänge an altdeutsches Leben sich vorfinden, dieß in Altbayern der Fall sei. Alle alten Heldengeschlechter der Nation treten in ihrer Mitte zusammen auf, so die Welfen und ihr Zweig, die Agilolfingen, welche auch noch als Adel unter den Franken fortbestanden. Dann die Huosi (Hosli) oder Asen, die Hahilinga und Aeniona, welche bei den Niedersachsen im Zweige der Hegelingen im Liede Gudrun, und den Aenenas des angelsächsischen Vidsüdliedes wieder auftauchen. Das Volksgeschlecht der Schyren tritt im spätern Herrscherhause neuerdings hervor, und ihre alten Gefährten, die Turzilingen, sind ebenso im edlen Stamme der Drozzi repräsentirt. Die Fagana aber, ihrem Namen nach die Freudigen (von fagan, gothisch faginon, exsultantes), die in den früheren Sitzen der vindelizischen Belaunen oder Bellajer in der Valay sich niedergelassen hatten, gehören Bayern vollends ausschließlich an.

Werfen wir unsern Blick weiter, so finden wir die im Liede der Nibelungen besungenen, ritterlichen Tengelingen im bayerischen Oberlande einheimisch, wonach ihr Stammsitz in Dengling, wie der Name Blödel in Plattling sich erhalten hat, obwohl längst Niemand mehr an König Amalger von Tengelingen mit seinem Sohne Wolfrat als sagenhaftem Reichsverweser des Heldengedichtes, „König Rother", sich erinnert. Freilich gehört auch der Dichter der Nibelungen selbst dem bajuarischen Volksstamme an, der noch immer mit seinem eigenthümlichen Stammdialect in Hochdeutschland in einer Vollzahl von fünf Millionen sich fort behauptet. Im obigen Liede Gundrun, der deutschen Ilias, finden sich Namensanklänge, wovon nur noch in Altbayern eine Erinnerung geblieben ist: so in Modelanesdorf das Andenken an Madelane, die Burg der Hegelingen; so von Horrant dem Sänger und dem Helden Sigebant, welch letzterer Heroenname, außer bei den Bayern, sich im ganzen deutschen Volke nicht wieder trifft. Der Berchtung der Wolfdietrichsage, unserer nationalen Odyssee, ist kein anderer als Berchtold von Andechs, Dießen und Meran, und der Empörer Hadamar von Diezzen, von dessen Königthum die Geschichte nichts weiß, erinnert durch seine Beinamen an einen

der Hauptsitze der Mythe von Dietrich von Bern in den oberdeutschen Landen. Wendel und Kerwendel, an welchen Riesen sich die ursprüngliche Tellsage knüpft, sind hier zu Bergen versteinert, und der hohe Göll bei Berchtesgaden mahnt an den eddischen Giöl, an welchen der Wolf Fennir gebunden seyn soll. Menja und Fenja die Riesenjungfrauen der Edda, und das Gold, das sie malen, Mangold und Fangold, finden sich nur in unserem süddeutschen Lande namentlich vor, so daß Grimm dadurch aufmerksam gemacht, mit Recht erklärt: „Aus diesen Namen darf man schließen, daß den Bayern dazumal bekannt war, welche Bewandtniß es um das Fanigold und Manigold hatte, das von den Riesinnen gemalt wurde.“ Indessen hat sicher seit Wolfram von Eschenbach, dem deutschen Dante, und unserem bayerischen Landsmanne, das Verständniß jener Beziehungen im Volke gänzlich aufgehört.

Wenn der Geschichtschreiber H. Leo äußert, es gebe im ganzen heutigen Sachsen zwischen Saale und Elbe kaum einen Ortsnamen, der nicht, wie Leipzig, Dresden oder Berlin, von den Slaven, oder wenn er deutsch laute, von den späteren deutschen Colonisten sich herschreibe, so muß man umgekehrt von Bayern sagen: es gibt hier wenig Ansiedelungen, die, nicht der ursprünglichen Einwanderung angehörend, noch in ihrem Namen von dem ersten Gründer Zeugniß geben, und auf die Patronymien deutscher Götter und Volkshelden zurückweisen. „Denn die Alten hielten viel auf große und bedeutsame Namen, schreibt Aventin; Namen aber, wie Peter, Georg, Hans, Paul sind bei den Teutschen neue, und erst nach Kaiser Friedrich des anderen Tod eingedrungen.“ Die deutsche Vorzeit nannte ihre Geschlechter nach Namen, die auf's innigste mit dem religiösen Bewußtseyn des Volkes zusammenhingen, und nur noch zum Theil als Familienbenennungen sich fort erhielten, während die römisch-christlichen Kalendernamen fast ausschließlich die Stelle der Appellative einnahmen.

Die meisten Ortsnamen beurkunden also noch den anfänglichen Gründer, von der Familie des ersten Anbauers ist die Mehrzahl der Namen abgeleitet, und verstehen wir diese, so sprechen

mit einmal Tausende unserer Vorfahren, deren Daseyn keine Schrift verewigt, uns noch lebendig und persönlich an. Diese älteste Volksgeschichte, seine Niederlassungen, und das Leben und Weben unserer Altvordern im Glauben und Gedanken an den alten deutschen Götterhimmel, und an ihr nationales Heldenthum nachzuweisen, hat nun Professor Gotthard sich zur würdigen Aufgabe gestellt, und die Frage überaus befriedigend gelöst. Die ganze Schrift, aus dem Lande und Leben gegriffen, gewährt uns nicht bloß ein Bild der früheren patriarchalischen Zeit, sondern bereichert eben so die Elemente unseres mythologischen, wie historischen Wissens. Es ist nun nicht mehr zweifelhaft, daß die alten Bayern den Namen Asen oder Ansen eben sowohl kannten, wie nach Jornandes die Gothen, und daß sie ihn mit Gott (coz, goz, gaud, gaudus) gleichbedeutend hielten. Im Mährchen wird auch Oswalt für Wodan stellvertretend gefunden. Für den hergebrachten Namen Gott aber sprechen Orte wie Goddingun (Gauting, Göttingen), welches eine heidnische Priester- und Opferstätte bezeichnet. Zu unserem Erstaunen stellen aber alle altdeutschen Namen höherer Wesen noch in hundertfältigen Ortsbeziehungen sich heraus, so Thor (Thorer heißt im Dialect des Oberlandes der Donner, und man sagt noch immer, es thorrt), Freyr oder Frikk und dessen Gattin Frea oder Frigge (von Fri-his stammt Frigisingen oder Freisingen!); Baldr oder Phol (wovon Balderschwang, Pfohling) und dessen Gattin Nanna oder Nanda (z. B. in Nanhofen), so wie der göttliche Name Niörd, Hödr oder Hadu, wovon Habern, Habersdorf u. s. w., die also mit einem römischen Hadrianum nichts gemein haben. Ferner Hermodr oder Harimuot (Hörmating, nicht Harmating, welches jetzt Hademaring heißt); Geban oder Oegir die Meergötter (in Gebeningen oder Gemmingen, Oiging u. s. w.), während Ran, Oegirs Gattin, in Ranshofen und vielen anderen sich kund gibt. Thruodo, der altdeutsche Saturn, lieh seinen Namen dem Gründer von Hruodheringen oder Riedering und vielen ähnlichen. Eben das gilt von Hringr, Sigi, Skilto, Gram und den übrigen Gliedern der Götterfamilie, von Regin und Megin (in Namensverbindungen Rein und Mein) den weisen und weltregierenden Mächten.

Da die Bayern vor allen den Kriegsgott Ziu oder Tiusko verehrten, von welchem alle Deutschen ihren Ursprung herschreiben, und ihm, laut der Ueberlieferung dem Tetmann, namentlich auf Weihenstephan einen Tempel errichtet hatten, so können uns Orte, wie Zeitzing, Zeisberg, Zeismanning nicht lange mehr ein Räthsel bleiben. Als germanischer Herakles führt derselbe den Namen Er, Erich, Iring, Armin oder Irmin; nach ihm, wie nach den übrigen Halbgöttern, Ing oder Ingolt, und Beav finden wir wieder eine Menge altbayerischer Orte benannt. Um so mehr nach Riesen und Helden, deren Namen Ritter und Heroen als Personalbezeichnungen am liebsten erborgten, so Jöttun (Jettenbach, Jetzendorf u. s. w.), Thurs (Thirschenreut), Hun (Hiening, Hinchan), Unzo oder Enz (Anzing, Antdorf), Heimo und Ecke, Isolt und Rumolt, Fasolt und Witolt (in Wittelsbach). Wenn Jakob Grimm über das Alter des Namens Freund Hein für Tod zweifelhaft ist, so bieten sich hier bald das alte Wort Heune oder Riese, bald Hagen, abgekürzt Hein, wovon Heinrich, zur Erklärung dar. Von den drei Heldenjungfrauen Hildr, Gunnr und Thrudr stammen die Benennungen Hilgertshausen, Gundlhausen, Traudersdorf und viele andere. Eben so gingen die Namen Wilkin, (des deutschen Vulkan), und der beiden Schmiede Wielant (wonach die Franzosen den bösen Feind valant benennen), und Manimo oder Mime (wofür Memmingen, Mammendorf u. a. zeugen), ferner Wittig (Witichesdorf, -mühl u. s. f.), Eigel, Uffo (Iffeldorf) und ähnliche einst in Bayern von Mund zu Munde. Nicht minder leben Gibiche und Nibelung, Günther, Gernot und Hagen, Volker (Volkersdorf) und Dankwart oder Tankred (Tankerling), Gripir oder Gripho (Greifenberg) und Amalo, Odoaker (Ottakring) und Sibiche, Eckel und Blödel oder Bodalung (wovon Bolling), Helke und Herke, Uota und Utto oder Uz, Aribo und Ort, Gelfrat und Else, Herolf und Hake, Hamadeo, Pipin und Thegan, und so viele der Namen uns die deutsche Heldensage bietet, in zahlreichen Ortsnamen (Wielandsheim, Atzling, Amling, Helching, Herching, Giebing, Gelbersdorf, Elsenheim, Erpfentdorf, Utting und Utzing, Hampersdorf, Tehaninga oder Deining, Herolfing, Wippenhausen und Piping) bis auf unsere Tage fort.

Was aber von den Götter- und Heroennamen, gilt eben so

von hundert anderen, die das Stammwort von unzähligen Orten, gewöhnlich mit der Geschlechtsableitung auf ing hergegeben haben.

Bayerns agilolfingische Herzoge führen noch sämmtlich altgermanische Benennungen (Hugibert z. B. ist ein Beiname Wodans); die späteren Fürsten aber tragen allbereits christliche Kalendernamen.

Minder bedeutsam und schon einer zweiten Kategorie angehörig sind die Orts- und Personalbenennungen, welche auf die verschiedenen deutschen Volksstämme sich gründen. Dazu kommen noch die Benennungen, welche der Ortsbeschaffenheit von Bergen und Flüssen, endlich jene von Thieren oder vom Jagdleben, und die vom Culturzustande hergenommen sind. Bei letzteren überzeugt sich der Leser, wie arm unsere Schriftsprache an Wörtern und Wurzeln bereits geworden ist, indem vor Jahrhunderten noch unglaublich viele Bezeichnungen, die jetzt nur mehr lokale Bedeutung haben, und im Allgemeinen unverständlich lauten, ihre appellative Geltung behaupteten.

So ist unser in Rede stehendes Schriftchen, auf das wir hiemit die öffentliche Aufmerksamkeit lenken möchten, ungeachtet seiner Kürze von bloß vierzehn Octavblättern, außerordentlich lehrreich. Hervorgegangen aus langjährigem Studium und vielseitigem Beobachten und Vergleichen, gestützt auf die zahlreichen altdeutschen Nomenklaturen, insbesondere bei Meichelbeck, hat es unter andern auch den Recensenten der Mühe überhoben, seine gleichmäßigen Untersuchungen in diesem Gebiete weiter auszuarbeiten. Der Herr Verfasser lehrt uns das Vaterland wieder neu schätzen und lieb gewinnen, indem uns der heimische Boden an so vieles Herrliche erinnert, was früher da gewesen, und so wenig wie der älterliche Fami ienverband, anderwärts wieder geboten werden kann. Trefflich schließt diese Schrift an Panzer's Sammlung altbayerischer Volkssagen sich an; wenn wir aber zum Schluß noch etwas wünschen sollten, so ist es, daß der Verfasser Zeit und Mittel finden möge, sein Studium auch dem Volkskalender zuzuwenden, um alle Sitten und Gebräuche, welche seit unfürdenklichem Alter an bestimmte Zeiten und Tage im Volksleben sich knüpfen, und ungeachtet der Christianisirung oft in eben so unschuldiger, als finnreicher Beziehung nach altdeutschem Herkommen gelten, erschöpfend darzustellen und aufzuhellen.

LII.

Hathumod.

Ein Bild deutscher Vorzeit.

(Fortsetzung.)

Nach dem Tode Liudolfs konnte Oda um so ungestörter ihrer Tochter in der Förderung des Stiftes mit ihrem frommen Sinne und ihren Erfahrungen zur Seite stehen. War ja in jenen Zeiten nichts häufiger, als daß vornehme, reichbegüterte Wittwen klösterliche Genossenschaften stifteten, oder, wenn sie dieselben schon früher gegründet hatten, nach dem Tode des Gemahls den Schleier nahmen, und ihre letzten Tage dort in stillem Frieden zubrachten, sicher vor den Stürmen und Unbilden einer rauhen, wildbewegten Zeit. Daher sagt ein billig urtheilender, ehrenwerther protestantischer Geschichtschreiber, Möser, in seiner Osnabrückischen Geschichte (I. S. 301): „Die großen Familien sahen damals dergleichen Klöster als die besten und ruhigsten Wittwensitze an, stifteten solche mehreren Theils in dieser Mitabsicht, und behielten sich den ersten Platz in denselben vor. Sie waren solchergestalt die glücklichsten und nützlichsten Einrichtungen ihrer Zeit, und die Töchter, welche darin unter der mütterlichen Aufsicht einer solchen vornehmen Wittwe erzogen wurden, befanden sich an einer Art von Hof und zugleich in der Schule einer

hren Frömmigkeit und Tugend, dergleichen außer-
› den Klöstern, in der übrigen bewohnten Welt, damals
ıiß nicht anzutreffen war" *).

Das Andenken an Oda's Tugenden und ihre segensreiche
lde hat sich Jahrhunderte hindurch in dem dankbaren Ge-
htniß der Nachkommen fortgepflanzt. Der Priester Ever-
rdus, der seine Gandersheimische Reimchronik nach guten
ıellen um das Jahr 1216 schrieb, preist sie in seiner schlich-
, alt-niedersächsischen Sprache, wie es vor ihm Roswi-
a gethan, um ihrer Demuth, ihrer frommen Gottesliebe,
ırmherzigkeit und edlen Gastlichkeit willen, sprechend:

Der milde Herte was von Homöde reine
Allerhande Döghede waren ör och ghemeine,
Und wert, dat men das in der Werlde pleghe,
Dat men der Vrömicheit Königrike gheve,
Dennoch mochte se sin ghewesen Königinne,
Nochten hadde de Vrowe och de Sinne,
Dat se Gott vörchte und lev hedde sere,
Unde dachte, wu se de himmelschen Ere

*) Ein Beispiel dieser Art führt Möser (I. S. 311) an: „Eckberts Gemahlin, St. Ida, stiftete das Kloster Hertfeld an der Lippe, welches nachmals, auch wie billig, für die Erhaltung ihres ruhmwürdigen Andenkens und für ihre Heiligsprechung gesorgt hat." Er macht aber auch noch eine andere beherzigenswerthe Bemerkung hinsichtlich des Schutzes dieser kirchlichen Fideicommisse, der sie ein Jahrtausend hindurch sicherte: „Jede Stiftung", sagt er I, 278, „erfordert einen Patron, welchen die Kirche erkennt und verehrt; sie braucht einen Titel, um ihr Eigenthum von dem Eigenthum Anderer zu unterscheiden, und weil von einem Patron zu einem Herren nur ein Schritt ist: so ist es immer sicherer, einen Heiligen, als einen Fürsten dazu zu nehmen. Die Kirche hat hierin, so wie überhaupt in der Heiligung ihres Eigenthums, gegen das Einreißen der weltlichen Macht, Alles erschöpft, was die menschliche Klugheit vermag. Auch hierin kommen die Heiligen einer Stiftung zu statten, daß sich keiner zu ihrem Schutzherrn aufwerfen kann".

Under düssen erdischen mochte beholden,
Den Nakeden kledede se vor dem kolden,
Den Hungeren ghef se gherne ör Brod,
Den Dorstigen löste se von siner Nod,
Neinen versmäde se to den Seken tö Gande,
We ock lach an Kerkenern edder an Bande *).

Es war rührend, mit welcher Liebe die Tochter der Mutter begegnete, wie die Eine der Andern in herzlichster Hingabe zuvorzukommen suchte. Wenn Hathumod die Mutter nur im mindesten traurig sah, bemühte sie sich, ihren getrübten Sinn auf jede erdenkbare Weise mit wunderbarer Gefälligkeit aufzuheitern. Weil sie wußte, daß die Mutter gern aus Büchern lesen hörte, so sagte sie ihr, sie habe etwas zum Hören Liebliches und zum Merken Nützliches gefunden, was sie ihr lesen müsse. Und dann jauchzte sie in unbeschreiblicher Freude auf, wenn die Mutter, die ihre freundliche Absicht erkannte, um ihr Kind zu erheitern, nun vorgab, den Ort nicht verlassen zu wollen, und ihr zuzuhören. In ihrer Freude dankte sie dann Gott, herzte die Mutter mit Küssen, und erzählte den Schwestern wieder und wieder, was sie ihr versprochen.

Während indessen so innerhalb der heiligen Einfriedigung des Klosters die reinsten und zartesten Tugenden in stiller Heiterkeit blühten, wurde die Welt draußen fort und fort in wilden Kämpfen zerfleischt und verwüstet. Und wenn Hathumod später auf ihrem Todesbette, als ihr Geist schon wie von den Fesseln des Leibes befreit, lichten Blickes auf die finstere Erde herabsah, dort einen Sturm erbrausen hörte, und die Umstehenden aufforderte, doch zu horchen, „in welcher Erschütterung, in welchem Wirbel, in welchem Kampfe sich die Welt befinde"; so galt dieß in moralischer, wie in physischer Beziehung von der damaligen Weltlage, da

*) Diese niedersächsische Reimchronik des dreizehnten Jahrhunderts ist abgedruckt bei Leibnitz SS., bei Harenberg Hist. Gand. 476 und bei Leuckfeld Antiq. Gand. 353.

in jenen Jahren die Grundfesten der menschlichen Gesellschaft, wie der Natur, zu wanken schienen.

Der alte verderbliche Zwist wucherte fort in dem karolingischen Herrscherhause; die Söhne lagen mit den Vätern in Hader und Krieg, die Brüder mit den Brüdern, gegenseitig sich ihre Länder verwüstend und ihre Herrschaft untergrabend. Manche von ihnen befleckten und entkräfteten sich auch, gleich den Merowingern, durch Sittenlosigkeit, und zerrütteten durch ihr böses Beispiel und offenes Aergerniß Staat und Kirche. Unterdessen dauerten, von dieser Zwietracht begünstigt, Jahr für Jahr die mörderischen Kämpfe gegen die Slavischen Stämme fort; Jahr für Jahr brachen die wilden Söhne des Nordens, die kühnen Normannen, mit ihren verheerenden Raubzügen von den Küsten tief in das Innere des zerrissenen Reiches; nicht minder machten die feurigen Söhne der heißen Wüste, die Sarazenen, nach wie vor, die südlichen Küsten und Länder zum Tummelplatz ihrer verwüstenden Beutegier und Eroberungslust. „Wehe dir, Frankenreich!“ ruft darum klagend der Poeta Saxo, der die Schrecken und den Jammer dieser Zeiten erlebte, „wehe dir! wie warst du einst unter deinem großen Karl so glücklich! wie bist du jetzt, die du eines solchen Schirmers entbehrst, so überelend! Von welchen harten Schlägen wirst du nun niedergeworfen, die du schutzlos von allen Seiten den Verheerungen grimmer Völker offen stehst! Hocherfreut jauchzen deine Feinde über deine Thränen; für und für bereichern sie sich an deiner Beute; die Tausende deiner Gefallenen, die Menge deiner Gefangenen übertrifft an Zahl den Sand des Meeres; denn seit Karl dahingegangen, ist dein Schmuck, dein Ruhm allgemach dir geschwunden und zu nichte geworden“ *).

Hatten im Jahre 846 die Sarazenen das Grab des Apostelfürsten in der Peterskirche zu Rom geplündert, so mußte

*) Poeta Saxo V, 405.

die Christenheit 871 die Schmach und den Schmerz erleben, daß die Ungläubigen sich Jerusalems und des Oelberges und aller heiligen Stätten in der Umgebung bemächtigten, und die Mönche, die dort dem Herren an seinem Grabe dienten, mißhandelten und in die Gefangenschaft führten.

Der Hunger gieng wie gewöhnlich im Gefolge des Krieges. Wurden ja die Länder zugleich in den innern Kämpfen und durch die Raubzüge der äußeren Feinde um die Wette verwüstet. Die junge Mannschaft fraß das Schwert, und wer hätte den Acker noch bauen mögen, um ihn alsbald geplündert oder vom Feuer verzehrt zu sehen! Tiefe Schwermuth und Ueberdruß des Lebens beim Anblick jener trostlosen Zwietracht und dieser Gräuel der Verwüstung ergriff die Menschen, so daß sie sich nur, wie die Schreiber in den Jahrbüchern von Zeit zu Zeit ausdrücklich anmerken, mit Widerwillen und Ekel dazu verstanden, das Elend dieser Tage für die Nachwelt aufzuzeichnen.*) Denn was das Schrecklichste war, wie der Krieg den Hunger, so hatte der Hunger und das Elend wieder Pest und Seuchen in seinem Gefolge, die Tausende und Tausende, welche das Schwert des Feindes verschont hatte, eines jammervollen Todes dahinrafften. Fort und Fort lesen wir darum in den Jahren, in welchen Karl der Kahle über Frankreich und Ludwig der Deutsche über Deutschland herrschten, von Hungersnoth und Seuchen. Was endlich noch dazu kam, diese Uebel auf's höchste zu steigern, war, daß derselbe Aufruhr, der die Menschenwelt zerrüttete, auch in die Natur eingekehrt schien; auch aus ihr war die Harmonie gewichen, auch ihre empörten Elemente tobten im wilden Kampfe gegen einander. Schwere Ungewitter, Hagel und Ueberschwemmungen, verheerende Stürme

*) Dissensio regum nostrorum et desolatio paganorum per regna nostra fastidiosum est enarrare. Annal. Xant. ad ann. 862. Und im Jahre 849 schon klagen sie in gleichem Sinne: Gentilitas consueto ab aquilone christianitatem nocuit, magis magisque convaluit; sed fastidiosum est enarrare.

beben, Trockenheit und tödtliche Kälte trugen so das
azu bei, die Noth zu steigern und das Gift der Seu-
schärfen. Die Urkunden der Zeit beseufzen es tief,
t alle zerstörenden Geister losgelassen, die Sünden der
ınd der Völker zu strafen. So wird nach der schreck-
ungersnoth vom Jahr 850 eine neue im Jahr 852
in Sachsen berichtet, dann eine Pestseuche 857 *); eine
ungersnoth 862 war gleichfalls mit einem großen
in Deutschland verbunden; das Jahr 865 trübten
)emmung und Hagel; 867 tobten die Sturmwinde,
)äuser zusammenwarfen; 868 ordnete schon im Herbst
)t der Könige ein dreitägiges Fasten an, da Hunger
mit ihren Schrecken drohten, zugleich erschütterte ein
rdbeben die Reiche, so daß gar Viele des Lebens ver-
. 869 giengen diese Befürchtungen im vollsten Maaße
lung: schon im Februar nacht-schwarze Regenwolken
ıner, in der Fastnacht ein Komet, dann furchtbarer
nd, eine ungeheure Ueberschwemmung, in der Viele
ns umkamen. Und endlich zur Sommerszeit wiederum
lichste Hungersnoth in vielen Provinzen, besonders in
ıd und Gallien, wo eine große Anzahl Menschen
tteren Todes" starb, so daß erzählt wurde, Menschen
lenschen gegessen **). 872 war der Sommer wieder
heiß und eine versengende Dürre; 873 eine Heimsu-
uer Art, die die Zeitgenossen an die Leiden des alten

---

ga magna vesicarum grassatur in populo et detestabili
; putredine consumpsit, ita ut membra dissoluta, ante
rtem deciderent. Annal. Xant. ad ann. 857.
nal. Xant, ad ann. 868 und 69. Die Annal. Engolismens.
rtz Mon. VI, 5. sagen zum Jahr 868: Tanta fames fuit,
unus homo alium interficeret et bestiarum more den-
us laniaret. Aehnliches berichten die Annal. S. Columbae.
rtz I, 103 von 868 und fügen hinzu, daß es an Menschen ge-
t hätte, die Leichen zu begraben, denn in der Stadt Sens
in wurden an einem Tage 56 Todte gefunden.



her geflogen, mit vier Flügeln und sechs Füßen
bedeckten die ganze Oberfläche des Landes wi
Grün der Felder und Wiesen zerstörend. Sie
tes Maul und einen ausgedehnten Leib und zw
als Steine, womit sie die härtesten Baumrin
vermochten. Ihre Länge und Dicke glich ohnge
men eines Mannes, und so ungeheuer war ih
sie in einer Stunde des Tages bei Mainz hunde
feld verheerten. Wenn sie flogen, verhüllten sie
die ganze Luft, so daß die, welche unten stan
Schein der Sonne zu sehen vermochten. Einige v
verschiedenen Orten getödtet wurden, hatten ga
den Körnern und den Halmspitzen im Leibe.
von ihnen weiter gen Westen gezogen, so kam
so boten sie durch ihren Flug während des Be
Monaten den Zuschauern einen entsetzlichen A
„Sie gaben“, fügen diesem Berichte die Jahrb
ten bei, „wenn sie flogen, einen scharfen Laut
kleine Vögel. Und wenn sie sich erhoben, k
Himmel kaum wie durch ein Sieb sehen. An
kamen ihnen die Kirchenhirten und die gesamm

seine Sünden die züchtigende Hand Gottes empfinden. Der Tod lichtete unvorhergesehen schnell ihre Reihen, oder erschöpft an Geist und Leib welkten sie kläglich dahin, mit Blödsinn behaftet oder in schwarze, an Wahnsinn gränzende Schwermuth versunken, oder wilder Raserei und dämonischen Zuständen preisgegeben. Dasselbe Jahr 873, das voll Entsetzen jene zahllosen Schwärme von Heuschrecken gesehen, war auch Zeuge eines unheimlichen Auftrittes dieser Art; und zwar war Hathumods Schwager, Ludwig der Jüngere, der Gemahl ihrer Schwester Liutgard, dabei betheiligt. Nach der alten frevelhaften Sitte hatte er mit seinem jüngern Bruder Ludwig böse Pläne gegen seinen Vater und König, Ludwig den Deutschen, heimlich angesponnen. Ehe sie jedoch zur Ausführung kamen, hatte der König einen Tag nach Frankfurt berufen, wo auch die beiden Brüder erschienen. Den weiteren Hergang erzählen die Jahrbücher von Fulda wörtlich also:

„Als der König sich mit den Seinen zu Frankfurt über des Reiches Wohl berieth, da wurde die Güte des Herrn offenbar und die Bosheit Einiger enthüllt. Denn da er am 26. Januar den Rath betrat, überfiel in seiner und seiner Großen, der Bischöfe und Grafen Gegenwart, der böse Feind seinen jüngsten Sohn Karl, und plagte ihn so gewaltig, daß er kaum von sechs Männern konnte gehalten werden. Und das geschah von Rechtswegen. Denn er, der den von Gott erwählten und geordneten König betrügen wollte, sah sich selbst betrogen, und der dem Vater Stricke der Hinterlist legen wollte, fiel selbst in die Stricke des Teufels; damit er aus dieser diabolischen Pein erkenne, es sei kein Rath wider Gott. Der König aber und alle, die zugegen waren, vergoßen tiefbetrübt Thränen. Und als er zur Kirche geführt wurde, damit die Bischöfe Gott für seine Heilung anflehten, drohte er mit offenem Munde, bald mit leiser, bald mit lauter Stimme, die, welche ihn hielten, zu beißen. Der König wandte sich also an seinen gleichnamigen Sohn Ludwig und sprach: „„Siehst Du, o Sohn! welcher Dienstbarkeit Ihr Euch überantwortet,

Du und dein Bruder, wenn Ihr gegen mich etwas Böses anzuspinnen trachtet. Nun kannst Du erkennen, wenn Du es vorher nicht wolltest, daß nach dem Ausspruche der Wahrheit nichts so verborgen ist, das nicht zu Tage kömmt. Beichte darum Deine Sünden, und thue Buße und bitte Gott demüthig, daß sie Dir nachgelassen werden. Ich, so viel an mir ist, ertheile Dir meine Verzeihung."" — Und derselbe Karl erzählte, nachdem der Anfall des Teufels beruhigt war, mit lauter Stimme, so daß es Viele hörten, so oft sei er der Gewalt des Bösen hingegeben worden, als er sich in eine Verschwörung gegen den König eingelassen."

So bereiteten sich die Karolinger dasselbe Loos, das die Merowinger getroffen; und es nahte die Zeit, wo Leichenzug in ihrem Geschlechte auf Leichenzug folgte; denn die entweihte Krone sollte von ihrem Haupte genommen werden und mit dem Ausgange des Jahrhunderts das entartete Haus seinem Erlöschen kläglich entgegengehen.

Das waren die Stürme, die zu Hathumods Zeit die christliche Welt erschütterten, während sie im Frieden des Heiligthums ihre Tage unter Gebet und milder Wohlthätigkeit zubrachte. Und wahrlich in diesen bedrängnißreichen Jahren, mit ihrem Elend jeder Art, das an die Thüre ihres stillen Gotteshauses klopfte, fehlte es ihr nicht an Gelegenheit, so vielen Unglücklichen Hülfe und Trost zu spenden. Und welcher Arme, fragt Agius, wäre leer von ihr hinweggegangen? Wer wäre nicht von ihren Speisen erquickt, nicht ihres Gutes theilhaftig geworden, da sie ja alle mit solcher Sorgfalt bedachte, als habe sie aus dem eignen Herzen sie geboren!

Doch früher, als die Armen wohl ahnen mochten, sollte sie aus den Finsternissen dieses vergänglichen Lebens zum höheren Lichte und zu den ewigen Freuden berufen werden.

In jenem jammerreichen Jahre, 873, zählte sie erst drei und dreißig Jahre; das folgende sollte das letzte ihres Lebens seyn, ohne daß sie die Vollendung des neuen Klosterbaues

von Gandersheim erlebt hätte. Auch der Beginn dieses Jahres 847 war von übler Vorbedeutung, gleich dem vorhergehenden. Der Winter war äußerst hart, und hielt länger an, als gewöhnlich. Von Anfang November bis zur Frühlings Tag- und Nachtgleiche fiel Schnee ohne Unterlaß, so daß die Leute dadurch sehr im Einsammeln des Holzes gehindert wurden. Daher es denn auch geschah, daß nicht nur viele Thiere, sondern auch Menschen vor Kälte starben. Rhein und Main waren fest zugefroren, und lange Zeit konnte man sie zu Fuß überschreiten. Und nun folgte auf diesen unglücklichen Beginn wieder eine Hungersnoth und eine Pest von so furchtbarer Art, daß, nach dem Zeugniß der Jahrbücher von Fulda, fast der dritte Theil aller Menschen von ihr hinweggerafft wurde.

Das allgemeine Siechthum dieses Jahres suchte auch die klösterliche Genossenschaft an der Gande heim. Und wenn der Tod die Hathumod, die eben noch gesund und wohl zu seyn schien, auch frühzeitig und plötzlich aus der Mitte ihrer geliebten Genossinnen hinwegführte, so überraschte er sie doch keineswegs.

Nur eine kurze Lebensdauer auf Erden war ihr beschieden; darauf deutete schon die frühe Reife ihres Geistes hin, der, in seiner Entwickelung rasch voraneilend, die schwache Lebensflamme ihres leiblichen Daseyns schneller als gewöhnlich aufgezehrt hatte. Je näher aber der entscheidende Augenblick kam, um so vorherrschender wurde bei ihr das Seelische, das nach seiner völligen Befreiung von den irdischen Fesseln rang. Nur mit Mühe noch konnte der Leib, seiner Auflösung nahe, die Seele zurückhalten, die stäts mächtiger ihre Flügel regte, voll Sehnsucht nach jener Heimath, wo ihre Gedanken seit frühe geweilt. So war die Triebkraft ihres irdischen Lebenskeimes erschöpft, und der geistige sollte jetzt aus der Scholle des Leibes, nachdem das Leben seinen Kreislauf vollendet, zum höheren Lichte emporsteigen:

„Denn der Leib kann nicht von langer Dauer seyn,
Und zerbrechlich ist das sterbliche Gebein.



so ist auch der Austritt aus demselben für unser ird
das nur das Aeußere, Sinnliche wahrnimmt, ein
Wir können es nicht sehen, wie der innere Mens
dem äußeren entwindet, wie die Seele sich ihres lei
des entkleidet, wie sie sich in sich selbst zurückzieht
sam versuchsweise, wie ein junger Vogel, die erst
macht. Doch sagt es nicht selten ein inneres
Menschen, wie sich allgemach die Bande, die Lei
zusammenhielten, lockeren, und er wird es dann si
bewußt, wie das Lebensfeuer matter und matter w
Geist, dem Entschweben nahe, neue, vorher ungeahnt
kraft gewinnt, und leichter und freier und hellseh
Kerker zu durchbrechen beginnt.

Hathumod, obwohl sie erst vierunddreißig J
hatte dieses volle Bewußtseyn des allmähligen Ueber
Lebens in den Tod, dieser fortschreitenden Entleibli
Vergeistigung, und zwar ehe die letzte Krank
das Lager warf, da sie noch äußerlich gesund schi
Pflichten ihres Berufes unverdrossen erfüllte.

Ihr Ziel war erreicht, sie war eine völlig ge
die nur noch äußerlich mit den letzten Fasern an

seltsamen Träumen und wunderbaren Gesichten kund, die prophetisch auf den Ausgang hindeuteten, von denen sie selbst sagte, daß sie ihr ungewohnt gewesen, und von denen Agius bezeugt, daß sie dieselben erzählt, da sie noch gesund gewesen, so also ihre Freunde kaum ein so schnelles Ende der jungen Äbtissin ahnen mochten.

Es trat nämlich, wie sie deutlich fühlte, bei ihr jener eigenthümliche Mittelzustand ein, worin der Mensch zwischen zwei Welten, zwischen Leben und Tod, zwischen Dießseits und Jenseits, in ungewissem Dämmerlicht mitten inne steht. Der Mond des zeitlichen Lebens ist noch nicht ganz unter, die Sonne des ewigen noch nicht ganz aufgegangen; die Bande sind gelockert, aber noch nicht gelöst. Der Leib scheint auf Augenblicke schon abgestorben, und der Geist, wenn auch noch nicht ganz frei, doch auf Augenblicke wie abwesend, schaut gleichsam durch die Spalten seiner in Staub zerfallenden Hülle die Gestalten und Wunder einer andern unsichtbaren Welt, um dann wieder, bis zu seinem völligen Scheiden, auf die Erde zurückzukehren. Diesen Sinn hatte es ohne Zweifel, wenn sie in jenen Tagen, die ihrer letzten Krankheit vorangingen, erzählte: wie es ihr oft träume, als fliege sie mit leichtem Leibe, und als wohne sie, des Körpers entkleidet und doch auch körperlich, auf eine wunderbare, dem Menschen unaussprechliche Weise zugleich den himmlischen und den irdischen Dingen bei.

Aber eben dieses schwebenden, unbestimmten Charakters wegen ist auch gerade dieser Zustand ein nebelhafter, bilderreicher Dämmerzustand, worin die wirren Phantasien des kranken Leibes, in dessen Adern das Fieber brennt, gar mannigfach in die Gesichte des hellsehenden Geistes hinüberspielen, und Wahrheit und Schein sich vielfach mit einander verbinden. Der Mensch gleicht dann einem Schiffer im Zwielicht, seine irdische Heimath tritt hinter ihm ferner und ferner zurück, in mitternächtliches Dunkel begraben, ihre Formen verschwimmen im ungewissem Dunkel; seine künftige aber dämmert erst im fernen Osten, noch in Morgennebel gehüllt, vor seinen Blicken

auf; kaum daß er die höchsten Spitzen ihrer heiligen Berge im Frühroth gewahrt, wie sie aus dem Schooße der Nacht aufsteigen. Denn das irdische Auge beginnt sich schon zu trüben, um bald zu brechen, das geistige aber ist noch nicht frei von der zeitlichen Nacht, noch nicht dem höheren Lichte völlig erschlossen; und während der müde, ermattende Leib sich zur Ruhe neigt und zusammenbricht, ringt der erwachende Geist noch schlaftrunken in diesem nebelhaften Zwielicht mühsam nach Klarheit. Können wir oft im gesunden Zustande nur schwer unterscheiden, was wir wirklich erlebt, und was wir nur geträumt, so deutlich und klar standen die Bilder und Gestalten vor den Augen unseres Geistes, so lebhaft erinnern wir uns noch eines jeden Wortes, das sie zu uns gesprochen haben: wie viel schwerer ist es in diesem Uebergangszustande, wo die Klarheit des Bewußtseyns so oft von den Schmerzen des mit dem Tode ringenden Leibes getrübt wird, wahre Gesichte, die der Geist wirklich geschaut, von den Phantasien des Fiebers und den Spiegelbildern der aufgeregten Einbildungskraft zu unterscheiden.

Agius warf sich daher auch selbst die Frage auf: ob die Gesichte, die sie ihm erzählte, und die Erscheinungen, mit denen sie verkehrte, Phantasien des Fiebers, Träume und Einbildungen gewesen, oder ob ihr Blick, von Gott begnadigt, in die geheimnißvollen Tiefen der Geisterwelt geschaut, und sie himmlischer Erscheinungen und Stimmen sei gewürdigt worden. Ihr Anblick, wie sie während der Gesichte gleichsam todt und mit abgestorbenen Gliedern dalag; die Wahrnehmung, daß sie ihm Dinge, die erst in späterer Zeit, oder an fernen Orten geschehen, wirklich voraussagte; der Umstand endlich, daß das, was sie gesehen und gehört, so erschütternden Eindruck auf sie machte, und ihre Seele durch seine ehrfurchtgebietende [illegible] und wunderbare, entzückende Schönheit mit so überwältigender Kraft durchdrungen, daß sie es als das hochheiligste Geheimniß kaum ihren Vertrautesten mitzutheilen wagte, und [illegible] und zitterte, wenn ihre sterblichen Lippen das Unaussp[illegible]rechliche, Uebernatürliche, Göttliche in menschlichen Worten a[illegible]

hen vergeblich rangen: alle diese Zeichen bestimmten ihn zu dem Glauben, daß das, was sie gesehen, keine eitelen Träume und Einbildungen gewesen, sondern wirkliche Erscheinungen und ächte Gesichte eines hellsehenden Geistes, der vorschauend und fernsichtig Raum und Zeit durchdringt.

Sie selbst verschloß, starken Geistes, ihre innere Bewegung; sie schien äußerlich unbefangen und unverändert, und sprach davon wie von Träumen. Nur bei einer zufälligen Gelegenheit ließ sie einen Wink fallen, der ihr Inneres enthüllte. Und zwar war es die fromme Besorgniß um das künftige Geschick der ihrer Hut anvertrauten Genossenschaft, die ihren Mund öffnete. In einem vertrauten Gespräche nämlich mit einem der ihr Zunächststehenden, ohne Zweifel einem Priester, vielleicht dem Agius selbst, beklagte sie den noch so unsicheren und schutzlosen Zustand ihres Klosters. Der Freund suchte sie mit der Bemerkung zu beruhigen, daß sein Zustand wohl noch ein schwacher, aber, Gott Lob! ein guter wäre. Was die Güte betreffe, erwiederte sie, so stehe diese in des Allmächtigen barmherziger Hand, dagegen thue es ihr gar wehe, daß es noch nicht in königlichen Schutz genommen sei. Wieder entgegnete Jener beschwichtigend, diesem Mangel werde sich schnell abhelfen lassen, da ja ihr Bischof ihr wohlwolle, und sie Verwandte und treue Freunde am Hof habe, die den besten Willen und auch das Ansehen besäßen, ihre Wünsche zu unterstützen. Hierauf aber lautete ihre prophetische Antwort: auch sie glaube das, und es werde bald geschehen, aber dennoch werde sie es nicht mehr erleben. — Wie es auch wirklich geschah; denn ihr Tod erfolgte nicht lange darnach, 874, und drei Jahre später, 877, nahm König Ludwig das Kloster auf Ansuchen ihrer Brüder, Bruno und Otto, in seinen königlichen Schutz. Noch setzte sie damals, auf den Sinn ihrer Worte hindeutend, hinzu, das alles möge nun werden, wie Gott wolle, sie aber bitte ihn um sein Gebet und seinen Segen, da sie durch mehrere wunderbare und ihr sonst ungewohnte Träume beunruhigt werde. Und nun erzählte sie ihm ein sol-

ches Bild, das ihr war gezeigt worden und an die verwandten Traumbilder erinnert, die ihr Vater **Liudolf** kurz vor seinem Tode gesehen, da auch er, wie die Tochter, noch wohl und gesund war.

Ihr war nämlich im Traume, so erzählte sie, sie sehe ein Rad von wunderbarer Größe; in seine Schaufeln waren mancherlei Thiergestalten verschlungen; von einem darunter laufenden Strome wurde es mit wunderbarer Geschwindigkeit herumgetrieben; sie selbst aber saß mit den meisten ihrer Mitschwestern an der Axe, auf der Nabe des Rades, an seine Speichen wie mit gewissen Kettchen gebunden; endlich aber, als es ihr in der Angst vorgekommen, sie werde da unten hinab in den Strom geschleudert werden, fiel sie nicht in den Fluß, wie sie gefürchtet, sondern auf die nahe Erde. Hierauf wachte sie auf; aber obwohl wach und schon wieder zu sich gekommen, sei sie doch an allen Gliedern erstorben und noch zitternd dagelegen.

Die Deutung dieses Traumbildes liegt wohl nahe. Das von dem Strome so wunderbar schnell umgetriebene ungeheure Rad bezeichnet ohne Zweifel den großen Kreislauf des Lebens, wie er von dem Strome der Zeiten umgetrieben wird. Sie selbst, mit den meisten ihrer Mitschwestern, fest gegründet in Gott, seinem Willen und seinen Gesetzen gehorchend, saß gesichert in der Mitte, an der Axe des Rades; als aber die Zeit gekommen, da sie dem Kreislaufe des Lebens entnommen werden sollte, und die Bande, die sie an die Speichen des Weltrades banden, sich lösten, und sie nun fürchtete, hinabzustürzen und in dem Strom der Tiefe unterzugehen, da stand sie gerettet jenseits der unruhvollen, im Kreise sich drehenden, vergänglichen Zeitlichkeit auf dem festen Boden der Ewigkeit*).

*) Ob die in die Schaufeln dieses großen Weltrades verschlungenen mancherlei Thiergestalten — cujus (sc. rotae) palae diversas animalium figuras insertas haberent — den Thierkreis bedeuten, oder Elementar-Geister, oder dämonische Gewalten, muß dahingestellt bleiben.

Noch minder verhüllt war der Sinn eines andern Traumgesichtes, das in dieselben Tage unmittelbar vor ihre letzte Krankheit fällt. Als sie sich nämlich wieder einmal mit leichtem Körper in die Luft entrafft fühlte, da erschienen ihrem schauenden Auge alle Gebäude des Klosters wie abgedeckt; Alles, was in jedem einzelnen sich befand und da vorging, lag offen vor ihren Blicken da, Alles war ihr völlig durchsichtig. Da gewahrte nun Hathumod in der Kirche etwas wie einen weitklaffenden Erdschlund. Und als sie, sehr bekümmert über diesen düsteren Anblick, darüber nachsann, wie die Kluft an der heiligen Stätte wohl entstanden sei, und wie sie wieder möchte ausgefüllt werden: da hörte sie eine Stimme, die ihr sagte, sie solle dieselbe nicht ausfüllen, denn sie werde ihre künftige Wohnstätte seyn. Und nun hörte sie einen Chor von Singenden, die einen Psalm **) sangen. Und als die Singenden zu dem Verse gekommen waren: „Dieß ist meine Ruhestätte in Ewigkeit, hier will ich wohnen, weil ich sie mir erwählt habe", und sie selber, wie es ihr dünkte, mit ihnen sang, da wachte sie auf und wurde munter, und hatte noch beim Erwachen die Worte jenes Psalmes im Munde, der die Erfüllung der göttlichen Verheißungen singt und den Segen, der einst Sions harrt, dessen Leiden sich in Freuden verwandeln wird, und dessen Heilige ewige Jubellieder singen werden.

Dem Freund, dem sie dieß Alles wie Träume erzählte, konnte gar wohl den verhängnißvollen Sinn dieser Gruft und

**) Die Urschrift des Agius nennt hier den 140. Psalm; allein die Worte: „Haec requies Mea in Saeculum saeculi; hic habitabo, quoniam eligi eam", stehen nicht im 140., sondern im 131. Psalm. Es ist derselbe, den jüngst Pius IX. in den Tagen der Trübsal, vertrieben von Rom, in einem seiner klagenden Schreiben hülferufend anstimmte: „Memento, Domine, David et omnis mensuetudinis ejus." Er dient auch in der Vesper von Weihnacht bis Dreikönig.

des Grabgesanges, den sie dort gesungen; allein, um sie nicht durch seine Besorgniß zu beunruhigen, that er vor der Hand nichts dergleichen, und ließ sich nichts von seiner Auslegung merken. Später jedoch erinnerte er sie, wie zufällig, an Manches, was er zur Förderung ihres Heiles vor ihrem Hinscheiden für ersprießlich hielt. Und die Fürbitten, die er bei ihr um diese oder jene milde Wohlthat und andere fromme Werk einlegte, erfüllte sie, so viel es in ihren Kräften stand, mit ihrer gewohnten frommen Gottergebenheit und ihrer Alle umfassenden Herzensgüte.

Allein, wenn so ihre Freunde auch ihre Befürchtungen unterdrückten, so täuschte sie sich durchaus nicht über ihren Zustand und das, was ihr bevorstand. Agius mußte sich selbst aus ihrem eigenen Munde hievon überzeugen. „Zu derselben Zeit", lauten seine Worte, „als ich selbst dort war und eben weggehen wollte, wollte sie es durchaus nicht zugeben, indem sie mit einem leichten Lächeln bemerkte: ich könnte ja nicht wissen, wie lange mir noch vergönnt seyn würde, mich ihrer zu erfreuen, und sie zu sehen; treffe es sich aber, daß sie schneller hinginge, dann würde es mich doch reuen, wenn ich jetzt so gegen ihren Willen fortgegangen wäre; und damit hub sie an, sowohl selber mich zu bitten, als mich durch ihre Schwestern bitten zu lassen, daß ich doch nicht säumen möchte, zu kommen, so bald ich erfahren würde, sie sei erkrankt."

Mitteler Weile hatte das Siechthum, das draußen unter den Völkern so furchtbare Verheerungen in diesem Jahre, 874, anrichtete, auch das Kloster ergriffen. Und so ward ihr die Gelegenheit, noch zuletzt die ganze Fülle ihrer werkthätigen, aufopfernden Liebe zu zeigen, als die meisten ihrer Mitschwestern schwer erkrankt darnieder lagen. „Es ist nicht zu sagen", bezeugt Agius, „wie emsig sie dieselben besuchte, wie eifrig sie ihnen beistand, mit welcher ängstlichen Sorgfalt sie zwischen den einzelnen Betten umherging, wie sanft sie jede der Leidenden anredete, mit welchen bewundernswerthen und mannigfaltigen Dienstleistungen sie die leibliche Beschwerde derselben zu

erleichtern suchte, indem sie auf jede Weise Vorsorge trug, damit ihnen ja keine nothwendige Hülfeleistung, oder sonst etwas, was sie wünschten, abgehen möchte.“ Es war, als hätte sie, ahnend, wie bald sie selbst von dieser Zeitlichkeit und aus der Mitte ihrer Genossinnen scheiden sollte, einer Jeden zum letzten Andenken noch einen Beweis ihrer mütterlichen Liebe und hülfreichen Sorge geben wollen.

Kurze Zeit hierauf, während sie so mit unverdrossener Sorge unter den Erkrankten umherging, zeigten sich bei ihr nun auch körperlich die ersten Vorboten der Krankheit. Allein starken Geistes und treu bis zum letzten Augenblicke in dem Berufe, den ihr Gott auf Erden zugewiesen, ausharrend, gab sie nicht alsogleich weichlich und mattherzig dem Uebel nach. Sie beschleunigte ihr Ende nicht, trüben Todesgedanken nachhängend, und die Hände seufzend in den Schooß legend; sie kämpfte vielmehr eine zeitlang tapfer gegen die Krankheit an, in der Meinung, sie zu überwinden, oder vielmehr hinweg zu dulden. Denn so lange besuchte sie noch mit den Schwestern den Chor und wohnte im Saale dem Tische bei, bis die Füße ihr endlich den Dienst versagten. Ehe jedoch die überhandnehmende Krankheit sie auf's Lager warf, hatte sie noch ein drittes Gesicht, in dem sich wieder ihre liebreiche Sorge für das Leben ihrer vom Tode bedrohten Schwestern kund gibt.

Sie sah im Traume eine große Aue, die hatte der Frühling mit aller Arten Blumen geschmückt, und darauf glaubte sie fast alle die von ihren Schwestern zu erblicken, die noch im jugendlichen Alter blühten. Und als sie sich nun an der Schöne und Lieblichkeit dieses Anblickes ergötzte, da schien ihr die Aue wie von plötzlichem Brande aufzulodern. Jetzt fing sie aus übergroßem Mitleid zu rufen an: daß doch der Herr der Armen erbarmen und Christus ihnen zu Hülfe kommen möge, damit er sie nicht völlig zu Grunde gehen lasse.

Weil sie den heiligen Martinus immer mit besonderer Andacht verehrte, und ihn in ihren größten Bedrängnissen anzurufen pflegte, hub sie auch jetzt an, wie es ihr



men, fortan mit sonderer Andacht und Dienstbefl
lich in Ehren zu halten.

So berichtet Agius über diesen Traum, u
hinzu: „Daß aber der heilige Martinus ihr
chen sichtbar erschienen sei, dürfen wir ihr nach ih
und ihren Worten unbedenklich glauben. Denn
ges einige ihrer Schwestern bei ihrem Lager sa
plötzlich zu rufen an: der heilige Martinus sei
wandle auf dem Estrich; und ermahnte die
dem Gegenwärtigen aufzustehen und dem Vorl
freundlich zu begegnen; und die täuschten sich
täuschen, sagte sie, die ihn, wie man in seinem
häßlich genannt hätten: sie habe nie etwas von s
heit gesehen. Obschon die Gegenwärtigen nicht
sehen vermochten, so konnten sie sich doch durch
und ihre Haltung von der Wahrheit ihrer Worl
Denn fröhlich kehrte sie ihr Antlitz bald nach dies
jener Seite ihrer Zelle, womit sie den Zuschaue
zu erkennen gab, daß sie ihm mit den Augen f
ihn über den Estrich hinwandelnd erblickte. Und

durch nichts behindert würde. Und weiter, da es aus den vorhergehenden Zeichen nicht zweifelhaft war, der Heilige befinde sich auf der mittäglichen Seite, so fing sie an, die Gegenwärtigen wieder und wieder zu ermahnen, sie möchten ihn doch betrachten. Woraus denn offenbar erhellt, daß sie dieß, gegen die Macht ihrer siechen Schwäche, durch die Verdienste dessen vermochte, den sie ihren leiblichen Augen sichtbar nannte, während sie ihn wahrhaft mit dem Blicke ihres Geistes schaute."

Da geschah es denn bei diesem ihrem Verkehr mit jener unsichtbaren Welt der Geister nicht selten, daß die, welche ihrer warteten und pflegten, wenn sie ihnen von ihren wunderbaren Erscheinungen etwas anvertraute, es mißverstanden, oder sie unterbrachen, oder ihre Worte in etwas anderes umzukehren suchten. Allein mit ihrer gewohnten liebreichen Geduld und Sanftmüthigkeit pflegte sie dann, wie es schon vor dem Fieber der Fall gewesen, und sie jetzt noch mehr als früher that, nicht darauf zu bestehen oder zu widersprechen, sondern nur zu sagen: das kann wohl seyn. So fragte sie z. B. zu derselben Zeit, als sie eine Weile mit geschlossenen Augen wie schlafend gelegen hatte, ihre leiblichen Schwestern, die damals gerade allein bei ihr wachten: wer bei ihr sei? „Wir sind da, liebe Schwester!" sagten jene. Da fragte sie weiter, ob sie denn nichts gesehen oder gehört hätten? Da sie wieder darauf mit Nein antworteten, sprach sie: „und hört Ihr denn nicht die Stimme, die fragt: ob die Taube bereit sey?" Nun hing aber über ihrem Bette eine Taube von Krystall mit Reliquien, und da Schwester Christina hievon Veranlassung nahm, ihre Frage mißdeutend, zu erwiedern: Das komme Ihr wohl nur so vor, damit die Schnur des Krystalls, die nicht recht befestigt war, ausgebessert würde — entgegnete Hathumod gelassen: „das kann wohl seyn!"

Nichts that ihr jedoch weher, als wenn sie irgend einem zweimal etwas Heimliches sagen wollte und der, dem sie ihr Vertrauen schenkte, einen andern dazu herbeizog. So eines Tages, als sie auf dem Bette lag und ihre Schwester Ger-

berga, die ihre Vertrauteste war, neben ihr saß. Sie bat alle übrigen sich zu entfernen, um der Schwester ganz allein ein Gesicht anzuvertrauen; denn nie habe sie etwas von solcher Schönheit, solchem Glanze und solcher Lieblichkeit gesehen. Alle giengen nun weg; mit Beihülfe der Schwester richtete sie sich im Bett auf und hieß Gerberga dann das Ohr an ihren Mund legen, damit Niemand anderer es hören möchte. Allein als Hathumod nun reden wollte, fing sie an zu erblassen und zu zittern. Die erschrockene Schwester fragte, ob sie nicht den Priester Wulfhard, der gerade draußen wartete, herbeirufen sollte, um es ihm zu sagen. Sie gab es aber nicht zu, denn sie wolle es keinem anderen offenbaren, als nur ihr. Doch als sie nun zum zweitenmal dazu den Mund öffnen wollte, fing sie abermal so heftig an sich zu ängstigen, daß sie fast verscheiden zu wollen schien. Die Schwester fürchtete sich, allein bei ihr zu bleiben, und rief wirklich den Priester. Nun aber behielt sie ihr Geheimniß für sich und beklagte sich nicht wenig, daß die Schwester gegen ihren Wunsch und Willen anderen davon gesprochen.

Ganz dasselbe widerfuhr ihr auch mit ihrer Mutter, die auf die Nachricht von der Krankheit der geliebten Tochter nach Gandersheim geeilt war. Auch dieser wollte sie ein wunderbares Geheimniß ganz allein im tiefsten Vertrauen mittheilen. Wieder entfernten sich alle auf ihren Wunsch; die Mutter saß allein bei ihr; Hathumod schickte sich an, zu reden, aber wieder begann sie zu erblassen, zu zittern und sich zu ängstigen. Da meinte die Mutter, die mit Besorgniß die Erschöpfung ihrer Tochter sah, Hathumod könnte es wohl der Schwester Gerberga, wegen ihrer Vertrautheit, sagen. Sie jedoch legte indessen den Finger auf den Mund mit der Versicherung, daß sie es nun weder dieser, noch der Mutter, noch irgend einem Menschen sagen werde. Worüber Agius die Bemerkung beifügt: „Warum nun dieß nicht enthüllt werden sollte, das erkläre, wer kann. Gewiß ist zu glauben, daß sie etwas Großes und Göttliches gesehen habe; denn nichts

zes und Menschliches konnte das seyn, von dem
Theils solche Schönheit und Lieblichkeit rühmte
ern Theils selber mit solchem Erzittern es aufnahm.
nigstens mag jedem wunderbar scheinen, daß sie etwas
, was sie gesehen, der Mutter verbergen konnte, da sie
immer liebte und einzig verehrte und ihr in allen Stücken
Magd zu gehorchen pflegte."

elerlei waren der Gesichte, die sie in diesem Zustande
sehenden Verzücktseyns hatte; denn oft fragte sie die
iden: welch ein Geräusch und Getön das sei, was
. Oft forderte sie dieselben auf, zu hören, was für ein
brause, oder in welcher Erschütterung, in welchem Wir-
welchem Kampfe die Welt sich befinde. Worüber
abermal bemerkt: „wohl könnten wir glauben, es sei
Alles wegen der Heftigkeit ihrer Krankheit, wie es zuwei-
eschehen pflegt, nur so vorgekommen, würde nicht das,
r vorausgeschickt, uns zu einem andern Glauben be-

ernster die Krankheit zu werden drohte, um so rüh-
ab sich die Liebe der Ihrigen kund. Alle schienen mit
zu wetteifern, ihr noch einen letzten Dienst der Liebe
Dankes für so viele Güte zu erweisen. Es offenbarte
recht, wie Ein Geist Alle beseelte und wie innig Alle
hiengen, die so treu jede ihrer Pflichten erfüllt, so selbst-
Alle geliebt, so demuthsvoll und gütig Allen gedient,
sterlich und mitleidsvoll die Leiden Aller getheilt und
hatte. Heiliger Friede und aufopfernde Liebe, die sie
zes Leben hindurch gelehrt und geübt, umgaben zum
da ihr Ende nahte, das Lager der Sterbenden. Da
e hochbetagte Tante, die trotz ihrer Altersschwäche ihr
unermüdlich beistand; ebenso bereitwillig zeigten sich die
a, die Decanin und die Custodin der Kirche, und die
Schwestern. Und die, welche von ihnen nicht beständ-
ihr in der Zelle seyn konnten, lagen entweder für sie in
che Gesängen und Gebeten ob, oder wachten vor

ihr herbei, und kamen in jedem Dienste eine der
Auch zu Agius, den sie so hochhielt und
stes Vertrauen besaß, hatte sie gleich beim Begi
krankung, jedoch mit Verschweigung der Nachri
wohlseins gesendet, daß er doch ja kommen möch
der vorletzte Tag ihres Lebens, an dem er au
Kloster zu der Kranken kam; er ahnte wohl kaum
sobald schon verlieren würde. Sie empfing ihn,
Erschöpfung es zuließ, mit dem größten Entzücken
sterlicher Liebe behielt sie ihn bei sich und wa
eigenen schweren Leiden, mit rührender Sorgfalt u
bedacht, an die sie beständig mahnte. Und wenn
Weh auf keine Weise etwas verkosten wollte, s
wenn die Schwestern ihr sagten, Agius habe
zurecht gemacht. Entfernte er sich nur ein wenig
sie nach ihm und nannte wiederholt seinen Nam
größten Anstrengung suchte sie auch Mehreres mit
allein die Gewalt der Krankheit hatte ihre Kra
sehr erschöpft; daher beseufzte sie es schmerzlich,
gekommen. Um ihn jedoch zu beruhigen, ließ si
rufen, als ihr Speisen gebracht wurden; sie aß

auch jetzt noch konnte Agius sich von der Zartheit ihres engelreinen Gewissens und dem Hellblicke ihres Geistes überzeugen.

In der nun folgenden Nacht nämlich, es war die letzte, ehe sie verschied, saß er neben ihrem Bette, ihre leiblichen Schwestern standen rings herum. Sie schien etwas ihn Betreffendes zu flüstern; die Schwestern meinten, sie habe wieder nach ihm verlangt und sagten, er sei da. Hathumod hingegen erwiederte, sie habe sich sammt ihnen seinetwegen versündigt, und Agius um ihretwillen sich verschuldet, weil er gegen seine Gewohnheit hier länger verweilt hätte. Agius antwortete: es würde umgekehrt seinen Klosterbrüdern gewiß lieb seyn, wenn er etwas zu ihrem Troste und ihrer Beruhigung beitragen könnte, dazu sei er ja hergesandt. Dießmal indessen sprach die Todkranke nicht wie sonst: „das kann wohl seyn“, wie innig sie ihn auch liebte, wie gern sie ihn auch bei sich sah. Sie antwortete vielmehr: dem sei nicht so, wie er meine, und es sei besser, daß er nun scheide und heimzukommen eile; denn was sie sage, sei volle Wahrheit. Agius folgte nun, und als er heimkam in sein Kloster, fand er zu seinem Erstaunen, daß sich Alles wirklich so verhielt. Die Brüder nämlich, die von ihrer schweren Erkrankung noch nichts wußten, hatten an seinem langen Ausbleiben Aergerniß genommen und, wie er nachher erfuhr, um dieselbe Zeit der Nacht, wo sie jene Worte von ihrer und seiner Verschuldung gesprochen, hatte der Abt darüber mit Einigen von ihnen geredet. „Und dieses“, so schließt der gerührte Agius die Erinnerung an dieses Begegniß aus der letzten Nacht vor ihrem Tode, „räth mir zu glauben, daß sie auch damals irgend etwas Großes möge gesehen haben, als sie gar häufig Hei! Hei! ausrief, uns Anwesende wie zum Hören aufforderte, und, weil sie nichts anders mehr hervorbringen konnte, öfter Hört! Hört! wiederholte.“

Agius kehrte, nachdem er den Brüdern ihren hoffnungslosen Zustand mitgetheilt, zu dem Sterbebett der Frommen zurück.

In wehmuthvoller Weise schildert er den Kampf der starkmüthigen Gottergebenheit und des tiefen Schmerzes, den in jenen Stunden ihre Mutter, die Gemahlin Liudolf's, die edle Frankentochter, in ihrem mütterlichen Herzen an dem Todbette der theuren Tochter stritt. „Den inneren Kummer unter freundlicher Miene bergend, suchte die bewunderungswürdige Mutter die Weinenden zu beschwichtigen, und Alle mit ihrer Rede zu beruhigen: indem sie Andere wollte getröstet sehen, die sich selber nicht trösten konnte. Mit welchen Seufzern ging sie selbst zwischen der Kirche und dem Bette der Tochter hin und her! Wie viel vergoß sie der Thränen dort im Heiligthum vor dem Grabe der Heiligen, auf daß sie ihre Tochter nicht verlieren, daß sie selber für sie sterben möchte, damit sie, wie sie vor ihr an dieses Licht getreten, auch vor ihr von hinnen scheiden dürfte! Einigemal stand sie im Hinzutreten zu ihrer Tochter stille und hielt zaudernd den Schritt zurück; so zweifelte fast die tapferste der Frauen, was sie thun sollte! Ein Gefühl zog sie heran, ein anderes hielt sie zurück; jenes mahnte sie, doch beim Verscheiden ihres Kindes zugegen zu seyn, dieses hielt sie ab, nicht sehen zu wollen, was sie ohne Schmerz nicht sehen konnte! Was sollte sie thun? Die Liebe rief sie, der Schmerz hielt sie zurück. Sie trat dennoch hinzu, aber auf die mit dem Tode ringende Tochter vermochte sie nicht zu sehen. Sie ging hinweg, und doch konnte sie der leidenden Tochter nicht ferne bleiben. Schon fing", so fährt er fort, „der Leib der Kranken allmählig an, zu erkalten, doch ihr Geist blieb fest auf den Himmel gerichtet. Sie sang öfter mit uns dieselben Psalmen, wie wir, öfter andere, öfter auch einzelne abgerissene Verse aus dem Psalter, jedoch in solchem Zusammenhange unter sich verbunden, daß nicht zu zweifeln war, sie seien in demselben Geiste, wie sie geschrieben waren, jetzt ihrem heiligen Herzen eingegeben. Unter Psalmodie und Gebeten war der Herr immer in ihrem Munde, Christus immer in ihrem Herzen; und wo sie nicht die Augen ein wenig wie zum Schlafen schloß,

so sang sie entweder Psalmen oder redete vom Heil ihrer Seele. Ihre Sünden in Gedanken, Worten oder Werken begangen, beichtete sie beständig und fragte, ob sie dafür Vergebung hoffen dürfe. Zum öfteren auch gedachte sie der Scheidung der Guten und Bösen nach der Rechten und Linken am Tage des Gerichtes, und fragte, ob dann einer der Heiligen oder der Gerechten dem anderen beistehen könnte. Zuletzt empfahl sie sich meinem Glauben und meinen Händen, und bat meine Niedrigkeit, sie auch den Heiligen, deren Reliquien in unserem Kloster aufbewahrt werden, zu empfehlen. Und als ob sie schon jenen letzten Dingen, von denen sie sprach, beiwohne und bereits schon vor dem Richterstuhle Gottes stehe, fing sie unterdessen, die Blicke fest auf das gerichtet, was sie zu sehen schien, zu zagen und zu beben an, und der Wechsel ihrer Mienen ließ wiederum erkennen, daß sie auch damals etwas des Künftigen gehört oder gesehen. Bischof Markward von Hildesheim war zu derselben Zeit mit den Geistlichen dort anwesend, und erfüllte in feierlicher Weise alles an ihr, was beim Verscheiden für nothwendig erachtet wird: salbte sie mit dem heiligen Oel, ertheilte ihr zur letzten Aussöhnung den Ablaß ihrer Sünden, und reichte ihr das heilige Opfer dar. Fortwährend wurden unterdessen Psalmen gesungen, Litaneien und Gebete gesprochen, das Evangelium gelesen, und nichts von dem, was vor dem Ausgang der Seele geschehen soll, unterlassen."

„Aber schwerer und langwieriger war ihr letzter Kampf, ehe sie zu Gott hinschied; denn sein Rathschluß wollte es also, damit nicht künftig von einer so heiligen Jungfrau gesagt würde: „„Sie war nicht unter den Menschen, und mit den Menschen ward sie nicht gegeißelt““, und auf daß, wenn noch etwas von den Flecken menschlicher Schwäche in ihrem Gemüthe auszutilgen war, sie durch diesen härteren Todeskampf davon gereinigt werde."

„Schon fingen allmählig ihre Glieder alle zu ersterben an, ihre Sprache zu verfallen, ihr Athem leiser und leiser zu

erlöschen; dennoch küßte sie noch mit innigster Andacht das Holz des heiligen Kreuzes, das wir dort hatten, richtete ihre Augen darauf, und lispelte mit ihrer letzten Kraft, so viel sie noch vermochte, in Zwischenräumen aus den Psalmen. Und da kam es mir bei, den Psalter von vorn anzufangen und genau aufzumerken, bei welchem Psalm und bei welchem Verse sie hinscheiden würde. Was denn auch recht übereinstimmend mit ihren heiligen Verdiensten geschah. Denn da ich am vierzigsten Psalm den vorletzten Vers betete: Mich aber hast Du meiner Unschuld wegen aufgenommen und mich bekräftigt vor Deinem Angesicht in Ewigkeit. — Me autem propter innocentiam suscepisti; et confirmasti me in conspectu Tuo in aeternum — da gab sie ihre Seele, die heilige, wie wir zuversichtlich glauben, dem Himmel zurück und hauchte ihren Odem aus. Doch wartete ich noch, wie es Sitte ist, ob sie vielleicht noch einmal aufathmete, bis ich die beiden folgenden Psalme, die so wohl zu ihrem Hingange paßten, vollendet, wo dann die deutlichen Zeichen ihrer Entschlafung sichtbar wurden, und die Glocken der Kirche es zu verkünden läuteten. Kaum ist zu sagen, in welcher Menge auf ihren Ruf das Volk zur Kirche strömte, und wie seufzend und jammernd die Schaar der Schwestern zusammen kam, um ihre Seele Gott zu empfehlen. Nachdem dieß unter vielen Thränen geschehen, blieben die meisten an dem Orte zurück, um die Leiche, dem Gebrauche gemäß, zu waschen, während die übrigen unterdessen in der Kirche Psalmen sangen und beteten. Noch will ich eine wunderbare Sache berichten, die aber von den Schwestern, die zugegen waren, als wahr bezeugt wird, daß nämlich die heilige Leiche, als sie schon auf dem Sessel zum Waschen hergerichtet war, die Augen wie völlig gesund aufschlug und die Lippen, als ob sie die Umstehenden anreden wollte, öffnete. Nachdem nun der Leib gewaschen und würdig in Linnen gehüllt war, wurde sie auf den Schultern der Priester zur Kirche getragen; junge Mägdlein mit Kerzen schritten

uus, ein würdiges Geleite von Jungfrauen und ein psalsingender Chor folgte. Dort aber welch ein Seufzen, h ein Schluchzen, welch ein Wehklagen war, wer könnte sich ohne Thränen erinnern, wer könnte es, ohne zu weinen, len! Alles war verwirrt. Die Stimmen der Singenden der Wehklagenden konnte man nicht unterscheiden; die e Kirche erschallte von den Stimmen der Wehklagenden; war wie ein einziger Weheruf: daß sie ihre beste Gebieterin, liebreichste Mutter verloren! Nun sei keine mehr, die mit er Freigebigkeit die Gäste sammle, mit solcher Barmherit den Armen zu Hülfe springe! Und haufenweise zeigten dort versammelten Männer und Frauen, die einen die Kleidie andern andere Geschenke, die sie von ihrer Güte emgen. Sie selbst aber, die Hingeschiedene, war Christus, Armen, so arm gefolgt, sie hatte so sehr in dieser Tugend übt, daß zur Zeit ihres Hintrittes sich zu ihrer Bestattung t einmal das Nothwendige vorgefunden hatte; die Leiche Fürstentochter, dem höchsten Range entsprossen und Vorerin ihres Klosters, die wohl ein Mehreres hätte haben nen, — sie lag, in fremdes Linnen gehüllt, umgeben von ungezählten Wehklagenden, die so viele Wohlthaten aus r milden Hand empfangen!“ *).

(Schluß folgt.)

*) Ipsa Christum pauperem paupercula secuta tantum in hac virtute floruit, ut tempore dormitionis ejus neque funeri saltem necessaria ex suo adessent, sed alieno linteolo involveretur, quamvis summo loco nata et monasterio praeposita, plura si vellet, habere potuisset. Agius in vita Hathum. 28.



LIII.

Gedanken über die kaiserlichen Kund

vom 21. April 1850.

Seit Menschenaltern hat sich für die unerm
zahl der Bewohner der österreichischen Monarchi
Patrociniums des heiligen Josephs als Tag de
des unverkennbaren Segens aus dem Jahresl
Weise nicht herausgehoben, wie in dem laufende
an welchem ihnen der „Vortrag des Minister
über Regelung der kirchlichen Angelegenheiten“
„Allerhöchsten Entschließung Seiner Majestät de
kund gegeben worden; der Tag, mit welchem in
lichen Mehrzahl der Staatsbürger des großen
Ueberzeugung rege werden konnte, ihr Vaterland
die Reihe der katholischen Länder eintreten, unt
demselben gebührt, den vordersten Rang einneh

tung verehren. Die Tage von St. Lucia, Novara und Vilagos werden fortan in der Geschichte als Tage glänzen, deren Erfolge die vielfach erschütterte und wankende Monarchie in ihrem äussern Bestehen gefestigt haben; der Tag des Patrociniums des heiligen Joseph mag in ihren Jahrbüchern als der Tag bezeichnet werden, mit welchem die Nothwendigkeit ihrer innern Heilung anerkannt worden ist, von welchem deren wahre Genesung beginnen kann, wollen anders diejenigen, die hiefür besonders zu wirken haben, mit vereinten Kräften deren Anbahnung und Festigung sich angelegen seyn lassen. Denn nicht von den Satzungen und Regulativen, wie wohl durchdacht entweder dieselben seyen, oder wie weit sie hinter dem, was der Einzelne als Ideal sich aufstellt, zurückbleiben mögen, hängt Gedeihen und Erfolg ab, sondern von dem redlichen Willen, von der Richtigkeit und von dem unverdrossenen Bestreben eines jeden Einzelnen in dem Bereiche seines Wirkungskreises, so wie davon, daß Jeder den seinigen nicht für unbedeutend und allzubeengt halte, weil er in einen solchen hinüberblicken kann, der vielartiger und umfangsreicher ist. Satzungen aber und Regulative sind nicht allein danach zu bemessen, inwiefern sie freie Bewegung zurückgeben, sondern auch darnach, inwiefern sie hemmende Schranken beseitigen. Daß diese fallen, das kann verfügt werden; daß sodann jene eintrete, daß sie immer freudiger sich entwickle, das ist einzig Sache der eigenen Thatkraft, des rüstigen einerseits, des wohlüberlegten Handelns anderseits, des einträchtigen Zusammenwirkens unter allen Umständen.

Es ist aber bei dem, was am ein und zwanzigsten April des Jahres Eintausend achthundert und fünfzig Oesterreichs Völker vernommen haben, und was weithin durch Deutschlands Gaue ein freudiges Staunen und eine hoffnungsreiche Zuversicht unfehlbar hervorrufen muß, zweierlei zu betrachten: die Form sowohl als der Inhalt. Jedes Zugeständniß, auch die Rückgabe des rechtmäßigen, aber wirklich entzogenen, oder durch lange Zeit verkümmerten Besitzes verdient Anerkennung; war-

ner Dank gebührt ihr, wenn es in freundlichem [illegible] wechselnder, noch mehr als wenn es in feierlicher Weise [illegible] Wie anders! wenn den Handlungen des obersten [illegible] das Gepräge der eigenen Ueberzeugung und des freien [illegible] aufgedrückt ist, als wenn die Wirkung unausweichlicher [illegible] wendigkeit unverhüllt und unverkennbar daran zur Schau [illegible] Daß die Veröffentlichungen des 21. Aprils jene Signatur [illegible] sich tragen, das muß jeder erkennen, der eines offenen [illegible] sich freuen darf, und wird jeder anerkennen, der unbefangenen Sinnes dieselben aufgenommen hat. Wir vernehmen in [illegible] Kundmachung nicht bloß den Antrag eines Ministers, [illegible] Oesterreichs hochgefeierter Kaiser seine Zustimmung, dabei [illegible] den Auftrag zu zweckdienlicher Vollführung ertheilt, [illegible] nachdem der Minister seinen Rath vorgetragen, ist es [illegible] narch selbst, welcher spricht, welcher die Substanz desselben [illegible] mulirt, welcher mit eigenem Wort es ankündigt, was [illegible] hin geschehen soll. Die organische Erkräftigung der [illegible] schen Kirche durch Lösung unwürdiger Bande, welche [illegible] blendung bisher um sie geschlagen, ruht fortan nicht [illegible] Paragraphen eines ministeriellen Regulatives, ihr ist [illegible] sicherere und gedeihlichere Boden des lebendigen [illegible] Wortes gegeben. Es ist nicht der Diener, wie hoch [illegible] er sei, es ist der Herr selbst, welcher die Bande löst; [illegible] nicht jener, es ist dieser, welcher auch für das [illegible] dessen wir noch harren, einsteht. Wer wollte von Zweifel [illegible] beschleichen lassen, wo dieser spricht; wo solche [illegible] schon in dem bisher vernommenen Worte liegt? wo eine [illegible] tere dafür gegeben ist, daß hierüber ebenfalls Er Selbst [illegible] chen werde?

Wollen wir sowohl den Vortrag des Ministers als [illegible] Allerhöchste Entschließung etwas näher in's Auge fassen, müssen wir allervörderst uns klar machen, daß neben [illegible] Wünschbaren das Mögliche und neben dem Ideellen das [illegible] die Verflechtung der Umstände und Verhältnisse Bedingte [illegible] außer Berücksichtigung dürfe gesetzt werden. Das ist der [illegible]

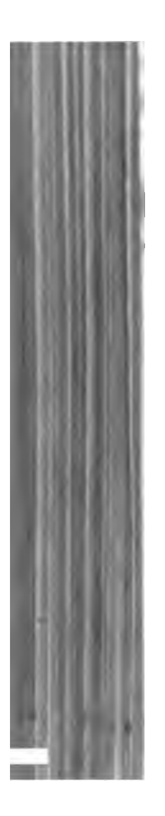
er Feinde der Kirche, mit dem sie den unwissenden, der
ung entweder unfähigen oder entwöhnten Haufen be-
daß sie die Zeiten nicht scheiden und die Gesetze, Vor-
und Einrichtungen der Kirche mit der zu irgend einer
rch die äussern Verhältnisse gebotenen oder gegebenen
ung derselben vermengen, das Wechselnde für Verblei-
usgeben, um desto sicherer das, was bleiben soll, dem
zu unterwerfen. Was bei ihnen aus überlegter Ab-
t hervorgeht, würde bei den treuen Gliedern der Kirche
liche Verwirrung seyn! Mögen sie sich davor hüten!
nem Zustande innerer Auflösung gehen Städte und
entgegen, wo die religiösen Ueberzeugungen ihre Macht
Gemüther verloren haben. — Die Staatsgewalt hat
ste Amt empfangen, die Rechtsordnung nöthigen Falls
nwendung äusseren Zwanges zu schirmen. Doch wenn
chtgefühl ihren Anordnungen nicht zur Stütze dient, so ist
cht gelähmt." So spricht der Minister Eingangs seines
es. Er spricht so in dem Augenblick, in welchem nicht
orher ein sieggekröntes Heer von siebenmalhunderttausend
n die überall aus den Fugen weichende Monarchie wie-
stigt hat; in welcher man durch vielfache neue Organi-
und formelle Neugestaltungen dieser Festigung Sicher-
Dauer verleihen zu können glaubt. Damit anerkennt
diese materiellen Mittel zur Erhaltung und Förde-
r Staaten nur dann des beabsichtigten Erfolges sich
mögen, wenn die Wirksamkeit der mit jenen Hand in
ehenden dynamischen Mittel anerkannt, darum mög-
acht wird. In welchem Lande ist seit fünfzig Jahren
l cher Feder eine solche offene, runde, freie Erklärung
egangen? Wir wissen zwar wohl, daß es niemals unter-
worden ist, jede Proclamation, jeden Erlaß, selbst, wo
dienlich erachtet ward, ein Steuergesetz mit den Wor-
tt und Religion zu verzieren; aber jedermann wußte,
ese Worte, Worte und wieder Worte, aus der Feder
oclamirenden und Erlassenden zu bedeuten hatten. Hier

vernimmt das Ohr seit langem zum erstenmal wieder etwas von „religiösen Ueberzeugungen“, von deren „Macht auf die Gemüther“, von einem „Pflichtgefühl“, dessen „der Staat zur Stütze bedarf.“ Hat auch der Staatsmann, dem wir deswegen billig unsere ungeheuchelte Verehrung zollen, in Anbetracht dessen, was sich aussprechen läßt, was daneben der Interpretation des Einzelnen anheimgestellt bleiben muß, auf diese Ausdrücke sich beschränkt, so lehren Geschichte und redliche Beobachtung der Zeitverhältnisse einen jeden, daß nur der katholischen Kirche, ihrer Lehre und ihrem Erziehungsberufe (der Mensch soll zu seiner Bestimmung erzogen werden, bis ihn das Grab aufnimmt) eine wesentlich bejahende, bauende und erhaltende Kraft innewohne und daß sie allein es vermöge, das „Pflichtgefühl“ nach dessen reinstem Gehalte hervorzurufen, zu bilden und zu kräftigen.

Legt weiter der Minister auf die „geschichtliche Entwicklung und die gegebenen Zustände Oesterreichs“ Werth und Gewicht, so vernehmen wir hierin die in unsern Tagen äußerst wohlthuende und beruhigende Erklärung, daß seine Rathschläge in Betreff der künftigen Stellung der Kirche in Oesterreich von revolutionärem Anstrich unberührt bleiben sollen. Ist doch das der constante Charakter aller Revolutionen unter allen Himmelsstrichen, ob nun diese die kirchlichen, die staatlichen oder die gesellschaftlichen Verhältnisse, oder, wie es in unserer Zeit geschieht, alle zumal berühren, daß es für sie keine Vergangenheit giebt, daß sie nichts Bestehendes anerkennen, daß ihnen der Tag, an welchem sie festen Boden gewinnen, als der Geburtstag des Menschengeschlechtes und aller Bedingungen seines Daseins gilt. Bedeutsam einigt der Vortrag „geschichtliche Entwicklung“ und „gegebene Zustände“ in einer Weise, in der sie zu einander in das Verhältniß von Ursache und Wirkung treten. Denn Zustände sind auch von Revolutionen unzertrennlich, ob nun dieselben von oben herab darnieder wuchten, ob sie von unten herauf umwühlen; in beiden Fällen (und wir haben beide erfahren) giebt es für sie so wenig

e „geschichtliche Entwicklung“ als ein rechtliches Bestehen, lches Ursache und zugleich Wirkung von jener wäre. Diese eschichtliche Entwicklung“ demnach soll wieder in ihrer Gel- ng anerkannt, denjenigen Zuständen, die aus dieser heraus sich bildet haben, nicht bloß den thatsächlichen, — die oft ohne, selbst Gegensatz zu jener durch Gewalthandlung mögen herbeige- hrt worden seyn, — billige Rechnung getragen werden.

Daß in dem Vortrage auf §. 2 des Patentes vom 4. ärz 1849 nicht bloß Rücksicht genommen, sondern die Stelle: die Kirche solle im Besitze und Genusse der für ihre Cultus, terrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, iftungen und Fonde verbleiben,“ wirklich angeführt wird, lten wir für etwas besonders Erfreuliches; zumal auch das, s seitdem von neuem kund gemacht worden ist, zu der zwei- losen Hoffnung berechtigt, daß nicht minder in dieser Be- hung die künstlichen (es ist das der gelindeste Ausdruck, lcher uns zu Gebote steht) Theorien dem natürlichen und llen Recht weichen werden. Der Ausdruck „Besitz“ ist ein bestimmt ausgeprägter, ein so unmißverstehbarer, daß über n Umfang seiner Bedeutung Niemand im Unklaren seyn kann. bei ist die Sprache des Ministers so offen, seine im Bis- igen dargelegte Gesinnung eine so anerkennenswerthe, die the, die er in so wichtiger Angelegenheit dem Monarchen eben hat, zeugen von einem solchen redlichen Willen gegen Kirche, daß wir den Anträgen und Schlußnahmen in Be- f des eben erwähnten Gegenstandes mit der vollesten Be- igung entgegensehen. Was ist die Kirche von dem Stand- nkte einer des Besitzes fähigen Verbindung anders als eine ße Hausgenossenschaft? Jeder solcher gewährt der Staat sitz und Genuß ihres Vermögens und schirmt sie dabei, ohne r oder diejenigen, welche, an deren Spitze stehend, dieses rmögen verwalten, zu bevormunden, so lange sie nicht durch e Wirthschaft Veranlassung geben, darum nachzusuchen, oder lches kraft obliegender Pflicht zu verfügen. Allerdings wäre e Möglichkeit gegeben, daß die concrete Person der morali-



die „katholische Kirche im ganzen Reiche für die
lage des Volkslebens von der höchsten Bedeutun
grüßen wir hierin einerseits abermals ein Bekem
es seit einem halben Jahrhundert von einer solch
zu hören gewohnt wären, und begreifen ander
mende Wuth der revolutionären Partei sowohl
ausserhalb der Monarchie, die dann erst ihres
seyn würde, wenn sie mit dem Bestreben, dem
Grundlage zu entziehen und die ihrige an der
zu können, durchdringen könnte. Mit würdiger
mit männlichem Muth, mit dem Bewußtsein a
des Monarchen aufzutreten, hat der Minister in
denjenigen allen, welche auf dem Schutt der K
schoße gegen den Thron betten möchten, den
geworfen. Konnte er daran zweifeln, daß sie ni
selben aufheben würden? Sollte er aber daran z
daß nicht Millionen treuer Glieder der Kirche
gleich loyaler Staatsbürger sich um Thron und
freudiger schaaren werden, als ihnen nunmehr
geben ist, daß unter allseitiger Berechtigung di
nicht mehr die einzig Rechtslose seyn werde.

, in welcher allein das bezeichnende Wort „katholisch“ unverkümmerte Bedeutung findet; ihr Oberhaupt wird mehr bloß nach einer conventionellen, aber todten Höf- sformel, sondern thatsächlich als solches wieder aner- ; folgenschwere Bestimmungen, die vollkommen rechtsgül- lange wenigstens eine Kirche bestehen soll) nur in Ge- haft mit Ihm sich treffen lassen, sollen nicht ohne Ein- men mit demselben ihrem Abschlusse zugeführt werden. auch die Hoffnung der lichtfreundlichen und beglückungs- n Gegner der Kirche vereitelt, dieselbe unter dem Abster- n außen her desto ergiebiger von innen durchwühlen zu . Oesterreichs Clerus und Oesterreichs Volk darf mit en Zuversicht, wie in den staatlichen Beziehungen auf Kaiser, in den kirchlichen auf Denjenigen blicken, den s zum obersten Hirten seiner Heerde gesetzt hat.

Der Zustand von Unentschiedenheit wirkt lähmend auf nere Leben der Kirche, dessen kräftigere Entwickelung ein allgemeiner gefühltes Bedürfniß ist.“ Ein wahrhaft gol- Wort, bedeutungsreich in zweifacher Beziehung; hier zu inrichtungen, Anordnungen und der allgemeinen Gestal- dort zu den Personen, welche berufen sind, in irgend Sphäre diese für das Leben zu vermitteln. Was ver- n jene, wenn sie noch so wohl ausgedacht wären; wenn o edle und fruchtreiche Keime in ihnen lägen, wo es an gebricht? Gibt es nicht Verhältnisse und Momente, in n die Unentschiedenheit, die Thatlosigkeit, die Willens- ng noch verderblichere Folgen hat, als alles feindliche enwirken? Braucht man weit zu gehen, um sich von ahrheit dieses Satzes zu überzeugen?

och zu vielen Bemerkungen läge Stoff in dem Vortrage errn Ministers, noch manches Erfreuliche ließe sich dem llen diesen folgereichen Schlußnahmen abgewinnen; aber üssen uns dessen enthalten, um nicht allzuweitläufig zu , um den Raum für Erörterung des Sächlichen nicht kümmern.

1. Der Verkehr mit dem Oberhaupte der Kirche soll wieder unbedingt frei seyn. Wie überhaupt der Kirche (was deren Feinde, gehörte nicht mauvaise foi zu den Grundbedingungen ihres Gebahrens, wohl sich merken dürften) durch die kaiserlichen Entschließungen keine neuen Rechte gegeben, nur die von jeher bestandenen wieder anerkannt worden sind, so ist auch hierin bloß das Natürliche an die Stelle des Unnatürlichen zurückgetreten. Denn unnatürlich darf es doch genannt werden, daß ein Bischof in den ungehemmtesten Verkehr mit dem Mufti zu Konstantinopel hätte treten dürfen, das bedeutungsloseste Brieflein an das Oberhaupt der Kirche hingegen dem argwöhnischen Späherauge einer nicht immer loyal gesinnten Staatsgewalt unterwerfen müssen. Unnatürlich muß es doch genannt werden, daß ein Priester, wäre er im Besitz der erforderlichen Geldmittel gewesen, einen Besuch von Mekka unbedenklich hätte vornehmen können, würde er ad limina Apostolorum gewallfahrtet seyn, bei der Rückkehr die gesammte wohlselige Polizei (vielleicht in mehr als einem Sprengel die allerunterthänigst dienstbeflissene geistliche noch dazu) sich unfehlbar auf den Hals geladen hätte. Unausweichlich mußte jenes Hemmniß, für das es nicht einmal einen Namen, geschweige denn ein rechtfertigendes Wort gibt, mit der neuen Gestaltung der Dinge nothwendig fallen; daß sie wirklich gefallen sei, nicht mehr aufrecht sich halten lasse, hat der Clerus von Wien im vorigen Jahre durch eine an den Papst gerichtete Adresse (seit siebenzig Jahren unerhört) thatsächlich bewiesen. Dasselbe hätte unbedenklich auch jeder Bischof thun mögen. Aber würdiger ist es doch, in offener Erklärung die Berechtigung einzuräumen, als bloß schweigend geschehen zu lassen, was nimmermehr sich hindern ließ. Es kann Fälle geben, die den Schmuggelhandel unfehlbar herbeiführen, der gewissenhafte Mann wird jederzeit den freien und offenen Verkehr vorziehen. Die Stellung eines Bischofs ist aber eine solche, die ihm, bei entschiedener persönlicher Thätigkeit für dieselbe, und bei allem Willen, seine Rechte zu wahren, dennoch manche Rücksichten gebietet, die ein anderer nicht zu nehmen hat. Ist demnach diese Erklärung des Monarchen, so ist sie zugleich auch derjenigen würdiger, die fortan von derselben Gebrauch zu machen haben.

(Schluß folgt.)

LIV.

alen Zustände des hebräischen Volkes im Alterthume.

(…us einem ungedruckten Werke: die Politik in ihrer welthistorisch-genetischen Entwickelung.)

Neigung und Blick für die naturgeschichtliche Seite mit bringt, findet in dem, was die heiligen Schrifn Bundes über die kirchliche und politische Verfassung Israel berichten, eine Ausbeute für die neuentstehende t der politischen Physiologie und vergleiPolitik, wie in keiner andern Quelle älterer oder t. Daß dieser, über alle Vorstellung reiche, Jedem Stoff, trotz so vieler ausgezeichneten, ältern und rschungen im Einzelnen, nicht besser für den eben Zweck benutzt worden ist, dürfte beim ersten Aner nehmen. Aber der Grund liegt einfach darin, istorisch-genetische Methode in der Behandlung der e Naturgeschichte des Staats) selbst erst von n Datum ist. Der ältern Anschauungsweise (bis) war der Staat eben nur ein Product des menschstandes und willkührlichen Beliebens, sei es eines

Einzelnen, oder eines Senats weiser Männer, oder ein gemeinen Volksversammlung. Von einem so untergeo und man kann hinzusetzen: irreligiösen Standpunkte a sich denn freilich die Verfassung des hebräischen Volkes merkwürdigsten, welches je gelebt hat! — eben so we irgend eine andere begreifen. Erst Der, welchem de ein unter der Leitung der Vorsehung entstandenes E ewiger Gesetze der Natur und der Geschichte ist, kann einer Untersuchung, wie sie hier angestellt werden soll, den. Abgesehen davon war aber auch der Gesichtspu welchem man die Gesetzgebung Mosis faßte, häufig einen oder andern Seite hin verfehlt. Nahm der älter stantismus den mosaischen Staat nicht selten für die bar von Gott dictirte Normalverfassung, welche in je zelnen Lande jeder Zone und zu jeder Zeit, sklavisch ihren Zügen copirt werden müsse, so stellte sich umge spätere, ihrem Ziele näher rückende und die Maske Denkgläubigkeit auf den entgegengesetzten Standpunkt. ältern protestirenden Orthodoxie auf dem Fuße folgen klärung begab sich sofort auf das Feld der Skepsis, das alte Testament für gute Beute, und legte an die G des Volkes Gottes, als Maßstab der Kritik, Begriffe, dem engsten Kreise der trügerischen Erfahrungen des Z Voltaire's und Friedrichs II. geschöpft waren. In Folg suchte man die Begebenheiten einer jugendkräftigen Z der das Wunder mit dem Glauben gleichen Schritt hiel beide das tägliche Brod der Menschheit waren, im Sin rationalistischen Spießbürgerlichkeit des greisenhaftesten und gestandensten aller Jahrhunderte (des 18. der christlichen rechnung!) zu begreifen. Der hegel'sche Atheismus der j vergangenen Tage, der sich zur Stunde bereits selbst ge hat, ist nur die letzte Vollendung dieser ausleerenden A Heute dürfen wir es als einen wahren und großen Fort der Wissenschaft bezeichnen, daß der eine wie der andere Irrthümer als überwunden behandelt werden darf. Na

kt jetzt mehr daran, das mosaische Recht in seinen Einzeln-
en als eine für alle Zeiten und Völker gültige praktische
rm des Staatswesens behandeln zu wollen. Allerdings ist es
Wort Gottes; dieses aber ist als bindender Befehl zunächst
an die Kinder Israel ergangen. Für den Christen, der
er dem Gehorsam der Kirche steht, haben die Satzungen
sis nur in soweit verbindliche Kraft und gesetzliche Bedeu-
g, als sie durch die christliche Ueberlieferung gegangen, und
ch die Autorität der Kirche eine christliche Weihe erhalten
en. Wir empfangen das Gesetz Mosis nur aus der zwei-
Hand und, wie die heilige Schrift überhaupt, durch die
rche; somit kann von jenem puritanischen Mißbrauche des-
en bei dem, der in der Gemeinschaft der Kirche Christi
t, nicht die Rede seyn. Eben so fern liegt aber auch um-
hrt dem gläubigen Christen die oben bezeichnete falsche Auf-
ung, und die mit geflissentlicher Bosheit gegen die Offen-
ungen Gottes getriebene, pantheistische Kritik, die so lange
tiefere Ergründung, jedes ächte Verständniß der socialen
ände des hebräischen Volkes von vornherein unmöglich machte.
Christen verstehen wir die heiligen Schriften des alten Bun-
nur im Sinne und Geiste der Kirche (die in diesem
nkte so mit der Ueberlieferung der Synagoge, wie größtentheils
dem ältern Protestantismus zusammentrifft). Wir werden
das, was die biblischen Bücher von der Geschichte des
elitischen Volkes berichten, als gewisse und zuverlässige ge-
chtliche Wahrheit behandeln, und den beschränkten und will-
lichen Skepticismus der Aufklärungsperiode als etwas Ab-
anes unbeachtet zur Seite liegen lassen. Heute bedarf dieß
l keiner Rechtfertigung mehr.

Dieß ist der Standpunkt, von welchem die nachfolgende
ersuchung ausgeht. Sie hat nicht den Zweck, antiquarische
hungen anzustellen, sondern aus der längst bekannten bibli-
n Geschichte der Hebräer politische und sociale Folgerungen
ehen, die über dem Wirrwarr der Tagesmeinungen vielen
rer Zeitgenossen aus dem Gesichtskreise entschwunden sind.

I.

Die Hebräer sind das einzige Volk der Welt, bei welchem sich die Kunde vom Ursprunge, vom Fall und von den ersten Schicksalen der Menschheit in ihrer vollen Reinheit erhalten hat. Die Hauptgrundzüge dieses Berichts lassen sich auch in den Sagen aller andern Urvölker erkennen. Aber durch Zusätze, Verstümmelungen, Verwechselung und Vermengung mit spätern Begebenheiten und phantastische Ausschmückung, sind sie hier zum mehr oder weniger entstellten Mythus geworden. Unsere Aufgabe ist es nicht, die Aechtheit und Wahrheit der Ueberlieferung beweisen zu wollen, welche sich bei den Nachkommen Abrahams von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte, bis Moses sie endlich durch die Schrift festhielt und verkörperte. Wir wollen hier nur darauf deuten, welche Folgerungen und Ergebnisse für die Naturgeschichte des Staats sich gewinnen lassen, wenn wir, — ohne weitern Streit mit der Skepsis, — die Genesis, einfach wie sie lautet, als Ausgangspunkt und Grundlage einer politischen Untersuchung setzen.

Nach der mosaischen Geschichte schuf Gott ein Paar, von welchem die gesammte übrige Menschheit abstammt, und diese Stammeltern fielen und erniedrigten unser Geschlecht durch die erste Sünde.

Diese beiden Daten, ohne welche (beiläufig bemerkt) die Räthsel der Philosophie und der Geschichte überhaupt nicht gelöst werden können, sind auch allein geeignet, Licht und Ordnung in die Naturgeschichte des Staates zu bringen.

Es gibt zwei mögliche Anfangspunkte der Geschichte der Gesellschaft. Entweder man denkt sich im ersten Anfange eine Vielheit von menschlichen Einzelwesen zusammenhanglos neben einander lebend, sei es an einem Orte, sei es (als Autochthonen) in mehrern Ländern zugleich. Diese Annahme führt unabweisbar zu der nahe liegenden Folgerung, daß die Gesellschaft durch den Willen und die Ueberlegung dieser isolirten

Einzelnen, also der erste Staat als Communität, Gemeinwesen und Republik durch ihren Vertrag entstanden sei.

Oder man schließt von der unläugbaren Thatsache, daß jeder Mensch von einem Vater erzeugt und von einer Mutter geboren seyn muß, rückwärts auf ein, durch einen Act der göttlichen Schöpfung entstandenes erstes Menschenpaar, welche Annahme wenigstens nicht unbegreiflicher wäre, als zehn, hundert oder tausend ursprüngliche Autochthonen, die in jedem Lande zugleich aus dem Boden hervorwuchsen.

Wir können die Frage unörtert lassen, welche von beiden Voraussetzungen dem gesunden, natürlichen Gefühle mehr zusagen wird. Wir haben es hier überhaupt nicht mit mehr oder weniger wahrscheinlichen Voraussetzungen und Erklärungsversuchen, sondern mit der mosaischen Urgeschichte zu thun, und diese berichtet den zweiten jener Fälle, nicht als Conjectur oder Hypothese, sondern als geschichtlich überlieferte, unzweifelhaft gewisse Thatsache.

Der erste gesellige Zustand, (in diesem Sinne also der erste Staat) war diesem nach kein unorganischer Haufe von Menschenatomen, die sich erst durch ihre Willkühr aneinander schließen und mit theoretischer Ueberlegung als Verbindung gliedern mußten, sondern ein von Gott selbst erschaffener, natürlicher Organismus, — eine Familie. Eine solche ist dann aber auch die ganze Menschheit; alle die ein Menschenantlitz tragen sind Seitenverwandte oder Abkömmlinge von einander, weil sie Nachkömmlinge gemeinschaftlicher, erster Eltern sind. War ferner die erste Familie der erste Staat (dieß Wort hier im weiten und allgemeinen Sinne gleichbedeutend mit: geselliger Zustand genommen), so sind alle spätern Staatsformen auch nicht reine Erfindungen der Willkühr und des voraussetzungslosen Beliebens; sie sind keine Versuche, auf einer tabula rasa gemacht, sondern bloße Entwickelungen, Veränderungen, Umbildungen eines ursprünglich gegebenen, nicht von Menschen erfundenen Zustandes. So gewiß dieß ist, so muß dabei aber

dennoch gleich von vorneherein ein gefährliches Mißverständniß beseitigt werden. Daraus: daß die erste Familie der erste Staat war, folgt nicht, wie Robert Filmer und Thorel wollen, daß die Famile oder der patriarchalische Zustand ein Normalstaat sei, eben so wenig wie daraus, daß jeder Mensch im Anfange ein hülfloses Kind war, geschlossen werden kann, daß der Zustand der ersten Jugend mit allen seinen Consequenzen der allein rechtsmäßige sein müße. Die heilige Geschichte berechtigt uns zu den wichtigsten historischen Folgerungen. Sie liefert uns das Fundament für die Naturgeschichte der Gesellschaft. Aber staatsrechtliche und praktisch-politische Probleme späterer Zeiten oder heutiger Zustände bloß aus der Genesis entscheiden zu wollen, war ein großer Fehlgriff einer frühern legitimistischen Schule des siebenzehnten Jahrhunderts.

So wie die, auch von der christlichen Kirche als Wort des heiligen Geistes anerkannten, heiligen Schriften der Hebräer uns Aufschluß geben über den Ursprung aller geselligen Verbindung unter den Menschen aus der ersten Familie, so liefert andrerseits die Kunde von dem Falle der Menschheit den unentbehrlichen Schlüssel zu den Erscheinungen des Lebens, der Einzelnen, wie der Gesellschaft. Durch die erste Sünde trat die Entzweiung der Menschheit mit Gott, mit der Natur, mit seines Gleichen ein. Fortan mußten Adam und sein Geschlecht im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod eßen; ohne harte Arbeit trug der verfluchte Acker nichts als Dornen und Disteln. Daher das, Andere vom Genusse ausschließende Eigenthum; ein unblutiger stiller Krieg, den Selbstsucht gegen Selbstsucht führt; daher auch der offene und erklärte Krieg der Waffen und sein Gefolge: Eroberung, Unterjochung, Herrschaft des Starken und Dienst des Schwachen, Tyrannei und Auflehnung; daher endlich die häusliche Sclaverei, die Leibeigenschaft, oder die noch drückendere Armuth des Scheinfreien, mit allen ihren Gräueln und Schrecken. Aus diesen traurigen Bedingungen ihres Daseins kann die Menschheit so wenig wie der Einzelne willkürlich wieder heraus treten. Sind Krankheit und Tod

das Loos des Menschen, von dem Verlust des Paradieses an, so tragen auch alle seine Werke und seine gesellschaftlichen Einrichtungen den Keim der Zerstörung in sich. Nichts ist ganz so, wie es sein soll. Daher auch die unvermeidliche und nothwendige Gebrochenheit, die Mangelhaftigkeit und Unvollkommenheit, die Unzulänglichkeit aller und jeder menschlichen Zustände und politischen Ordnungen.

Der Mensch kann diese Ketten nicht aus eigener Kraft zerreißen. Jeder Versuch sie abzuschütteln verschlimmert das Loos des Volkes, welches ihn macht und zieht die Fessel nur noch enger zusammen. Das, was uns in den Zustand des Schmerzes und der Unvollkommenheit versetzte, — die Sünde, in welcher wir empfangen wurden, — bringt jeder Einzelne ohne Ausnahme mit auf die Welt. Gegen deren Folgen helfen keine bloß äußerlichen Mittel; es läßt sich kein politischer Zustand erfinden, der das Ungemach des Lebens beseitigen, das verlorne Paradies wieder öffnen, einen Zustand reinen Glücks und ungetrübter Zufriedenheit herstellen *) könnte. Wohl aber ist nach den Worten der Genesis (und dieß ist der dritte, für die Universalgeschichte der Gesellschaft wichtige Aufschluß, den

*) Die Revolution unserer Tage will die vorhandenen geselligen Zustände (Obrigkeit, Ehe, Eigenthum u. s. w.) von Grund aus (radical) zerstören, und dann Einrichtungen in die leere Stelle setzen, welche schon zum Theil (durch Proudhon, Lamennais, Daumer, Feuerbach u. A.) erdacht, wenn auch noch nicht erprobt sind, zum Theil (nach Vollendung des Werkes der Zerstörung) erst erfunden werden sollen. Die Thatsache des Falles hat in der Theorie der Revolution eben so wenig einen Platz, wie die christliche Lehre von der Erlösung. Die Leiden der Menschheit sind nach der Religion des Umsturzes ein ungeheures Unrecht, welches Könige und Fürsten, Aristokraten, Priester, Reiche und Eigenthümer ihr muthwillig angethan haben. Denen, die ihr dienen und ihrer Lehre blind glauben werden, verspricht die Revolution alle Reiche der Welt, ja selbst (wie namentlich Cabet) ein Leben von hundert und vierundvierzig Jahren.

sie uns gewährt!) es ist der Menschheit mit dem Fluche zugleich ein Erlöser verheißen. Diese durch die Urväter von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte Hoffnung hat das Volk der Hebräer rein bewahrt, bis zu dem Tage, wo in der Fülle der Zeiten die Jungfrau den Heiland aller Welt gebar.

Es ist unsere Absicht nicht, die Urgeschichte der Menschheit von den Tagen Adams bis auf Abraham, den Urvater des hebräischen Volkes, zum Gegenstande unserer Untersuchung zu machen. Die Wiege der Menschheit ist mit heiligem Dämmerlichte umgeben, ähnlich wie das Leben des Einzelnen mit der Unbewußtheit des ersten Kindesalters anhebt. Das, was die Genesis sagt, befriedigt unsere Wißbegierde nicht, aber es gestattet uns Schlüße auf den Zustand der urweltlichen Gesellschaft. Beginnt die Menschheit mit einer Familie, so ist auch, ganz ähnlich wie bei den Hebräern, deren älteste Geschichte wir mit Sicherheit bis auf ihren Stammvater verfolgen können, die erste und älteste Verfassung der in ungetheilter Einheit zusammenlebenden Menschenfamilie, die patriarchalische, oder die Herrschaft des Familienoberhauptes gewesen. Diese aber konnte sich bei der Lebensdauer der Urväter in einer Weise entwickeln, wie später nie mehr. Adams Alter kam auf 930 Jahre, Methusalem wurde 969, selbst Noah noch 950 Jahre alt. Erst nach der Sündfluth nimmt die Lebensdauer ab. Sem lebt 600, Abraham der zehnte nach ihm bloß noch 175 Jahre. Nimmt man mit Gatterer*) an, daß sich die Zahl der Menschen immer in 41 Jahren verdoppelt habe, so hätte sie am Ende von Adams Lebensdauer, bereits zwischen 8 bis 9 Millionen betragen. Der gesellige Zustand der Urzeit wäre demnach der, einer in's Riesenhafte ausgewachsenen Familie gewesen, deren natürlicher Herrscher der gemeinschaftliche, noch vorhandene Stammvater Aller gewesen sein muß. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Cain (Genesis Cap. 4.)

*) Universalhistorie Th. I, S. 157.

Gründer eines besondern, von den übrigen getrennten Stammes (oder Staates) wurde.

Daß Adam bei oder kurz vor seinem Tode die Würde des Patriarchats etwa, nach Cain's Brudermord, ausnahmsweise auf den zweitgebornen Seth übertragen habe, davon findet sich in der Genesis keine Spur. Wahrscheinlich aber ist aus mehreren Gründen die Primogenitur die Regel. Der Erstgeborne ist der Aelteste nach dem Stammvater, mithin der Ehrwürdigste, dem Patriarchen am nächsten Stehende. Zudem führt die Genesis die Reihenfolge der Erzväter vom Erstgebornen zum Erstgebornen auf*), gerade so wie wir die Reihenfolge der Regenten eines Reiches nennen. Die Auflösung der ursprünglichen Einheit, die Trennung des Menschengeschlechtes, wird dagegen ausdrücklich als ein bei weitem späteres Factum berichtet. Blieb daher das Geschlecht zusammen, so ist es kaum anders möglich, als daß es ein Haupt haben mußte, und dieß zu sein hatte der Erstgeborne, und demnächst dessen Erstgeborner, ohne Zweifel den nächsten Anspruch. Allein wir können den Streit über diese Fragen auf sich beruhen lassen. Denn die Fluth, von der auch die Sagen aller andern Völker Meldung thun, vertilgt das sündhafte Geschlecht, und Noah wird nach ihr der zweite Stammvater der Menschheit. Die Gesellschaft beginnt mit ihm unter ähnlichen Bedingungen, wie nach der Schöpfung mit Adam. Noah und sein Weib, und seine drei Söhne Sem, Cham und Japhet mit ihren Weibern gehen in die Arche, und diese acht Menschen sind die Wurzel der neuen Menschheit, Noah's drei Söhne die zweiten Stammväter unsers Geschlechts. „Aber die Söhne Noes, sagt die Genesis**), die

*) Z. B. „Methusala war sieben und achtzig Jahre alt, und zeugte Lamech. Und Methusala lebte, nachdem er Lamech gezeugt, siebenhundert und zwei und achtzig Jahr, und zeugete Söhne und Töchter." (Genesis Cap. 5, 25. 26.)

**) Cap. 9. V. 18 u. 19.

aus der Arche gingen, waren Sem, Cham und Japhet; ... das sind die drei Söhne Noes, und von diesen ist das ganze Menschengeschlecht auf der ganzen Erde entsprossen." Dann werden (im zehnten Capitel) die 72 Stämme der Noachiden aufgezählt und am Schlusse dieses Berichts heißt es: „Das sind die Geschlechter Noes nach ihren Völkern und Nationen. Aus ihnen schieden sich die Völker auf Erden nach der Fluth."

Es leuchtet von selbst ein, daß es schwer, und meistentheils unmöglich ist, die später in der Geschichte auftretenden, oder gar die heutigen Völker auf einen bestimmten Stammvater zurückzuführen. Das aber ist gewiß, daß jedes Urvolk aus einer Familie entstanden sein, und mithin unter den Abkömmlingen der drei Söhne Noah's Einen zum Stammvater gehabt haben muß.

Die beiden für die Geschichte der Gesellschaft wichtigsten Thatsachen, welche die heilige Urkunde aus der, der Sündfluth unmittelbar folgenden Zeit berichtet, sind:] Noah's Fluch und Segen und die Trennung und Zerstreuung des Menschengeschlechts, als der Herr dessen Sprache beim Baue auf der Ebene Sennaar verwirrte. „Und Noe, ein Ackersmann, fing an die Erde zu bauen und pflanzte einen Weinberg. Und da er Wein trank, wurde er trunken und lag entblößt in seiner Hütte. Als dieß Cham sah, der Vater Chanaans, daß nämlich seines Vaters Schande entblößt sei, sagte er es draussen seinen beiden Brüdern. Aber Sem und Japhet legten einen Mantel auf ihre Schultern, und gingen rücklings hin die Schande ihres Vaters zu bedecken, und wandten ihr Angesicht weg, daß sie ihres Vaters Schande nicht sahen. Als aber Noe erwachte vom Wein, und erfuhr, was ihm sein jüngster Sohn gethan, sprach er: Verflucht sei Chanaan, ein Knecht der Knechte sei er seinen Brüdern! Und sprach: gebenedeiet sei der Herr der Gott Sems; Chanaans sei sein Knecht. Gott breite Japhet aus; und er wohne in den Hütten Sems, Chanaan sei sein Knecht." Daß Segen und Fluch sich wie Reich-

Armuth, wie Schönheit und körperliche Gebrechen, und böse Anlagen auf die Nachkommen vererben, und die Missethaten der Väter an den Kindern und Kindes- :aft und ihre Tugend belohnt bis auf die fernsten Ge- dieß ist eine Thatsache, welche die tägliche Erfah- :, und ohne welche die Weltgeschichte ein unverständ- thsel bliebe. Chanaan ist unter den Söhnen Chams Nationen, welche von ihnen stammen, wohl nur ge- eil dessen Nachkommen mit dem Volke, zu welchem rach, in die nächste Berührung kamen, und die des Fluches, den der Erzvater aussprach, für sie die rste und wichtigste Bedeutung hatte. Er ist aber anzen Geschlechte Chams in Erfüllung gegangen; die ie von diesem stammen tragen das Joch der christ- tionen, der Nachkommen Sems und Japhets, bis auf ;en Tag. Denn aus Sem's Geschlechte ist Christus und Japhets Nachkommen, die heutigen Europäer, ı den Hütten Sems, weil sie an dem Heile Theil velches von den Juden kam. Jener Fluch und Se- t uns die Ungleichheit der Racen und die un- Thatsache, daß es Völker gibt, in denen von ihrer der priesterliche oder ritterliche Charakter vorschlägt, s andere gibt, auf denen umgekehrt der unvertilgbare :er Dienstbarkeit lastet.

Thurmbau zu Babel hat die Aufklärung des vorigen :rts nach Kräften geläugnet und verlacht. Nachdem ıeuester Zeit Reisende die noch vorhandenen Funda- Riesenbaues mit eigenen Augen untersucht und be- ben, wird die Thatsache selbst wohl von keinem eini- Unterrichteten mehr bezweifelt. Dennoch knüpfen sich ı dieselbe, die noch lange nicht genügend aufgehellt die wir hier nur im Vorbeigehen andeuten wollen. h der biblischen Chronologie Noah sogar die Geburt noch um 58 Jahre überlebte, oder wenigstens, wie e Berechnung will, erst ein Jahr vor Abrahams Ge-

burt starb, so fällt jedenfalls der Thurmbau noch in seine Lebensdauer. Nun ist es mit eben so großer Gewißheit vorauszusetzen, daß Noah, der zweite Stammvater der Menschheit, so lange er lebte ihr natürliches Oberhaupt gewesen sei, als es unmöglich ist anzunehmen, daß der heilige Seher, den Gott auf so wunderbare Weise gewürdigt der Erhalter unsers Geschlechts zu werden, sich bei dem Werke titanischen Uebermuthes betheiligt haben könnte. Beiderlei Voraussetzungen aber angenommen: wie verhielt sich denn der Thurmbau, der jedenfalls eine Art Rebellion gegen die Autorität Gottes war, zur Autorität des gemeinschaftlichen Vaters aller damals lebenden Menschen? Bringen wir das, was die Genesis von dem Tyrannen Nimrod sagt *), damit in Verbindung, daß der Thurmbau in dem Lande vor sich ging, von wo aus Nimrod's Reich seinen Anfang nahm **), so ist die Meinung mehr als wahrscheinlich, daß Nimrod der Urheber und Leiter des gottlosen Baues gewesen. Dieß vorausgesetzt gewönne dann die gesammte Unternehmung die Bedeutung eines entscheidenden Wendepunktes in der Entwickelungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft. Nimrod, der Enkel Chams, „der zuerst mächtig zu sein anfing auf Erden", erschiene dann dem noch lebenden Patriarchen Noah gegenüber als der erste Usurpator; sein Reich als der erste, auf Gewalt gegründete Versuch: einen künstlichen Staat in die Stelle des ursprünglichen Familien- und Naturstaates zu setzen. Der Thurm sollte Zeichen und Sinnbild des auf menschliche Ueberhebung gegründeten, neuen despotischen Univer-

---

*) Der heil. Augustinus (de civitate Dei Lib. XVI. cap. 4.) sagt: dictus est gigas iste *venator contra Dominum* (Genesis X. 9.) Quod non intelligentes nonnulli, ambiguo graeco decepti sunt, ut non interpretarentur *contra* Dominum, sed *ante* Dominum; *ἐνάντιον* quippe et *contra* et *ante* significat.

**) Genesis X. V. 10. Der Anfang seines Reiches aber war Babylon.

zahlreiches werden. Aber auch die Strafe aller Frevler gegen die ewige Ordnung der Gesellschaft hätte den Gewaltherrn und seinen Anfang getroffen. Gott der Herr verwirrte, damals wie später und noch in neuester Zeit, die Sprache der Maurer. Der Bauplan scheiterte. Die alte Eintracht war freilich gesprengt. Aber aus der frevelhaften Auflehnung ging nicht die beabsichtigte, neue despotische Einheit, sondern gerade das Gegentheil: die nicht gewollte Vielheit und Zerstreuung der Menschheit hervor, ebenso wie umgekehrt die Herrschaft der Gewalt nothwendiges Ergebniß der falschen Freiheitsbestrebungen ist. In dieser tiefern Weise faßt namentlich der heilige Augustin *) die babylonische Verwirrung der Sprachen auf. Er nennt Nimrod einen gewaltigen Jäger gegen den Herrn. Was ist aber unter dieser Benennung Jäger anders zu verstehen, als ein Betrüger, Unterdrücker, Vertilger der auf Erden Lebenden? Mit seinen Völkern errichtete er einen Thurm gegen den Herrn, wodurch die gottlose Hoffart angedeutet wird. Aber nach Verdienst wird das schlechte Gelüsten bestraft, auch wenn es seinen Zweck nicht erreicht. Worin bestand die eigenthümliche Art der Strafe? Die Herrschaft des Gebietenden liegt in der Zunge, und dort wurde der Hochmuth gezüchtigt. Derjenige, der nicht erkennen wollte, daß er dem Befehle Gottes zu gehorchen habe, wurde nicht verstanden, wenn er selbst den Menschen befahl. Und somit wurde jene Verschwörung aufgelöst. Jeder wich von dem zurück, den er nicht verstand, und gesellte sich nur zu dem, mit dem er sprechen konnte. Und also wurden die Völker nach ihren Zungen getrennt, und durch die Länder zerstreut, wie es Gott gefiel, der dieß auf verborgene und uns unbegreifliche Weise bewirkte."

II.

Es ist uns keine sichere Kunde aufbehalten, wohin sich Noah nach der Trennung der Völker mit den ihm anhängen-

*) De Civit. Dei Lib. XVI. c. 4.

den Geschlechtern gewendet. Eben so wenig können wir die Urvölker und die ältesten Reiche, die in jener Zeit der Auflösung der großen Menschenfamilie entstanden sein müßen, mit historischer Genauigkeit auf ihren Ursprung zurückführen. Den Werth der hieher gehörenden mannigfachen, oft sehr geistreichen Vermuthungen zu prüfen und den mehr oder minder dichten Schleier zu lüften, der die Wiege der alten Reiche deckt, ist hier nicht der Ort. Die Hebräer allein sind das Volk, dessen Geschichte von seinem ersten Ursprunge an, in seinen Grundzügen klar vor uns liegt. In Sems Geschlechte erhielt sich, inmitten der, über die Menschheit hereinbrechenden Verwirrung des Heidenthums, die reine Ueberlieferung der Uroffenbarung. Der zweite seiner Nachkommen war Heber, von dessen Sohne Phaleg die Genesis (X. v. 25) sagt: daß in seinen Tagen die Erde getheilt wurde. Der fünfte nach diesem war der Sohn Thare Abraham *). „Und der Herr sprach zu Abram: Geh aus Deinem Lande und aus Deiner Verwandtschaft und aus Deines Vaters Hause und komm in das Land, das ich Dir zeigen will. Und ich will Dich zum großen Volk machen, und Dich segnen, und will deinen Namen groß machen, und Du sollst gesegnet seyn. Ich will segnen, die Dich segnen und verfluchen, die Dich verfluchen, und in Dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde." Also wird Abraham in derselben Weise Stammvater des hebräischen Volkes, welches sich in seiner Person von dem großen Stamme der Menschheit abzweigt, wie Adam und Noah Stammväter und Erzeuger der ganzen Menschheit gewesen waren.

Mit dem Zeitpunkte wo Thare „Abram seinen Sohn nimmt, und Lot den Sohn Arans, seines Sohnes Sohn, und Sarai, das Weib Abrams seines Sohnes", und zieht mit ihnen aus, von Ur in Chaldäa, um ins Land Chanaan zu ziehen, mit diesem Zeitpunkte beginnt die Familiengeschichte des hebräischen Volkes, die wir als jedem Christen bekannt voraussetzen dürfen.

*) Genesis XII. 1—3.

ir können uns in Betreff derselben auf folgende Bemerkun-
n beschränken.

Wir kennen die Schicksale der Erzväter von Phaleg bis hare nnd Abraham nicht. Wahrscheinlich ist der Typüs ih-s wandernden Hirtenlebens derselbe gewesen, wie später unter brahams Söhnen und Enkeln. Gewiß aber ist: daß, wenn icht früher schon, so doch mit jener Auswanderung aus dem nde Ur in Chaldäa für Thare und später für seinen Sohn e vollständigste Unabhängigkeit von jeder andern berherrlichen Gewalt (nach unserem heutigen Sprachge-auche: Souverainetät) eintritt. Das Land, wohin er g, hätte gar keinen bestimmten Herrn, es war von Noma-n bewohnt. Abraham, Isaak und Jakob vereinigen als triarchen in ihrer Person die Würde des Familienoberhaup-s, mit der des Priesters, Lehrers und Bewahrers der Ueber-rung, und beides mit der Stellung des unabhängigen rführers und obersten Richters. Hier schlummern in der triarchalverfassung, wie im Schooße der Mutter, die Keime theokratischen Priesterherrschaft, wie die des heroischen nigthums unentwickelt neben einander. Und dennoch kann n einer unumschränkten Gewalt im Sinne der heutigen t nicht die Rede seyn, denn Abraham und die Erzväter, seine chkommen stehen selbst unter der besondern Leitung Gottes, zu ihnen spricht, wie der Mann mit dem Manne. Nach en hin aber ist Abraham in allen Stücken ein unabhängi-r Fürst, dem zu einem heutigen Könige nichts fehlt, als ein nes Volk. Das seinige ist erst im Keime vorhanden. — e gelegentliche Nachricht in der Genesis bezeichnet den Um-g dieses abrahamitischen Reiches. Abraham hatte dreihun-t und achtzehn Knechte, die sämmtlich in seinem Hause ge-en waren. Hatte er deren Aeltern gekauft oder im Kriege fangen? oder hatten sie sich ihm freiwillig zu eigen erge-n? Wahrscheinlich sind alle drei Entstehungsarten der Skla-rei neben einander vorgekommen, da zu Joseph's Zeiten so-r schon der Sklavenhandel im vollen Gange war. Dennoch

übt, trotz des geringen Umfanges seiner Macht, Abraham alle Rechte eines unabhängigen Königs, wenn auch nur im Kleinen. Er schließt Bündnisse und führt Krieg. Er schickt, ganz nach der Sitte späterer Zeiten, seinen Knecht Eliefer, um für seinen Sohn Isaak eine Braut zu werben. Mit seines Bruders Sohne geht er einen politischen Vergleich und Theilungsvertrag ein *). Zugleich ist dieser Fall ein Beispiel, wie sich in der patriarchalischen Zeit, wo die Wurzeln der Geschlechter liegen, und fast jeder Mensch Stammvater eines Volkes ist, die Familien und mit ihnen die Staaten von einander abzweigen. So entstehen aus der Blutschande Lots die Moabiter und Ammoniter. Ismael wird der Stammvater der Araber, Esau der der Edomiter. Aber auch der Begriff der rechtmäßigen Erbfolge (Legitimität) der damaligen Monarchen hält sich auf dem rein theokratischen Hintergrunde jener einfachen Verhältnisse hervor. Er knüpft sich rein und lediglich an den Segen Gottes, welcher diesem bestimmten Blut und Geschlechte, dem Abraham und der Sarah, ertheilt wurde. Deshalb ist Isaak allein der rechtmäßige Erbe und Nachfolger, und der mit der Magd erzeugte wird vertrieben. Aber der Segen kann auch verloren gehen. Esau, der sich mit zwei Kananiterinnen vermischt, und durch die That bewiesen hat, wie wenig ihm daran liegt, die Reinheit seiner Abstammung auf seine Nachkommen zu überliefern, verkauft seine Erstgeburt für ein Linsengericht, und Jakob empfängt das hohe Vorrecht, welches in den Worten des Segens liegt: „Völker sollen Dir dienen und Stämme sich vor Dir beugen; ein Herr sollst Du sein über deine Brüder, und die Söhne deiner Mutter sollen sich vor dir bücken.“ In ähnlicher Weise lautet auch der prophetische Segen Jakobs, den Juda empfängt, weil Ruben sein Recht durch Blutschande verwirkte, Simeon und Levi sich dessen durch die grausame Metzelei zu Sichem unwürdig machten: „Juda, dich werden deine Brüder loben. Deine Hand wird sein auf dem Nacken deiner Feinde, vor dir werden sich bücken die Söhne deines Vaters.“

*) Genesis Cap. 13. V. 5—11.

Mit der Einwanderung der Söhne Jakobs in Aegypten
t deren äußere Unabhängigkeit verloren. Sie werden, ob-
hl ihnen Freiheit von allen Abgaben zugesichert worden,
ste und Unterthanen des Pharao, bleiben aber, indem sie
einem zahlreichen Volke anwachsen, ein unvermischtes Ge-
lecht.

Auf Jakob folgt kein weiterer gemeinsamer Patriarch des
gen Volkes. Dennoch aber lösen sich die Kinder Israel
er ägyptischer Herrschaft keineswegs in einen atomistischen
ufen von Individuen auf. Die Stammes- und Familien-
fassung bleibt unter allen äußern Stürmen und Bedräng-
en noch viele Jahrhunderte lang das Netz, welches, ganz
esehen von jeder spätern positiven, politischen Einrichtung
Eintheilung, die Nachkommen Abrahams zu einem wohl-
rdneten, naturwüchsigen Organismus verbindet und zusam-
nhält. An sich ist jedes unvermischte Urvolk eine Familie.
werden in der Genesis (Cap. 25. V. 16. Cap. 36. V. 15
ff) die Stammesfürsten der Ismaeliten und der Edomiter
chkommen Esaus) aufgezählt; auch bei den heutigen Ara-
r erinnert der Name Scheich (der Alte), den die Häupter
Horden führen, noch an die ursprüngliche Würde des Fa-
enoberhauptes, und in der (erst nach der Schlacht bei Cul-
n zerstörten) Clanverfassung der Schotten hatten sich Reste
Familienstaates bis nahe an unsere Tage erhalten. Den
rdern aber war das, in jedem einzelnen Gliede des großen
zen lebende Bewußtseyn der Blutsverwandtschaft tiefer ein-
gt, als allen andern Völkern; es wurde bei ihnen von
Hoffnung auf einen Messias getragen, der aus ihrem
e stammen werde. So war dem rechtgläubigen, hoffenden
sehnsüchtig der Erlösung harrenden Juden das Fortführen
Geschlechtsregister Sache des Glaubens und der Familien-
zugleich. Israel war in seinem innersten Wesen ein ge-
logisches Volk, und hieran knüpfte sich seine, strenger wie
jedem andern ausgeprägte, und länger festgehaltene Fami-
gliederung. Bildeten alle Stämme zusammen ein, von ge-

meinsamer Erinnerung und Erwartung eng zusammengehaltenes, großes Gemeinwesen, so machte jeder einzelne Stamm wieder einen besondern Staat im Kleinen aus. Die Israeliten wurden jedenfalls, wie auch die Formen ihrer politischen Regierung wechseln mochten, nach der Zahl der zwölf Stämme von zwölf Fürsten regiert. Im II. Buch Mosis Cap. 4. V. 29 ist von einer Versammlung aller „Aeltesten“ der Söhne Israels in Aegypten die Rede. Im 6. Cap. V. 14 u. ff. werden „die Fürsten der Stammhäuser nach ihren Geschlechtern“ aufgezählt; und im IV. Buche Cap. 2 nennt Moses die damals lebenden Fürsten jedes Stammes. Auf der Wanderung durch die Wüste lagern die Israeliten „nach den Stammhäusern ihrer Geschlechter.“ Die zwölf Stämme zerfielen nämlich in weitere und engere Sippen, „Geschlechter“ und „Häuser der Väter“ (oder Stammhäuser). Dann erst wurde nach einzelnen Köpfen gerechnet. Jede Abtheilung aber hatte ihre Häupter, welche (z. B. Josua Cap. 23. 24) bei Volksversammlungen zusammentreten. Auch zu Davids Zeiten werden noch die Fürsten der Stämme erwähnt. (I Chron. Cap. 28 V. 2. Cap. 27. V. 16.) Hieraus erhellt, daß das Volk Israel, auch wenn es kein allgemeines Oberhaupt (König oder Richter) hatte, dennoch immer unter seinen natürlichen und angebornen Führern stand. — Außerdem bildete, wie sich aus dem Nachfolgenden ergeben wird, nach Mosis Zeiten der Hohepriester jedenfalls einen kirchlichen, und, wenn es [illegible] war, auch einen politischen Mittelpunkt. „Wenn man“, [illegible] Michaelis ganz richtig, „den Kopf davon nahm, so blieb [illegible] immer ein lebendiger Leib, nur daß er sich in dem einen [illegible] langsamer bewegte, als im andern.“

Diese natürliche Gliederung des Volkes Israel müssen [illegible] im Auge behalten, denn seine Familienhierarchie ist die Grund[illegible]lage für alle spätern geistlichen und weltlichen Einrichtungen des hebräischen Staates. Darum war auch das Gebot: „[illegible] einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und die Alten [illegible] (3. B. Mos. 19, V. 32), eines seiner Grundgesetze.

LV.

Skizzen aus der römischen Revolution von 1848.

(Mittheilungen aus den Tagebüchern von deutschen Augenzeugen.)

Dritter Artikel.

Seit den gewaltigen Erschütterungen der Märztage schritt die Revolution mit verdoppelter Schnelligkeit vor; Alles folgte ihrem Siegeswagen; sie spielte die Meisterin der Völker und der Geschicke. Da folgt schnell eine Handlung der anderen; das Drama gewinnt an Interesse und Lebendigkeit, eilt aber auch darum desto rascher dem Schluße entgegen. Immer verwickelter wird der Knäuel, die Katastrophe bereitet sich vor und doch zögert sie wieder; endlich löset sich die Verwickelung; aber die Gemüther sind unbefriedigt; das Drama schließt zwar, aber nur, um in einem neuen sich fortzusetzen. Die italienische Revolution ist so wenig, als die deutsche, abgeschlossen und beendet; sie ist temporär unterdrückt, in ihrem Princip aber besteht sie fort; sie ist nicht geistig überwunden, sie ist nur physisch beengt. Erst einer ferneren Zukunft ist es vorbehalten, das Ende des großen Kampfes herbeizuführen, der in der Gegenwart unausgefochten blieb.

In diesen Märztagen hätte man Flügel haben mögen, um von einem Punkte Europas schnell zu dem andern zu gelangen,

und alle die Bewegungen zu beobachten, die aus einer und derselben Quelle hervorgingen, und auch in ihrem äußeren Auftreten diesen gemeinsamen Ursprung hinlänglich beurkundeten. Ich war in Rom, und da gab es genug zu sehen und zu hören; auf diesem Punkte konnte man sich leichter zufrieden geben; fast jeder Tag brachte sein neues Ereigniß. Vor allem war es interessant, die Eindrücke zu beobachten, welche die französische Februarrevolution, wovon die ersten bestimmten Nachrichten am 3. März eintrafen, in den Gemüthern hervorbrachte. Als der Pöbel statt des früheren Wappens vor dem französischen Gesandtschaftslokal auf der piazza dei dodici Apostoli die Fahne der Republik erblickte, da zog er massenweise dahin und brüllte unaufhörlich sein: Viva la Francia! Morte ai Re! Einige Bürger äußerten darüber Besorgnisse; wir leben ja auch in einem monarchischen Staate, sagten sie; wie reimt sich dazu solche Freude über den Sturz eines Königs? Aber sie wurden bald beruhigt, als man ihnen sagte, der Franzosenkönig sei ja der erbittertste Feind Pio Nono's gewesen, mit Recht könnten sich also die Freunde des Papstes über den Untergang desselben freuen. Natürlich stimmten auch sie dann in den Jubel ein. Während nun den Königen und den „eidbrüchigen" Ministern ein solches Pereat gebracht ward, ließ sich auch mitten unter dem wilden: Viva la libertà! ganz schwach das Viva Pio IX.! hören; denn letzteres war einmal stereotyp geworden, und durfte wenigstens nicht ganz fehlen. Die Ideale dieser Republik gewannen nun wieder eine große Macht; die lombardischen Kriegsgesänge wurden auch in Rom heimisch, und schienen bald an die Stelle des antonomastisch so genannten inno (Piushymne) zu kommen. Guerra, guerra, sangue, sangue! das war meist der Refrain dieser Schlachtlieder. Moral und Humanität dieser patriotischen Gedichte liegt in dem einen Satz: „Jeder Dolch, jedes Schwert ist heilig, das des Barbaren Brust durchstößt!"

Jetzt begann die Fastenzeit, sonst so still und einförmig in der Tiberstadt, wo aller Lärm, besonders alles nächtliche

Geschrei streng verpönt war — ein Verbot, um das sich die Männer der Freiheit wenig bekümmerten. Pius hatte schon vorher die Fastenprediger der verschiedenen Kirchen zu sich beschieden, und ihnen in wenigen, aber nachdrucksvollen Worten angedeutet, worauf sie besonders zu wirken hätten in dieser gefahrvollen und unheilschwangeren Zeit. Allein andere Prediger hatten ihnen schon vorher das Terrain abgewonnen; die Stimme des Rufenden mußte in der Wüste verhallen. Hatten doch selbst einige fanatisirte Mönche vorher die Kanzel entweiht durch Entwickelung ihrer radikalen und rationalistischen Theorien, wie sie auch in den Schriften Gioberti's und anderer Wortführer des Umschwungs hervortraten, und zwar in einer Weise, die der Keckheit und Frechheit der deutschen Rationalisten wenig nachgab; hatte doch selbst der unstreitig große Redner Ventura, vielleicht um seine beinahe schon verscherzte Popularität wieder zu gewinnen, sich so weit verirrt, daß er auf den Exerzierplätzen der Guardia civica seine feuersprühenden Freiheitsreden hielt, und unter Waffengeklirr dem Strome seiner Beredsamkeit freien Lauf ließ; hatte doch der Circolo popolare in dem Colosseum, das sonst durch die Erinnerung an das hier verspritzte Blut der Glaubenshelden und durch die Stationenandacht dem frommen Volke theuer war, seine Tribune aufgeschlagen, von wo aus er immer mehr die neue Heilsbotschaft zu verbreiten begann. Ciceruacchio, ein neuer Menenius Agrippa, oder vielmehr dessen Zerrbild, bezauberte die Hefe des Volkes durch seine volksthümliche Eloquenz, und donnerte, ähnlich dem P. Gavazzi, seine Philippiken gegen den Tedesco und die Anhänger des alten Systems, einen Fortschritt proclamirend, von dem er selbst nichts wußte, als daß es nicht so bleiben könne, wie es war. Aus vielen Anekdoten von diesem „Volkstribun", der das brauchbarste Werkzeug war, um die radikalen Ideen unter das Volk zu bringen, und gleichsam ein Kanal, der die Gewässer der geistreichen Demokratie hinleitete in den sumpfigen See des niedern Volkslebens, will ich hier nur eine anführen, die ihn und seine Umgebung am be-

sten bezeichnet, und die Fadheit der ganzen Komödie klar erkennen läßt. Dieser „Schutzengel Roms“ predigte einst im Amphitheater des Titus besonders heftig den „heiligen Krieg“ gegen Oesterreich, und um für ihn sein aufmerksames Auditorium noch mehr zu entflammen, fügte er gravitätisch hinzu, er selber werde persönlich Theil nehmen an dieser glorreichen crociada; und um es (denn da er noch nie eine spada geführt, konnte es etwas zweifelhaft scheinen) unzweifelhaft zu machen, erhob er die Hand, wie zum Schwur: Vi giuro! — Halt ein! — so rief jetzt plötzlich eine Stimme aus der Menge, du darfst nicht ziehen, du bist der Schutzgenius der Stadt. — Ich muß, donnerte der Held, ich muß, mein Patriotismus drängt mich; ja ich will mein Blut vergießen für das Vaterland. Vi giuro, verserò il mio sangue, si, il mio sangue per la patria! Aber der Interpelator gab noch nicht nach. Wie? sprach er, du Schutzengel, sag einmal aufrichtig, willst du, daß Rom zu Grunde geht, daß die Feinde es plündern und anzünden, daß sie unsere Weiber und Kinder tödten! Willst du das? — Nein, sprach der große Mann, etwas abgekühlt, nein, das will ich nicht. — Nun aber, fuhr der Interlocutor weiter, wenn du wegziehst, dann ist Rom verlassen, entblößt, schutzlos, verloren. Und die Masse stimmte ein mit lautem Gebrüll: No, no, Padronangelo, non partire! Jetzt gab sich der Held gefangen, eine Thräne der Resignation vergießend. O es fällt mir schwer, sprach er; mein Herz sehnt sich nach dem heiligen Kampfe. Aber euch zu Liebe, ihr Bürger, dir zu Liebe, edle Roma, will ich das Opfer bringen und — bleiben. — Bravo Padronangelo! brüllte der Chor. — Aber, fuhr der Schutzgeist fort, wenn ich nicht ziehen kann, so will ich doch von meinem Geblüte, ich will meine Söhne senden; manderò il mio sangue; und dabei wies er auf zwei rothwangige Knaben; das waren die jungen Helden, die der Heldenvater für solche Heldenthaten bestimmte; manderò il mio sangue! bei diesem Erguß seines Patriotismus brach der Jubel von Neuem los: Evviva Padronangelo, er-

'a! Vor Rührung versagte jetzt dem Helden die Stimme. ; nachher das Gesindel der Volontari in die Lombardei zog, ıgen aber natürlich die zwei Angioletti nicht mit; sie mußten die Großthaten in Rom mit ansehen, und daran zu republi- ıischen Helden gestempelt werden.

Es war Aschermittwoch (8. März), wo Pius in der ıolina des Quirinal die Asche austheilte. Mit tiefer Rüh- ıg sprach er jedesmal das: Memento homo, quia pulvis es. f seinen edlen Zügen sah man Würde und Andacht, Liebe d Besorgniß gepaart. Viele unruhige Bewegungen hatte n schon am Morgen wahrnehmen können; es war wiede- n eine Gewitterschwüle eingetreten, die jede Brust beengte. hätte er doch den tiefen Gedanken des Tages, so wie er r seiner Seele schwebte, einprägen können in alle Herzen, doch nur an ihm und an seiner Verherrlichung zu hängen ienen! Wie glücklich wäre dann er, wie glücklich sein Volk wesen! So aber war die Zeit, wo die Finsterniß Gewalt tte, wo er absichtlich falsch verstanden ward von denen, die t ihm eines Sinnes zu seyn sich rühmten, und von Jenen t Mißtrauen betrachtet, die, auf gleichem Standpunkte mit n stehend, der Kirche und ihrem Primate ganz ergeben ren! Das Memento des Aschermittwochs war ganz verges- ; den ernsten Ruf des Tages wollte Keiner verstehen. att dessen ertönte es überall: Scuoti, Roma, la polvere legna; der Staub sollte möglichst entfernt und beseitigt wer- ı; der paßte nicht zu den stolzen Entwürfen eines freiheits- ınkenen Geschlechtes. Ein adelicher Römer, den Neuerungen hold, bemerkte eines Tages, als er die eben angeführten orte des bekannten Volksliedes singen hörte, man müsse den rs eigentlich also ordnen: Scuoti la polvere, Roma indegna; bei er freilich einen andern Staub im Sinne hatte, nicht ı alten, sondern den neuen. Rom hatte den alten „Staub“ geschüttelt; aber es wirbelten neue Staubwolken empor. ıusende von Jenen, die eine angenehme Lüge der unerfreu- hen Wahrheit vorziehen, waren jetzt in ihrer erträumten

Herrlichkeit selig, und sonnten sich an den Strahlen der März-sonne mit immer neuem Wohlbehagen; faktisch hatte ja schon das „Volk" die Zügel der Regierung in den Händen; der „göttliche Pius" mußte sich mit leeren Worten begnügen, wenn er nicht gar, wie man es schon bisweilen hörte, bloßer „Pfarrer von St. Lateran" werden wollte. In seinem Namen wider seinen Willen! das war jetzt die Devise der Volksbeglücker. Drei Jahre nach Ertheilung der Amnestie mußte das päpstliche Wappen erst durch Franzosen wieder auf dem Castell St. Angelo aufgesteckt werden, und ein Jahr nach dem Festzug der ersten Deputirten mußte Pius entfliehen aus der Siebenhügelstadt.

Am 10. März hatte Rom schon wieder ein neues Ministerium; der öftere Ministerwechsel war ein gutes Zeichen für die „Volkspartei." Diesesmal mußte es gewiß Anklang finden; Männer wie Galletti und Sturbinetti waren ohne Zweifel willkommen; die Mehrzahl der Minister waren bereits Laien, und gegen Cardinal Antonelli als Staatssekretär wußte man vorerst nichts einzuwenden. Von dieser Seite war nun, wenigstens im Augenblicke, nichts zu thun möglich; es mußten also von einer andern Seite her die Aufregung genährt und Umsturztendenzen gefördert werden. Jetzt mußten lärmende Demonstrationen die Stille der Fastenzeit stören, womit einerseits die äußerste Verachtung gegen die Gesetze der frühern Zeit eines religiösen Despotismus ausgesprochen, andererseits der italienische Nationalstolz und der radikale Patriotismus gehoben werden sollte. Außer den Jesuiten waren diese Demonstrationen den Deutschen zugedacht, namentlich aber dem österreichischen Botschafter, als dem Repräsentanten, der am meisten der Einheit, Größe und Freiheit Italiens im Wege stehenden und nothwendig entgegenwirkenden Macht. Schon frühere Versuche zu Katzenmusiken vor dem palazzo di Venezia, dem österreichischen Gesandtschaftshotel, waren durch einige besonnenere Offiziere der Civica vereitelt worden; die

persönliche Achtung, die der edle Graf Lützow seit vielen Jahren in Rom genoß, bewirkte auch, daß im Anfange wenig Theilnehmer zu solchen Attentaten sich zeigten. Als aber am 21. März die Nachricht von Metternich's Abdankung nebst der anderen von einer in Wien improvisirten Republik allgemein verbreitet wurde, da mußten die hochherzigen Patrioten den verhaßten Doppeladler zu Boden treten und das zweiköpfige Ungeheuer vernichten, das bisher so höhnisch sie angrinste, und der jungen Freiheit Italiens Verderben zu drohen schien. Stürmisch verlangten „Abgeordnete des Volkes“, die mit Gewalt bis zu den Gemächern des Gesandten drangen, von diesem die Herabnahme des kaiserlichen Wappens, und die Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne der neuen Republik; als dieser sie pflichtgemäß verweigerte, und gegen jeden Gewaltstreich als Verletzung des Völkerrechtes protestirte, legten sie Leitern an und warfen an zwei Seiten des Pallastes unter Brüllen und Jauchzen den schwarzen Unglücksvogel zu Boden, während die Bürgerwache ganz unthätig zuschaute. Da scholl es mit tausendstimmigem Rufe und mit einem wahrhaft kannibalischen Getöse: Morte, morte ai Tedeschi! und was das Schönste war, einige unserer deutschen Landsleute, von derselben Gesinnungstüchtigkeit beseelt, brüllten es mit, wahrscheinlich mit dem Diktamen sich beruhigend, damit seien ja doch nur die abscheulichen Oesterreicher gemeint und seine Zopfmänner, nicht aber patriotische und freiheitsliebende Söhne Germaniens. Das war freilich nur elendes Gesindel und aus diesem nur Wenige; die deutschen Künstler, an deren Spitze Männer, wie Oberbeck und Achtermann standen, hielten sich natürlich von diesem Scandale fern. Graf Lützow hatte nach dem Quirinal geschickt; aber die Behörden konnten erst dann einschreiten, als das Attentat bereits verübt war. Die auswärtigen Gesandten waren alle über die dem Vertreter Oesterreichs widerfahrene Beschimpfung hoch entrüstet; die päpstliche Regierung war außer Stand, die erforderliche Genugthuung

zu leisten. Hätte Pius nur die geringste Kunde von diesem Vorhaben gehabt, er würde Alles aufgeboten haben, den Skandal zu verhüten, selbst wenn seine persönliche Dazwischenkunft nöthig gewesen wäre. Graf Lützow legte, nachdem er seinen Protest der Regierung und dem diplomatischen Corps mitgetheilt, seine Stelle nieder, inzwischen versah der bayerische Gesandte die Geschäfte für Oesterreich; diesem hatten vorher die römischen Helden eine Serenade gebracht, bloß um die Beschimpfung seines Nachbars, des österreichischen Gesandten, durch den Gegensatz noch auffallender zu machen. Eine solche Wuth des fanatisirten Pöbels, der bereits das Andenken seiner besten Männer besudelt und die glorreichsten Erinnerungen seiner Vorzeit in den Staub getreten, war bei der vorausgegangenen Aufregung und bei dem jetzigen Stande der Dinge leicht erklärlich; die Barbaren konnte man ja nur barbarisch behandeln und die Vaterlandsliebe forderte tödtlichen Haß gegen die Feinde Italiens. Evviva l'Italia! Evviva Pio Nono! Evviva Gioberti! Evviva l'independenza e la libertà! Das waren die stürmischen Hochrufe, die wie der Ruf des Banditen klangen: Evviva la Vergine! Evviva il diavolo! das war die militärische Bravour des neuen Heldenthums: Tod den Tedeschi! Sie müssen sterben; sangue di San Pietro, sie sind reif für den Tod! Darin bestanden alle seine Meisterstücke und Großthaten. Daß aus dieser Beschimpfung Oesterreichs der Regierung neue Verlegenheiten entstehen würden, das hatte man vorausgesehen und beabsichtigt; sie sollte vollends an den Rand des Abgrundes gebracht werden. — Die Constitution, so lange ersehnt und erbeten, war gegeben; sie hatte aber längst schon ihren Reiz verloren. Man kann nicht verkennen, daß sie mit großer Weisheit und mäßigender Zurückhaltung ausgearbeitet war; aber ihre Durchführung ward eben so unmöglich, wie der Beginn der Eisenbahnarbeiten, mit dem man sich so lange herumtrug; man wollte nur Projecte machen, arbeiten wollte man nicht. Hätte man sich an die

Urbarmachung des agro Romano, die unter den Decemberpostulaten sich befand, machen wollen, so hätte das liederliche und freiheitberauschte Gesindel die entsprechendste Beschäftigung gefunden; aber darum war es Keinem der Schreier zu thun. Man hatte die an die Constitution sich knüpfenden Feste nicht aus Dankbarkeit für den Papst und für die bereitwillig sie annehmenden Cardinäle veranstaltet, sondern um ein neues Aufregungsmittel zu gewinnen. Die mit der Constitution eintretende Ministerveränderung war sehr gleichgiltig; es waren nur leere Namen, die fortan erschienen bis auf Mamiani's und später Rossi's Ministerium; die eigentliche Gewalt hatte der circolo popolare in Händen. Viel wichtiger als dieses Alles waren die aus der Lombardei einlaufenden, meist lügenhaften Siegesberichte, welche die Idee einer römischen Republik immer mehr in den Vordergrund zu bringen geeignet waren, und die durch sie veranlaßten Kriegsrüstungen, die mit gewohntem Pomp von der Presse ausposaunt wurden. Immer schwieriger und verwickelter ward so die Lage der Regierung; Pius war ohne Militär, ohne Geld, ohne energische Unterstützung von Außen, wie von Innen; Oesterreich konnte in diesem Augenblicke nicht helfen; zudem mußte es mißtrauisch die Handlungen des Papstes ansehen; ganz Italien war in Alarm und Verwirrung. Größeren Unordnungen suchte man durch Verhaftung und Ausweisung verdächtiger Individuen auszuweichen; aber die verborgenen Leiter der Bewegung hüteten sich wohl, Anlaß zur Verhaftung zu geben; nebstdem hätte Entfernung der Volkshäupter, so weit sie bekannt waren, nur die schreckliche Katastrophe beschleunigt. So ging es fort, bis man von Pius eine offene Kriegserklärung gegen Oesterreich verlangte. Da hatte das Gaukelspiel ein Ende; das kategorische Nein des Papstes, mit dem er den versuchenden Dämon abwies, machte den Bruch offenbar; seitdem galt er nicht mehr für den Retter, sondern für den Verräther seines Volkes. Seine Sache war und blieb von der Sache der italienischen Nationalität geschieden.

Es ist wahr, man konnte früher oft über den Ausländer klagen, der Italiens herrlichen Boden betrat, um im Genusse seiner Schönheit zu schwelgen, und dann doch wieder das Land lästerte, das dem undankbaren Fremdling noch vor Kurzem die vollständigste Huldigung abzuringen vermochte. Es ist wahr, man hat Rom und römische Zustände oft genug bei uns einseitig und nach alten Vorurtheilen beurtheilt, wobei selbst die natürliche Billigkeit vergessen ward, die alle Verhältnisse in ihrem Zusammenhange zu beachten gebietet. Aber wer jetzt das so tief entwürdigte Volk sah, dessen „große Männer" die niederträchtigsten Feinde alles Guten und Edlen, dessen gerühmteste Helden elende Räuber und Mordbrenner waren (wir erinnern nur an den berühmten Garibaldi), der konnte unmöglich ein günstiges Urtheil sich bilden, und schwer war es, bei der chaotischen Verwirrung und dem gränzenlosen politischen Fanatismus eine Bewegung, welche die Geister des Arnold von Brescia und des Cola Rienzi heraufzubeschwören gewußt hat, noch die schwachen Spuren des Besseren und Edleren zu erkennen, die zwar nicht ganz vertilgt, aber doch tief unter dem Schlamme begraben waren. Dasselbe, was man in Rom mit allen möglichen Mitteln herbeiführte, ward in Bologna, Ferrara, Civitá-Vecchia und andern Städten des Kirchenstaates erstrebt; überall waren für die Zwecke des Umsturzes herabgekommene Nobili, bankerotte Kaufleute, ehrgeizige Advokaten thätig, und die Masse ließ sich da wie dort fortreißen von dem gefährlichen Schwindel. Je mehr die geistliche Herrschaft zurückgedrängt war, desto mehr wuchs der materielle Nothstand der unteren Klassen; je mehr die alten Formen schwanden, desto höher steigerte sich die allgemeine Unzufriedenheit; je mehr der Boden des Rechts untergraben war, desto mehr war Raub und Plünderung an der Tagesordnung. Die Furcht vor gewaltsamen Angriffen auf ihre Habe führte Tausende in die Arme der Revolutionspartei; der verhältnißmäßig geringe Widerstand machte diese immer dreister und kühner; wer den

›enen Klubbs sich einigermaßen entgegensetzte, galt für
eind der italienischen Sache. Diese hatten die Presse
d; ein zahlreiches Proletariat vollstreckte eifrig ihre Be-
ie Mitglieder derselben waren großentheils auch Glieder
rgergarde; das übrige Militär war, etwa mit Aus-
der Schweizer, aus Mangel an tüchtigen Offizieren
ens der Civica nicht furchtbar; die Ueberredungskünste
trioten konnten es nebstdem sehr leicht gewinnen. Wir
bereits einigemal des circolo popolare erwähnt, der
ich die volle Souverainetät an sich zu ziehen bemüht
ier ist noch besonders hervorzuheben, daß er im ganzen
eine Verzweigungen hatte und die ausgedehnteste Cor-
enz unterhielt; was er in Rom zu thun beabsichtigte,
te wo möglich am gleichen Tage auch in den Provin-
en vor sich gehen. Sterbini war die Seele dieses
, der schon im December 1847 mit dem Kaufmanns-
in bedeutendes Uebergewicht behauptete; im März 1848
r zu einer bedeutenden politischen Macht; den Gipfel
Größe zeigte er in den Novembertagen seit Rossi's Er-
g. Dieser Circolo popolare repräsentirte die extremsten
kaner; zu ihnen gehörten besonders F. Scifoni, P. Rici,
Vinciguerra und Carl Lucian Buonaparte, Fürst von
, der den Edelmuth der Päpste gegen die Familie Ra-
mit dem niedrigsten Undanke belohnte und sich nicht
unter die gemeinsten Hetzer sich zu stellen. Im Pallast
wo dieser Republikanerklubb seine Versammlungen hielt,
das Schicksal des Kirchenstaates entschieden; hier wur-
nister gestürzt und neue ernannt; hier wurden Proscrip-
en von Reactionären und retrograden Finsterlingen ge-
hier wurde die „öffentliche Meinung“ gemacht und die
ünsche als plebiscita niedergeschrieben. Was bisher
borgenen geschah, das konnte seit den Märztagen offen
n werden; jetzt war es klar, wie die Bergpartei fast
ige Macht im Staate war; der Sieg der Revolution

war völlig entschieden. Was den gemäßigten Liberalen un möglich geschienen, daß die Anfangs so schwache und dabei so taktlos auftretende republikanische Partei einen vollständigen Sieg erringen würde, so daß der Pöbel, trotz seiner Anhänglichkeit an Pius und trotz der Gefahren der Anarchie, seine „Nieder mit den Moderirten!“ brüllte; das trat nur zu bald ein; sie selbst wurden bald zu Reactionären und Volksfeinden, und ihre Häupter wurden alles Einflusses beraubt. Männer wie Azeglio, den seine geistreichen Schriften so populär gemacht, wurden verhaßt und verfolgt; ihre Mahnungen blieben ungehört, so wahr und treffend sie sich auch erwiesen. In einer später erschienenen Schrift (Timori e speranze. Torino 1848) zeichnete Azeglio sehr gut das Gefährliche einer römischen Republik; aber das war schon antiliberal, antinational, jesuitisch. Aehnlich erging es dem berühmten Gioberti, seit er Präsident der Kammer wurde, und noch mehr seit seinem Eintritt in's Ministerium. Die übermächtigen Demagogen klagten unaufhörlich über die stationäre Partei, die eine ruhige und organische Entwickelung des öffentlichen Lebens forderte; sie nahmen selbst ascetische Grundsätze zu Hülfe; in Sachen der Freiheit wie der Tugend, lehrten sie, gebe es keinen Stillstand, hier müsse stets Fortschritt statt finden, und Stillstehen sei so viel, als Zurückgehen; wie die Heiligen der Kirche müßten stets die Heiligen der Freiheit von Stufe zu Stufe steigen; hier sei nur ein Axiom festzuhalten: Vorwärts! Avanti! avanti! So mußte nach dem Muster der französischen Revolution Alles voranschreiten; je mehr der Terrorismus zunahm, desto mehr war von Freiheit die Rede. Die kommunistischen Bestrebungen tauchten vielfach auf und in andern Städten, wie in Bologna zum Beispiel, drangen sie zu wiederholten Malen durch; in Rom aber, wo man systematischer verfuhr, wurden sie entschiedener zurückgedrängt, weil sie der Herrschaft der Republikaner den Todesstoß versetzt haben würden. Die Masse sollte die Consequenzen der Schritte nie sehen, zu denen sie fortge-

[...]ssen ward; das Eigenthum der Privaten ward geachtet, aber man suchte sich an dem schon mehrmals beantragten Einziehen und Säkularisiren geistlicher Stiftungen zu entschädigen, nach dem bereits Viele lüstern geworden waren. Die Verfolgung des Clerus ward stufenweise eingeleitet und mit der größten Systematik ausgeführt. Den Gang derselben gedenken wir in dem folgenden Artikel näher zu erörtern.

LVI.

Gedanken über die kaiserlichen Kundmachungen vom 21. April 1850.

(Schluß.)

2. Das freie schriftliche Wort der Bischöfe an Geistlichkeit und Gemeinden ist ebenfalls ein Recht, was einerseits nicht mehr konnte vorenthalten, andererseits nie hätte sollen verkümmert werden. Diejenigen, von welchen diese Verkümmerung ausgegangen ist, hätten mit dem Verbot, daß der Schmied fortan Feuer und Hammer, ohne ihre Erlaubniß, nicht mehr gebrauchen solle, eben so vernunftgemäß, eben so rechtsbefugt gehandelt. Die Abschrift einer Kundmachung an die Regierungsbehörden kann in Zukunft nichts anderes seyn, als eine einfache Notification, welche jede herabsetzende Censur, so wie jede vorangehende Genehmigung ausschließt, und auch in Frankreich gebräuchlich ist.

3. Dasselbe gilt von der Befugniß, Kirchenstrafen zu verhängen. Wären die Feinde der Kirche ehrliche Leute, und

suchten sie nicht durch jegliches Mittel, die unwissende Menge irre zu leiten und aufzustacheln, so würden sie die Clausel, daß Kirchenstrafen auf bürgerliche Rechte keinen Einfluß üben, nicht übersehen haben *). Mit diesen Leuten ist eben so wenig zu rechten, als mit dem, der eine vergiftete Waffe führt, im Zweikampf zu bestehen.

4. Möchte vielleicht hie und da ein Geistlicher Besorgniß hegen, die kirchliche Gewalt könnte das Recht zu suspendiren oder abzusetzen in eine despotische Beherrschung oder Bedrückung verwandeln, so weiß jeder Unterrichtete, daß damit keine Willkür und Rechtlosigkeit gemeint sei, für ihn bedarf es keine Hinweisung auf die Clausel: „in der durch das Kirchenrecht bestimmten Form", und was unter Ziffer fünf angeführt ist, wodurch der geistlichen Gewalt Umsicht und strenges Rechtsverfahren auferlegt wird, „um sich nicht vor denjenigen, welchen die Untersuchungsacten mitzutheilen sind, bloßzustellen." Verlangt man, daß der Kirche ihre Rechte nach der einen Seite zurückgegeben werden, warum soll es nicht auch nach der andern geschehen? Wenden wir den Blick voll Hoffnung auf die Zukunft; wenn auch hie und da bittere Erinnerungen über Anwendung der Strafgewalt mehr nach Berechnung, als

*) Es ist unglaublich, mit welcher Frechheit und Schamlosigkeit dieses von den Wühlern zur Aufstachlung der dummen und unwissenden Menge benützt wird; noch unglaublicher, wie Leute, die einen seltsam anschauen würden, wenn man sie diesen beizählen wollte, vermöge ihrer Urtheile und Aeußerungen nicht bloß jenen sich anreihen, sondern mitten in dieselbe sich hineinstellen; am unglaublichsten jedoch, daß diejenigen, von welchen man in so gewaltiger Gährung, die nicht nur durch Reden, sondern in bedenklicher Rührigkeit sich offenbart, kräftiges Sprechen und Wirken erwarten sollte, sich so schwer in den Gedanken finden können, daß nicht mehr Polizei-Hofstelle, Hofkanzlei und die gesammte Kirchenvormundschaft in Floribus sind. Subscriptionen zum Abfall von der Kirche werden in Kaffee- und Gasthäusern, in Fabriken und Arbeitslokalen ungescheut herumgeboten.

h Recht, mehr gegen Mißfällige, als gegen Schuldige, ht alsbald sich verwischen lassen, in der allgemeinen Geltung der Dinge, in derjenigen, welcher bei freier Bewegung d wiederkehrender geistiger Regsamkeit die Kirche ebenfalls gegen geht, liegen Gewährleistungen, die unseres Erachtens en Befürchtungen ein zureichendes Gegengewicht bieten. Laswir dahinten, was vergangen ist, und richten wir uns trauensvoll nach demjenigen, was kommen kann und unbar kommen wird, so anders unverdrossenes und freudiges sammenwirken sich bemüht, die Tage der Schmach in Zeiten geistigen Glanzes der Kirche zu wandeln! Die Menschen en vorüber, die Institutionen bleiben; mit dieser Gewißheit Jeder die bessere Zukunft nicht bloß thatlos erwarten, sonn dieselbe nach besten Kräften anbahnen.

Können wir über die klare Erkenntniß des Monarchen, aß die Kirche für die sittliche Grundlage des Volkslebens k der höchsten Bedeutung sei", können wir über seinen lauen Willen ihr neben der geistigen Wirksamkeit das gebührde Ansehen wieder zu geben, auch nur den leisesten Zweifel jen, wenn wir Seine angeführten, Selbsteigenen Erklärunt gehörig würdigen?

Er will, daß wenn ein Geistlicher wegen Mißbrauchs er Stellung durch das Urtheil weltlicher Behörden von seie Amte müßte entfernt werden, diese vorerst mit seinen hlichen Vorgesetzten in's Einverständniß sich zu setzen hätten. wird der Geistliche seines Amtes wegen unter ein Condoeat gestellt, bei welchem er gegen widerrechtliche Behandg von der einen Seite, Schutz bei der andern finden kann. re es so undenkbar, daß ein Geistlicher gerade wegen htgetreuer Erfüllung seiner Obliegenheiten die autokratori- Ungnade eines Beamten, und das, was in letzter Beung Folge derselben seyn kann, auf sich lüde? Der Wille Monarchen weist ihn hiebei auf seinen natürlichen Andem Bischof, gleich wie er in der beschwerendsten Straf-

erkenntniß durch diesen, der parteilosen Prüfung durch die weltliche Gewalt sich getrösten mag.

Eine zarte Berücksichtigung geistlicher Würde liegt in der Verfügung, daß die Verhandlungsacten wegen Verbrechen abgeurtheilter Geistlichen dem Bischofe sollen mitgetheilt werden. So ist demselben doch eine Möglichkeit gegeben (denn diese Absicht glauben wir der Kaiserlichen Willenserklärung unterlegen zu dürfen), eine brandmahlende Strafe von dem Stande abzuwenden, dieselbe auf den Menschen fallen zu lassen.

Die Frage, wie es fortan mit Besetzung der Bischofsstühle solle gehalten werden, hat seit der neuen Gestaltung der Dinge der österreichischen Geistlichkeit die reichste und gewichtigste Veranlassung zu schriftlicher und mündlicher Erörterung gegeben. Es sind dabei viele Ansichten, mancherlei Wünsche zum Vorschein gekommen, zuläßige wie unzuläßige, die meisten gewiß eingegeben von warmem Interesse für das Gedeihen der Kirche, für eine befriedigende Gewährleistung ihrer Zukunft. Indeß ist, wie bei dergleichen Erörterungen häufig, größeres Gewicht auf das ideell Wünschbare, als auf das reell Mögliche gelegt worden. Wir sagen auf das reell Mögliche, in so fern man nicht Unzukömmlichkeiten auf der einen Seite dadurch entgehen wollte, daß man in solche auf der entgegengesetzten Seite sich stürzte. Auch hierüber hat der Monarch gesprochen, und wir erlauben uns, seine Worte von unserm Standpunkte zu beleuchten.

Er erklärt die Ernennung der Bischöfe als „ein von Seinen erlauchten Vorfahren ererbtes Recht." Wer wollte dieses bestreiten? Wem stände es zu, in dasselbe sich einzumischen? Dieses Recht beruht auf einem Vertrag zwischen dem Oberhaupte der Kirche und zwischen dem Regentenhause. Durch jenes ist es ihm übertragen worden; unter einem andern Titel kann es nicht in Anspruch genommen werden, ohne die Selbstständigkeit der Kirche in Frage zu stellen. Die Staatsrechtslehrer, welche eine andere Quelle dieses Rechts voraussetzen, sind feile Kriecher, oder haben keinen Begriff von der Kirche.

m Wesen und ihrer alles Zeitliche überragenden Bedeutung. : Monarch selbst nennt es ein „überkommenes", somit nicht inhärirendes Recht. Wer sich auf ein Recht beruft, das „überkommen" hat, anerkennt damit die volle Rechtsbefug- desjenigen, von dem er es übernommen hat, und wird, l er auf dieses Recht den gebührenden Werth legt, die Be- niß dessen, von dem es ausgegangen ist, eben so sehr nach ern Beziehungen ehren. Die Ausübung dieses Rechtes nte der Kaiser nicht mit seinem Ministerium theilen, wel- s nach der neuen constitutionellen Staatsform aus allen nfessionen genommen seyn kann, er hat es überkommen als tholischer Fürst, als Sohn der katholischen Kirche.

Der Kaiser wird dieses Recht „gewissenhaft zum Heil d zum Frommen der Kirche und des Reichs ausüben." Dieß ein kaiserliches Wort. Wer sollte nicht demselben unbeding- Vertrauen schenken. Der Monarch setzt das Frommen der che mit demjenigen des Reichs in unzertrennte Verbindung. r wollte demnach zweifeln, daß Er nicht beide, wie Ur- he und Wirkung, mit dem lautersten Willen umfasse, in , was der Kirche zum Frommen dient, auch das erkenne, s des Reiches Wohlfahrt fördern wird?

Er erklärt sich daher auch geneigt, „bei Besetzung von Bis- mern, den Rath von Bischöfen" (nicht den Rath von welt- en Ministern, in deren Competenz es nicht gehört), „na- ntlich von Bischöfen der Kirchenprovinz, in welcher das sthum erledigt ist, zu hören." Nicht eine Person, die viel- ht der Kirche fremd, ihr sogar feindlich seyn könnte, soll zwischen den Monarchen und sein Recht der Ernennung ngen, sondern Organe der Kirche will er hören, nach ren Rath verheißt er vorzugehen, und wo in ei- Kirchenprovinz, vorübergehender Verhältnisse wegen, ersprießlicher Rath nicht dürfte erwartet werden, behält sich freie Hand vor, nach einer andern Seite sich zu wen- , wo er diesen zu finden gewiß seyn darf. Die Kirche ist

ja nur eine, ihre Provinzen sind sich eben so wenig fremd, als in dem Reich die Kronländer sich fremd sind.

Ueber diesen Theil des Erlasses erlauben wir uns näher einzugehen, in der wohlgemeinten Absicht, zur Verständigung beizutragen. Die Besetzung der Bisthümer kann nach verschiedenen Weisen erfolgen. Die älteste war, daß die Geistlichkeit eines Sprengels zur Wahl sich vereinigte. Wie vortrefflich diese Wahlen meist ausgefallen sind, lehrt die Geschichte. Darum haben Manche gemeint, man sollte auch in unsern Tagen zu dieser Form zurückkehren, und wenn auch das vertragsmäßige Recht des Kaisers in seiner vollen Geltung müsse gewahrt bleiben, sollte doch von dort der Rath ausgehen, wer der Ernennung vorzüglich würdig seyn dürfte. Das nennen wir das ideell Wünschbare, praktisch jedoch Unausführbare. Denn über dem Rückblick in jene Vergangenheit wird der Einblick in die Gegenwart verabsäumt. Um jenem Gebrauch das Wort zu reden, müßten wir zuerst einen Clerus haben, der nicht bloß in einzelnen Individualitäten, sondern in seiner Gesammtheit demjenigen dieser Blüthezeit des Christenthums gleich käme. Wir können nicht in Abrede stellen, daß wir von glaubenstreuen, pflichteifrigen, ächt katholisch gesinnten Geistlichen jenen Gedanken am entschiedensten äußern gehört haben. Aber dürfen sie mit gutem Gewissen bezeugen, daß die bisherigen Einrichtungen es darauf abgesehen hätten, vorzugsweise die gleichen Individualitäten zu beleben, heranzubilden und zu befähigen? Die Hand auf's Herz gelegt, in Gemäßheit priesterlicher Pflicht sprechend, dürfen sie bejahen, daß sie das, was sie glücklicher Weise geworden sind, kraft und in Folge dieser Einrichtungen geworden sind? Werden sie nicht vielmehr gestehen müssen, sie seien es geworden trotz derselben? Wird aber zu der gedachten Berechtigung dieses allein die Befähigung geben? Würde sie sich nicht ohne Rücksicht auf diese an die erhaltene Weihe knüpfen müssen? Und was würde sich nach den gegebenen Verhältnissen alsdann erwarten lassen? Im besten Falle Reibung, Entzweiung, vielleicht schwere

mere Folgen für die Kirche, als bei jeder andern Form der Besetzung. Laßt aber erst die Obersten der Regimenter aus der Wahl der Subalternoffiziere hervorgehen, gewiß es dauert nicht lange, und die Gemeinen werden gleichfalls sich hinzudrängen wollen, wie dieß bereits in der Schweiz der Fall ist, wo die Pfarrer nicht allein an manchen Orten von den Gemeinden durch Stimmenmehrheit gewählt werden, sondern wo der demokratische Radikalismus nun auch gleich den andern bürgerlichen Stellen den Gebrauch einführen möchte, daß diese Wahl alle drei Jahre, oder alle Jahre erneuert werden solle, um die Priester gänzlich von der Gunst und Ungunst des großen Haufens abhängig zu machen.

Eine andere Wahlart ist diejenige durch die Capitel, im Verein mit mehreren hiezu ersehenen Geistlichen. Hier nun bieten sich zwei mögliche Fälle dar, und für beide lassen sich Vorgänge aus neuester Zeit anführen. Entweder macht sich kein sichtbarer Einfluß auf die Wählenden geltend, sie stimmen nach eigenem Ermessen, und es erfolgen aus eben jenen Ursachen, auf die wir oben hingewiesen haben, Wahlen, wie wir sie vor der Ernennung des jetzigen Bischofs in Rotenburg oder in neuester Zeit in Mainz gesehen haben. Der andere Fall ist der, daß Angestellte und Beamte sich anmaßen, über die Eigenschaften eines zu Wählenden Vorschriften zu ertheilen, oder den Entscheid auszusprechen, und dadurch eine Wahl entweder unmöglich machen, oder dabei alles eher in's Auge fassen, als die kirchliche Würdigkeit und Tüchtigkeit. Auch an solchen Beispielen hat es in der neuesten Zeit nicht gefehlt, so wenig als an bedenklichen Mißhelligkeiten, die hieraus zwischen der unbefugten Anmaßung und dem anerkannten Recht entstanden sind. Daß aber der direkte Einfluß eines Monarchen, selbst wenn er nicht katholisch ist, meistens demjenigen seiner Diener und Geschäftsleute vorzuziehen sei, das haben wir bei der Besetzung des Bisthums Breslau gesehen.

In Irland und in den vereinigten Staaten Nordamerikas,

jenes unter einem nichtkatholischen Regenten stehend, diese ohne ein erbliches Staatsoberhaupt, geht die Bezeichnung des Candidaten für einen erledigten Bischofssitz allerdings von der Kirche aus, aber nicht von der Geistlichkeit des betreffenden Sprengels, sondern von den vereinigten Bischöfen jedes dieser Länder. Somit hat auch hier, wo doch der Clerus für die Kirche durch die Kirche gebildet wird, derselbe in seiner Vielheit an den Wahlen nicht sich zu betheiligen; das aber sollte da, wo er bisher bloß aus Anstalten des Staats zu brauchbarer Fügsamkeit nach dem Willen seiner Beamten hervorgegangen ist, in zweifelloser Hoffnung gedeihlichen Erfolges stattfinden können?

Den katholischen Königen von Frankreich und Bayern ist das Ernennungsrecht der Bischöfe zugestanden, wie hier dem Kaiser. Schauet euch um, wie es so da als dort bisher sei geübt worden. Ob nicht in einer Weise, daß man der Kirche in beiden Ländern mit vollem Rechte Glück hat wünschen dürfen? Und doch hat in beiden Ländern kein König über die Richtschnur seiner künftigen Ernennungen eine so bestimmt lautende, eine so feierliche Erklärung gegeben, wie der Kaiser von Oesterreich. Auch hier fanden wir uns gedrungen, den Spruch in Erinnerung zu bringen: das Alte ist vergangen, es ist Alles neu geworden. Sollte nicht gerade hierin Bürgschaft liegen, daß Männer, wie ein Kollonitsch, ein Migazzi, fortan nicht mehr zu den Unmöglichkeiten gehören dürften?

Mögen die Allzuängstlichen sich erinnern, daß aufrichtige Anhänglichkeit an die Kirche, und treues Festhalten an gegebenen Zusagen zu den auszeichnenden Stammeseigenschaften des habsburgischen Regentenhauses gehören, und vertrauen, der Kaiser, der im Anbeginn seiner Regierung so entschieden und so mannhaft sich ausgesprochen, werde im Verlauf derselben in gleicher Weise sich bethätigen. Ist Oesterreichs Stern in unsern Tagen in hellerem Glanze an dem politischen Himmel aufgegangen, sollte er in fahlerem Lichte schimmern

m dem kirchlichen, da, wo der Monarch selbst dessen wohl-
huendes Leuchten über den Völkern anerkennt?

Heben wir aber den Blick höher! Offenbar sind es die
Intelligentern, die Thatkräftigern und, was mehr als beides,
ie Glaubensfreudigen und Kirchlichtreuen unter der österrei-
hischen Geistlichkeit, welche in den beiden vergangenen Jahren
nit warmem Eifer, in allseitiger Erörterung der lebendig ge-
ühlten Nothwendigkeit einer kirchlichen Wiedergeburt, dieser
olgeschweren Frage eine Aufmerksamkeit zugewendet haben,
welche den in gemächlichen Schlendrian Eingerosteten vielleicht
icht einmal zu Sinn gekommen ist. Jene dürften zur Zeit
och die kleinere Schaar seyn, und doch werden sie bekennen
nüssen, daß unerwartet dieselbe sich mehre, daß unerwartet der
Gleichgesinnte einem Gleichgesinnten begegne, daß er, ohne es
u ahnen, ohne denselben als solchen zuvor gekannt zu haben,
leiche Ueberzeugung begrüßen möge. Nun fordern wir sie
Alle auf, zurückzuschauen auf die öde, lebenslose, geistesarme,
noderduftige Versumpfung, die vor dreißig Jahren über die
Kirche nicht bloß in Oesterreich, sondern in allen Landen deut-
cher Zunge sich gelagert hatte; wir fordern sie auf, in Be-
rachtung zu ziehen, wie allerwärts Alles in schlauer Berech-
nung und, wo diese nicht zureichen mochte, in gebieterischem
Vorkehren dahin zielte, daß keine reinigende Bewegung über
den Sumpf fahre, daß kein anderes, als ein Halbleben, wie
s solchen Elementen wohl verwandt, demselben sich entringe.
Hienach sollen sie sich Rechenschaft geben, wie dennoch sie,
die trotz solchen Bemühens überall in Deutschland ein geistes-
verwandtes und fortwährend sich mehrendes Häuflein treuer
Streiter Christi zum vollen kirchlichen Lebensbewußtseyn sich
mporgerungen habe. Sie werden wohl in allgemeiner Bezie-
ung einzelne Momente, Jeder im besondern wird vielleicht
ine glückliche Stunde, ein denkwürdiges Ereigniß, eine bedeut-
ame Lectüre, was gleich einem leuchtenden und zündenden
Blitzstrahl seine Individualität durchzückte, als nächste Veran-

lassung seiner Umkehr oder seines Erwachens bezeichnen können; deßungeachtet werden sie am Ende doch auf das Walten jenes Geistes sich gewiesen sehen, der, auch wo ihm die strengsten Formen des Polizeiregiments entgegen stehen, da wehet, wo er will, dem wohl eine zeitlang die Menschen sich entziehen, oder entzogen werden können, der aber noch jedesmal, wenn es die Rettung der Kirche gegolten hat, mit seiner vollen Macht zurückgekehrt ist. Ja dieser Geist, nicht der Menschen Rennen und Laufen und Bemühen und auf eigene Faust versuchte Umkehr (wiewohl der Mensch immer dabei seyn und mitwirken muß), sondern dieser Geist ist's, der, weder in zischender Lohe, noch im Sturmesgebrause, sondern in sanftem Säuseln, wie dort vor Moses, weckend, hebend, läuternd über unser armes, zerrissenes Deutschland (Oesterreich nicht ausgenommen) zu walten begonnen hat. Irren wir, wenn wir annehmen, daß dieses Walten auch in dem sich offenbare, was mit dem 21. April ist kund gegeben worden? Setzen wir die überall und in so mannigfaltiger Weise hervortretende Erneuerung mit dem Walten dieses Geistes in Verbindung, wie sollten wir dann nicht mit der festesten Zuversicht der Zukunft entgegen gehen; wie sollten wir meinen, der Arm des Herrn, der so Wunderbares in dem Laufe zweier Jahrzehnde gethan hat, sei abgekürzt? Die bestausgedachten Regulative, das sorgfältigst ausgemittelte Gleichgewicht der verschiedenen Kräfte, die behutsamste Verclausulirung der Befugnisse ist Menschenwerk, was am Ende doch umgangen, gelähmt, beseitigt werden kann; nur der Geist ist's, der lebendig macht. Vertrauen wir diesem Geist, der so Staunenswerthes bewerkstelligt hat: vertrauen wir dem reinen Willen in der Verbindung mit dem Walten jenes Geistes. Die treuen Arbeiter in des Herrn Weinberg dürfen hierin nicht dem unverdrossenen Arbeiter in dem irdischen Weinberge zurückstehen; dieser gräbt und schneidet und pflegt in Hoffnung, denn er hat es so oft erfahren, daß seine Hoffnung nicht zu Schanden wird. Sollten jene minder seyn wollen?

Damit aber mag unseren Bemerkungen das Ziel gesetzt
Geben sie dazu Veranlassung, die Allerhöchsten Entschlie-
n nach ihrem vollständigen Inhalt und nach ihrer reichen
tung gründlich zu würdigen. Dabei das Vertrauen auf
uch geistlich segensreichere Zukunft zu würdigen, dann ist
Zweck erreicht. Eines nur (denn wem könnte diese Be-
ng entgehen, wer fände sich nicht zu dem wärmsten Danke
den Monarchen schon deßwegen verpflichtet?), eines nur
n wir nicht unberührt lassen: daß der Kaiser die Behör-
will angewiesen wissen, „auf Grundlage der bestehenden
e darüber zu wachen, daß an Orten, wo die katholische
lkerung die Mehrzahl bildet, die Feier der Sonn- und
lischen Festtage nicht durch geräuschvolle Arbeit, oder durch
lichen Handelsbetrieb gestört werde.“ Dieß ist, wir wis-
s, eine bloß äußerliche Sache; aber wir kennen auch den
n Zusammenhang des Aeußerlichen mit dem Innerlichen,
jenes entweder als Blüthe aus diesem hervorgehen, oder
sam und unvermerkt, aber zerstörend, auf dasselbe zurück-
en kann. Jedenfalls (und auch das verdient Dank) ist
mit den Feinden und Störern der Kirche ein Zaum ange-
, daß sie nicht in höhnendem Trotz gegen dieselbe sich er-
den, was sie von jeher hat mißbilligen müssen.

Das Toben der Heiden, ihr Sinnen auf Eitles, lehrt
am besten den hohen Werth der kaiserlichen Erlasse wür-
n. Würden sie jauchzen, fänden sie Worte des Preises
diesielben, dann hätten wir Grund genug, Mißtrauen [illegible]
en. Lange genug waren die Allgewaltigen allüberall [illegible]
, des Gegners Farbe zu spielen; sie haben am [illegible]
chnen mögen, wer bei dem leichtfertigen [illegible]
ch haben wir vor Jahren schon gesagt, daß [illegible]
st am mächtigsten seyn, am gesichertesten [illegible]
n, am erfolgreichsten seine Völker in [illegible]
leiten würde, welcher in der offenen [illegible]
Rechte und das Walten der [illegible]

Darum werden wir gewiß weithin in Deutschland, vom 21. April an, die dankbaren Blicke Vieler sich nach der Kaiserburg wenden sehen, und aus manch' freudigem Herzen ein warmes „Heil Oesterreich" hören.

Nachschrift der Redaction.

Die kaiserlichen Erlasse sind unterdessen nach ihrer vollen Tragweite in dem gesammten katholischen Deutschland gewürdigt worden. Zeuge dessen die Haltung der katholischen wie der kirchenfeindlichen Presse, Zeuge dessen die Freude, mit welcher die wahrhaft apostolischen Hirtenbriefe der Fürstbischöfe von Breslau und Seckau aufgenommen wurden. Die Widersacher des Christenthums in allen Welttheilen haben es gar wohl gefühlt, daß hier der Nagel auf den Kopf getroffen wurde. Mit Recht erließ daher auch Graf Metternich seine Aufforderung an alle katholischen Vereine Deutschlands, die also lautet:

„Bis Dato haben die katholischen Vereine leider immer nur die Rechte ihrer Religion von den Herrschern fordern müssen und sind bittend vor die Throne getreten; sie scheinen mir aber nicht bloß zum Fordern und Bitten berufen, sondern auch zum Danken, wenn sich ein solcher Anlaß darbietet, damit ebenfalls dadurch die Herrscher sehen, daß sie das katholische Volk hinter sich haben, und sich auf dem gut betretenen Wege nicht beirren lassen. Darum schlage ich vor, von allen katholischen Vereinen dem jungen Kaiser Franz Joseph I. von Oesterreich Dankadressen zukommen zu lassen für die von ihm der katholischen Kirche wiedergegebenen Rechte und so auch diesen Dank zu dem ihrigen zu machen."

Der Hauptverein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit in München war aus eigenem Antriebe dieser Aufforderung schon zuvorgekommen, und erließ am 16. Mai an den Kaiser folgende Dankadresse:

Euere Kaiserliche Majestät!

„Deutsche, bayerische Katholiken nahen wir, um Euerer Kaiserlichen Majestät unsern Dank darzubringen.“

„Der Erbe ruhmvoller Ahnen, die so lange die deutsche Kaiserkrone getragen, der Sohn einer Wittelsbachischen Königstochter, der katholische Fürst eines uns seit dem Beginne unserer Geschichte innigst verbundenen Bruderstammes wird unseren Dank nicht als einen unberechtigt sich vordrängenden zurückweisen.“

„Das Kaiserliche Wort Euerer Majestät hat der katholischen Kirche in Oesterreich ihre Rechte, ihre Selbstständigkeit, ihre Freiheit zurückgegeben; dieß Wort weiser Gerechtigkeit, segensvoll und glorreich, hat uns mit Freude und neuen Hoffnungen für unsere katholische Kirche, für das Kaiserreich, für Deutschland erfüllt und wir bringen dem hochherzigen Geber für die Gabe, wie für die herzliche, würdige und bedeutsame Weise ihrer Gewährung die Segenswünsche unseres besten Dankes freudig dar.“

„Ein für den Staat wie für die Kirche gleich unwürdiges, gleich verderbliches System ist gefallen, ein System des Mißtrauens und lebentödtenden Zwanges, das zum Unheil der Fürsten und der Völker nur dem Despotismus, der Bureaukratie und der Tyrannei der Revolution gedient und in seinen letzten Consequenzen nur zu geistigem Stumpfsinn und Indifferentismus führen kann, ja vielfach zur vollendeten Gottlosigkeit geführt hat.“

„Der Wahlspruch Euerer Majestät: viribus unitis, ist auch in höchster Beziehung eine Wahrheit geworden; die katholische Kirche in Oesterreich ist wieder ein lebendiger Zweig des großen, weltüberrankenden Rebstockes; der freie Blutumlauf, die Bedingung alles gesunden Lebens, nicht ferner unterbunden; die katholischen Völker Oesterreichs treten wieder in die innigste Gemeinschaft unter sich und mit ihren nicht österreichischen Glaubensgenossen, und Oesterreich wird, so Gott will, viribus unitis den Rang

in der katholischen Welt wieder einnehmen, der ihm durch seine weltgeschichtliche Stellung gebührt."

„Der Staat hat sich einer ihm lästigen und unnatürlichen Bürde entledigt und die Kirche, fürder keine argwöhnisch bewachte und in jeder ihrer Bewegungen bevormundete und gehemmte Dienstmagd der Bureaukratie, kann freiathmend ihre Mission der Liebe und Versöhnung, des Friedens und der Gerechtigkeit, der Gesittung und Heiligung ungehindert vollbringen."

„Nicht minder hat dieser hohe Akt Kaiserlicher Gerechtigkeit auch der wahren Freiheit den größten Dienst geleistet, denn daß diese ohne Religion nicht bestehen kann, daß sie vielmehr dort, wo die Religion den empörten Leidenschaften nicht das Pflichtgefühl, die Heilighaltung des Rechtes, die Selbstbeherrschung, die Bruderliebe und Aufopferung als Damm und Schutzwehr entgegensetzt, zum Fluch der Völker, zur Mutter endloser Revolutionen wird, das hat die Erfahrung der jüngsten Zeit sattsam bewiesen."

„Das gesammte katholische Deutschland aber wird Theil an dem Segen dieser Wohlthat nehmen, denn nicht ferner werden wir den bitteren Vorwurf hören müssen, die katholische Kirche sei freier unter protestantischen Fürsten gestellt als unter den katholischen Habsburgern, ihre Lage sei eine günstigere in einer indifferenten Republik wie die nordamerikanische, als in dieser katholischen Monarchie. Nicht ferner auch werden die Feinde unserer Kirche, despotische Minister und atheistische Jacobiner — uneingedenk, daß in Oesterreich die Praxis milder gewesen als der Buchstabe des Gesetzes — sich höhnisch auf die Gesetzbücher des Kaiserstaates berufen, wenn sie die katholischen Unterthanen mit neuen Zwangsgesetzen knebeln und knechten und den Glauben in dem Herzen des katholischen Volkes untergraben wollen. Ihre schärfste Waffe ist in ihrer Hand zerbrochen, die Revolution hat ihr bestes Bollwerk verloren, daher die schäumende Wuth jener Partei, die mit verhaltenem Grimme gegenwärtig das Werk der socialen Zerstörung in der Presse fortsetzt. Hat sie in den glorreichen Siegen von Custozza und

Novara, bei Szegedin und Temeswar sich mit der Schärfe des Schwertes niedergeschlagen gefühlt, so fühlt sie jetzt die tödtliche Wunde dieses neuen Streiches, der sie ins Herz getroffen, weil sie erkennt, daß jene Macht, der es gegeben ist, durch die Gewalt des Geistes den Abgrund der Revolution wahrhaft zu schließen, neue Kraft gewonnen. Die Presse beinahe ausschließlich beherrschend gibt diese Partei der Zerstörung ihre Stimme für die öffentliche Meinung aus, allein hätten in jenen Tagen, als der greise Sänger dem greisen Heldenmarschall zurief:

In deinem Lager ist Oesterreich!
Wir andren sind nur Trümmer,

die Retter Oesterreichs sich von dieser öffentlichen Meinung verblenden und lähmen lassen, wahrlich Oesterreich wäre heute zertrümmert und von einer österreichischen Presse und Tagesmeinung nicht mehr die Rede."

„Unsere Freude insbesondere ist um so größer, je inniger der allerehrfurchtvollst unterzeichnete Verein sich von der Ueberzeugung durchdrungen fühlt, daß die Zukunft Deutschlands so wie unseres engeren Vaterlandes Bayern mit einem großen, freien, sittlich starken Oesterreich zusammengeknüpft ist. In dieser Gesinnung haben wir daher die Gefahren und Leiden, die das erschütterte Kaiserreich in jüngsten Jahren zu bestehen hatte, wie die eignen gefühlt und mit ihm haben wir über die Siege seiner Waffen und seine ruhmvolle Rettung aus allen diesen Stürmen gejubelt. In dieser Ueberzeugung haben wir auch wiederholt im Einklang mit unserm gegenwärtigen Ministerium unsere Stimme gegen jede eigensüchtige Sonderbündelei und particularistische Vergrößerungssucht d. h. gegen die Verdrängung Oesterreichs aus Deutschland erhoben und dankbar haben wir es nicht vergessen, daß es die treue Tapferkeit seiner Feldherren und seiner heldenmüthigen Heere war, die Europa im Jahre 1848 von der blutigen Ueberschwemmung einer rothen Barbarei gerettet, da an ihnen die Sturmfluth der Revolution sich brach."

„Was unsere Hoffnungen aber als die Bürgschaft einer

besseren Zukunft am meisten belebt, war die erhebende Wahrnehmung, daß Oesterreich seine Retter nicht nur unter seinen Feldherrn und Staatsmännern zählt, sondern daß ein zukunftverheißender Geist des Lebens auch heute noch den alten Stamm seines Kaiserhauses mit blühender Jugendkraft durchdringt und Tapferkeit und hochherzige Aufopferung noch immer die Tugenden seiner Söhne sind. Zeuge dessen ist uns der junge Erzherzog, der die alte Fahne, die einst Leopolds Blut geweiht, in Mitte stolzer Britten zuerst auf die Höhe von S. Jean d'Acre aufgepflanzt; Zeuge die Tapferkeit Erzherzog Albrechts, der die Lorbeern von Novara erringen half; Zeuge der schöne Tod heiliger Pflichttreue und reinster Aufopferung, den Erzherzog Ferdinand gestorben; Zeuge endlich die sich selbst verläugnende Güte Kaiser Ferdinands, als er seine Krone auf das jugendliche hoffnungsreiche Haupt Euerer Majestät gesetzt."

„Auch Euere Kaiserliche Majestät waren bereit, das Leben zu opfern und die Gefahren der Armee zu theilen, aber mehr noch in dem, was Allerhöchstdieselben, nicht achtend das Geschrei scharfblickender Feinde und kurzsichtiger Freunde, für unsere heilige Kirche gethan, begrüßen wir freudig diesen alten, ewig jungen Geist der Habsburger, der in Glück und Unglück immer unerschüttert und fest zum Himmel geblickt, und — Gott hat ihn nicht verlassen, immer, wenn die Noth am höchsten und menschlicher Weise Alles verloren schien, hat Er ihm rettende Helfer gesendet."

„Diesen Gott wollen wir mit dankbarem Herzen bitten, daß seine Gnade Euerer Kaiserlichen Majestät zur Seite stehe und sein Segen dem katholischen Kaiserhause verbleibe, auf daß das Kreuz von St. Stephan auf ein großes und glückliches mit Deutschland innig verbundenes Oesterreich herabschaue."

München, den 16. Mai 1850.

LVII.

Geistliche Musik.

I.

Cantica spiritualia.

Nachstehendes an einen Freund des Herausgebers der Cantica spiritualia *) gerichtetes Schreiben des durch die geistreiche Schrift, „metaphysische Blicke in die Tonwelt", rühmlichst bekannten P. Peter Singer, Ord. S. Franc. zu Salzburg, glauben wir, zufolge der darin gegegebenen Erlaubniß seiner Veröffentlichung, unseren Lesern um so weniger vorenthalten zu dürfen, als über ein Werk, wie das obige, dem Genannten wohl ein competentes Urtheil zustehen dürfte.

---

*) Auch unter dem Titel: Auswahl der schönsten geistlichen Lieder älterer Zeit in ihren originalen Sangweisen und großentheils auch ihren alten Texten. Aus dem reichen Lieder- und Melodien-Schatze der katholischen Kirche und des katholischen Volkslebens, zum öffentlichen und Hausgebrauche gesammelt und nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet. Zwei Theile in einem Quartbande. (Dreihundert Choräle und Lieder enthaltend.) München, literarisch-artistische Anstalt. 1845, 47.

Euer Wohlgeboren

stellen an mich die Frage, ob ich wohl die Cantica spiritualia kenne, und welches mein Urtheil darüber sei, da dieselben seit ihrem Erscheinen in den katholischen Zeitschriften nur spärlich und in musikalischer Beziehung fast noch gar nicht besprochen worden, und der Ihnen befreundete Herausgeber dieses Werkes gerne erführe, welche Aufnahme dasselbe bei ihnen gefunden. Hierauf erwiedere ich, wie es mich in der That schon längst befremdete, daß über ein so ausgezeichnetes Werk in der katholischen Journalistik bisher so wenige Stimmen sich zu seiner Empfehlung erhoben. Ich kann mir dieß Schweigen wohl einzig nur durch die politischen Ergebnisse erklären, welche selbst die Zeitschriften religiöser Tendenz so in Anspruch nehmen, daß ihnen über die Leistungen in der heil. Kunst überhaupt, und in der Tonkunst insbesondere zu sprechen Raum und Veranlassung zu mangeln scheint Jedenfalls fühle ich mich gedrungen, dem Herausgeber, obwohl ich nicht die Ehre habe, denselben persönlich zu kennen, meine vollste Anerkennung seiner eben so schwierigen als glücklichen Arbeit zu bringen, und meine Ueberzeugung auszusprechen, daß hierdurch zur Wiederbelebung und Hebung des katholischen Volksliedes sowohl bei dem öffentlichen Gottesdienste, als bei der häuslichen Erbauung ein wesentlicher Beitrag geliefert worden. Ich bewundere nicht nur die geschmackvolle, nach dem Bedürfnisse der Gegenwart getroffene Auswahl aus dem reichhaltigen Schatze der alten Kirchenlieder, als auch ganz besonders die einfache, ungezwungene und doch legale, so wie für die praktische Ausführung in mannigfaltiger Form so geeignete Harmonisirung der Choralmelodien, indem selbe ebenso von einer Singstimme mit Pianofortebegleitung, wie von einer ganzen Gemeinde im einstimmigen Chorale mit Begleitung der Orgel, oder auch mit vier Singstimmen mit oder ohne Begleitung können aufgeführt werden. Ich wüßte die Schwierigkeit einer solchen Arbeit nicht so zu würdigen, wenn ich nicht seit vielen Jahren mit Harmonisirung verschiedener Choralmelodien mich beschäftigt hätte.

Gott gebe, daß diese Cantica spiritualia, eine wahrhaft gesegnete Arbeit, in kurzer Zeit recht verbreitet werden, damit die in unserm Deutschland so vielfach eingerissene Profanirung der Kirchenmusik dadurch verdrängt, und in unsern heiligen Hallen wieder jene herrlichen Volksgesänge vernommen werden mögen, die seit Jahrhunderten so viele Gemüther himmelwärts zogen, und wovon Ihr Werk den Kern derselben enthält.

Sollte dieses mein Urtheil auch nur ein wenig zur Verbreitung dieser heil. Gesänge beitragen, so mögen Euer Wohlgeboren diese Zeilen nach Belieben veröffentlichen.

Salzburg, am 12. März 1850.

P. Peter Singer.

II.

Geistliche Volkslieder mit ihren ursprünglichen Weisen, gesammelt aus mündlicher Tradition und seltenen alten Gesangbüchern. Paderborn, 1850.

Die Herausgeber dieser Sammlung geistlicher Volkslieder beabsichtigen mit dem Werke, welches sie jetzt dem deutschen Publikum vorlegen, die Aufmerksamkeit auf einen Schatz lieblicher und schöner Singweisen zu lenken, welchen wir allmählig ganz und gar zu verlieren in Gefahr stehen. Sie wünschen daher mit dieser Auswahl, für deren äußere Ausstattung die Schöningh'sche Buchhandlung in Paderborn das Ihre gethan hat, eine allgemeinere Theilnahme für diesen Gegenstand in Deutschland zu erwecken, um sich dadurch in den Stand gesetzt zu sehen, eine umfangreichere Sammlung, ganz eigentlich für

den Gebrauch des Volkes bestimmt, in einer möglichst wohlfeilen Ausgabe erscheinen zu lassen. Ihr Wunsch ist daher insbesondere auch darauf gerichtet, daß die Herren Bischöfe ihr Augenmerk auf diese Sammlung richten möchten, und sie sagen in einer zu diesem Zwecke bestimmten, uns im Drucke vorliegenden Zuschrift, unter Anderm Folgendes:

„Das katholische deutsche Volk besaß schon in alter Zeit einen wahren Schatz von schönen, andachtsvollen, poetischen, geistlichen Liedern, von den herrlichsten Melodien getragen. Sie geleiteten das Leben in guten und bösen Stunden, bei Arbeit und Muße; sie wurden schon im Mittelalter und mehr außer als in den Kirchen gesungen. Luther sammelte viele, veränderte sie in seiner Art, und machte sie, in Verbindung mit der Predigt, zum Mittelpunkte des von ihm geordneten Gottesdienstes. — Es ist historisch erwiesen, daß der von ihm geordnete Kirchengesang sehr zur Verbreitung des Protestantismus beigetragen hat. Man fühlte dieß damals katholischer Seits gar wohl, und besonders ließen es sich die Jesuiten angelegen seyn, dem praktisch entgegen zu wirken, indem sie ebenfalls die alten katholischen geistlichen Lieder sammelten, die Melodien aufsetzten und in bestimmter Ordnung in den Kirchen einführten. In dieser Art entstanden die in ihrer Art vortrefflichen Sammlungen von Flurheim 1529, Beck 1537, Vicelius 1546, Leisetritt 1567, ferner das Münchener Gesangbuch aus dem Ende des sechszehnten, das Mainzische, Paderbörnische rc. aus dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts. Diese Sammlungen blieben die Grundlage des deutschen katholischen Kirchengesanges bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. In den spätern Editionen wurden nur manche fortgelassen, die mehr den Charakter des Volksliedes als des Kirchenliedes hatten, und hin und wieder neue hinzugefügt, darunter manche vortreffliche, z. B. die Nachbildung der lateinischen Hymne des heil. Ignatius: Te mi Deus etc., manche aber auch herzlich wässerig-prosaische. Am Ende des achtzehnten und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts trat eine neue Periode für das katholische

Kirchenlied ein, und zwar durch Rückwirkung protestantischer Bildung. Das protestantische Kirchenlied aus dem katholischen hervorgegangen, hatte sich anfangs mehr in Gebets- und Betrachtungsformen bewegt, dann trat in der sogenannten orthodoxen Periode der dogmatische Inhalt schärfer hervor. Endlich kam die Aufklärungs-Periode, und die Gebetsform und das Dogmatische mußte nun einem abwässernden didaktischen und moralischen Inhalt weichen. Wie überhaupt die protestantische Bildung des achtzehnten Jahrhunderts auf das katholische Deutschland einen unverkennbaren Einfluß übte, so dann auch deren Evolutionen des protestantischen Kirchenliedes auf das katholische Kirchenlied. So lange die Erziehung und Bildung in den Händen der Jesuiten blieb, war dieser protestantische Einfluß auf das katholische Kirchenlied wenig sichtbar. Vielmehr hatten die Jesuiten dem Kirchenliede eine selbstständige und eigenthümliche Entwickelung gewidmet. Neben sehr schönen herrlichen poetischen Liedern, wie die Uebersetzung der berühmten Hymne des heil. Ignatius, ward eine mehr sinnliche, oft schäferlich-spielende Poesie von ihnen unter die Kirchenlieder eingemischt, die des ernsten Charakters des Kirchenliedes nicht ganz entsprach, und auch meist, außer bei den Liedern des vortrefflichen Spee, ohne dichterischen Werth war. — Aber in's eigentliche Volk drang dann auch diese Poesie nie ein. — Auch verdrängten, zu ihrem Lobe sei es gesagt, die Jesuiten die alten schönen Lieder weder aus der Kirche, noch aus dem Leben des Volks!"

„Gegenwärtig aber stehen wir auf dem Punkte, daß nicht bloß die alten, frommen, schönen Kirchenlieder, an denen sich die ganze deutsche Nation viele Jahrhunderte hindurch erbauet und erfreuet hatte, völlig aus der Kirche verdrängt sind, statt deren man matte, platte, moralische Reimereien eingeführt hat, sondern auch die uralten herrlichen Melodien sind theils durch ganz unbedeutende ersetzt, theils in ihrem ganzen Charakter verdorben."

„Einer der Herausgeber hat demnach, dieß erkennend, die alten Liedertexte gesammelt, und die Melodien so aufgeschrieben, wie das Volk selbst sie noch jetzt singt. Er kann bezeugen, daß diese Lieder jetzt noch keineswegs im Volke untergegangen sind. Sie werden noch geliebt und gesungen, aber freilich fast nur verschämt! Die durch das moderne Schulwesen verbildete und an die pedantische neue Singweise schon gewöhnte Jugend sieht stolz auf sie herab, und wenn nicht jetzt noch in letzter Stunde etwas zu ihrer Erhaltung geschieht, wird auch dieß herrliche Fideicommiß der Vorzeit unseres Volkes binnen zwanzig Jahren völlig vergeudet, untergegangen, vergessen seyn!“.

„Der Sammler und die Herausgeber der anliegenden geistlichen Lieder haben, wie die Anlage zeigt, kein Kirchengesangbuch liefern wollen, sondern nur ein Volksgesangbuch. Sie haben damit den Beweis geliefert, welch ein reicher Schatz frommer und dabei hoch-poetischer geistlicher Lieder, getragen von den edelsten, schönsten, lieblichsten Melodien, wie sie wohl kein anderes Volk besitzt, noch gegenwärtig im katholischen deutschen Volke lebt und gesungen wird. Es scheint uns höchst wünschenswerth und im Interesse unserer Kirche, daß diese trefflichen Lieder nicht bloß erhalten werden, sondern daß sie wieder eine allgemeine Verbreitung durch alle Klassen des Volks gewinnen. Es wäre daher sehr wünschenswerth, daß diese Sammlung in allen Schulen verbreitet und eingeführt würde.“

Wir können nicht anders, als diesem eben so wohl christlichen als vaterländischen Unternehmen einen guten Fortgang wünschen und sind überzeugt, daß diese Lieder recht sehr dazu dienen werden, um in unserem Volke die Andacht von Neuem anzufachen.

III.

Missa celeberrima vulgo dicta Papae Marcelli 6 vocibus concinenda, S. Caroli Borromaei et ceterorum Cardinalium, quos Pius IV. Pont. Max. ad executionem Decretorum SS. Concilii Tridentini congregavit, jussu composita eorumque applausu et auctoritate approbata ac veluti prototypon exhibita. Auctore Joanne Petro Aloysio Praenestino. Editio nova secundum editionem Romanam anni 1567 unacum praevia vita auctoris et historia hujusce Missae. Augsburg, Verlag von Anton Böhm.

Es ist bekannt, daß diese hochberühmte Messe über das Schicksal der Figuralmusik in der Kirche entschieden hat. Diese Musik hatte bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hin allmählig in einen durchaus profanen Charakter ausgeartet. Nicht nur waren viele weltliche Melodien in die Kirchenmusik aufgenommen, sondern es war auch Sitte geworden, daß eine Stimme regelmäßig die Melodie und den Text des weltlichen Liedes daneben sang. In allen frommen Gemüthern erregte dieß das größte Aergerniß, und das Concilium von Trient sah sich dadurch um so mehr veranlaßt, auch die Reform der Kirchenmusik zum Gegenstande seiner Anordnungen zu machen. Demgemäß setzte Papst Pius IV. eine Commission von acht Cardinälen nieder, unter ihnen die beiden Heiligen, der nachmalige Papst Pius V. (Michele Ghisllieri) und Carolus Boromäus. Es schien um die Figuralmusik geschehen, und zwar besonders aus dem Grunde, weil die Sänger der päpstlichen Kapelle erklärten, es sei unmöglich, eine derartige Musik in der Weise aufzuführen, daß die Worte allgemein verständlich seien. Diese Erklärung veranlaßte den heiligen Carolus Borromäus, den berühmten Paläſtrina, den Princeps Musicae,

zu sich zu bescheiden und ihm den Auftrag zu geben, eine Messe zu componiren, durch welche der Beweis geliefert würde, daß es dennoch möglich sei, auch bei der Figuralmusik zu dem völligen Verständniß der Worte zu gelangen. Palästrina componirte drei solche Messen, eine herrlicher als die andere; jede von ihnen genügte zu jener Beweisführung, die dritte aber, welche den Namen **Missa Papae Marcelli** führt, trug über die andern den Sieg davon. Was diesen Namen anbetrifft, so hat sie denselben erst späterhin erhalten; sie hat gar keine Beziehung auf den Papst Marcellus, dessen Regierung nur einundzwanzig Tage dauerte und ihm keine Zeit ließ, sich mit der Reform der Musik zu beschäftigen. Der Name ist eben ein bloßer Titel, den diese Messe, wie jede andere, einmal haben mußte, und welchen ihr Palästrina bei Gelegenheit ihrer Uebersendung an König Philipp II. beilegte. — Wir können nicht anders, als es für ein verdienstliches Unternehmen bezeichnen, welchem sich der hochwürdige Herr Schinhamer in Augsburg durch die Herausgabe dieses Meisterwerkes des Fürsten der Musik unterzogen hat.

LVIII.

Der Ritterhauptmann Johann Wilhelm Graf von Mirbach.

Eine Trauerrede, gehalten von Franz Joseph Schröteler, Oberdirector der rheinischen Ritterakademie.

Es ist immer eine erhebende Erscheinung, einen Mann vor uns zu erblicken, welcher die Lösung einer Hauptaufgabe der Zeit sich als Zweck seiner Lebensthätigkeit gesetzt hat. Selbst diejenigen, welche mit den Mitteln nicht einverstanden sind, werden ihm ihre Achtung nicht versagen können.

Der verstorbene Graf Johann Wilhelm v. Mirbach, dem die angeführte Trauerrede gilt, war der Gründer der rheinischen Rittergenossenschaft und der katholischen rheinischen Ritterakademie zu Bedburg, welche am 1. Mai 1842 feierlich eröffnet worden war. Durch beide Institute wollte er theils den rheinischen Adel auf seine mannigfach bedrohte Stellung im Staate aufmerksam machen und ihn zu einer würdevollen Ausfüllung derselben aneifern, theils aber und besonders dessen Jugend zur rittermäßigen Gesinnung und Handlung erziehen. Es ist nicht unsere Absicht, in eine Kritik der von dem sel. Verstorbenen zur Erreichung seines Zweckes gewählten Mittel

uns einzulassen, sondern wir haben es nur mit einem Bestreben zu thun, dem Niemand seine Achtung versagen kann, der durch das triviale Gleichmachergeschrei unserer Zeit seinen Kopf noch nicht verloren hat, und im Staate etwas mehr, als die öde Umfassungsmauer eines wirren Haufens sogenannter souverainer und gleichberechtigter Einzelköpfe, der in ihm einen in mannigfache und ungleiche Gliederungen abgetheilten, lebendigen Organismus noch zu erblicken vermag. — Nicht Gleichheit, sondern Ungleichheit ist das Naturgesetz, das den Menschen beherrscht, unter das er gleich bei seiner Geburt tritt, das ihn durch sein ganzes Leben hindurch, in allen seinen Lagen und Verhältnissen, gebieterisch begleitet.

Es ist ein Zeugniß von kläglicher Geistesarmuth einer Zeit, wenn sie nicht einmal die täglichen, mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes sich aufdrängenden Erfahrungen zu würdigen wissend, von nichts als der Zertrümmerung bestehender menschlicher Ungleichheitsverhältnisse schwärmt, und wähnt, durch ihren Sturz das Luftgebilde einer allgemeinen Gleichheit einzuführen, obgleich die Erfahrung der ganzen Menschengeschichte lehrt, daß der gestürzten Ungleichheit immer nur eine andere und öfters schlimmere folgt.

Wo uns daher Ungleichheiten in der Gestaltung der menschlichen Gesellschaft entgegentreten, dürfen wir ihnen nicht sofort deßwegen, weil sie Ungleichheiten, oder nach der Modesprache der Zeit, mit den Ur- oder Grund-Rechten der Menschheit im Widerspruche stehen, den Stab brechen; sie können nothwendige Ungleichheiten seyn. Wir müssen sie für solche halten, wenn das Zeugniß einer tausendjährigen Geschichte und die Erfahrung aller Völker für sie spricht.

Alle zivilisirten Völker nun zeigen uns einen Unterschied der Stände; sogar bei bloß halbzivilisirten treffen wir auf die gleiche Erscheinung, wir mögen uns nach dem Osten — Persien, Indien, China — oder nach dem Westen, nach Mexico, Peru wenden, oder unsere Voreltern im Teutoburgerwalde an

auf den Sandebenen des Nordens aufsuchen. Wo die menschliche Gesellschaft aus dem Kreise der bloßen Familie heraustritt und zu einem Stamme oder Volke, einem staatlichen Gemeinwesen sich emporgearbeitet hat, bildet sich durch Verschiedenheit der Naturanlage, Beschäftigung, gesellschaftliche Stellung, körperliche und geistige Vorzüge, und hundert andere Faktoren, die in der Gesellschaft ein Uebergewicht eines Individuums, einer Familie, oder eines Stammes, über andere Individuen, Familien oder Volkstheile begründen, naturgemäß eine Verschiedenheit unter den Angehörigen eines Gemeinwesens mit heraus, welche allmählig zu einem festen Körper sich gestaltet und dadurch zu einem Unterschied der Stände führt, die sodann an einigen Orten durch mehr oder minder bewegliche, an anderen durch ganz starre und steife Schranken von einander abgesondert werden.

Selbst die vom ersten Anfang ihrer Existenz an republikanische Schweiz, auf die so oft von unsern Gleichheitspredigern als lebendigen Beweis für ihre wahrheitsleeren Phrasen hingewiesen wird, gibt Zeugniß für das Gesagte; sie macht in der europäischen Staatengeschichte dießfalls keine Ausnahme. Wir wollen uns nicht auf jene Kantone beziehen, welche uns unter dem Namen von Aristokratien bekannt, im Verhältniß der regierenden Geschlechter zum regierten Volke einen viel größeren Unterschied, als je in Monarchien zwischen dem Adel und dem übrigen Volke vorhanden war, darstellen, dennoch aber eine nicht ruhmlose fünfhundertjährige Geschichte hatten; sondern wir berufen uns geradezu auf jene Kantone, welche als vollendete Demokratien gelten müssen, weil dort wirklich alle Gewalt vom Volke ausging. Gerade in diesen neuen Demokratien, den Gebirgs- und Hirtenkantonen wußte man so viel von regierenden Herrn, regierenden Familien zu erzählen, als in irgend einem aristokratischen Nachbarkantone; der Unterschied bestund eigentlich nur darin, daß dem Rechte nach in den Aristokratien die regierenden Geschlechter die innehabende

Staatsgewalt aus sich selbst ableiteten, während sie in den kleinen demokratischen Urkantonen denselben vom Volke übertragen wurde. Diese Uebertragung jedoch erfolgte thatsächlich mit der größten Stabilität; es war eine seltene Ausnahme, für welche ganz besonders gegründete Ursachen vorhanden seyn mußten, wenn in Abweichung von der gewissenhaft beobachteten Reihenfolge der Aemterübertragung, ein regierender Herr, oder ein Sprößling einer von jeher zur Regierung berufenen Familie übergangen wurde. Thatsache ist ferner, daß die in diesen Gebirgskantonen allfällig vorhandenen Rittergeschlechter ein größeres Ansehen dort genossen, als dieses je irgend anderswo der Fall gewesen. — Wir wissen zwar sehr wohl, daß gegenwärtig die Verhältnisse in der Schweiz bedeutend anders gestaltet sind, daß die in der Reformation begründete, durch die französische Revolution mit neuer blutiger Kraft versuchte politische Gleichmacherei vermittelst Erhebung der Massen zu sich selbst anbetenden souverainen Götzen, dort scheinbar in's Leben geführt wurde. Allein diese Gleichmacherei und diese Souverainisirung aller als gleichberechtigter Bruchstücke der Nation ist eben auch nur ein leeres Trugbild; man findet gegenwärtig allerdings in der Schweiz nicht mehr solche natürliche Standesverschiedenheiten, wie dieses früher der Fall war, dagegen aber hat die radikale Regierungskunst sofort einen anderen, unnatürlichen, künstlich-gewaltsamen Unterschied an ihre Stelle gesetzt, den Unterschied von Unterdrückern und Unterdrückten, von politischen Despoten und politischen Sklaven, welcher dort auf einen solchen Höhepunkt getrieben wird, daß gewisse Volkstheile als vollkommen rechtlos bezeichnet werden dürfen, und überhaupt der Ehrenmann nur mit Abscheu auf die politischen Zustände der Schweiz hinblicken kann.

Der Ruf nach Zerstörung jedweden Ständeunterschiedes, namentlich des so viel geschmähten Adels, gehört zu den vielen geistig krankhaften Erscheinungen unserer Zeit. Wenn schon ein Jeder, der nicht in diesem Fieberzustande ist und die

menschliche Gesellschaft noch mit einem vorurtheilsfreien Auge zu betrachten vermag, für uns eine willkommene Erscheinung ist; um wie viel mehr muß dieses der Fall seyn bei einem Manne, der nicht bloß auf gute Gesinnung sich beschränkt, sondern sie im Kampfe gegen den Irrthum im Leben mit ungebeugter Beharrlichkeit durchzuführen sucht.

Graf v. Mirbach gehörte in die ehrenvolle Reihe der letzteren; er hatte erkannt, was dem Adel Noth thue, wenn er der Zerstörungswuth der Zeit entgehen wolle, und so machte er es sich unter dem schönen und treu befolgten Motto, „gläubig und beharrlich", zu einer Lebensaufgabe, diese seine Erkenntniß den adelichen Genossen seines Geburtslandes ebenfalls beizubringen, und sie durch eine angemessene Erziehung der Jugend zum Gemeingut des ganzen Standes für alle Zukunft zu machen. Das war der Grundgedanke und das Grundbestreben, das ihn bei der Errichtung der beiden erwähnten Institute leitete. Als Ehrendenkmal für ihn, zugleich aber auch als Mahnbrief an den Adel, der vielenorts so sehr von seinem Berufe in der menschlichen Gesellschaft abgeirrt ist, lassen wir hier aus der Stiftungsurkunde der Ritterakademie die Hauptstellen folgen, welche lebendig die Tendenz des Stifters und den Charakter des Instituts uns vor Augen führen.

„Es ist hiernach unser ernstes Verlangen und dringendes väterliches Anmahnen, daß sie vor Allem in Gesinnung und Wandel festhalten an der Gottesfurcht, daß sie selbst einen christlichen, ernsten Lebenswandel führen, und darauf halten, daß von allen ihren Kindern und Untergebenen ein solcher geführt werde. Wir ermahnen sie dringend, zu allen Zeiten sich das gegenwärtig zu halten, daß ohne eine unverbrüchliche Treue gegen ihren Herrgott all' ihr Thun und all' ihr Besitzthum nicht bestehen kann, und daß ihnen zu Allem der allein haltbare Segen fehlt, wenn sie von Ihm loslassen."

„Wir ermahnen sie ferner dringend und väterlich, ihrem Könige und Herrn und Seinem Durchlauchtigen Hause in die-

ser Gottesfurcht eine unwandelbare Treue zu bewahren. Sie sollen wissen und in allen Lagen daran denken, daß es ihr adelicher Beruf ist, mit Darangabe ihres Gutes und Blutes, wo dieß erfordert wird, diese Treue zu üben, daß sie eine feste Mauer bilden sollen um den, von Gott gegründeten Thron ihres Landesherrn, welche niedergerissen werden müßte, bevor dieser berührt werden könnte. Sie sollen sich in Gesinnung und Wandel ganz frei und rein halten von allen den verderblichen Lehren, welche unter irgend einem Schein und Vorwande in dem Verhältnisse zu ihrem Könige und Herrn nicht eine heilige und göttliche Ordnung anerkennen, vielmehr wissen und daran halten, daß sie mit einer Verletzung dieser Treue zugleich einen Frevel gegen den heiligen Willen Gottes begehen würden."

„Wir ermahnen sie, einen christlichen Hausstand zu führen, ihren Kindern und Untergebenen wie Allen, mit denen sie in Berührung kommen, durch einen ehrenwerthen, sittlichen und ernsten Lebenswandel vorzuleuchten; in einer durchaus strengen Redlichkeit und Wahrhaftigkeit in Worten und Werken, in der Unverbrüchlichkeit ihres gegebenen Wortes, ihrer Verträge und Zusagen, in Festigkeit und männlicher Standhaftigkeit in Zeiten der Noth und Gefahr ihre Ehre zu suchen; ihren Kindern eine sorgsame und auf die Ausbildung solchen Sinnes gerichtete Erziehung zu geben; dabei aber auch auf eine gründliche und wissenschaftliche Ausbildung derselben sorgfältig Bedacht zu nehmen, damit sie in einem besonderen Grade fähig werden, im Dienste ihres Königs zu wirken, oder sonst ihrem Berufe tüchtig und mit segensreichem Erfolge vorzustehen."

„Wir ermahnen dringend unsere Nachkommen, sich mit einer wahrhaft adelichen Gesinnung von Allem unabhängig zu halten, was eine treue Beobachtung aller vorstehend gedachten Verpflichtungen erschweren könnte, also unabhängig in Ansehung ihrer äußeren Verhältnisse und ihres Vermögens, und

eben so unabhängig von aller kleinlichen Gesinnung und kleinlicher Berechnung des eigenen Vortheiles."

„Wir ermahnen sie deßhalb, durch gute Wirthschaft und Verwaltung ihres Vermögens, dieses zu erhalten, und wenn ihnen dieß der göttliche Segen verleiht, es zu mehren, sich von allem eitelen Luxus, der dem Adel nicht ansteht, fern zu halten, dabei aber in allen ihren Kreisen, und so weit diese gehen, sich wohlthätig, fürsorgend, mit Rath und That überall helfend zu zeigen."

„Sie sollen ihren Adel durch einen ritterlichen und männlichen Sinn, durch eine feste unerschütterliche Haltung in allen Lebensbegegnissen, aber auch durch Milde und Wohlwollen gegen Andere bewähren. Ihre Häuser und Herzen müssen Zufluchtsstätten für alle Hülfsbedürftigen und Bedrängten seyn, und ihre Hände müssen bereit seyn, einem Jeden, der in Noth ist, ohne Verletzung ihrer heiligeren Pflichten, beizustehen."

„Wie sie für die Rechte und äußeren Vorzüge, welche sie der göttlichen Gnade verdanken, Anerkenntniß in Anspruch nehmen, eben so müssen sie ein gleiches Anerkenntniß jedem Rechte, jedem wahren Verdienste und allem Ehrenwerthen in andern Ständen und Klassen willig zu Theil werden lassen, und sich von allem Hochmuthe und Stolze, Vornehmthun und gleichgültigem Herabsehen auf Andere fern halten. Sie können sehr wohl, und müssen dabei auf ihre Standesehre wachen, diese aber besonders in einer hochherzigen Gesinnung und darin suchen, daß sie Alles, was gerechten Tadel und Makel auf sie werfen kann, alles Unsittliche, Rohe und Gemeine in Beschäftigung, Belustigung, Sitte und Umgang, Alles, was die Achtung für Sittlichkeit und Anständigkeit verletzt, überhaupt Alles, was in der öffentlichen Meinung durch Einzelne einen Makel auf den Stand werfen kann, vermeiden."

„Wir wünschen aber auch, daß sie den Charakter, der nach der bestehenden Ordnung ihrem Stande beiwohnt, rein und unverfälscht erhalten, nicht auf Gewerbe, durch welche sie

außer ihren eigentlichen Beruf treten würden, sich einlassen, namentlich aber nie sich so weit vergessen, öffentliche Spielbänke zu halten und wucherische Geschäfte zu betreiben."

„Gegen alle ihre Untergebenen und gegen alle Personen, die nach ihren Verhältnissen in einer gewissen Abhängigkeit von ihnen stehen, seien sie wohlwollend und vorsorgend wie ein Vater gegen die Seinigen. Sie seien wie ein Schutzherr gegen die, welche sich ihnen anvertrauen; auch in den ihnen wirklich zustehenden Ansprüchen nicht drückend, sondern wo es Noth thut, nachsichtig und aushelfend. Pächter, deren Verhältnisse sich seit undenklichen Zeiten vom Vater auf Sohn vererbt haben, Gutsuntergebene, deren Familien nie wechseln, und alte Diener sind ein Schmuck, eine Zierde eines adelichen Gutes und Hauses."

„Wie wir nun alle einander gelobt haben und uns hiermit geloben, an diesen Gesinnungen fest zu halten, und in dieser Richtung unsern von Gott uns anvertrauten Beruf zu erkennen; so ergeht unsere dringende und ernste väterliche Anmahnung zu einem gleichen Sinne und Wandel an unsere Nachkommen, denen wir dazu den göttlichen Beistand eben so wie den Segen Gottes zum Schutze für diejenige Stiftung wünschen, über deren Grundsätze und Verfassung wir überein gekommen sind."

LIX.

Gutachten eines preußischen Staatsmannes von älterm Styl

aus den ersten Jahren nach dem allgemeinen europäischen Frieden über die Einführung von Landständen.

Reichsstände halte ich für gefährlich in einem Staate, wo ein Theil der Bewohner unzufrieden ist, und das ist selbst in ruhigen Zeiten (wo keine Gefahr droht und Vaterlandsliebe

cht erloschene Anhänglichkeit am Regentenstamme, die Nation it dem Regenten vereinigt und alle Beschwerden vergessen achen!) fast immer der Fall. Keiner gibt gerne, die Abgaben nd immer zu hoch; Accise und Zolle sind unerträglich, wer nen Prozeß verliert, hält die Justizverfassung für schlecht ꝛc. Durch große Versammlungen, wie Reichstage sind, theilen die Provinzen sich ihre vermeintlichen Beschwerden gegenseitig mit, nachen sie zu eigenen; die unruhigen stecken die ruhigen an, nd verbreiten bei ihrer Zuhausekunft die Beschwerden, wollen ich geltend machen und vermehren die Unzufriedenen. Reichs-stände widersprechen auch dem Begriffe einer absoluten Monar-chie; sie schränken solche ein und ihr Hauptzweck ist allemal Einschränkung des Monarchen und Erweiterung ihrer vermeint-lichen Rechte. Wenn das von seinen Unterthanen so geliebte Haus Oesterreich nach mehrjähriger Ruhe und Frieden auf den Gedanken käme, aus dem ungarischen Reichstage einen allge-meinen für alle seine Staaten zu machen, würden sich die Fol-en bald zeigen. Eine lange Erfahrung hat auch gelehrt, daß ie Zusammenberufung der Stände eines Reichs das Gute icht hervorgebracht haben, was man von ihnen erwartete. Dazu würde erfordert werden, daß wenigstens die Mehrheit erselben Kenntnisse der wahren und guten Staatskunst besäße, urchaus aufgeklärt und rechtschaffen genug wären, um das llgemeine Beste dem besonderen Vortheil vorzuziehen; wie ist ber dieses zu hoffen? und noch weniger ist es zu erwarten. Unglücklicher Weise aber finden sich in so zahlreichen Versamm-ungen für einige Weise immer eine große Zahl derer, die es icht sind. Die ältere und die ganz neue Geschichte liefert die Beweise.

Provinzial-Landstände halte ich für unschädlich und selbst n ein paar Rücksichten für gut. Unschädlich, weil keine Einverständnisse mit andern entstehen, und wenn sie aus ihren Schranken treten wollen, darin leicht zurückgewiesen werden önnen; nützlich, weil bei manchen Gesetzen der Landesherr hr Gutachten fordern kann, wie Friedrich II. über das pro-jectirte Landrecht und andere Gesetze. Es ist vorauszusetzen, daß sie praktischer, die Denkungsart, die Sitten, Vorurtheile, Gewohnheiten, alles Dinge, auf welche bei der Gesetzgebung Rücksicht zu nehmen ist, besser kennen, als die größtentheils theoretischen Stubengelehrten, welche die Gesetze entwerfen. Solche Provinzial-Ständeversammlung ist weniger zahlreich und trägt gewöhnlich, da sie nicht beisammen bleiben können, die Ausarbeitungen solcher Gutachten ihrem engern Ausschusse oder einigen dazu gewählten Männern auf. Daß sie nur Gutachten geben, kein Stimmrecht noch weniger Veto haben

dürfen, versteht sich von selbst. Wozu ich die Provinzial-Landstände aber vorzüglich nützlich halte: daß sie dem Ministerdespotismus Schranken setzen. Sie sollen nach meiner Meinung nur die eben erwähnten Gutachten geben, aber das Recht haben, mit Vorbeiziehung der Instanzien mit Vorstellungen und Bitten sich an den Herrn immediate zu wenden. Er wird dadurch Manches erfahren, was ihm zu wissen nützlich ist und er sonst nie erfahren haben würde. Der Minister muß es sehr arg machen, ehe sich ein einzelner Mann (daß ich hier nicht von boßhaften Menschen, sogenannten Quärulanten, deren Anzeigen wenig Aufmerksamkeit erregen, rede, versteht sich) entschließt, den Minister zu verklagen, und noch weniger in allgemeinen Dingen der Katze, nach dem Schpprichworte, die Schelle anzuhängen. Wenn der Mann auch selbst den Minister nicht fürchtet und nichts von ihm sucht und verlangt, so hat er Söhne, Brüder oder andere nahe Verwandte, denen es der Minister entgelten lassen kann. Eine Versammlung mehrerer ist dreister, der Furchtsame wird durch den Beherztern selbst herzhaft; die Vorstellung wird von Allen unterschrieben, und ein Jeder glaubt nur einen kleinen Theil daran zu haben; die Erfahrung lehrt auch, daß solche Versammlungen, wenn sie es Ursach zu haben glauben, die Minister nicht schonen. Auch ist mit Grund vorauszusetzen, daß sie dem Herrn keine Unwahrheiten vortragen werden. Daß sich diese Provinzial-Landstände in keine Administration mischen dürfen, und auf Vorstellungen und Bitten eingeschränkt werden müssen, habe ich schon erwähnt. Aber auch dem guten Minister sind sie nützlich in Absicht der obern Provinzialbehörden, in gleicher Art, wie vorhin gesagt, dem Landesherrn in Rücksicht der Minister. Daß übrigens die Zusammensetzung solcher Landstände besser seyn möge, als sie es in mehreren deutschen Provinzen war, ist zu wünschen, auch vom Landesherrn leicht zu bewirken. In vorstehender Art habe ich mich über diesen Gegenstand jedesmal gegen meine Herren, vorzüglich den jetzigen König, der durchaus das Gute wollte und gerne hörte, geäußert.

LX.

Skizzen aus der römischen Revolution von 1848.

(Mittheilungen aus den Tagebüchern von deutschen Augenzeugen.)

Vierter Artikel.

Sollte die Opposition gegen den Clerus erfolgreich begonnen werden, so mußte mit jenem Theile angefangen werden, der am leichtesten zu verdächtigen war, und dessen Sturz zu einer Stufe dienen konnte, um den übrigen Theil seines Einflusses zu berauben. Das Divide et impera hatte man wohl gefaßt; eben so aber wußte man schon aus früheren Erfahrungen, daß man zuerst die Regulargeistlichkeit angreifen müsse, um dann dem Weltclerus beizukommen; nicht minder wußte man, daß von allen religiösen Corporationen nothwendig zuerst die Jesuiten gestürzt werden mußten. Daher hatte auch der römische Radikalismus gleich anfangs ähnlich dem helvetischen ein besonderes Augenmerk auf diese gerichtet. Hatten sie doch den gelehrten Jugendunterricht vorzugsweise in den Händen, namentlich an ihrem selbst von vielen Ausländern besuchten Collegio Romano, und zwar nicht bloß in der Theologie, wo die Frequenz dieser Anstalt in der Regel selbst die der römischen Universität (Sapienza) überstieg, sondern auch in der Philo-

sophie und den vorbereitenden (Gymnasial-)Studien, wo unter solcher Leitung ein Durchdringen der liberalen Ideen bei den Studirenden nicht zu erwarten stand, um so mehr, da die römischen Studenten ohnehin ziemlich weit von dem deutschen Studentenleben entfernt sind. Ihres anderweitigen unberechenbaren Einflusses im Beichtstuhle und auf der Kanzel, so wie auch durch ihre großartige Anstalt für die geistliche Retraite bei St. Euseb gar nicht zu gedenken, konnten die Glieder dieses Ordens schon bloß durch ihren öffentlichen Unterricht die besten Talente von den Zeitideen abwenden, und der im Entstehen begriffenen Umwälzung jene Kräfte entziehen, die durch das natürliche Feuer ihres Alters, in Verbindung mit gänzlicher Unerfahrenheit, auf dem praktisch-politischen Gebiete gerade die tauglichsten Werkzeuge für die revolutionäre Propaganda zu werden im Stande sind, wie es namentlich die Wiener Aula glänzend bewiesen hat. Die unermüdliche Thätigkeit der Jesuiten für religiös-sittliche Erziehung der Jugend war den Helden des Tages ein Dorn im Auge; andere, weniger nach außen thätige Congregationen konnte man eher dulden; die Jesuiten mußten fallen, sollten die neuen Ideen vollständig verwirklicht werden. Darin lag der nächste Grund der eingetretenen Jesuitenverfolgung; die eigentliche Ursache des Hasses aber lag viel tiefer: sie waren gehaßt wegen der Ideen, die sie vertraten und die in ihnen am ausgeprägtesten verkörpert erschienen, wegen der im Geiste des Instituts liegenden Opposition gegen Alles, was den positiven Glauben der Kirche, wie die gesetzliche Ordnung des Staates gefährdet, wegen ihres strengen Festhaltens an dem vom Zeitgeiste bekämpften göttlichen und supernaturellen Princip, das sie mit der unerschütterlichsten Consequenz allseitig hervorzuheben, und nach allen Richtungen hin geltend zu machen bemüht waren. Und dennoch darf nicht übersehen werden, daß die Vertreibung der Jesuiten im Jahre 1848 nicht jene große geschichtliche Bedeutung hat, wie die am Ende des vorigen Jahrhunderts in so vielen europäischen Staaten vorgefallene, und daß der Einfluß, den die

Auflösung jener berühmten Gesellschaft damals auf die socialen Zustände und den Durchbruch der Revolution ausübte, bei dieser neuen Verfolgung keineswegs in dieser Weise Statt fand, so wie auch die damalige Anzahl der Ordensglieder und die ausgedehnte Wirksamkeit derselben mit denen der Gegenwart in keinem Verhältnisse steht. Darin aber stimmen beide Ereignisse überein, daß der ganze Oppositionshaß der Radikalen nicht zunächst den Individuen des Ordens galt, sondern dem Priesterthume überhaupt und damit der Kirche; die Jesuiten hielt man für gefährlich, sei es dem alten Staate, sei es der modernen Freiheit, weil man die Kirche als beiden gefährlich ansah. Das hat sich in dem historischen Entwickelungsgange herausgestellt. Erst rief man: Morte ai Gesuiti!; bald aber Morte ai frati (Ordensgeistliche überhaupt)! Nicht lange darnach hörte man das: Morte ai preti! und das: Morte ai Cardinali!, bis endlich das wilde Geschrei sich auflöste in ein — Morte a Pio Nono!

Sturz der Jesuiten, der Religiosen, der Priester, der Cardinäle, des Papstes — das waren die fünf Stufen der Himmelsleiter, auf der die neuen Giganten allmählig den Olymp zu ersteigen gedachten; immer höher ging das Streben, und immer kecker ward die Zuversicht; war einmal die erste Sprosse erklommen, so wurden es die anderen schon mit geringerer Mühe, und dann war der Sieg entschieden — der Sieg des neuen Genius über den alten Wahn, der Sieg der Idee des Fortschritts über die quietistische Stabilität, der Sieg der allgemeinen Freiheit über die Fesseln veralteter Formen und die Knechtschaft einer durch Jahrhunderte geheiligten Despotie, und zwar im Centrum selbst, am Sitze derjenigen Macht, welche am ausgedehntesten die Tyrannei über die Geister sich anzumaßen vermochte.

Das war es, was die radikalen Verbrüderungen im Kirchenstaate besonders im Auge hatten. Aber in ganz Italien, besonders in Sardinien, hatten die Demagogen schon lange

das Emporblühen der Jesuitenschulen mit großem Mißbehagen wahrgenommen; die Kämpfe ihrer Gesinnungsgenossen in der Schweiz gegen diese fürchterliche Gesellschaft stachelten sie zu neuem Ingrimm und nur auf eine passende Gelegenheit ward gewartet, sich dieselbe vom Halse zu schaffen, und gegen sie den willenlosen Pöbel zu hetzen, wie es im September 1847 in Genua bereits begonnen ward. Schon längst vorher hatten die Logen ihren Untergang beschlossen. Ein in der Schweiz lebender Engländer hatte einen Jesuiten, dem er persönlich geneigt war, in einem Briefe beschworen, und zwar schon vor dem Jahre 1846, er möge so bald als möglich aus dem Orden austreten, weil er sicher nach drei Jahren nicht mehr bestehen werde; als er denselben, der später aus der Schweiz nach Italien flüchtete, dort antraf, machte er ihm bittere Vorwürfe und beklagte sich laut über die vermeintliche Blindheit des hartnäckigen, sonst so verständigen Mannes, der seinen freundlichen Rath unbeachtet gelassen, und so von einer Bedrängniß in die andere sich begeben habe. Das erzählte er mit dem Ausdrucke eines tiefen Bedauerns, und obschon Protestant, nahm er innigen Antheil an diesen „Gebrandmarkten", die nothwendig als ein Opfer des Zeitgeistes fallen müßten.

Bei der allgemeinen Aufregung hatte man nicht Zeit, alles Erdenkliche, was gegen den Orden mit mehr oder weniger Schein von Recht sich sagen ließ, vorzubringen; für die Masse, die man aufregen wollte, bedurfte es nur weniger, etwas plausibler Gründe, um sie gegen denselben zu stimmen. Zwei Beschuldigungen waren es vornämlich, welche den Sturz der gefürchteten Gesellschaft, die mit einem den Dämonen furchtbaren Namen sich bezeichnete, herbeizuführen geeignet waren; — Beschuldigungen nur; denn Anklagen der Presse genügten ja, die öffentliche Meinung hervorzubringen, und die zerschmetternde Wucht der allgemeinen Entrüstung auf die Verdächtigten niederstürzen zu lassen. Italien war erst neu erstanden mit verjüngter Schönheit und in erhöhtem Kraftgefühl; die Einheit

d Freiheit, die Macht und Größe Italiens waren die Ideen, : mit einem elektrischen Schlage alle Herzen gewannen. Wer :sen Ideen sich entgegenstellte, was konnte er anders seyn, s ein Verräther an dem theuern Vaterlande, ein Sklave seis Unterdrückers, des Fremden, des Barbaren? Und Pius ir es, dem Alles zujauchzte vom Saume der Alpen bis zu rinacriens Ende, in dem alle wiedergeborenen Söhne Ausoen's den Befreier, den Beglücker erkannten. Wer von dien sich abwandte, was war er anders, als ein Feind alles roßen und Schönen, ein Diener der Finsterniß, der Bosheit, r Hölle? Und siehe! solche Verräther Italiens, solche Feinde nes Erretters, des „reformatorischen“ Papstes, lebten Verrben sinnend mitten unter dem edlen Geschlecht, das eben e Ein Mann sich für seine Größe und Freiheit erhoben, als :zieher der Jugend, als Rathgeber der Großen, als Lenker r Gewissen; sie hatten bisher alle großartigen Regungen des ationalbewußtseyns und der wahren Menschenwürde niederhalten oder schon im Keime erstickt; sie drohten auch jetzt ch, die kaum geborne Freiheit meuchlerisch zu morden, dem len Volke seine Errungenschaften wiederum zu rauben; darum ır der erste Kampf, der bestanden werden mußte, der Kampf gen die Jesuiten, deren Vertreibung schon im December 1847 iter den „Volkswünschen“ sich verzeichnet fand.

Gioberti, der durch seinen „Primat Italiens“ so mächtig : Gemüther entflammte, einzustehen für die Selbstständigkeit r Halbinsel, und heldenmüthig in die Schranken zu treten gen den fremden Usurpator, er hatte schon mit Kraft und :uer den Kampf gegen den mächtigen Orden begonnen, in m er ein stetes Widerstreben gegen diese Idee bemerkte. Mit irmischem Beifall ward besonders die zweite Auflage dieses jöttlichen Werkes“ begrüßt, in der er offen mit seinen Anıgen wider diese die nationelle wie individuelle Freiheit gleichäßig befehdende Gesellschaft an das Licht trat, unerachtet des l der ersten Auflage in den Prolegomenis ihr gespendeten

Lobes. Zwar traten auch Vertheidiger derselben auf, und aus ihren Gliedern waren es besonders Franz Pellico, des berühmten Silvio Bruder (A Vincenco Gioberti. Genova 1845), und Carl Curci (Fatti ed argomenti intorno alle molte parole del Sgr. Abate V. Gioberti Napoli 1847), die mit klaren und einfachen Worten in eine bündige Widerlegung des gewandten Gegners sich einließen. Da kam Giobertis Gesuita moderno, ein voluminöses Werk mit weitschweifigen Declamationen und einer neuen Bearbeitung Pascal's zu Tage, und erregte die größte Sensation. Wenige gaben sich die Mühe, das bis zum Ermüden lange und bis zum Ekel langweilige Machwerk, wie es selbst von einigen Liberalen geschildert ward, auch nur theilweise zu lesen; aber es war ja genug, daß Gioberti ein händereiches Werk gegen die Jesuiten geschrieben; da war ja Alles bewiesen; es bedurfte der Zeugen nicht mehr, und wer noch widersprach, der konnte kaum dem Verdachte entgehen, auch er sei ein Jesuit, ein Feind des Volkes und der öffentlichen Wohlfahrt. Aus diesem Werke, in dem der ganze Schwulst der modernen italienischen Tagespresse sich findet, so zierlich und schön auch sonst Gioberti's Styl ist, haben auch manche Correspondenten deutscher Blätter einzelne Schilderungen entnommen, namentlich die der ungeheueren Macht des Ordens in Piemont, die oft mit den Anklagen gegen seine Herrschaft in Paraguay ganz parallel stellen, und die rhetorischen Ausschmückungen des demagogischen Abbé getreulich wieder zu geben nicht ermangeln. Der geistvolle Verfasser der Francesca da Rimini hatte die ihm zugedachte Dedication der Schrift mit Unwillen von sich abgewiesen; sein langes Gefängniß hatte aus dem feurig schwärmenden Jüngling einen ernsten Mann und ein treues Kind der katholischen Kirche gebildet. Nicht minder sprachen andere bedeutende Männer sich gegen dieses Werk aus, das seine Belege und Documente aus liberalen Journalen gesammelt und mit phantastereicher Umhüllung den Mangel stichhaltiger Begründung zu decken suchte; aber sie drangen nicht durch und es gab selbst verblendete

Mönche, die in ihrem radikalen Fanatismus es für inspirirt vom göttlichen Geiste erklärten. Das war sicher ein lächerliches Extrem auch vor den Augen Vieler, die der Gesellschaft nicht besonders gewogen sind; man muß doch wahrlich die Jesuiten nicht für vermenschlichte Teufel halten, weil man sie nicht für inkarnirte Engel erklären kann. Gegen eine solche Verblendung, die an Wahnsinn gränzt, kann kein Vernünftiger mehr streiten; ist der Strom über die Ufer getreten, so läßt sich nur mit Ruhe erwarten, bis er wieder in seine alten Gränzen zurückgekehrt. Wohl haben viele Gutdenkende es der Gesellschaft Jesu zum Vorwurf gemacht, daß sie, auf ihr gutes Recht und ihr offen vor Aller Augen liegendes Wirken sich stützend, es im ersten Momente versäumte, den gegnerischen Angriffen auf dem Felde der Literatur die Spitze zu bieten, wozu es ihr in Italien keineswegs an tüchtigen Talenten gebrach, und wir selbst sind der Ansicht, es hätte früher und mit größerer Energie entgegengewirkt werden können; allein wir dürfen auch nicht außer Acht lassen, daß selbst die beste Schrift unter den damaligen Umständen schwerlich eines bleibenden Erfolgs sich erfreut haben würde, wo eine Broschure die andere verdrängte und die Lüge in immer lichtvollerer Umhüllung erschien, ja bereits die Königin der Tagespresse geworden war. Hätten auch mehrere der gehaltvollsten Widerlegungsschriften existirt, sie wären doch entweder bald vergessen, oder gleich anfangs ignorirt oder verhöhnt worden; man wollte die Lüge; das war genug, der Wahrheit allen Zugang zu sperren. Hatten doch selbst die literarischen Produkte der gemäßigteren Liberalen ein gleiches Schicksal. Wie gierig man aber doch bei allem Mangel an Beweisen nach Gründen zu Verdächtigung haschte, mag folgende Thatsache zeigen, die in die Märztage von 1848 fällt. Die Fastenpredigten in der Jesuitenkirche al Gesù wurden auch noch damals von einem äußerst zahlreichen Publikum besucht. Bald aber sah man neben den gewöhnlichen Zuhörern noch eine Schaar außerordentlicher Andächtiger, die sonst um Predigt und Kirchenbesuch

sich wenig zu interessiren pflegen, stark bebartete Helden, viele in der Uniform der guardia civica, an den vordersten Plätzen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dem Vortrag des Predigers folgen; ja Viele zogen Schreibtäfelchen und Brieftaschen heraus, notirten einzelne Stellen des Vortrags, und waren so wirklich mit ganzer Seele zugegen. Aber viele dieser Herren zeigten beim Weggehen Mißbehagen; es kam immer nicht das, was sie wollten und was sie zu suchen schienen. Endlich waren sie doch so glücklich, nach täglichem sauren Predigtbesuch (denn der ernannte Fastenprediger hat jeden Tag der Woche, mit Ausnahme Samstags, zu predigen) das sehnlich Erwartete zu finden. Der Redner sprach von der Liebe, mit welcher die Kirche, weil sie katholisch ist, alle Nationen umfasse, und machte davon eine Anwendung auf das wilde Geschrei, das man jetzt zum Aergerniß aller Guten in der Hauptstadt der Christenheit so oft vernehmen müsse: Tod den Deutschen! Daran knüpfte sich eine ernste und eindringliche Abmahnung vor einem solchen blinden Hasse, der geradezu dem Wesen des Katholicismus widerstrebe und nur geeignet sei, die Ruhe und den Frieden der Staaten zu untergraben. Das war genug; mit lautem Zischen und Gemurmel entfernte sich die Schaar der eifrigen Predigtbesucher, und am Abend erschien ein vielfach entstelltes Excerpt aus dieser Rede gedruckt unter dem Titel: „Eine Jesuitenpredigt", das wie natürlich auf dem Corso feilgeboten ward. Die darüber entstandene Aufregung veranlaßte auf Betrieb des Predigers nicht minder als der Jesuitenfeinde eine Untersuchung der Predigt vor dem Cardinal Stadtvicar, der sie nach dem Manuscript des Redners durch eine Commission von Theologen censiren ließ; das Urtheil ging aber dahin: Wenn man nicht mehr in dieser Weise predigen dürfe, so müsse man aufhören, in Rom katholisch zu predigen. Dennoch fand die „Jesuitenpredigt" ihren Absatz; eine kleine Niederlage brachte denen keine Verlegenheit, denen Effronterie zur Gewohnheit geworden war.

Aber noch erfolgreicher wurden die Jesuiten von der anderen Seite aus verdächtigt, als seien sie Gegner des Papstes. Die Partei, welche den Namen desselben, den sie ihren Pio nannte, bis zu den Sternen erhob, und das Volk durch schrankenlose Exaltation nie zu Nüchternheit und Besinnung gelangen ließ, verstand den Kunstgriff gar gut, ihre Gegner auch als Gegner des Papstes hinzustellen. Wer Logik hatte, mußte ja das Argument begreifen: Wir, die Liberalen, sind die aufrichtigsten und treuesten Freunde des Papstes; die Jesuiten sind unsere Widersacher; also sind sie auch Widersacher des Papstes. Ein weiterer Beweis war auch hier nicht nöthig. Mag es seyn, daß ein oder das andere Glied dieser Corporation mit den politischen Reformen des Papstes nicht völlig einverstanden war; aber wenn auch, so hatten gewiß die Jesuiten, die man sonst als so schlau und listig zu schildern weiß, hierin so viel Klugheit, nicht öffentlich und überhaupt nicht vor Solchen sich darüber zu äußern; die nur auf eine Gelegenheit harrten, sie ganz zu Grunde zu richten in der öffentlichen Meinung; nebstdem wie konnte eine solche Ansicht über die Regierungsgrundsätze Pius IX. von einer Partei ihnen zum Vorwurf gemacht werden, welche gerade die allgemeine Freiheit der Ueberzeugung und der Meinungen im unbeschränktesten Sinne proclamirt, ohne daß diese mit ihren eigenen Principien sich in Widerspruch setzt? Oder sollte es nur den Jesuiten nicht gestattet seyn, hierüber andere Meinungen zu hegen, da sie sich wohl zu unbedingtem Gehorsam gegen das Kirchenoberhaupt, nie aber zu blinder Gutheißung seiner politischen Maßregeln verpflichtet haben? Offenkundig war es, daß die Jesuiten von aller Einmischung in die politische Sphäre sich entfernt hielten, so sehr sie auch indirekt der Revolution entgegen wirken mußten; der General brauchte sie nicht erst zu warnen und zurückzuhalten. Da mußte nun zur Erfindung versteckter Intriguen und fürchterlicher Conspirationen die Zuflucht genommen werden; der Schatten des alten Gregor an

der Spitze des Jesuitismus war das Nachtgespenst, vor dem der Menge bang gemacht werden mußte, wie vor einem scheußlichen Kobold. Daß diese Erfindungen aus einem weitverzweigten Plane hervorgingen, zeigt ihr gleichzeitiges Auftreten in den Blättern der verschiedensten Theile Italiens. In Genua und Turin, wo einzelne hochbegabte Männer des Ordens seit Jahren auf den ersten Lehrstühlen hohen Beifall gefunden, entwarf man bereits die gräulichsten Schilderungen von den vielfachen Mißbräuchen ihres Einflusses auf Volk und Regierung, so wie von ihrer bis zu einer auf alle Familienverhältnisse sich erstreckenden tyrannischen Inquisition. Die Zeitungsredacteure durften nur, um mit dieser gangbaren Waare einen Theil ihrer Spalten zu füllen, von Zeit zu Zeit aus der Fundgrube des Gioberti'schen Orakels schöpfen; Beweise brauchte man nicht. Man mahnte sie, die verdächtigen Individuen des Ordens ihren Obern zu nennen, die sie bestrafen würden; aber auch nicht ein einziges ward genannt. Gab man aber doch Beweise, so waren Personen genannt, die dem Orden nicht nur nicht angehörten, sondern irreligiös und antikirchlich sich nie dessen Einflüssen hingegeben; das waren dann „Affiliirte der Jesuiten"; ohnehin gehörten kirchlich streng gesinnte Bischöfe, wie der Erzbischof von Turin, zu dieser Klasse, und Alles, was Mißbehagen erregte, das hatte der Orden gethan, so daß Curci in seiner oben genannten Schrift sich mit Recht wundert, daß man nicht auch die Cholera, so wie jeden Hagelschlag und jeden Meeressturm ihm auf die Rechnung gesetzt.

Die Sache war nun ausgemacht und sonnenklar, zumal in Rom, wo in vier Häusern einige hundert Jesuiten sich befanden. Zwar versuchten sie durch glänzende Demonstrationen, die oft mit vielen Opfern und Anstrengungen verbunden waren, zwar nicht den heiligen Vater, wohl aber das leichtgläubige Volk von ihrer Anhänglichkeit, Liebe und Treue für Pius zu überzeugen; aber die Effecte, so glänzend sie auch im Augenblicke waren, wurden doch bald wieder durch die Anstren-

gungen ihrer Feinde verflüchtigt, ja man sah überall nur heuchlerische Kunstgriffe jesuitischer Verstellungskunst, die einen neuen Beweis der schädlichen Tendenzen ihrer Gesellschaft liefern mußten. Die prachtvolle, von dem Orden „der nie verzeiht und seine Kerker nie öffnet", zur Feier der Amnestie in der Kirche des römischen Collegs am 2. September 1846 veranstaltete Festlichkeit, bestehend in musikalischen und poetischen Productionen (eine Uebersicht derselben nebst Einleitung ist unter dem Titel: Il trionfo della clemenza erschienen, wobei die Studierenden der Anstalt ihre schönen künstlerischen Talente entfalteten, kam den Liberalen sehr ungelegen, namentlich da manche der dort mit Orchesterbegleitung aufgeführten Hymnen des P. H. Rossi wie die „An die Eintracht" lange nachher noch gesungen und allgemein beliebt wurden; aber diese Demonstration, so geschmackvoll und imponirend sie war, verzögerte nur, wie die Liberalen selbst ohne Hehl sich äußerten, die Ausführung schon lange gehegter Plane. Und als Pius am Aloysiusfest 1847 die Ignatiuskirche besuchen und das Collegium selbst in Augenschein nehmen wollte, da mahnten die radikalen Blätter ihn ab in Reden und Gedichten, wie z. B. in einem Sonett, das also anfing: Halt' ein, großer Pius, trete nicht ein in diese elende Räuberhöhle des Loyola:

Ferma il passo, gran Pio, e non entrare
In quest' infame spelonca de Lojola,

das aber gleich darauf in einer trefflich gelungenen Parodie eines Jesuitenschülers mit Beibehaltung derselben Reime zu einer lieblichen Einladung an Pius ward, die allgemeine Bewunderung erregte, so daß auch hier die gerechte Sache einen geistigen Triumph über die ungerechte Lüge zu feiern im Stande war. Wirklich erschien Pius am 27. Juni, dem Sonntage in der Aloysius-Octave, in der Ignatiuskirche, woselbst er am Altare des heil. Aloysius die Messe feierte, assistirt von dem eben in Rom anwesenden Erzbischofe von Mailand, und den Alumnen mehrerer geistlicher Bildungsanstalten und anderen

Studirenden die Eucharistie reichte, und endlich das ganze geschmackvoll verzierte Gebäude besichtigte. Nach dem Frühstück nahm er auf den in den schönen Säulengängen, welche mit Inschriften in verschiedenen europäischen, asiatischen und amerikanischen Sprachen und mit den Bildern mehrerer Päpste, die der Anstalt besondere Wohlthaten erwiesen, so wie der berühmtesten Lehrer, die einst hier gelehrt, wie Bellarmin, Cornel a Lapide u. s. f., geschmückt waren, ihm bereiteten Throne Platz, während die Festlieder der Studenten ertönten und ihm verschiedene, von den Schülern der Anstalt verfaßte Abhandlungen über Gegenstände der Theologie und Philosophie überreicht wurden. Erst nach zweistündiger Anwesenheit verließ er das Colleg, und mehrere Tage nachher blieben dessen Räume dem Publikum geöffnet, das sich am Anblick der sinnreichen Ausschmückung ergötzte. Das war ein neuer Aerger für die Volksmänner und jetzt verdoppelten sie ihre Thätigkeit, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Verloren ist eine achtmonatliche Arbeit, hörte man sie sagen; aber wir fangen von Neuem an. (Perduto il lavoro di otto mesi; intanto ricomminciamo di nuovo.)

Pius ließ sich nicht durch die fortwährend gehäuften Anschuldigungen täuschen, die einem denkenden Mann um so unglaublicher werden mußten, je ungereimter und je grundloser die meisten derselben sich erwiesen. Als er zum erstenmale am Ignatiusfeste des Jahres 1846 die Kirche des Profeßhauses der Jesuiten besuchte, um dort das heilige Meßopfer zu verrichten, schrieen zwei Proletarier aus der Hefe des Volks beim Aussteigen aus dem Wagen ihm zu: „Heiliger Vater! die Chocolade der Jesuiten ist vergiftet!“ Warum nicht lieber der Opferwein der Messe, sagte ein wohlgekleideter Mann aus den Umstehenden? Nichts destoweniger nahm Pius nach der Messe sein Frühstück und jene beiden Warner, polizeilich über ihren Ruf befragt, bekannten, ein fremder Signore, den sie nicht gekannt, habe ihnen für diese grida Geld gezahlt.

Pius besuchte die Hauptkirche der Jesuiten an eben den Tagen, wo seine Vorfahren dem Herkommen gemäß sie besucht hatten, nämlich am Sylvesterabend beim Jahresschlusse und am Dienstag der Fastnachtwoche, an welchem Tage dort das Altarssakrament zufolge eines schon von Ignatius eingeführten Gebrauches ausgesetzt ist. Allein am vorletzten December des Jahres 1847 war Pius, wie oben zu erwähnen Gelegenheit war, von Schnupfen und Heiserkeit befallen. Nun jubelten die Radikalen, daß Pius nicht zu den Jesuiten komme. Bereits war angesagt, Seine Heiligkeit werde nicht erscheinen. Da erzählte, kurz bevor die Function in der Kirche al Gesù beginnen sollte, Cardinal Ferretti dem Papste, wie bereits dieses Ausbleiben von der Wühlerpresse ausgebeutet werde. Augenblicklich soll man anspannen, befahl Pius, ich fahre nach der Kirche al Gesù. Der Papst erschien und intonirte, obschon mit heiserer Stimme, das Te Deum. Als er nach dem Quirinal zurückfuhr, da ward unter der Menge, wenn auch nur von einigen Wenigen, ein Zischen laut. Pio Nono und — Zischen! Hier hatte der republikanische Klubb dem „angebeteten" Pius die Anerkennung versagt, die er sonst dem unbedeutendsten seiner Schritte zu zollen pflegte, und bereits jene Mißbilligung ausgesprochen, die zu immer größerer Unzufriedenheit heranwachsen sollte. Am 3. März 1848 kam Pius abermals in die Jesuitenkirche und ließ in der Sakristei die Bewohner des Profeßhauses, und wer durch diese Zutritt erhalten hatte, namentlich mehrere Ausländer, zum Fußkuß vor. Die Radikalen gaben die Hoffnung auf, den Papst noch gegen die Jesuiten stimmen zu können; ein Gewaltstreich mußte ausgeführt werden, das war jetzt klar; die geistigen Waffen waren verbraucht; nur materielle Waffen konnten die Jesuiten besiegen.

Das hatte man schon längst geahnt, und deßwegen auch in mannigfachen Präludien den Hauptstreich vorbereitet, wohin sicher auch der dem Schweizer Consul gebrachte Fackelzug ge-

hörte. Alle vierzehn Tage, gewöhnlich an einem Dienstage, wahrscheinlich dem Kriegsgotte zu Ehren, mußte irgend eine Demonstration Statt finden. In der Nachtszeit kamen wilde Haufen des elendesten Gesindels und riefen: entfernt euch alle aus diesem Hause, sonst wird es in Brand gesteckt. Dann kamen andere Ausrufungen, wie Viva Gioberti! Viva la Bolla di Ganganelli! Das Letztere hatte aber die angelehrte Masse nicht recht begriffen; daher der wahrhaft komische Ruf: Viva la moglie di G. (Es lebe die Frau des Ganganelli, nämlich Clemens XIV.!) Doch führten diese nächtlichen Ruhestörungen, von denen geistliche und weltliche Behörden gleich erfolglos abmahnten, noch zu keinem Resultat; ein Edict des Cardinal-Vikars und eine Proclamation der Regierung, worin man das Volk mahnte, den gesetzlichen Weg nicht zu verlassen, die Häuser der Religiosen nicht zu beunruhigen, und etwaige Anklagen wider dieselben vor die kompetente kirchliche Behörde zu bringen, wurden von den Straßenecken abgerissen. Da erging, wiederum an einem Dienstage, der Aufruf: „Heute Nachmittag um vier Uhr mögen sich alle Patrioten im Café Nuovo versammeln, um den hochwürdigen Vätern der Gesellschaft Jesu das Abschiedsgeleite zu geben.“ Wirklich versammelten sich zu dem Congedo eine große Schaar in- und ausländischer „Patrioten“, und setzte sich Schlag vier Uhr nach der Piazza del Gesù in Bewegung. Aber Pius hatte von dem Vorhaben Kunde erhalten, und war ganz unbemerkt um drei Uhr nach St. Peter gefahren. Er traf bei seiner Rückkehr auf dem Platze vor der Jesuitenkirche Punkt vier Uhr ein, wo gerade die patriotische, gegen wehrlose Männer bewaffnet ausziehende Heldenschaar im Anmarsch war. Mit einem Blick übersah er die wogende Masse; tausendstimmiges Hoch erscholl; Alles drängte sich zu seinem Wagen; die Meisten, die nicht eigentlich gewußt hatten, was sie thun sollten, folgten ihm bis auf Monte Cavallo; das Morte ai Gesuiti ward erstickt durch das Viva Pio IX., der Congedo war vergessen. Die Anführer des

Zuges sahen sich bald allein auf dem Platze und folgten mißmuthig der jubelnden Menge nach. Das ereignete sich am 14. März.

Diesesmal hatte die moralische Macht des Papstes den Sturm beschworen; aber diese nützt sich ab mit der Zeit, zumal bei einem leichtbeweglichen und ohne Unterlaß haranguirten Volke. Die Jesuiten sahen wohl, was ihnen auch in Rom bevorstünde. Inzwischen hatte man successive fast alle ihre Ordensbrüder aus den kleinern Häusern im Kirchenstaate meist durch Gewalt und Pöbelaufläufe vertrieben; beinahe alle diese Vertriebenen kamen nach Rom, wo eine neue Vertreibung sicher vorauszusehen war. Bald wurden auch hier schon einzelne Jesuiten auf den Straßen und unter den Augen der guardia civica verhöhnt; ja außerhalb der Thore wurden einige Jesuiten, die nach Rom reisten, darunter ein Fürst Altieri, mißhandelt. Schon in den Carnevalstagen war vor dem römischen Colleg ein Aufzug veranstaltet worden, bei dem selbst die religiösen Ceremonien herabgewürdigt waren. Es ward ein Leichenconduct dargestellt; auf einer Bahre trug man die eben verschiedene Compagnia di Gesù; dabei ward das Miserere und De profundis unter Begleitung der abscheulichsten Fratzen gesungen. Die nächtlichen Demonstrationen vor den Jesuitenhäusern begannen seit dem 18. März mit erneueter Heftigkeit; nur das Exercitienhaus von St. Euseb blieb großentheils verschont, da eine Cohorte der Civica dort Besuche abstattete, angeblich um das Haus zu beschützen, in der That aber, um an den obschon geringen Wein- und Speisevorräthen sich gütlich zu thun. Vor dem Professhause fand sich der gesinnungstüchtige Pöbel in großer Anzahl ein, um doch wenigstens durch kannibalisches Getöse den Jesuiten ganz den Aufenthalt zu verleiden. Es befand sich damals im Professhause ein in Geschäften seiner Mission nach Rom gekommener Missionär aus China, dessen verrenkte Gliedmassen noch die Spuren der dort für den Glauben erlittenen Tortur zeugen, P. Massa, wenn ich nicht irre. Der Mann, den ich einigemal sehen konnte und nie

ohne tiefe Rührung sah, war sehr leidend; als er von China abreiste, hat er sicherlich nicht geglaubt, daß einem Glaubensboten in der Hauptstadt der Christenheit nicht einmal einige Nachtruhe werde vergönnt werden, und daß solche Scenen ihn dort erwarteten, denen bald der volle Gräuel der Verwüstung folgen sollte. Doch hatten bei allen diesem die Jesuiten einen guten Theil des Volkes auf ihrer Seite, das noch nicht vergessen, was diese in der Cholerazeit 1836 ihm geleistet; aber wie überall waren auch hier die Bessergesinnten unthätig und schläfrig; sie ergaben sich in Alles, was da kommen sollte, mit Resignation, blieben aber ohne alle Energie zum selbstthätigen Handeln. Nur die Bewohner von Trastevere eilten auf die Kunde, man werde nächtlicher Weile das Profeßhaus der Jesuiten stürmen, in großer Anzahl auf den Platz al Gesù und harrten hier mehrere Stunden lang des Angriffs, der aber alsdann unterblieb. Erst nachdem ihnen ein Offizier der Civica die wiederholte Versicherung gegeben, es solle den „guten Vätern" kein Leid geschehen, ließen sie sich zur Heimkehr bewegen. Als sie aber hörten, daß später dennoch wenigstens eine lärmende Demonstration Statt gefunden, gingen sie in großen Abtheilungen in die radikalen Kaffeehäuser am Corso und richteten dort einige Verwüstungen an, wobei auch das Stehlen nicht vergessen ward, so daß die buoni Padri wünschen mußten, von einer solchen Protection für immer bewahrt zu bleiben, die man doch zuletzt als von ihnen hervorgerufen gedeutet haben würde.

Unter solchen Umständen nun begab sich der Jesuitenprovinzial der römischen Provinz zu dem Papste, um ihm diese Lage vorzustellen und von ihm Verhaltungsmaßregeln zu erbitten. Pius soll ihm geantwortet haben, er wisse wohl, wem die Verfolgung gelte; er bitte die Gesellschaft, nicht vom Platze zu weichen, sondern auszuharren; er werde den Ministerrath versammeln und für sie thun, was in seinen Kräften stehe. Indessen blieben die Jesuiten ruhig auf ihrem Posten und

kten wie immer fort. Aber die Wuth ihrer Feinde stieg;
hender ward ihre Stellung; man bereitete einen entscheiden-
Schlag vor, und sprach von Blutvergießen und Bürger-
gen, die der Jesuiten wegen in Aussicht ständen. Diese
gten wiederholt beim Papste an und erklärten sich bereit,
m zu verlassen, wenn dem heiligen Vater ihre Entfernung
die Herstellung der Ruhe erforderlich oder sonst dem Staate
lich erscheine. Ihnen stand ja die Welt offen, so weit sie
mit geringen Bedürfnissen und vielseitiger Bildung konnten
überall hingehen, einen Theil des freien und civilisirten Eu-
as ausgenommen; die Missionen der alten und neuen Welt
urften ja evangelischer Arbeiter und die Barbaren der Bil-
ig; dahin hatte auch Gioberti's freundschaftlicher Rath sie
wiesen. Endlich ward auf Galleti's Vortrag im Rathe
Papstes beschlossen: da die Regierung außer Stande sei,
Sicherheit und Leben der Glieder dieses Ordens gut zu
hen und sie wider allenfallsige gewaltsame Angriffe zu be-
ützen, so sei demselben der Rath zu geben, nicht mehr als
mmunität in Rom zu leben, sondern einstweilen sich zu zer-
euen, bis günstigere Zeiten eintreten würden; alle ihre Rechte
d die Güter ihrer Collegien sollten inzwischen gewahrt bleiben.
it der Eröffnung dieses Rathes ward der dem Orden be-
ders gewogene Cardinal Großpönitentiar Castraccane, ein
allen Kreisen hochgeachteter Mann, von Seiner Heiligkeit
uftragt. Der General des Ordens nahm diesen ihm münd-
) überbrachten Rath an, verlangte aber, Seine Eminenz
ge ihm auch schriftlich bezeugen, daß der heilige Vater die-
Rath ertheilt; sonst hätte man leicht sagen können, aus
ßer Furcht habe der Jesuitengeneral selber den Orden auf-
öst, oder er sei durch einen päpstlichen Befehl dazu genö-
gt worden. In drei Tagen wurden nun von der Gesell-
aft ihre Häuser geräumt. Auf das unter Leitung derselben
hende deutsche Colleg hatte diese Maßregel keinen Einfluß;
Falle eines Angriffs hätten es die fremden Gesandten unter
en Schutz genommen. Auch hat sich diese Anstalt unter

den folgenden Stürmen, wie es scheint, gut erhalten, wenn gleich ein Theil der Zöglinge, weil der ausgezeichnetsten Lehrer beraubt, das Institut verließ. Die bei diesem Seminar angestellten Jesuiten blieben; ein römischer Prälat erhielt dessen Rectorat. Einige der berühmtesten Jesuiten suchten die Bewegungsmänner selber in Rom zu erhalten; so besonders den Archäologen Marchi, berühmt wegen seinen Untersuchungen über die Katakomben; Perrone, den Dogmatiker, und etwa vier oder fünf andere. Die Meisten derselben zogen vor, das Exil mit ihren Brüdern zu theilen; Viele gingen nach Nordamerika und Belgien. Der berühmte Astronom De Vico starb auf dem Wege nach England, wohin er berufen worden war. Vom General Roothan sagte man, er werde die Verbannung zu einer Visitationsreise verschiedener Collegien des Ordens benützen. In Tivoli, wo das Volk die Jesuiten sehr zu lieben schien, blieben sie bis zum 12. April, wo endlich durch wiederholtes Hetzen ein Auflauf zu Stande gebracht ward, der sie auch von da vertrieb.

Die letzten Vorlesungen der zwei Dogmatikprofessoren, Perrone und Passaglia, wurden von einem zahlreichen Publikum besucht; auch Andere, die sonst nicht Zuhörer waren, fanden sich ein, sie zu sehen und zu hören. Der Erstere, ein kleiner, nicht eben schön gebildeter Mann, begann und endete ganz ruhig seinen Vortrag, wo er von der kirchlichen Tradition handelte, als ob nichts vorgefallen wäre, und nahm dann in wenigen Worten, die nicht sehr vernehmlich gesprochen waren, Abschied von seinem Auditorium, das ihn bei seinem Weggehen mit lautem Beifallklatschen und Acclamationen begleitete. Der Letztere, ein junger Mann von imponirendem Aeußeren, handelte in einem zierlichen und fließenden Latein von dem päpstlichen Primat; er gab einen kurzen Ueberblick des vorher Vorgetragenen und schloß mit dem, was noch zu behandeln erübrigte. Dieses Alles würde ich — das waren ungefähr seine letzten Worte — noch behandelt haben, wenn nicht — — Er sprach nicht weiter, sondern überließ das

:ige den Zuhörern; aber dieses nisi sagt unglaublich viel.
mysterium iniquitatis, das vorgegangen, wollte er nicht
hren. Ueberhaupt zeigten die exilirten Jesuiten so viel
nlichen Sinn, so viel Resignation und Ergebung, daß
t Manche, die dem Orden nichts weniger als ergeben wa-
ihnen hierin volle Bewunderung zollten, darunter selbst
testanten. Natürlich; denn in einer Zeit, wo sittlich große
raktere so selten sind, fühlt sich das Herz auch bei ent-
ter Geistesrichtung doch zu denen hingezogen, die noch
lenstärke und männlichen Muth bekunden. Pius wußte
l, wozu man ihn gezwungen; er war selbst tief ergriffen,
man ihm die Abreise der meisten Glieder dieser Congrega-
meldete. Durch ihre Entfernung geriethen die Studien
Verwirrung; sie wurden vernachlässigt, und wie Glaube
Sittlichkeit wankten, seit die radikalen Klubbs den Gipfel
r Macht erstiegen, so schien die Barbarei immer mehr zu
)en und Hesperien zu verbauern. Man mag die Vertrei-
g der Jesuiten an sich immer als ein secundäres Moment
)er Entwickelung der römischen Revolution betrachten, sie ist
beklagenswerthes Ereigniß für Jeden, der bedenkt, welche
rtei und welche Kräfte sie herbeigeführt, und wer dar-
einzig den Gewinn gezogen. Mir fielen die Worte des als
hter bekannten Exjesuiten Denis ein, die er bei der Auf-
ng dieses Ordens im vorigen Jahrhundert schrieb:

Nil juvat ingenuis teneram formasse juventam
Artibus, et mores edocuisse bonos;
Tot claros genuisse viros, quos nescia mortis
Innumeris loquitur fama voluminibus.
Scilicet aurea saecla tibi reditura putabas,
Europa, a nostri clade sodalitii.
Credula, tolle occulos, partem circumfer in omnem,
Et, quae sit facies rerum hodierna, vide!

Nun jubelten mit dämonischer Freude die Radikalen; ein
ßer Schlag war geschehen; das Unglaubliche war vollbracht.
is sie gethan, das sollte jetzt das Oberhaupt der Kirche ge-
n haben. Der Papst (so hieß es jetzt, nicht Pio Nono),

der Papst hat den Jesuitenorden aufgehoben, weil er seinem kirchlichen Zwecke nicht entsprach und den staatlichen Reformen entgegen war. Dagegen erklärte aber die offizielle Gazzetta di Roma vom 30. März, nicht die kirchliche Gewalt habe den Orden aufgelöst, sondern die Regierung habe, der harten Nothwendigkeit nachgebend (cedendo alla dura imponenza delle circostanze), eine einstweilige Zerstreuung der Ordensglieder für räthlich erachtet; von einer kirchlichen Maßregel gegen diese als eifrige Arbeiter im Weinberge des Herrn bewährten Männer sei keine Rede. Das hinderte aber die revolutionäre Partei nicht, die ihr vortheilhafte Lüge noch weiter auszubreiten, und ihre gesinnungstüchtigen Freunde im Auslande wiederholten sie getreulich. Hier war aber auch der Zeitpunkt, wo einem Theile des verblendeten Volkes die Augen etwas mehr aufzugehen schienen; es war aber nur der schwache, schüchterne, ohnmächtige Theil, der mit banger Besorgniß in die Zukunft sah. Am letzten März und am ersten April, wo die meisten Jesuiten schon das Profeßhaus verlassen hatten, sah man früh Morgens vor den verschlossenen Thüren der Kirche al Gesù zahlreiche Schaaren von andächtigen Besuchern dieser Kirche, besonders aus dem ohnehin mehr der Frömmigkeit zugewandten Frauengeschlecht, klagend, händeringend stehen, und endlich mit dem Ausdruck tiefen Schmerzens von dannen gehen. Der Gottesdienst ward später meist durch Weltgeistliche besorgt.

Nun, nachdem die Jesuiten aus dem Wege geräumt waren, zeigte sich bald, was leicht vorauszusehen war, daß die Oppositionswuth der Radikalen nicht allein und zunächst ihnen, sondern dem gesammten Clerus und Allem, was in der Sprache der modernen Liberalen Jesuitismus heißt, gegolten habe. Als die wirklichen Jesuiten vertrieben waren, griff man andere nicht minder verhaßte Personen ebenfalls als Jesuiten an, und zuletzt war Pio Nono selbst der Jesuit, der gestürzt werden mußte. Die weitere Entfaltung dieses Kampfes soll der Gegenstand der zunächst folgenden Schilderung seyn.

LXI.

Der Fortschritt *).

Wir dürfen nur hineingreifen unter die unklaren, vieldeutigen, großklingenden, täuschungsreichen Wortklänge dieser Zeit, und wir sind versichert, eine Parole der Revolution zu fassen, eine desto gangbarere und verderblichere, in je höherem Grade sie die eben genannten Eigenschaften in sich vereinigt. Wir treffen darunter auf das Wort des Fortschrittes. Dieses besonders gehört in der jetzigen Phase der Revolution zu ihren Hauptgewalten: nächst der Volkssouverainetät, der Freiheit und einem später noch zu berührenden Schlagwort wiederholt sie keines mit so viel Vorliebe und Aussicht auf Erfolg; es ist ein Artikel, mit dem sie Weltgeschäfte macht. — Es thut uns wehe, nach mehrfachen Andeutungen endlich einmal geradezu die Wahrheit aussprechen zu müssen, daß der trugvollen Schlangenlist der Revolution leider eine in demselben Grade entsprechende Unmündigkeit der Bevölkerungen zur Seite geht; daß diese gerade eben so geschickt und geeignet sind, betrogen zu werden, als jene zu betrügen. Die Ursache liegt auf offener, flacher Hand. Dieses Geschlecht, das jämmerlich und grausam betrogene, ist von Natur nicht dümmer, als ein anderes; es

*) Fortsetzung des Artikels: „Von der Lüge der Revolution" s. Bd. XXIII. S. 796.

ist ihm sogar eine gewisse vorzugsweise Anstelligkeit zu vielen Dingen, und ein Besitz von allerlei Kenntniß nicht abzusprechen; aber es hat mit dem Schatze der christlichen Wahrheit und mit den Heiligthümern des Glaubens, den Mittelpunkt jeder fruchtbaren Erkenntniß, den festen, gesicherten Stand in der Wahrheit, die Seele der Wissenschaft verloren, die da allein die Wissenschaft zur Weisheit erhebt. So bleibt der geschärfte Verstand dieser Zeit nur eine schneidende Waffe zur Selbstverwundung, und ihr Wissen ein Besitzthum gleich den Goldstücken in den Taschen des Verhungernden in der Wüste. Es ist dieß jene insipiens sapientia, die immer lernt und nie zur Erkenntniß der Wahrheit kommt, die auch ihres eigenen Besitzes niemals sicher ist, sondern wie ein Rohr von dem Winde einer jeden neuen Lehre umgetrieben wird. Welch ein herrlicher Stoff ist solch ein Geschlecht für die arbeitenden Hände der Revolution! Und diese weiß es am besten, wo ihr die Arbeit am leichtesten wird. Am wenigsten Mühe macht es ihr, den vielgebildeten Literaten oder genußsüchtigen Bürger einer Hauptstadt zu betrügen, am meisten Schande verdient sie an gesunden, glaubenstreuen Bauern, wie etwa in Tirol. Dort verfangen ihre Künste nichts, denn wer weiß, was er hat, ist nicht zum Tausche bereit gegen jede, vom Hausirer angebotene, ungeprüfte Waare. Der Unverständige aber kauft um jeden Preis, auf die schönen Worte des Händlers.

Auf diese Erwägung führte uns natürlich die Parole des „Fortschritts", und ihr unbegreifliches Glück in der Welt. Wir sagen, es ist unbegreiflich, daß sich Völker und Geschlechter ein so plumpes Seil durch die Nase ziehen lassen; daß sie einem relativen Begriffe nachrennen, ohne um seine Relation zu wissen, daß sie sich bestechen lassen von dem Laute des Fortschrittes, ohne zu fragen: Wohin? — Kann es eine vernünftige Menschenseele geben, die es für weise, für löblich, für gerathen zu halten im Stande ist, auf einem einmal eingeschlagenen Wege in Hast und Ueberstürz nur immer vorwärts! vorwärts! zu rasen, ohne vorher gewiß zu seyn, ob der Weg

nicht in den Sumpf oder Abgrund führt? — Ist nicht die Frage, die Gewißheit von der Richtung des Weges und von seinem endlichen Ziele die erste und nothwendigste? — Versteht das nicht der einfachste Mensch auf seinen Gängen, und beeilt er sich nicht umzukehren, und den Rückweg anzutreten, so bald er gewahr wird, daß er eine falsche Straße eingeschlagen? — Und in der Politik, im öffentlichen Leben weisen sie euch an, ohne rechts und links zu sehen, gleich scharf gejagten Pferden mit Scheuledern an den Augen, fort und fort und wieder fort den Weg zu rennen, auf den sie euch einmal getrieben haben; fortzurevolutioniren, nachdem ihr zu revolutioniren angefangen; fortzuzerstören, nachdem ihr zu zerstören angefangen; fortzuhadern mit Fürsten oder Nachbarn, nachdem ihr zu hadern angefangen; fortzumißtrauen, fortzuargwohnen, fortzuhassen, fortzutollen, fortzuwirbeln im wahnsinnigen Taranteltanz zu eurem sicheren Verderben, — bloß um eines Wortes willen: Fortschritt! und aus kindischer Gespensterfurcht vor einem andern Worte: Rückschritt oder Reaction! — Wo ist Wahnwitz und Raserei, wenn sie hier nicht sind? — Um's Himmels Willen, ihr Männer und Brüder, wenn euch eure Treiber zuherrschen: vorwärts! vorwärts! so fragt doch erst: Wohin? — und wenn sie euch antworten sollten: in's Paradies! so seht doch selber zu, und fragt andere vernünftige Leute, ob denn das wirklich der rechte und gerade Weg zum Paradiese ist, und wie viele Menschen oder Völker schon auf demselben in's Paradies gelangt sind? — Für dieses Wort des Fluches, dieses heute unselige Vorwärts, rufen wir euch, mit Zuversicht und Ueberzeugung ein anderes zu, es heißt: Zurück! — Kein redlicher Mann soll uns mißverstehen können! — Wir meinen nicht zurück zu verfaulten, vermoderten Zuständen, die wir verlassen haben, vielmehr die uns verlassen haben, die untergegangen sind an ihrer eigenen Nichtigkeit und Unfähigkeit zu leben, sondern zurück zu so vielen herrlichen Trefflichkeiten und Tugenden unserer Ahnen, die wir leider auch verlassen haben, die wir verschwendet haben, wie der verlorne Sohn sein Erbe,

bis wir nun bei den Trebern sitzen, und mit den Schweinen fressen! — Zurück zur alten Treue, zurück zur alten Redlichkeit, zurück zur alten Demuth, zurück zum alten Gehorsam, zurück zur alten Mäßigkeit, zurück zum alten Glauben, zurück zur alten Liebe! Könnten wir unser ganzes Sündenregister wider alle diese liebenswürdigen und segenbringenden Tugenden unserer Altvordern mit einem Blick überschauen, wir müßten vergehen vor Scham und Entsetzen. O wie weit stehen wir mit unserm hoffärtigen Fortschritt in's Blaue und Weglose, mit unserem Gewinn von unbrauchbaren und gefährlichen Dingen, unter und hinter der einfachen Größe und Sicherheit unserer biederen Vorfahren, wir albernes, schlechtes, aufgeblasenes Geschlecht! Die wir klein sind bis zu dem Grade, daß wir jeden Maßstab für Größe verloren haben; so sehr elend, daß wir unser eigenes Elend nicht mehr empfinden, und so sehr verworfen, daß wir Gut Böse nennen und Böse Gut, und den Unterschied von Beiden nicht wissen. O du Geschlecht des Jammers und der Sünde, schmutziger als der Koth unter deinen Füßen, in dem du dich gewälzt hast in Unzucht und Schande; begierlich, um eine Welt zu verschlingen, mattherzig und feige zu jedem Gedanken, der über deine Begier hinausgeht, und in deiner Bettelhaftigkeit und Erbärmlichkeit voll Lumpenstolz und Bubenübermuth! Was habt ihr, dessen ihr euch rühmen könnt, ihr Gottvergessenen? Die ihr von den Pflanzungen eurer Vorfahren lebt und zehrt, und gleich den Stumpfsinnigsten unter den Kannibalen die Bäume kappt, um reichlicher und bequemer an den Früchten zu schwelgen? — Welche Sonnenweiten hättet ihr zurückzumessen, wäre euch eine Spur von Vernunft und Besinnung zuzutrauen, um wieder bei denjenigen Ueberzeugungen und Erkenntnissen anzulangen, von welchen der erste Revolutionsgedanke ausgegangen ist, und dann erst, auf entgegengesetztem Wege, an einen wahren und wirklichen Fortschritt zu denken. Aber für alle Besinnungsfähigen und Thatkräftigen laute das Losungswort des Kampfes und Lösungswort des Wirrsals: Zurück! — Zurück

von allen Wegen, Errungenschaften, Bestrebungen und Gedanken der Revolution! Nicht zurück zu einem nächst vergangenen Zustande, denn er war der Vater des gegenwärtigen; überhaupt nicht zurück zu irgend einem Zustande, denn kein Zustand läßt sich wiedergebären, und jeder Zustand trug seinen Theil von Schuld und von Verderbniß; aber zurück zu den alten Ideen, die nur darum alt sind, weil sie ewig sind; zurück zu den alten Tugenden, die wir deßwegen alt nennen, weil die Alten von ihnen Beispiele gaben, die wir nicht geben; zurück zu den Wurzeln unseres Daseyns und unserer Kräfte, von denen wir uns abgeschnitten und in ein Glas Wasser gesetzt haben, damit wir heute noch und morgen für blühend und lebendig gelten können!

Gott sei dafür, daß wir dem Menschen oder Menschengeschlechte die Möglichkeit, den Beruf, die Verpflichtung zum wirklichen Fortschritte abläugnen, daß wir diesem Fortschritt irgend eine Gränze setzen, die Unendlichkeit der Veredlungs- und Bildungsfähigkeit der Menschenseele und Menschennatur irgend wie in Zweifel ziehen sollten! Wir müßten dann nicht wissen, daß der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist; daß ihm der Befehl gegeben ist, vollkommen zu seyn, wie sein Vater im Himmel. Diese Vollkommenheit zu erwerben, ist nicht die Sache eines glücklichen Wurfes, einer großartigen Anstrengung, eines einzigen Tages, sondern eines langen, beharrlichen, ununterbrochenen, täglichen, von Gottes Gnade geleiteten und gehaltenen Fortschrittes. Wir müßten auch nicht wissen, — daß die von dem Schöpfer in die menschliche Natur gelegten Fähigkeiten und Kräfte einer völlig unbestimmbaren Entwickelung fähig sind; daß diese fortschreitende Entwickelung durch den ganzen Verlauf der Geschichte andauert, und selbst scheinbare Rückschritte sie im Allgemeinen und Ganzen nie verhindert, viel eher befördert haben. Aber die Bedingungen des Fortschrittes, für Einzelne und noch mehr für Geschlechter, sind ganz andere, und denjenigen, welche die Revolution aufstellt, völlig entgegengesetzte. Zu jedem wahren,

ächten und ersehnenswerthen Fortschritte gehört viel Ruhe, viel Geduld, viel Selbstverläugnung, viel Demuth, viel Gehorsam, viel Glauben, viel von Alle dem, wovon diese Zeit Nichts hat, und dessen Nennung ihren Ohren beschwerlich fällt. Was will denn nun die Zeit mit ihrem Fortschritte? — Glaubt sie denn in der That, sie schreite fort? — Sie wird fortgerissen, fortgehudelt, fortgestürmt, wohin sie nicht weiß, und am Ende gewiß auch nicht will. Im Sturme aber ist überhaupt kein Fortschritt, selbst wenn er in der Richtung nach dem begehrten Hafen blies. Denn er tackelt das Schiff ab, und macht es zum Wrack, bevor es das Ziel erreichen kann; so daß es entweder vor erreichtem Ziele untergeht, oder freudlos und zerrüttet in den Hafen einfährt, der nicht mehr sein Ziel heißen kann, weil es unfähig geworden ist, dort auszurichten, weßhalb es ihn zum Ziele gesetzt hatte.

Aber trachten wir bei Gelegenheit dieser Fortschrittsideen noch eine gangbare, unklare oder unrichtige Vorstellung zu beseitigen. Man spricht heute so gerne und so vielfach von einem Fortschritte des Menschengeschlechts. Wir stellen einen solchen, wie bereits gesagt, durchaus nicht in Abrede; aber die gewöhnliche Auffassung der Sache ist eine völlig irrige, und es kommt vor Allem darauf an, die Parallele zwischen dem Fortschritte des einzelnen Menschen und des ganzen Geschlechtes richtig zu fassen, und zur Deutlichkeit zu bringen, von welcher Seite der Vergleich zulässig, und von welcher er gänzlich abzuweisen ist. Der Mensch gehört einer doppelten Ordnung an, und lebt darum zugleich ein doppeltes Leben. Wir gehen kurz zum Ziele: er lebt für die Zeit und für die Ewigkeit; für die Erde und für den Himmel. Mit allen seinen natürlichen, leiblichen wie geistigen Kräften, mit all seiner natürlichen Erkenntniß und Vermögenheit, gehört er zunächst der Zeit und der Erde an, obwohl auch sein höheres und übernatürliches Leben sich dieser selben Kräfte als Organe bedienen muß, und mittelst ihrer wirkt und handelt. Dieses höhere und übernatürliche Leben selbst aber, das der Mensch

für die Ewigkeit und den Himmel lebt oder leben soll, das Leben der Kindschaft Gottes, das er als unsterbliche, zur ewigen und innigsten Vereinigung mit Gott geschaffene Seele lebt, ist trotz seines Zusammenhanges mit jenem irdischen wieder wesentlich von demselben verschieden; sein Träger im Menschen ist der Wille allein, und der Grund seiner Möglichkeit die göttliche Gnade. Man kann es darum auch kurzweg das Leben der Gnade, wie jenes andere das Leben der Natur nennen. Beide Lebensordnungen haben ihre eigenthümliche, ihrem beiderseitigen Wesen und Gesetz entsprechende Entwickelung und demselben gemäßen Fortschritt, aber diese Entwickelungen und Fortschritte gehen keineswegs nothwendig mit einander parallel, am allerwenigsten, wenn die Durchdringung des natürlichen Lebens von dem übernatürlichen, und die Einigung Beider zu einem vollen und gesunden Menschenleben, in Vernachlässigung gerathen ist, und das erste sich, so zu sagen, auf eigene Hand gesetzt hat. Da mag es sich ereignen, daß in Entfaltung, Stärkung und Verfeinerung aller natürlichen Thätigkeiten und Kräfte ungeheure Schritte gemacht werden, Schritte, die das Bewußtseyn des Menschen um diese seine natürlichen Vorzüge und ihre Vortrefflichkeit gewaltig erhöhen, während sein innerlichst geistiges Wesen in ihm ein Kind oder Embryo bleibt, und in demselben Maße, wie sich sein irdisches Erkennen erhellt und erweitert, ein verhüllendes Dach sich über seinem Haupte von dem Himmel wölbt, und die herabfallenden Strahlen und hinaufreichenden Blicke aufhält. Ja es könnte das Unglück so weit gehen, daß mit der Erhöhung des einen, ein völliger Verderb des andern Lebens einträte, wo dann dem Wahne des (allgemeinen) Fortschritts eine furchtbare und entsetzliche Täuschung zum Grunde läge, und man an das Wort eines großen Denkers erinnert würde, daß der unendlichen Perfectibilität des Menschen eine eben so große Corruptibilität zur Seite gehe. — Umgekehrt wartet auch der Fortschritt oder Aufflug der Seele im übernatürlichen Leben nicht, bis der natürliche Theil sich zu gleicher Vervollkommnung entschlossen

oder bereitet habe, sondern er folgt, mit dem recht gerichteten Willen, dem Zuge, der ihn lieblich und gewaltig treibt, und von dem andern Theil muß mit, so viel davon vonnöthen ist, was dann freilich auch auf dieser Seite einen überaus leichten und doch riesenhaften Fortschritt zur Folge hat, aber einen solchen, der sich weder selber rühmt, noch sonst viel auf der Welt gerühmt wird. — Im kürzesten Gegensatze ausgedrückt: ein anderer ist der Fortschritt des Menschen selbst, zu seinem eigentlichen, d. h. ewigen Ziele, und ein anderer ist der Fortschritt seiner Fähigkeiten, Mittel, Kenntnisse, Erwerbungen rc. zu verschiedenen Zielen der Erde. Alle gewöhnlich so geheißene Bildung und Erkenntniß, alle Wissenschaft und Kunst, alles Sich bequem und gerecht machen des Menschen in Haus und Studierstube, in Gemeinde und Staat, in so ferne es nicht mit dem rechten Leben in Zusamenhang gebracht und demselben dienend geworden ist, gehört auf die zweite Seite hinüber. Wir wollen sehen, wenn von einem Fortschritte der Menschheit die Rede ist, welcher von beiden allein vernünftiger Weise gemeint seyn kann. Da die Menschheit keine Gesammtseele hat, so könnte von einem Fortschritte derselben auf dem Wege zu dem ewigen Ziele aller Menschen, oder kurz ausgedrückt, von einem fortschreitenden Besserwerden der Menschheit nur collective die Rede seyn, daß nämlich die Zahl der Guten sich immerzu vermehrte, und die Höhe der einzelnen Trefflichen im Laufe der Zeiten die der früheren Jahrhunderte überträfe und, so zu sagen, dem menschlichen Ideale mehr entspräche. Eine solche Annahme würde aber nirgends von der bisherigen Geschichte bestätigt, die ihr vielmehr im höchsten Grade ungünstig ist. Sollen wir aufrichtig seyn, so erkennen wir vielmehr in dem menschlichen Geschlechte einen gewissen Zug der Schwere, der es immer mehr und mehr, und ununterbrochen, und in gewissen Epochen mit reißender Schnelle nach unten zieht; ein Resultat, welches allerdings durch die erbarmende Hand der Vorsehung wieder aufgehoben wird, welche von Zeit zu Zeit mittelst mächtiger Eingriffe und gewaltiger Emporraffungen

des versinkenden Geschlechtes die großen Tage und schönen Perioden in der menschlichen Geschichte herstellt. Wer solche Perioden mit prüfendem Blicke ansieht, der wird erkennen, daß sie allezeit durch nichts weniger, als durch ein allmähliges, stufenweises, moralisches Fortschreiten der Menschheit, sondern umgekehrt, durch völlig von dem Menschen, seinem Wollen und Vermögen unabhängige, außerordentliche und ungeahnte Ereignisse und Conjuncturen, nicht selten im raschen Absprunge von der unmittelbaren Vergangenheit, herbeigeführt und zur Vollendung gebracht worden sind. Die Offenbarung läßt uns auch die Menschheit zu jener Zeit, da Gott die Welt zu richten kommen wird, also am Ende aller Tage, nichts weniger, als auf dem höchsten Grade der sittlichen Vollendung annehmen. Diese Träume von einer fortschreitenden, endlosen Erhebung des Menschengeschlechts bis zu einer Art von Götterhöhe, natürlich noch dazu recht hübsch aus eigenen Kräften, womit man seit einem Jahrhundert so gerne leichtgläubige Ohren kitzelt, und die, von der sittlichen Seite gesehen, ein Hauptdogma der Revolution so lange bildeten, als man noch auf sittliche Veredlung hielt, gehören gleichfalls mit zu den vielfachen einschmeichelnden und verderblichen Lügen derselben.

Ein anderes Ansehen gewinnt die Frage, wenn von fortschreitender Entwicklung der natürlichen Anlagen im Menschen, von möglichster Erkräftigung aller seiner Potenzen und Talente, von Zunahme der natürlichen Erkenntniß, Wissenschaft oder Kunst rc. die Rede ist. Es ist unmöglich, daß bei fortlaufenden Zeiten und Jahrtausenden eine solche nicht vorgehe, so wie ja auch der einzelne Mensch, der bekanntlich im Guten nicht nothwendig vorschreitet, mit zunehmenden Jahren, und selbst wenn er träge wäre, an Erfahrungen, Einsichten und Kenntnissen gewinnen muß. Das Menschengeschlecht hat aber viele Jahre durchlebt, und ist nichts weniger als träge gewesen. Wir glauben sogar, daß jeder von Gott in die Menschennatur gelegte Keim seine ganze und volle Entwickelung finden wird, und daß die Rechtwollenden der letzten Zeiten

durch die bis dahin auf die möglichste Weise gesteigerte Wissenschaft und Naturanschauung im weitesten Wortsinne sich allerdings in einem besonderen Vortheile befinden werden. Dieser Vortheil wird aber natürlich den Uebelwollenden in demselben Maße zu Gute kommen, und darum auch das Böse in dem letzten Weltlaufe bis zu jener entsetzlichen Höhe steigern, von der uns vorausgesagt ist. Daß dieser größtentheils stille, aber sichere Fortschritt des natürlichen Theils im Menschengeschlecht scheinbare Stillstände oder selbst Rückschritte erleidet, mag zugegeben werden; aber wir nennen sie deßhalb scheinbar, weil sie im Ganzen, und oft in ganz geheimnißvoller Weise, zu dem allgemeinen Fortschritt mitwirken, daher auch gesagt worden ist, daß die Menschheit in Spirallinien fortschreite. Aber noch eine besondere Analogie des Geschlechtes mit dem einzelnen Menschen muß hier in's Auge gefaßt werden. Dem allgemeinen Fortschritte jedes Menschen bis an das Ziel seines Lebens unbeschadet, zeigen sich doch gewisse einzelne Kräfte in besonderen, früheren Lebensaltern in ihrer speziellen höchsten Entwickelung und intensivsten Stärke, wie Gedächtniß und Fantasie in der Jugend, oder speculative Denk- und Thatkraft im männlichen Alter. Das Menschengeschlecht bietet dieselben Erscheinungen, und man würde vergebens in unseren oder noch folgenden Zeitaltern die poetische Jugendfrische der Urwelt oder Völkerkindheit, so wie die gewaltige Thatenlust der römischen oder altgermanischen Welt suchen. Was unsern gegenwärtigen Zeitlauf betrifft, so gibt es Einige, welche in demselben den Fortschritt mit Dampfkraft und Sturmeseile behaupten, während Andere, wie denn die Meinungen verschieden sind, eher einen Moment der Stagnation oder des relativen Rückschritts darin erkennen wollen. Der Gerechtigkeit zur Steuer dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß wenigstens die Wissenschaft dieser Tage, trotz vieler rück- und abläufigen Bewegungen, auch völlig excentrischer Zerfressenheit, auf manchen Seiten dennoch wahre und gesunde, auch sehr entschiedene Fortschritte gemacht hat.

LXII.

Erzherzog Karl von Steyermark.

(Fragment aus dem unter der Presse befindlichen ersten Bande der Geschichte Ferdinands II. und seiner Eltern.)

An dem Tage, an welchem der Gründer der habsburgischen Größe zum ersten Male im Glanze der so eben erlangten Kaiserwürde und zur feierlichsten Ausübung ihrer Vollgewalt in dem Dom zu Aachen über alle Fürsten des Reichs sich erhob und dem bereit gehaltenen Kaiserschmuck eines der bedeutungsvollsten Zeichen, das Scepter, abging, da ergriff er von dem Altare das Kreuzesbild, küßte es, und sprach mit sicherem Worte: „Dieses Zeichen, in dem Wir und die ganze Welt erlöset sind, wird wohl auch eines Scepters Stelle vertreten können!" worauf die Fürsten erst dem Herrn aller Herren, sodann ihrem weltlichen Oberhaupte die Huldigung darbrachten. Mit dieser scheinbar in dem Zufalle wurzelnden Handlung hat Rudolph der langen Reihe erlauchter Nachkommen bis an das Ende der Tage die Weihe, seinem Geschlechte den nie aus den Augen zu setzenden Wink gegeben, daß Grundlage und Sinnbild seiner wahren Macht, Treue und Vertrauen zu demjenigen seyn müsse, mit dessen Bild in der Hand am achtundzwanzigsten October des Jahres zwölfhundert dreiundsiebenzig der An-

herr die oberste Regentenhandlung vollzogen. Und wie sind sie nicht durch den Zeitenlauf, jetzt im Vollgenuß kaiserlicher Ehren und Macht, dann in bedrängten Lagen, die auch ihnen nicht gemangelt haben, dieser Weihe durch den mit Ruhm und Segen gekrönten Stammvater stets sich bewußt geblieben! Wie viel höher steht nicht diese bedeutungsvolle Weihe, mit der sie den mächtigsten Fürstengeschlechtern damals vorangestellt wurden, welch ein anderes Bewußtseyn verleiht nicht der helle Rückblick auf sie, als aller Menschentand, der, in der zerrinnenden Zeit auftauchend, des Herrschers Ohren umrauschen will.

Unter dem segnenden Einfluß dieser Weihe waltete der erste Ferdinand, und nicht erfolglos nahm er Bedacht darauf, daß sie dem Sohne gleichfalls zur Lebenskraft, zum Leitstern werde, daß der christliche Glaube das Element sei, welches sein Wollen und sein Thun umfange und durchdringe. Wie bei den Herzogen Albrecht und Wilhelm von Bayern, Vater und Sohn, so war bei den Erzherzogen Carl und Ferdinand, Brüdern, nicht der Regent ein Christ, sondern der Christ war Regent; sie waren sich bewußt, erst jenes, dann auch dieses zu seyn; die christliche Erkenntniß war nicht bloß die zierende Beigabe, sondern die lebensfrische Unterlage ihres Waltens als Regenten. Durch den Sohn hat der Vater, der erste Ferdinand, auf den Enkel, den zweiten Ferdinand, gewirkt.

Ein Ohrenzeuge hat folgende Aeußerung des Erzherzogs Carl aus Anlaß einer Strafe, welche die Mutter an einem ihrer Kinder vollzogen, weil es sich zu beten geweigert, aufbewahrt: „gegen alle jugendlichen Vergehungen mag bisweilen Nachsicht eintreten; was aber frommem Sinn zuwider läuft, den Geist von Gott abziehen kann, das darf niemals übersehen werden.“ Aus solcher Ueberzeugung gingen ernste Strafgesetze gegen Gotteslästerung und unehrbare Reden über heilige Dinge hervor. So wenig der Erzherzog dergleichen in dem eigenen

Hause duldete, eben so wenig vernahm man je einen leichtfertigen Schwur aus seinem Munde.

Ob er mit Geschäften überhäuft, ob er krank war, ob er auf Reisen sich befand, kein Tag verging, den er nicht mit Anhörung der heiligen Messe begonnen hätte. Von Jugend an pflegte er die Kirche jederzeit mit den Worten zu betreten: „in Deine Hände befehle ich meinen Geist; Du, Herr! hast mich erkauft!“ An Festtagen versäumte er nie die Predigt, und übte hiemit schon durch das Beispiel einen mächtigen, wenn auch stillen Einfluß auf Andere. Prozessionen entzog er sich nie; einmal unternahm er selbst eine Wallfahrt zu Fuß nach dem entfernten Mariazell. An bestimmten Jahrestagen legte er seine Beichte ab, und empfing das heilige Sacrament jederzeit nur nach vorangegangener Vorbereitung. Oefters nahm die Gemahlin wahr, wie er in einsamem Gemache auf den Knieen unter Thränen Gott sich nahte.

Wie bei ihm der Glaube zur That wurde, und die Liebe zu Christo in der Liebe zu denjenigen, welche Er als seine fortwährenden Stellvertreter auf Erden bezeichnet, sichtbar hervortrat, erkennen wir aus einer Thatsache, die bedeutend genug ist, um daraus auf Minderes und Alltägliches schließen zu dürfen. Der Erzherzog hatte immerwährend zwölf Ziehkinder, die da und dort, theils im eigenen Lande, theils in Bayern bei bewährten frommen Leuten untergebracht waren. Hatten dieselben das gehörige Alter erreicht, dann gingen sie entweder zu den Studien oder zur Erlernung von Künsten und Handwerken über. Alles geschah auf seine Unkosten. Jährlich verwendete er hierauf wenigstens zwölfhundert Gulden.

Die Glaubenstreue spiegelte sich auch in dem sittlichen Ernst des Erzherzogs ab. Er war höchst mäßig und trug kein Verlangen nach ausgesuchten Speisen auf seiner Tafel. Wein trank er wenig, und bei Gastereien, die er gab oder empfing, vermochte kein Zureden, ihn über die Schranken hinauszuzie-

hen. Darum ist es nicht mit Schweigen übergangen worden, daß (gerade der Gewohnheiten jener Zeit wegen) hiefür ihm das größte Lob gebühre. Von züchtiger Gesinnung gab er einen überzeugenden Beweis schon in seinen frühen Jünglingsjahren. Als nämlich ein Possenreißer mehrere Fürsten durch unanständige Schwänke zu ergötzen meinte, strafte ihn Carl nicht allein durch einen ernsten Blick, sondern gab ihm, mittelst einer derben Maulschelle, zu erkennen, daß er an unehrbaren Späßen kein Wohlgefallen habe. Auch war es allgemeine Meinung, daß vor seiner Gemahlin, mit der er sich in seinem einunddreißigsten Jahre vermählte, nie ein weibliches Wesen sei durch ihn berührt worden.

Seine wie der Gemahlin Gesinnung bürgt dafür, daß ihre Verbindung in wahrem christlichen Glauben gewurzelt habe; die fünfzehn Kinder, die aus derselben hervorgingen, geben Zeugniß, daß sie eine im Einklange der Gemüther geführte, eine glückliche gewesen sei. Die Beurkundung schönen Zusammenstimmens, welches selbst der Tod nicht zu lösen vermochte, finden wir in Mariens letztwilliger Verfügung, kraft deren sie ihrem ältesten Sohn (Ferdinand II.) den Diamant- und den Rubin-Ring vermachte, womit seine Eltern einst wechselsweise bei der Vermählung sich beschenkt hatten, aber unter bestimmter Bedingung, daß er dieselben nie zu etwas Anderem, als zu einem ähnlichen Zwecke verwende.

Maria ließ es an Nichts fehlen, wodurch sie des Gemahls Zuneigung gewinnen konnte. Sie wohnte meist seinen Jagden bei, an denen sie zugleich aus eigener Neigung Theil nahm; in der Kleidung ihrer Leute richtete sie sich nach seinem Geschmack; selbst in kleinen Sachen, die nur ihre eigene Person angingen, hörte sie gerne seinen Rath. Sie trachtete mit dem ihn zu erfreuen, woran er besonders Vergnügen hatte.

Im Jahre 1582, in welchem der Erzherzog immer mehr zu der Ueberzeugung kam, daß nur durch gefestigte Stellung

des Kirchlichen der steigenden Zerrüttung in dem Lande ein Ziel sich setzen lasse, reiste er Anfangs Novembers nach Wien, wahrscheinlich, um mit Erzherzog Ernst sich zu besprechen. Kaum hatte zu dieser Zeit die Gemahlin ihr neuntes Wochenbette verlassen; um so inniger war daher sein Verlangen nach Berichten von ihr. Am 7ten war er zu Wien eingetroffen; am 9ten machte es ihm schon „vieles Nachdenken", daß er noch keinen Brief erhalten habe. „Er werde", schrieb er ihr, „nicht eher sich beruhigen, als bis ein solcher vor seinen Augen liege." Und wie erfreut war er nicht, als bald darauf sein Sehnen in Erfüllung ging! Drei Tage später hofft er, sehr bald wieder abreisen zu können; denn er finde nicht Worte, um es auszudrücken, „wie lang ihm die Weile nach ihr sei." Dann klagt er darüber, daß trotz alles Antreibens die Geschäfte mit so großer Langsamkeit betrieben würden; „denn, mein Schatz! es ist dir wohl die Weil so lang nach mir, als mir nach dir!" Sich empfiehlt er „in ihr treues frommes Herz zu tausendmal gar hinein"; sie selbst aber immer „in den Schutz und Schirm Gottes des Herrn?" Er verspricht mit der Abreise nicht eine Stunde zu säumen, und schreibt einst gleichsam von dem Mittagsmal: „jetzt hab' ich dir Bescheid gethan und bring dir nun noch eins!" Am 20. November erhielt er wenige Augenblicke, bevor er Wien verließ, einen Brief von Maria, und am gleichen Abend in Schottwien eingetroffen (und dieß konnte bei der Entfernung erst in später Nacht erfolgt seyn), war sein Erstes, denselben zu beantworten. — Zwei Jahre später kam er nach Leoben; kaum abgestiegen, schrieb er der Gemahlin: „wie ich in das Haus gekommen bin, bist du mir halt abgegangen. Das Haus ist mir zu weit, denn der Weil ist mir schon lang nach dir." Darum war es nicht rednerischer Prunk, sondern der Ausdruck allgemein anerkannter Wahrheit, wenn in einer Leichenpredigt auf den Erzherzog gesagt wurde: ein Sinn, ein Rathschluß, ein Wille, ein Geist, eine Lebensweise einigte Beide.

Das spricht der Erzherzog in seinem Testamente durch Wort und That aus. Er bezeugt in demselben, daß „die freundliche, herzliebe Gemahlin“ während der ganzen Zeit seiner Ehe eine „offenkundige, beständige, herzliche Liebe und Freundschaft“ gegen ihn stets erwiesen habe, wofür er zur Dankbarkeit gegen dieselbe sich verpflichtet fühle. Aus öfterer vertraulicher Unterredung mit ihr und eigener Einsicht habe er sich überzeugt, daß der ihr zugewiesene Wittwensitz in Görz nicht bequem seyn würde, weßhalb er seinen Erben ernstlich auftrage, ihr des Freiherrn von Teuffenbach Wohnung zu Judenburg zu kaufen und dieselbe ausbauen, standesmäßig einrichten und ausstatten, auch „einen gewölbten Gang“ aus derselben in das Mönchskloster führen zu lassen, „damit Ihr Lieb die Kirche desto füglicher und mit besserer Gelegenheit besuchen möchten. In Anbetracht, daß seine Gemahlin „bei diesen theuren Jahren und Zeiten“ mit den durch den Heirathsbrief bestimmten zehntausend Gulden nicht wohl ausreichen könnte, und „damit Ihr Lieb seine wohlmeinende Neigung und Freundschaft im Werk spüren möchte“, verdoppelte er diese Summe, deren vierteljährige Ablieferung allen andern Ausgaben vorangehen solle. Den besten Beweis seines Vertrauens aber gab der Erzherzog darin, daß er die Gemahlin „als eine getreue Mutter“ den ernannten Vormündern seiner Kinder als Mitvormünderin „in Allem“ zugeordnet haben wollte.

Was dann der Erzherzog durch die ein für allemal aufgestellte Verfügung bezeugte, das bewährte die Gemahlin durch die bis an ihr Lebensende unausgesetzt sie begleitende Handlung. Sie stiftete dem Verstorbenen noch während seines Lebens in der Kirche der Jesuiten zu Grätz eine tägliche Seelenmesse, und während zweiundzwanzig Jahren verging kein einziger Tag, an welchem sie derselben nicht beigewohnt hätte; und war sie zu Meer, wo die Messe nicht konnte vollzogen, mußte sie doch vorgelesen werden. Den Tag der Woche, an

n der Erzherzog gestorben war, hatte sie für den ganzen
ß ihres Lebens zu einem Fasttag gemacht.

Am klarsten spricht der Erzherzog die unerschütterliche re-
löse und kirchliche Ueberzeugung in seinem Testamente aus.
bekennt darin: „von Grund des Herzens alles dasjenige
glauben, was von der heiligen römischen Kirche zu je Zeit
rch die Canones, durch die allgemeinen Concilien, bevorab
rch das jüngst gehaltene zu Trient zu glauben beschlossen
d erklärt worden sei, mit Verwerfung aller Secten und
einungen, welche diesen entgegen wären. Sollte er aber in
nem Sterbestündlein aus Anfechtung oder Schwächung der
rnunft in irgend etwas wider diesen Glauben handeln, so
läre er solches im voraus als unkräftig; denn es fehle nicht
Erfahrungen, daß die höchsten Häupter der Christenheit,
e gottselig dieselben auch gelebt hätten, durch die Secten,
ht ohne Schmach der Abgestorbenen, in den Ruf gebracht
rden seien, als wären sie von ihrem stets bekannten katho-
hen Glauben abgefallen *). Anbei getröste er sich des bit-
n Leidens und Sterbens Christi und der Fürbitte der
werthen, immerwährenden reinen und keuschen Jungfrau
ria und aller lieben Heiligen.**"

*) Hiebei hatte er wahrscheinlich seinen Bruder, Kaiser Maximilian II., im Auge, von welchem dieses vornämlich deßwegen ausgegeben wurde, weil er in der Todesstunde zu Regensburg mit dem Bischof von Neustadt ausschließlich über das Verdienst Christi sprechen wollte. Man hatte sich nämlich längst fest in den Wahn hineingeschwatzt, als wäre der katholischen Kirche jede Erinnerung an das Verdienst Christi abhanden gekommen, und die Würdigung desselben ausschließlich Eigenthum der Unkatholischen geworden; denn zu wissen, daß keine Messe vorkomme, worin nicht Gott non aestimator meriti sed veniae largitor genannt werde, wäre eine allzugroße Zumuthung gewesen. Man bemerke aber in dem Testament, wie der Erzherzog die Verdienste Christi als einzigen und festen Grund seines Glaubens bekennt!

In diesem katholischen Glauben bis in den Tod zu verharren, ermahnt er nicht nur seine Söhne und Töchter, sondern erklärt auch von den letztern eine jede, die einer andern als einer fürstlichen „katholischen" Person sich vermählen würde, des Heirathsgutes und der Aussteuer, von jenen aber jeden, der von diesem Glauben sich lossagte, der Erbfolge verlustig. Den Nachfolger verpflichtete er durch seinen letzten Willen, nicht allein die katholische Religion im Lande zu erhalten, sondern das schädliche Sectenwesen „so viel möglich auszureuten", Landshauptmannschaften und die vornehmsten Beamten am Hofe und im Lande katholischen Landsleuten vor andern und vor Fremden anzuvertrauen, auch die Geistlichkeit in Ehren zu halten, und sie bei ihren Rechten zu schirmen *), gleichwie dieses allen andern seiner Unterthanen angedeihen zu lassen. Sollte von seinen Kindern eines in den geistlichen Stand treten wollen, so dürfte ihm solches nicht allein nicht verwehrt, sondern solle ihm dazu alle gute Anleitung und Beförderung ertheilt werden.

Der Erzherzog hatte aber während sechsundzwanzigjähriger Erfahrung bitter genug empfinden müssen, wie der Religionszwiespalt nicht allein die Kraft des Landes lähme, sondern das fürstliche Ansehen gefährde, und eine Partei unter dem Begehren um Gewissensfreiheit dasselbe planmäßig einzuengen sich bestrebe. Darum schienen ihm die Bestimmungen in Betreff der Religionsangelegenheit in dem Testamente nicht bündig genug ausgedrückt. Damit also seine Erben und Nachkommen nicht den mindesten Zweifel haben könnten, was hierin sein Wille sei, fügte er später ein Codicill hinzu **).

---

*) Also noch der richtige Begriff der landesherrlichen Schirmpflicht, die im Verlaufe der Zeit in ein Bedrückungsrecht umgewandelt wurde.

**) Es ist aber nur in Abschrift vorhanden und ohne Datum, fern

in diesem fand er bei der Ermahnung: neben der katholischen Religion das Sectenwesen im Lande nicht aufkommen zu lassen, die Worte „nach Möglichkeit" zu schwankend. Dieselben wurden dahin verändert: „daß die Erben und Nachkommen solches zu thun sich für schuldig zu erachten, überhaupt keine andere als die katholische Religion zu dulden hätten, indem sie durch seine, den Landleuten aus Gnaden gegebene Concession in Religionssachen nicht gebunden noch verpflichtet wären *), hieran fest zu halten", legte er seinen Nachfolgern förmlich auf das Gewissen.

Ferdinand erkannte die in des Vaters letztem Willen ausgesprochene Verpflichtung in solchem Maße für bindend, daß er hinwiederum seinen Söhnen und Erben befahl, den auch auf sie sich erstreckenden väterlichen Befehl in Treue und Glauben zu vollziehen.

Authenticität läßt sich jedoch aus einem eigenhändig geschriebenen Codicill seiner Gemahlin erweisen.

*) Die Geschichtsbeschreibung wird darthun, wie in das Zugeständniß zu Bruck an der Mur vom 9. Februar 1578 die unkatholischen Landleute die Worte „Erben und Nachkommen" hinzuflicken versuchten, der Erzherzog aber dieselben mit eigener Hand ausstrich.

LXIII.

Der Wahn der Unmöglichkeit des Communismus.

Vor zwei Jahrzehnten war man noch in Deutschland gewohnt, den Communismus als ein ganz ungefährliches Hirngespinnst einiger wahnwitzigen, moralisch verkommenen Menschen zu betrachten. Als derselbe in der Schweiz, dem in allem Schlimmen in der neueren Geschichte Europa voranschreitenden Zentrallande, praktisch zu gestalten sich anfing, der Schneider Weitling als Prophet dieser Secte im Anfange der Vierzigerjahre auftrat, und durch seine Agenten die Arbeitervereine in der ganzen, namentlich aber in der westlichen Schweiz zu seinen Zwecken bearbeiten ließ; als die eidgenössischen Behörden, der damals noch konservative Vorort Zürich, dadurch aufmerksam gemacht am Ende gegen ihn einschritten, ihn fortwiesen und zur Rechtfertigung dieser ihrer von den Radikalen angegriffenen Handlungsweise einen Theil des gotteslästerlichen Unflathes, den man in den aufgegriffenen Correspondenzen der atheistisch-communistischen Arbeitervereine gefunden hatte, der Oeffentlichkeit übergaben, würdigte man dieses Ereigniß in Deutschland kaum der Aufmerksamkeit; man brachte es daselbst höchstens zu einem Achselzucken über den Unsinn des Communismus,

war geneigt, die warnenden Stimmen derjenigen, welche
das Umsichgreifen des Communismus, die Möglichkeit eines
ges der Besitzlosen gegen die Besitzenden aufmerksam mach-
für einen noch größeren Unsinn als den Communimus
zu erklären.

In Frankreich hatte man das Uebel in seiner wahren
lt viel früher erkannt; es mag dieses zum Theil auch
: kommen, weil es dort viel früher und viel mehr als
Deutschland um sich gegriffen hatte. Als im Jahre 1831
Frage der Erblichkeit der Pairie in den Kammern zur
iche kam, war es neben anderen Rednern vorzüglich der
og von Noailles, welcher auf die innere Verwandtschaft
Demokratie mit dem Communismus und den consequenten
rgang der ersteren in den letztern aufmerksam machte und
nde warnende Worte sprach:

„Es handelt sich nicht mehr um die politische Erblichkeit, die gegenwärtige Berathung ist verjährt, sondern bereits um die Zivilerblichkeit, um das Recht der Erbschaft; nicht mehr um das Gleichgewicht der Staatsgewalten, ein aristokratisches Uebergewicht, sondern um den großen Kampf zwischen Besitzenden und Besitzlosen. Diese fremdartige Lehre vom Eigenthum, die man noch neulich als eine tolle Chimäre verrückter Köpfe betrachtete, bespricht man kalt in allen ihren Einzelnheiten; sie hat in der Presse ihr Organ, auf der Nationaltribüne ihre freilich noch etwas schüchternen Vertheidiger, und verwirklichet sich auf eine erschreckende Art durch Thatsachen, die Entsetzen verbreiten."

Der edle Herzog mochte diese Warnung damals meistens
Ungläubigen zugerufen haben; allein es sind nicht zwei
zehnte, bloße Minuten im Leben eines Volkes, vorbeige-
n, und die Ungläubigen sind unter dem Entsetzen der Ta-
eignisse von ihrem Unglauben zurückgekommen. Jetzt zwei-
ort fast Niemand mehr an der Möglichkeit eines zerstö-

renden Einbruchs des Communismus. Man möchte jetzt dem Uebel vorbeugen; allein man hatte demselben zu sorglos und zu lange zugesehen, der revolutionären Demokratie zu lange freien Spielraum gelassen, damit sie ihrer Giftgeburt einen zum üppigen Wachsthum tauglichen Boden zubereite; es fragt sich, ob man in Frankreich noch die Mittel zur Besiegung des Uebels besitzt; Schullehrerentsetzungen, Beschränkungen der Wahlfreiheit werden sicher nicht, vielleicht nicht einmal die Umwandlung des Landes in einen Militärstaat, der Regierung in ein Militärregiment, helfen.

Die Gefahr, welche für Frankreich droht, ist für die große Mehrzahl der übrigen europäischen Staaten ebenfalls vorhanden; der Communismus ist für diese durchaus nicht eine Unmöglichkeit; er ist eine Consequenz des politischen Entwicklungsganges der Menschengesellschaft in Europa, und eben deßwegen die Gefahr vor ihm dringender, als man glaubt. Wir wollen hierüber einige Gedanken, die wir jedoch ohne nähere Ausführung bloß einfach hinstellen, hier folgen lassen.

Auf Besitz und Eigenthum war beinahe der ganze Staats- und Gesellschaftsverband im Mittelalter gegründet; die meisten der staatlichen und socialen Verhältnisse waren fort und fort in einem unmittelbaren Bezug zu Grund und Boden; sogar diejenigen, welche sich mit der Zeit von dieser Gebundenheit an Grund und Boden losgemacht hatten, blieben in einem mittelbaren Verbande zu selbem stehen. Wie nun Besitz und Eigenthum, so hatten auch die andern aus ihnen sich entwickelnden, oder unmittelbar an sie gebundenen politischen und socialen Verhältnisse eine bestimmte, nicht leicht zu überspringende Rechtsgränze; sie ruhten alle so gut wie Besitz und Eigenthum, auf einem historischen Rechtsboden; das Recht der Fürsten so gut, wie die Rechte und Pflichten der Unterthanen, die Be-

schiedenheit der Stände, die Rechte und Pflichten der höheren und niederen Elemente der Gesellschaft; — kurz, das ganze Wohnhaus der europäischen Menschengesellschaft war im Mittelalter vom Fundamente bis zum Giebel vom Kitt des historischen Rechtes durchdrungen.

Diese Verhältnisse sind jetzt durch die falsche Richtung, welche der Entwickelungsgang der europäischen Menschheit genommen hat, wesentlich verändert worden; von der historischen Rechtsgrundlage unserer staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse ist gar wenig mehr übrig geblieben; das Rechtsgebäude ist bis auf seine Fundamente abgetragen, und auch diese sogar liegen dem Sturme der Zeit offen. Das Recht des Eigenthums und die Herrscherrechte der Fürsten sind noch Ueberbleibsel von diesem Rechtsgebäude, sie haben, wenn auch nicht ganz, doch theilweise dem Zerstörungshauche der Zeit widerstanden. Allein der Augenblick ist da, wo man auch an ihnen rüttelt, und man zu der ernsten Frage gezwungen wird, ob mit ihnen nicht die gegenwärtige Form der europäischen Staaten, die Form der jetzigen europäischen Gesellschaft dem Untergange bestimmt sei! — Der menschliche Geist befolgt in seiner richtigen oder falschen Entwicklung mit einer Art von Nothwendigkeit einen gewissen Gang, der sich sehr oft vorausbestimmen läßt; nachdem beinahe das ganze Socialsystem der früheren Zeit zertrümmert worden, darf man wohl annehmen, daß das bisher im Zerstörungsgange verschonte Eigenthum, — die Basis jener Zustände —, und die Monarchie, — deren Spitze, Schutz und Blüthe —, ausnahmsweise verschont bleiben werde?!

Ohne Umkehr von dem falschen Entwicklungsgange, gewiß nicht! —

Der falsche Entwicklungsgang nahm seinen Auslauf nicht von Unten herauf, aus den untern Schichten der Gesellschaft, sondern von oben herab, von der von allen Schranken des Rechts sich loswindenden Fürstengewalt. Im Kampfe mit dem Lehenswesen, durch Hülfe des demokratischen Elements der Städte bildete sich die absolute Monarchie allmählig aus, und tauchte mit ihr die Idee einer alles überragenden, alles beherrschenden Staatsomnipotenz auf, für welche man den Ausdruck „Souverainetät" erfand. — Man verstund unter diesem abstrakten Begriffe nicht bloß eine, über allen Rechtsverhältnissen stehende, sondern eine durch den bloßen Akt des Willens das Recht sogar erzeugende Gewalt. Ja, man ging noch viel weiter, und räumte dieser Staatsomnipotenz, — der Ausgeburt des schrecklich irre gehenden menschlichen Hochmuthes — welche man in der Person des „Souverains" verkörperte, nicht nur die Befugniß ein, die bestehenden Rechtsverhältnisse zu ändern, umzuformen, zu zerstören und dafür neue zu schaffen, sondern man sprach für sie sogar die Gewalt an, über die Gewissen, den Glauben der Unterthanen zu herrschen. — So kam es, daß gestützt auf den Titel dieser Staatsomnipotenz Heinrich VIII. von England und das aristokratische Patriziat in Bern ihren Unterthanen den Glaubensabfall befohlen, daß man in Deutschland den Grundsatz aufstellte „cujus regio, ejus religio", daß Ludwig XIV. endlich ohne widersprochen zu werden, auszusprechen wagte: „l'etat c'est moi." — Vom Boden eines alle Lebensverhältnisse durchdringenden, sie alle beschützenden, leibhaftig vorhandenen Rechtes, welches Allen seine Schranken aufzwang, den Fürsten so gut, wie den Unterthanen, war man auf die Glattbahn einer über alles Recht hinausgesetzten, als einzige schöpferische Quelle desselben verkündigten Willkür gelangt. — Die Lehre von der Souverainetät und deren praktische Anwendung war der Anfang des Untergangs des historischen Rechtsbodens in Europa.

Diese Lehre drang nun, ja mußte von Oben nach Unten ingen. Die Souveraine hatten, indem sie sich über das echt stellten, ihren eigenen Rechtsboden unterwühlt; sie wa- n fürder nicht mehr Herrscher von Rechts- sondern bloß von ewaltswegen. Was natürlicher, als daß man ihrer Gewalt e eine andere entgegenstellte, daß man der königlichen Ma- stät und Gewalt gegenüber die Volksmajestät und Volksge- alt auf den politischen Kampfplatz rief. Diese befand sich in r günstigen Lage, daß sie für ihre Begehrlichkeiten so gute echtstitel als die erstere anzuführen vermochte, d. h. sie be- rfte keiner, da jene ihr keine mehr entgegenzusetzen hatte. Es greift sich bei der Erbsünde des Hochmuthes, welche dem enschlichen Geschlechte eingeboren ist, daß bei diesem versuchten Wechsel des Trägers der Souverainetät, der Wahn der Staats- macht nicht verloren ging; der Versuch ging vielmehr nur hin, diesen mit allen seinen Attributen von der Person des irsten auf das Aggregat der Volkshaufen, das Volk hinüber- leiten.

Den Durchgangspunkt zu diesem Wechsel, der eben den oßen politischen Kampf unserer Zeit hervorgerufen, und als ngang zu dem Vandalenthum des Communismus zu betrach- n ist, bildete die aus dem Sturz der absoluten, in falscher rm hervorgegangene und in dieser sich fortentwickelnde nstitutionelle Monarchie. England, wo zuerst die Idee r absoluten fürstlichen Staatsallmacht durchgeführt wurde, h auch zuerst für einige Zeit deren Uebertragung auf die assen durch seine Revolution verwirklichet; aus dem Kampfe r beiden, um diese Allgewalt sich herumreißenden Mächte, r fürstlichen und volksthümlichen, ging durch eine Art von iedensvertrag zwischen beiden das Mixtum Compositum der nstitutionellen Monarchie hervor. Man theilte die Omnipo- nz nämlich in zwei Stücke, wovon man das eine dem Fürsten

überließ, das andere aber der an die Spitze des Volkes als seine Vertreter sich hinstellenden Aristokratie als Beute hinwarf; damit war die Staatsallmacht der Fürsten gebrochen und ihr allmähliger gänzlicher Uebergang auf ein anderes Element vorbereitet. Für den Verlust tröstete man den Fürsten mit dem geschichtlich und moralisch unwahren Satze, „daß der Fürst nicht Unrecht thun könne", und leitete daraus die beruhigende Folgerung ab, „daß er nicht verantwortlich sei." — Der Umstand, daß das Parlament in England seit dreihundert Jahren mit seiner Beute sich begnügte, ist noch kein Beweis, daß dieses dort immer, oder daß es anderwärts so der Fall seyn werde, vielmehr zeigt es anderen Ländern die Erfahrung, daß unmittelbar hinter dem Constitutionalismus unserer Zeit die Demokratie sich emporhebt, als sogenannte Legaldemokratie ihre Verwandtschaft zum Constitutionalismus, und ihre gemeinsame Abstammung mit selbem nachzuweisen sucht, während ihr einziges Bestreben auf Sturz der constitutionellen Theilung der Staatsgewalt, auf ausschließliche Uebertragung derselben auf die Massen gerichtet ist. — Der heutige Constitutionalismus trägt in sich weder die Kraft eines Princips, noch eine materielle Macht; er muß der Demokratie, die beides in sich vereinigt, weichen.

Aber glaubt Ihr, daß die Massen, deren Hochmuth und Begierlichkeit man auf's Höchste gereizt hat, mit der Beute, welche die demokratischen Wühler ihnen zuzuwerfen gedenken, zufrieden seyn werden! — Wenn es einmal in Europa dahin kommen sollte, daß die historischen Rechte der Throne vernichtet, die Monarchien gestürzt, der große Haufen dagegen wirklich zum Souverain, zu einem über allem Recht stehenden, nur von seiner Willkür abhängigen Herrscher ausgerufen werden sollte, glaubt Ihr, daß der nimmersatte Magen dieser vergötterten, damit aber eigentlich nur mehr verthierten Massen mit

:r substanzlosen Speise eines logischen Begriffs, der Fiction on Staatsgewalt, geeignet bloß als Mittel zum Beutemachen ir die an der Spitze stehenden demokratischen Intriguanten, ch zufrieden stellen werde? Thoren sind, die das glauben, Lenschen, die aus der Weltgeschichte kein Blatt gelesen, und om menschlichen Herzen keinen Zug kennen; die Massen wer:n wirkliche Speise für sich verlangen; da aber in dem zerörenden Entwicklungsgange nichts mehr als das Eigenthum :rschont wurde, so ist es auch das einzige, was zum Verhlingen noch übrig geblieben. Sie werden diesen letzten Rest :s historischen Rechts, viel fetter als alle Phrasen von Volksajestät, Volksherrschaft, Volkssouverainetät, und darum geide für den gierigen Schlund der Massen geeignet, sicher :rschlingen.

Wißt Ihr das Geheimniß nicht, daß die Zahl der Besitzsen viel größer, als die der Besitzenden ist, daß durch Sou:rainisirung der großen Haufen und das mit logischer Gewalt ch aufdrängende Princip der Mehrheit eigentlich nur die Beзlosen zum Herrscher erklärt worden sind, welche nicht erman:ln werden, das letzte Ueberbleibsel von Recht, das Eigenum, als Unrecht und Raub desselben aus den Händen der esitzenden als Recht zu erklären. Es ist freilich ein Geheimß nur für Solche, die Augen haben und nicht sehen, die)hren besitzen und nicht hören wollen; für die Sehenden und iörenden aber wandert es als offenkundige Thatsache auf aln Straßen der Städte, in allen Landestheilen, in allen taaten herum. Es ist wirklich merkwürdig, wie es noch zt so viele Leute gibt, welche in dem Wahn befangen sind, s sei die Zahl der Besitzenden größer, als jene der Besitzlon, während das Verhältniß gerade umgekehrt ist. Wir stel1 eine sehr günstige Berechnung auf, wenn wir für die

meisten Länder Europas, mit Abrechnung des weiblichen Geschlechts, das Verhältniß der Besitzenden zu den Besitzlosen, wie ¼ zu ¾ angeben.

Die Bevölkerung der Städte, namentlich der größeren, zählt in unserer Zeit, wo alles in die Städte sich hineindrängt, und deren Einwohnerzahl daher in einer reißenden Progression zunimmt, in einem weit größeren Verhältnisse als dem angegebenen zur Klasse der Besitzlosen, d. h. aller Jener, welche entweder gar Nichts besitzen, indem sie mit Noth und Elend bereits wirklich im Kampfe liegen, oder selbe für die nächste Zukunft in Aussicht haben, oder Tag aus Tag ein nur so viel erwerben, um für sich und die Ihrigen knapp die unmittelbarsten Lebensbedürfnisse zu bestreiten; oder dann Jener, deren Besitz so gering ist, daß derselbe sie keineswegs von der Gier einer allgemeinen Gütertheilung abzuhalten geeignet ist. — Man mache nur eine Rundschau in den Städten, fange beim Königspallaste an und steige bis zu den Taglöhnerhütten und öffentlichen Armenanstalten herunter, und man wird finden, daß die Zahl der Wohnstätten sehr gering ist, wo wirklich mehr Besitzende als Besitzlose wohnen. Die großen Proletarierheere in den Städten sind keine Fiction, sondern leider eine nur zu traurige Wirklichkeit.

Das Verhältniß auf dem Lande ist zwar günstiger; allein auch hier ist die Zahl der Besitzlosen größer, als jene der Besitzenden.

Vorerst wird Niemand bestreiten, daß die Zahl der Dienstboten und Taglöhner viel größer, als jene der Dienstherren und Grundbesitzer ist. Allein selbst in der Familie von diesen gehört der größere Theil zur Klasse der Besitzlosen; ja es ist sogar ein Gebot der Nationalwohlfahrt, die unbedingte Gütertheilung in den Familien zu erschweren, der allzuleichten

Verwandlung der besitzlosen Familienglieder in besitzende Hindernisse in den Weg zu legen, weil die Erfahrung beweist, daß durch allzugroße Begünstigung der Gütertheilung zwar eine große Zahl von Besitzenden geschaffen, ihr Besitz aber selbst mit der Zeit auf ein solches Minimum zurückgebracht wird, daß er der Besitzlosigkeit gleich kömmt. Es findet hier das Paradoxon, „daß die Vermehrung der Zahl der Besitzenden die Besitzlosigkeit vergrößert", seine volle Anwendung.

Man hat in Frankreich auf eine Totalbevölkerung von vierunddreißig Millionen die Zahl der Besitzenden und direkte Steuern Entrichtenden auf höchstens fünf bis sechs Millionen angegeben; das Verhältniß wird in Deutschland nicht viel günstiger seyn. — Der Wahlsieg der Socialisten in Paris und anderen Gegenden ist daher gar nichts so Unbegreifliches; es ist ein Beweis von gänzlichem Mangel an Fähigkeit zur Auffassung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, wenn man die Niederlage in den neuesten Wahlkämpfen in Frankreich einer tollverkehrten Gesinnung eines bedeutenden Theils der besitzenden Bourgeoisie zuschreibt und ihr vorwirft, daß diese aus politischem Wahnwitz für das stimme, was sie ruiniren werde. Der Sieg ist lediglich einem einigern, massenhaften Zusammenwirken der besitzlosen Massen zuzuschreiben. Wir behaupten, daß bei diesen Wahlkämpfen nicht nur die ungeheure Mehrzahl der Besitzenden gegen den Socialismus gestimmt hat, sondern daß sogar nach dem vorliegenden Zahlenverhältniß der Für- und Gegenstimmenden, ein nahmhafter Theil von denjenigen, welche zur Kasse der Besitzlosen gehören aus allerlei Gründen, die ihnen nahe lagen, gegen und nicht für die Socialisten gestimmt haben. Wie lange wird man aber bei der reißend um sich greifenden Demoralisation auf die Stimmen von solchen Leuten rechnen können? — Ist nicht die Aussicht vorhanden, daß in Frankreich die ganze Klasse der Besitzlosen zu einem wohlgegliederten Wahlheere sich organisirt, und in den unblutigen Wahlschlachten einen sicheren Triumph erringt; und sind wir in Deutschland und anderwärts etwa so fern von den Zustän-

den Frankreichs? Hinausgeworfen zum größten Theile aus dem Gebiete des historischen Rechts, bewegen wir uns allenthalben beinahe lediglich nur noch auf dem Boden faktischer Zustände. Wie lange werden diese dauern? Die Armeen haben dieselben für einige Zeit noch in statu quo erhalten; aber wie lange werden diese zu einem solchen Dienste sich gebrauchen lassen? Gehören nicht sie vorzugsweise zur Klasse der Besitzlosen, sind nicht sie vorzugsweise der Verführung ausgesetzt, weil die ganze Agitationskraft der Umsturzpartei auf sie gerichtet ist, und das Bewußtseyn des Besitzes der Macht verführerischen Aufreizungen des Hochmuthes sie zugänglicher macht? Vermag Disciplin allein sie dagegen zu schützen?

Die Gefahr ist also wirklich und nicht bloß eingebildet, und wir dürfen mit gutem Recht sagen: „es ist ein Wahn, den Communismus für unmöglich zu halten." — Damit sei nicht gesagt, als könnte der Communismus je auf die Dauer die Welt regieren; er läuft gegen die von Gott selbst gegebenen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft; allein er kann hereinbrechen wie ein Vandalenheer, und den größeren Theil von Europa in einen gräßlichen Trümmerhaufen verwandeln.

Will man am Schluße dieser bloß skizzirten politischen Betrachtung uns nach den Heilsmitteln fragen, womit ein so entsetzliches Uebel abgewendet werden könne, so antworten wir: Es gibt einen wahren und einen falschen Communismus; dieser, der von uns geschilderte, ist die Ausgeburt menschlichen, ja diabolischen Hochmuths, jenen findet ihr beschrieben und befohlen in den Büchern unseres Heiles, es ist der Communismus christlicher Demuth, Liebe und Barmherzigkeit. Dieser allein ist das Gegengift, das jenen zu tödten vermag.

LXIV.

Hermann Dwerg aus Westphalen.

(Eingesandt.)

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts studirten viele junge Westphalen in Italien, und gelangten daselbst zu hohen Ehren. Theodorich von Niem und Gobelin Person sind weithin bekannt, weniger Hermann Dwerg, Protonotar des Papstes Martin V., ein Mann durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichnet.

In den „Stimmen aus Rom über den päpstlichen Hof im fünfzehnten Jahrhundert“, welche Johannes Voigt in Fr. v. Raumer's historischem Taschenbuche Jahrgang 4, S. 44 ff. vorführt, wird seiner gedacht, aber in einer Weise, welche zu nachstehender Mittheilung drängt. Der verehrte Historiker trägt in jener Darstellung „aus vertraulichen Berichten von Gesandten des deutschen Ordens an ihre Herren, die Hochmeister in Preußen“, wie er selber sagt, „kein freundliches und ansprechendes, sondern ein sehr düsteres Bild zusammen. Obenan in ihren — der römischen Curie — Lastern und Gebrechen

stand die unersättlichste Geldgier und schamloseste Bestechlichkeit, die alle äußere Scheu und alles sittliche Zartgefühl bis auf den letzten Funken erstickt hatten. Den Papst, die Cardinäle und die Hofdienerschaft bisweilen durch Geschenke und Ehrengaben zu erfreuen, war am römischen Hofe eine längst herkömmliche Sitte. Diese alte, ursprünglich vielleicht aus dem reinsten Gefühle der Verehrung hervorgegangene Sitte war im fünfzehnten Jahrhundert auf die schrecklichste Weise ausgeartet und zum Laster am Hofe geworden. Im Jahre 1420 schrieb der Gesandte nach Preußen: Lieber Herr Meister, Ihr müßt Geld senden, denn hier im Hofe alle Freundschaft endet, so sich der Pfennig wendet. Zur Zeit des Baseler Conciliums hatte der Gesandte nicht weniger als für dreihundert ungarische Gulden Fingerringe zu Herford fertigen lassen, und in Basel an die dort versammelten Herren zum Geschenke gemacht.“ Das Amt des Protonotars, wird ferner berichtet, — war um diese Zeit von ungemeiner Wichtigkeit. „Sein Einfluß auf den Papst muß oft von großer Bedeutung gewesen seyn, wie an dem Beispiele Hermann Dwerg's zu ersehen, der Protonotar unter Martin V. für einen der reichsten, geachtetsten und einflußreichsten Männer in Rom galt.“ Bei einer Weihnachtsbescherung seitens des Ordensgesandten wird daher Dwerg mit einem Pferde bedacht; und als vor dem erkrankten Papst nur selten ein Cardinal erscheinen durfte, war es der Protonotar Hermann Dwerg, „der Alles über ihn vermochte, und die Angelegenheiten des Ordens möglichst zu fördern suchte; und der Gesandte belohnte ihn dafür oft durch sehr ansehnliche Geschenke.“ (S. 108, 128.)

Daß Hermann Dwerg seiner Zeit ein geachteter und einflußreicher Geistlicher gewesen, daß er mit wärmstem Interesse seinem deutschen Vaterlande zugethan geblieben, wird uns durch andere Facta nur bestätigt. Das Jahr seines Todes ist uns nicht genau bekannt, er erfolgte jedoch nicht vor dem Jahre 1434.

Seine Heimath, das Bisthum Paderborn, war zu Beginn des Jahrhunderts die Stätte wüster Fehden geworden, und glaubte in Erzbischof Dietrich von Cöln den rechten Schützer zu finden. Mit Genehmigung des Papstes übernahm er die Administration des Bisthumes, strebte aber alsbald darnach, das ganze Bisthum auf ewige Zeiten seinem Erzbisthum einzuverleiben. Da wandten sich im Jahre 1434 in einer für den Fortbestand des noch heute in Gottes Segen fortblühenden Bisthums entscheidend gewordenen Denkschrift Domkapitel und Stände des Bisthums, den würdigen Dechant Heinrich von Harthausen an der Spitze, an die Kirchenversammlung zu Basel, und in dieser rufen sie aus: „daß er noch lebe, unser Hermann der Protonotar! er würde über Alles Euch den besten Bericht erstatten!“ Dwerg mag auch im Sinne der Welt ein reicher Mann gewesen seyn. Aber noch bewahrt seine Vaterstadt Herford sein Testament, geschrieben zu Rom den 14. December 1430. Aus diesem geht hervor, daß er arm war im Sinne Christi und des Evangeliums, und ein so frommer Priester gewesen ist, als nach jener Schilderung aus den Meldungen der deutschen Ritter in Rom derzeit gar nicht zu finden und zu erwarten war. Das Testament, dessen Einsicht wir besonderer Fügung Gottes verdanken, — ist ein Ausfluß reinster Liebe zu Gott, zur Kirche und treuester Aufopferung für den Nächsten. Dasselbe beginnt mit den Worten: „Domine, qui dixisti, nolo mortem peccatoris, miserere!“, ordnet die Beerdigung seines Leichnams an in der Kirche sanctae Mariae Maioris, verbittet sich jeden Pomp, jeden Sermon, jede Auszeichnung seiner Grabstätte. Sodann vergißt er Keinen, und vorab mag Jeder damit sich trösten, daß von Dwerg mehr Geld nach Deutschland zurückgekommen, als ihm von da geworden seyn mag. Nicht allein, daß er dem Papste Martin V., dessen besonderen Vertrauten er sich nennt, den Cardinälen und anderen Personen zu Rom ein treues Andenken seiner Liebe vermacht, vergißt er nicht die kirchlichen Institute der ewigen Stadt, nicht

das Hospital Teutonicorum in agone, und seine Dienstboten und seine Armen zu Rom. Sodann verordnete sein letzter Wille sechshundert schwere Gulden (florenos) der Stadt Deventer, fünfhundert rheinische Gulden der Stadt Cöln, sechshundert rheinische Gulden der Stadt Herford für die jährliche Ausstattung einer frommen, ehrbaren, armen Jungfrau dieser Städte. Ein ihm zu Herford gehöriges Gebäude gibt er zu einem Armenhause und damit die sechs aufzunehmenden Arbeitsunfähigen ohne allen Mangel leben, testirt er sechshundert rheinische Gulden. Den beiden Hauptkirchen seiner Vaterstadt vermacht er zur Stiftung einer heiligen Messe, einer jeden vierhundert rheinische Gulden; die zu St. Johann und Dionys, „in der die Leiber meiner Eltern ruhen", erhält außerdem zweihundert Goldgulden zu einem bestimmten Zwecke, andere zweihundert bestimmt er zur Vollendung des Thurmes dieser Kirche. Der anderen ad sanctam Pusinnam schenkt er alle seine Bücher, und will, daß sie in den dort einzurichtenden libraria an eiserne Ketten festgeschmiedet werden („ponentur in *catenis ferreis*, sic ut alienari et permutari non possint"), widrigenfalls die Bücher dem Capitel St. Severin's in Cöln zum Erbe werden sollen. Den Kirchen und Orten, wo er Beneficiat ist, schenkt er alle sich ergebenden Rückstände, bittet um das Gedächtniß der Liebe für sich, seine Eltern und alle Christgläubigen. — Seine Hauptfundation aber ist: er stiftete mit viertausend Gulden ein Collegium für Studenten zu Herford, ein anderes zu Cöln mit sechstausend Gulden. In jenem sollen vier Jahre lang zwölf Schüler in der Grammatik unterrichtet werden, dieselben Zwölf sollen dann „modo progressivo" fünf Jahre lang in dem Cölner Colleg ihre Studien („in sacra pagina aut jure canonico aut civili") fortsetzen, an beiden Orten unter strenger Aufsicht eines Rectors. Seinen Verwandten legirt er Nichts; das ihm gehörige Haus nebst Scheune, welches seine an Hermann Süel vermählte Schwester bewohnt, soll vielmehr für

das Herforder Colleg hergerichtet werden. Zum Schluße dieses seines wahrhaft katholischen Testamentes begehrt er: „was dann noch übrig ist von meinem Hab und Gut, das sollen meine Executoren im Verborgenen (occulte) unter die Armen austheilen, gemäß der Gott zu leistenden Rechenschaft."

Ob nun Hermann Dwerg der Protonotar auch von unersättlicher Geldgier besessen, welche in ihm den letzten Funken frommer Scheu und zarten Gefühles ausgetilgt habe, und ob und in welcher Art das von Voigt gegebene Bild in diesem Testamente seinen Widerstrahl finde, das zu entscheiden, bleibt jedem Billigen belassen; unerörtert ferner, ob die Rittergesandten von Rom aus bei ihren Brandbriefen und Geldanträgen immer gewissenhaft und mit „sittlichstem Zartgefühl" zu Werke gegangen sind. So viel wird auch Hrn. Prof. Voigt nun einleuchten: diesen Einen wenigstens „trieb nicht im Innern Eine Sünde, dieselbe gemeine Begierde und Leidenschaft" (S. 184 bei Raumer). Einsender dieses ist ein Westphale, und hat mit Freuden sich dieser als einer Ehrenpflicht entledigt zu Gunsten seines Landsmannes, dessen Namen noch heute die Nachwelt in Ehren nennen soll.

LXV.

Literatur.

Panzer. Beitrag zur deutschen Mythologie. München 1848.

Der Verfasser führt uns aus der friede- und freudelosen Gegenwart, wo man sich in der Politik damit befehdet, ob nicht die Hälfte des bayerischen Volksstammes, seine Ostlande von Deutschland künftig ausgeschlossen werden sollen, in die germanische Vorgeschichte zurück, in die Zeit, wo das bayerische Volk zuerst in seinem jetzigen Vaterlande feste Wurzeln schlug, und mit allen nationalen Erinnerungen aus der Urheimath sich zwischen den Alpen und dem Böhmerwalde niederließ. Er führt uns zur Quelle, und erhärtet als gediegener Forscher aus den noch bis zur Stunde fortlebenden Ueberlieferungen, wie unser Volk, ehe seine Götterdämmerung abgelaufen, bemüht war, den Paradiesesgarten seiner verlassenen Heimath im neuen Vaterlande im weiten Kreise wieder anzupflanzen, und wie die Bayern ihre alten Götter und Helden, Stammsagen und Volksmythen mit herübernahmen und überall lokalisirten — bis zu ihrer Christianisirung.

Am Jungbrunnen sitzen die drei Schicksalschwestern, die über Geburt, Leben und Tod der Menschen wachen, und drehen die Schicksalsfäden der Sterblichen. Urdar, Verdandi und Skuld nennt sie die Edda, die einheimische Sage hat sie nicht im mindesten vergessen. Oft steigen die gütigen Jungfrauen aus dem Brunnen oder See empor, singen den Neugebornen an der Wiege, oder finden bei Hochzeiten sich ein, und mengen sich in die tanzende Schaar, bis ihre Stunde geschla-

gen hat. Dem Helden, der zum Nörnberg und Brunnen der Nornen kömmt, verkünden sie Glück und Ruhm, und reichen ihm den Becher der Weisheit; aber er muß, wie Odin am Mimirsbrunnen, ein Pfand geben. Zuweilen sieht man sie auf ihrem, dem Volke der Umgegend wohlbekannten Hügel oder Schloßberg sitzen und am goldenen Spinnrad drehen; sie spinnen den fliegenden Sommer, oder hängen ihre Linnen im Mondenschein in die Luft, ziehen auch wohl bis zum nächsten Berge ein Seil, auf dem die Sage hin und wieder gleitet. Sie weinen und klagen, daß sie verloren sind, oder harren der Stunde ihrer endlichen Erlösung. Oft hört man sie auch im Berges Innern singen: es ist der Rockenstein, der Hollaberg, oder Jungfernbichl, der Frauenstein, Trudenberg, oder wie immer genannt, an dessen Fuße zuweilen auch der Drachensee liegt, und wo der Jungfern und Trudenbrunnen quillt. Oft heißt er auch der Göckeleberg, wie bei Dachau, weil daraus zur ungewissen Stunde der Ruf des Göckelhahns ertönt. Im Innern des Glasberges ist ihre Behausung; um die Zeit der Sonnenwende treten sie hervor, alsdann sind sie erlösbar, dann sieht man die drei Schwestern hinter einander auf dem Helwege, oder durch den Helgraben wandeln, zwei sind weiß (oder die eine weiß, die andere roth gekleidet), die dritte aber schwarz, oder doch halbschwarz, und hinten drein schleicht der Todtenhund. — Es sind die Töchter der Zeit, der bleichen Vergangenheit, der rosigen Gegenwart, der dunklen Zukunft, die Schutzgottheiten des alten dreigetheilten Jahres, des blühenden Lenzes, der Reifzeit oder des Herbstes, und des allesverzehrenden Winters.

Als Quellnymphen haben sie der Weißach, Rottach, Schwarzach den Namen geliehen. Daneben schwimmt das Rockenbiernl als Schwanjungfrau auf dem Tegernsee; wo aber der Wasserfluß die Donau erreicht, da haben dieselben Nixen (Hadburg und Siglint, ohne Wachhilde) einst dem grimmen Hagen der Nibelungen Not gewahrsagt. Nicht immer also treten sie freundlich auf, sondern wie auf ihren Fluch hin Burgen und Schlößer versanken, und ganze Gegenden im See ertranken, wie beim Ammersee: so hängt es von ihrem Zorn und der schlechten Aufführung der Menschen ab, daß düstere Seen auf den Alpenhöhen, oder aus dem geheimnißvollen Bergesschooße, wie aus dem

Innern des Rachelberges bei Flinsbach, sich ergießen, sei es, daß der Jaik aus dem Frauenloch bei Berchtesgaden losbricht, die ganze umliegende Landschaft ersäuft, und so die letzten Schicksale sich erfüllen.

Freilich sind sie auch selber verwünscht, und wegen ihres unheimlichen Wesens mitunter die wilden Frauen genannt. Es waren, wie es weiter heißt, drei reiche, edle Fräulein, die mit sammt ihrem Schloße versunken, zur Strafe dafür, daß sie auf das Zeichen der Wandlung in der nächsten Dorfkirche ihr heidnisches Gespött trieben. Anderwärts heißen sie auch die weisen Frauen, nicht bloß von ihrer Weissagekunst, sondern zunächst von ihrer lichten Gestalt. Zwei von ihnen können noch erlöst werden, die dritte aber nicht. Diese Dritte hat nämlich die beiden blinden Schwestern bei der Theilung des Erbgutes (z. B. nach der Sage vom Schloßberge zu Wolfrathshausen) übervortheilt, indem sie mit dem vollen Schäffelmaß das Gold sich zumaß, während sie den Schwestern den Metzen umkehrte und bloß den Bodenrand mit Goldstücken bedeckte. Darum wurde sie von ihnen verflucht, und der ganze unheilbringende Hort versenkt in die Tiefe des Berges. Es ist das Sonnengold, der Jahresfegen, den die dritte von den beiden andern Jahresschwestern sich zueignet, die goldenen Körner, die als Schatz in die Erde versenkt werden, und die betrügliche Täuschung und den Schein des Raubes unterhalten. Aber jährlich in der Sonnenwende erhebt sich der Schatz aus der Tiefe und sonnt sich; der Schatz blüht, sagt dann das Volk, und wer das Glück hat, bringt ihn zu Gesichte. Wer wissend, oder nicht, eine Schlüsselblume oder Wünschelruthe besitzt, dem öffnet sich wie von ungefähr das Bergthor, er betritt pochenden Herzens, vielleicht der Einladung der Fräulein folgend, den unterirdischen Gang, ein schwarzer Pudel liegt als grimmiger Hüter auf der Kiste, Drachengestalten schrecken den ersehnten Befreier zurück: ist er muthig, so erhebt er den Schatz und erlöset die harrenden Bräute, wo nicht, so schlägt die Eisenthüre dröhnend hinter ihm zu, und seufzend und klagend harren die drei Fräulein, bis die Zeit der Heimsuchung wiederkehrt, und wieder der Sterbliche unter einem günstigen Sterne geboren wird, der den Gang zu unternehmen berufen ist. Was außerdem die alte Heldensage

uns meldet, finden wir hier an Ort und Stelle wieder, so den Seyfriedsbrunnen auf der Lingwurmwiese bei Gmünden, worin der Held sich härtet, und nach schweren Thaten große Schätze erwirbt; so des tapferen Siegfried Kampf mit dem Drachen in der Sage von Walburg, während anderwärts Sanct Georg als Lindwurmtödter seine Stelle vertritt — nur ist die Kunde von der befreiten Bergjungfrau hier wie dort in der Sage verblichen.

Wir sehen, es sind die alten personifizirten Schicksalsmächte, die Zeit und Naturgewalten, die den Griechen und Römern unter dem Namen Kloto, Lachesis und Atropos bekannt, als Cleta, Phaenna, Ayx auch die drei Jahreszeiten präsentirten, die Trilogie der Gorgonen oder die Zauberschwestern, welche die ingredirenden Substanzen im Weltbecher rühren, die dreiköpfige Hekate, die aus dem Zuber oder Hexenkessel weissagt. Es sind die geheimnißvollen Mächte der Ober-, Mittel- und Unterwelt, wo Eintracht, Zwietracht und mitten inne die Versöhnung waltet; die Mören, Furien oder Erinnyen, die nach ihrer freundlichen Seite als Eumeniden (Eumonia, Dike, Irene) auftreten. Der wachehaltende Hund ist der Garmr der Edda, der Leichenhund, der Tod und Verwesung wittert, und als Sinnbild der Auferstehung an Grabmälern sich findet, der dreiköpfige Cerberus der Alten, welcher hier völlig in die Anschauung des gemeinen Lebens aufgenommen erscheint. Der Unglück verkündende Hahn aber ist der mythische Fiallar. Drei Hähne, so weissagt die Völuspa, würden den Untergang der Welt ansagen, der glanzrothe Fialarr, der goldkammige bei den Asen und der schwarze in den Sälen der Hel.

Die Nornen der alten Edda tauchen als Walkyrien unter den Namen Hildr, Gumr und Thrudr wieder auf. Ein Nachklang heidnischer Erinnerung ist es noch, wenn das Volk bei der Nennung der Gertrud (Gerdr, der Riesenjungfrau, Freyrs Gattin), Walburga und Margaretta, der zürnenden Wetterkönigin, höhere Wesen, und nicht nur christliche Heilige sich denkt. Höchst sinnreich führen kirchliche Urkunden dieselben drei Schwestern unter den Namen Fides, Spes und Caritas uns vor. Aber ganz neu für die wissenschaftliche Forschung im mythologischen Gebiete klingen die Benennungen der drei mythischen Wesen, wie sie noch im Munde des bayerischen Volkes

fortleben, nämlich Einbet, Werbet und Volbet. Es leuchtet ein, daß hier eben ein solches Mißverständniß obwalten mag, wie für den Römer, wenn Tacitus Germ. 43 meldet: Alx sei der Stamm der Doppelgottheit, die im heiligen Hayn ihren Sitz, und einen Priester im Frauengewand zu ihrem Diener habe — während goth. alhs vielmehr den heiligen Wald oder Tempel bezeichnet. So ist auch bett. goth. badi, ahd. petti, und in der Zusammensetzung agſ. vihbed, ahd. Kotapetti, gleichbedeutend mit Heiligthum oder Altar Die Namen sind also mit den Stätten des Cultus verwachsen, wo die drei weiblichen Gottheiten ihren Sitz, und wie die entsprechende männliche Göttertrias bis auf Gallus und Columbans Tage am Bodensee ihren Tempel- und Bilderdienst hatten. Himmelbett hieß der christianisirte Deutsche die künftige Wohnstätte der Seligen: noch mehr mahnt es uns an Brunhildebette, wo die Gebeine der Genannten gleichsam zu ihren Lektisternien beigesetzt waren; ferner an noch bestehende Ortsnamen, wie Maydenbett bei Haag, und Dechtapetta, jetzt Deckbetten und Ehebetten bei Regensburg, wo die Beziehung auf ein fanum virginum unverkennbar ist. Zuläßig erscheint auch die Stammform böd, anglſ. beado, welche Kampf bezeichnet und somit auf die Walkyrien oder Schlachtjungfrauen zurückgeht, während pato, peto, von biljan, der Gebetene, oder von beton, der Betende (woher Pathe) uns auf den Uebergang in die christliche Zeit führt.

Wo immer diese drei Jungfrauen als lokale Heilige verehrt werden, wie zu Schlehdorf, wo St. Ainbett, Wolbett und Wilbett auf der nun abgetragenen Felsspitze zuerst ein Klösterchen hatten, oder zu Einbetl am Petersbrunnen bei Leutstetten, wo St. Ainpet, Gberpet und Firbet, die früher das Schloß auf dem Carlsberg bewohnt, sich ihre Zellen erbauten, und noch abbildlich zu schauen sind; ferner zu Schildturn, wo St. Einbeth, Warbeth und Wilbeth als Pestpatrone in lokalen Ehren stehen, oder zu Meransen, wo Ainpet, Gewerpet und Gaupet (Cubet, Aubet und Guerre) selbst mit kirchlichen Jahrtägen bedacht sind, zu Einbettenberg bei Gegenbach, wie zu Einbetten bei Freiburg, wo die drei Jungfrauen Kapelle und Zelle gehabt haben sollen, endlich zu Straßburg und zu Worms, wo ihr Grabmal und ihre Statuen, in Stein ausgehauen, gezeigt werden — an all diesen Orten hat einst ihr heidnischer Dienst bestan-

en. Sie selber gelten als Kirchen- und Klosterstifterinnen, und es wird ihrer zu Oberigling noch jährlich von der Kanzel durch Verkündung ihrer Namen und im Gebete gedacht, ja zu Kleinkizighofen zum Gedächtniß dieser Wohlthäterinnen auf den Abend noch besonders mit allen Glocken geläutet — weil die alten heidnischen Stiftungen auf ihren Namen, die gefeierten Bannforste und Heiligenholze, Frauenwalde und Osterharte in der christlichen Zeit an Kirchen und Klöster übergingen. Noch geben die mit Todtenurnen erfüllten unterirdischen Gänge und Grüfte zu Mergentau, Reichersdorf, Rockenstein, Almehring und andern altbayerischen Orten bei ihrer kunstreichen Anlage und den daran sich knüpfenden Sagen das sprechendste Zeugniß von dem vormaligen Daseyn ihres heidnischen Tempeldienstes.

Was nun ihre ursprünglichen Namen betrifft, so erinnert Einbet den Verfasser an die Einherien oder Walkyrien. Ain könnte wohl das deutsche Wort für die griechische Bellona Enyo seyn, um so mehr, da Luther auch den Namen Aschera mit Hain überträgt. Wir möchten aber Aimpet oder Eimpet für die richtige Form halten, und an oim oder emma, Amme, Mutter denken, eine Bezeichnung, die zunächst auf die germanische Erdmutter Nerthus oder Bertha, die weiße Frau, die als Ahnfrau noch in fürstlichen Schlößern umgeht und Sterbefälle verkündet, zu passen scheint. Werbet ist Werre oder Holda; Volbet aber eben so wörtlich die in der germanischen Vorzeit berühmte Norne oder Priesterin Vala oder Wölva, um welche Odin selber nach Niflhel reitet, sie aus dem Todesschlafe zu erwecken. Vala ist es, von der das prophetische Lied vom Weltuntergang, die Völuspa genannt ist, ein hochheiliges Wesen des Alterthums, wie Veleda, Aurinia oder Aliruna, Gauna und Thiota und andere weise Frauen — foeminae fatidicae, die Tacitus hist. Nro. 61 dem deutschen Volke zuschreibt. Hauset doch auch die Alraun noch als altes Weib in der Alraunhöhle bei Schwarzach, und die Weld im Dreifstelzenberg, wie sollte das Volk der Vola vergessen haben? Ein noch auffallenderer Beleg für die Zähigkeit des Volksglaubens ist es, daß am Jungfernbüchel in Oberigling, wo „die drei hochgebornen Jungfrauen Heilräthinnen" genannt werden, und bei ihrem Jahrtage Jedermann drei schwarze Pfennige zu opfern gewohnt ist, noch der Name der

Hel, die mit dem schwarzen Hündlein sich früher dort oft blicken ließ, im Volke sich erhalten hat, indem man ungerathenen Mädchen zuruft: „Du wirst gerade, wie die Held, schwarz und weiß, und gehst ganz verloren.“ Helja, die indische Todesgöttin Cali, lebte zugleich als gefürchtete Pestjungfrau am längsten in der Erinnerung fort. Sie ist eine der Nornen, die an den drei Brunnen unter der Esche Yggdrasil sitzen, welcher als Lebensbaum seine Wurzeln nach allen drei Welten erstreckt. Sie muß, nach den vielfach in die Sache verschlungenen Ortsanklängen zu schließen, dem altbayerischen Volke auch unter dem Namen Rachel bekannt gewesen seyn. So haben auf dem Rachelberg bei Flinsbach am Inn die drei Jungfrauen gewohnt, bis das Schloß vor undenklichen Zeiten versunken ist. Daneben geht aber auch die Sage von der Welfenmutter, die, hier als Gräfin des Rachelschloßes festgehalten, die zwölf Knaben geboren, aber um der Eifersucht des Gatten zu entgehen, deren zehn als vorgebliche Hündlein im Hundsgraben aussetzen ließ, bis der Graf dazu kam, und die Lichtkinder entdeckte, die nun zu zwölf Helden heranwuchsen.

Es ist die weibliche Form des altdeutschen Sonnendienstes, der uns hier überall begegnet, indem unsere Vorfahren, ganz abweichend von anderen Völkern, die Sonne selber als weiblich sich dachten. Daß ihre Priesterinnen allenthalben, namentlich an Seeufern, wo später sich Klöster erhoben, oder auf Eilanden in abgeschlossenen Zellen und Thürmen, wie Hel, Veleda und die unnahbare Brunhilde, ihren Sitz hatten und von da aus ihre Sprüche verkündeten, ist zwar längst vermuthet worden; es heißen darum die weisen Jungfrauen auch die Räthseln, wie zu Peiting, wo in den steinernen Stuben das Pestweiblein wieder zum Vorschein kömmt. — Diese Annahme findet aber ihre letzte Bestätigung in der noch fortlebenden Sage, wie z. B. von Frauenwörth am Chiemsee, wo die Erzählung mit jener alterthümlichen von Hero und Leander und dem meerumfluthenden Thurme zu Sestos ganz identisch lautet. Eben so von der Priesterin auf dem Osberg bei Murnau, von der es heißt, daß sie, nachdem ihr Gebieter bei dem nächtlichen Schwimmen einst von den Wellen verschlungen worden, das

Wasser verwünschte, so daß es ausbrach und sich von da ab der Staffelsee bildete.

So viel von den altdeutschen Priesterinnen und dem Cult der Jahresgöttinnen, wie er im alten Bayerlande bestanden: von der himmlischen Spinnerin Bertha, der Ahnmutter vieler Heldengeschlechter, die noch jetzt, in den zwölf Nächten, umgeht, und von der germanischen Isis, die, vom Hunde begleitet, nach dem Todten sucht, so wie von der gefürchteten Pestgöttin Hel, eine Trilogie der deutschen Schicksalsmächte, die noch bis jüngst in hundertfältigen Sagen im bayerischen Volke fortlebten. Während ich damit umgehe, dieses niederzuschreiben, kömmt ein Büblein in's älterliche Haus, um bei der Jahresneige seinen Glückwunsch anzubringen. Es sagt seinen Spruch, und wünscht zum Schluße

„Ein glückseliges Freudenloos
Und ein groß's Himmelroß."

Ich habe diesen Ausdruck früher nie gehört, andere wohl ebenso wenig. Wenn gleich unverstanden hat er sich doch ein Jahrtausend über die alte Heidenzeit fortbehauptet. Was kann mit dieser Redensart anders gemeint seyn, als Wodans Schimmel, oder das „Roß Gottes", wie man noch scheltweise einen willenlos lenksamen Menschen nennt. Ist es nicht dasselbe weiße Siegesroß Sleipnir (während die Todesgöttin Hel auf einem dreibeinigen Rappen umreitet), was im oberbayerischen Sprüchworte wiederkehrt: Wer weiß, wem Gottvater seinen Schimmel schenkt? Ist es nicht eine dunkle Erinnerung an die im heiligen Hayne gehaltenen, nicht zu weltlichem Dienste gebrauchbaren Pferde des Himmelsgottes, oder an das mit dem gefallenen Helden zugleich begrabene Schlachtroß, das ihn über die Brücke Bifröst nach Walhalla tragen sollte? Wer ist es ferner, der auf schnaubendem Roß als wilder Jäger durch die Lüfte tost, oder beim Anbruch der Nacht „die Wölfe ausläßt," wie man noch die Kinder schreckt, als eben der alte Wodan? Und wenn es zum Sonnenschein regnet, so daß die Mächte der Finsterniß im Kampfe zu liegen scheinen, und man dann sagen hört: „jetzt peitscht der T. sein Weib." Was liegt hier für eine andere Anschauung zu Grund, als die von Loki und Hel, welch letztere bald als Großmutter, bald als Weib oder Tochter des Bösen gedacht wird?

Doch wir kehren zu Wodan, dem altbayerischen Waudl oder Woutl (was so viel wie Wildfang bedeutet) und zum Haberfeld zurück, wo das Rossezucht liebende Volk ursprünglich und noch lange hin jährlich im Herbste seinen Umritt hielt, um die Thiere unter seinen Schutz zu stellen, zur Haberweide, wo man für Wodans Schimmel früher bei der Aernte eine Garbe zum Dankopfer für den Jahressegen stehen ließ. Wir sagen früher! „Mit Unrecht", entgegnet uns der Verfasser des vorliegenden denkwürdigen Buches, dem es gelungen ist, einem solchen altheidnischen Cultusgebrauche noch jetzt auf die Spur zu kommen, was auch W. Menzel in Erstaunen gesetzt hat. Wenn nämlich in Niederpöring im bayerischen Unterlande das Getreide eingeheimst wird, läßt man auf dem letzten Acker noch einen Büschel Halme stehen, unterbindet darum gleichsam Arme, Kopf und Gürtel, so daß man eine Figur zu unterscheiden glaubt, und nennt dieses den Oswald. Die Dirnen schmücken ihn mit Feldblumen, alsdann knieen alle im Kreise nieder, und beten und danken für den Aerndtesegen. Zum Schluße wird noch zur Schwegelpfeife um den Oswald getanzt. Man nennt „die drei Halme" auch den Rothhalm, und sagt dabei: „Das ist für den Oswald." Ist hier auch der Eigenname des Gottes erloschen, so lebt er doch noch als Ase, wie ein Mährchen, in der Verehrung der Leute fort.

Der Verfasser hat durch seine ausreichende, wenn auch nicht alle sagenhafte Orte berührende Sammlung in einer Zeit, wo das Gedächtniß für die Vergangenheit in dem Maße schwindet, als das Volk an der Leseverwirrung der Gegenwart mehr und mehr Theil nimmt, sich um die deutsche Mythologie wesentliche Verdienste erworben, und eine reichere Fundgrube aufgeschürft, als Jakob Grimm je in süddeutschen Landen vorhanden dachte. Er hat als Forscher in diesen dunklen Gebieten der Vergangenheit Bayerns wissenschaftliche Ehre erhöht, und wird dabei sicher nicht stehen bleiben. Wie aber neben drei Schicksalsschwestern der Edda auch die altgermanischen Götter und Helden uranfänglich auf bayerischem Boden eingebürgert waren, mehr als dieß anderwärts der Fall ist, davon hat uns jüngst die Besprechung einer andern Schrift überzeugt.

